

AR 1764

2/90

Joseph Roth Collection

III

Address Book

S47/7

ADDRESS BOOK 1930

Joseph Roth.

am Freitag den Mai 1930.





AR 1764

2/91

Joseph Roth Collection

III

An meinen Freund

S4717

AD PERMANENT - 8/25/91

An meinen Freund.

Deine Worte - lieber Freund -  
Tröpfeln von des Kektars Lüsse,  
Sind so leicht wie Elfenbein Füße,  
Haben schöne Form vereint

Mit der Tiefe der Gefühle.  
Dieser Reichtum, diese Fülle  
Der Gedanken, int'ressant,  
Machen deinen schönen Namen  
Bald wohl bekannt.

Wien, am 29. Juni 1915.

J. R. J.

AR 1764

2/92

Joseph Roth Collection

III

Ebermayer, Erich

S47/7

EBERMAYER, ERICH, 1930

Joseph Roth  
Hotel am Zoo.

Berlin, den 1.4.30.

Herrn

Erich E b e r m a y e r ,

L e i p z i g .  
-.-.-.-.-  
Leibnitzstr.27.

Sehr verehrter Herr Ebermayer,-

ich danke Ihnen sehr für  
Ihren freundlichen Brief. Inzwischen sind aus Frankfurt  
meine Freunde Reifenberg, sowie Dr. Kracauer verreist.  
Wer heute noch dort in der Feuilletonredaktion ist, gehört  
nicht mehr zu meiner Generation. Es ist ein neuer Feuille-  
tonredakteur, den ich nicht kenne, der aber auch mit dem  
Theater nichts zu tun hat. Ich werde übrigens sobald Dr.  
Kracauer in Berlin ist -und er ist noch vor dem 13. hier-,  
ihn genauer befragen. *und lass ihm seek bitten, für mich zu danken*

Alles Gute

herzlichst


Ihr

Joseph Roth



Herzlichen Dank für den privaten Brief.  
Ich schreibe Ihnen in einigen Tagen, daher schreibe ich  
diesen Brief nur geschäftlich. Ist besser!!

Meine Frau lässt Sie freundlich grüssen und Paul hat sein  
"Grüss" Gott, Oom Joseph" noch nicht vergessen. Er hat gestern  
sofort mit weinen aufgehört als der Briefträger kam und ich rief  
"Einen Brief von Oom Joseph!" "Für mich?" hat er gefragt.  
Sehr bald ausführlicher. Gesundheit und Erfolg *und alles Gute*

*Herzlich*  


AR 1764

2/93

Joseph Roth Collection

III

Envelops

S4717

2000-2001, 2002-2003 1977



Redaktion, Verwaltung  
und Geschäftsverhältnisse:  
V. Rechte Wienzeile 97.  
Stadt-Expeditoren und  
Kleinere Anzeigen:  
I. Schulterstraße Nr. 12.

**Verkaufspreise**  
Einzelnummer ..... 100  
Monatliche ..... 300  
Drei Monate ..... 800  
Halbjährlich ..... 1500  
Jährlich ..... 3000  
Zusätzlich für den Postweg  
I. .... 100  
II. .... 200  
III. .... 300  
IV. .... 400  
V. .... 500  
VI. .... 600  
VII. .... 700  
VIII. .... 800  
IX. .... 900  
X. .... 1000

**Telegraphische Adressen**  
Verlagsanstalt „Die Arbeiter-Zeitung“  
Wien, V. Rechte Wienzeile 97.

**Telegraphische Adressen**  
Verlagsanstalt „Die Arbeiter-Zeitung“  
Wien, V. Rechte Wienzeile 97.

# Arbeiter-Zeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich.

Wien, V, Rechte Wienzeile Nr. 97

Erscheint täglich um 6 Uhr morgens, Montag um 2 Uhr nachmittags.

**Abbestellungsbedingungen**  
Die Abbestellung muss  
frühestens 14 Tage vor  
dem Ende der Abbestellungs-  
periode bei der Redaktion  
eingehen. Die Abbestellung  
kann jederzeit wieder  
aufgehoben werden.  
Die Abbestellung muss  
gegen eine Anzahlung von  
1000 Schilling erfolgen.  
Die Abbestellung muss  
gegen eine Anzahlung von  
1000 Schilling erfolgen.  
Die Abbestellung muss  
gegen eine Anzahlung von  
1000 Schilling erfolgen.

Herrn

Josef Roth

XX. Jägerstr. 26/ 6

Mezz.

*Kein Inhalt*

75 NAW

KÉPES



HADIUISÁG



Herrn

a. csász. és kir. 32. hadosztály tábori folyóirata

Josef Roth Einj. Freiw.

bei Sr. Hochwohlgeboren Herrn Prof.

Sigmund Bromberg Bytkowsky

LEMBERG

-----  
Ul. Bonifratrow. 2.

AR 1764

2/94

Joseph Roth Collection

III

Fles, Berthold

S4717

CORRESPONDENCE

FLOS, BERTHOLD 1936-1938

LANGHAM 3693.

49. HALLAM STREET,  
LONDON, W.1.

28. November 1936.

Lieber Herr Fles!

Ihr Vertrag mit Roth scheint mir vollkommen richtig. Möge er Ihnen beiden viel einbringen! Von Roth soll in Wiener Zeitungen die ganze Geschichte gestanden sein und dass ihm zweitausend holländische Gulden dabei abhanden gekommen wären, was ich leider für eine freundliche Uebertreibung halte. Er tut mir furchtbar leid.

Herr Kurt Michaels hat sich für meine noch verfügbaren Bücher in Dänemark bemüht und macht mir durchaus den Eindruck von Anständigkeit und Vorsicht.

Ich werde mich immer freuen, von Ihnen zu hören und Ihnen auch

persönlich zu begegnen.

Alles Herzliche

*Repa...*



FAST DIRECT



# RCA



## RADIOGRAM

### R.C.A. COMMUNICATIONS, INC.

A RADIO CORPORATION OF AMERICA SERVICE

TO ALL THE WORLD — BETWEEN IMPORTANT U.S. CITIES — TO SHIPS AT SEA

RECEIVED AT **64 BROAD STREET, NEW YORK, AT** \_\_\_\_\_ **STANDARD TIME**

FSE HS K 16  
 WIEN 9 12 0905  
 LC BARTFLES NEWYORK.  
 PLEASE CABLE 65 THANKS

27 APR 1942  
 2A AM 5 82

BRISTOL ROTH

**Telephone: HAnover 2-1811**

To secure prompt action on inquiries, this original RADIOGRAM should be presented at the office of R.C.A. COMMUNICATIONS, Inc. In telephone inquiries quote the number preceding the place of origin.

Form 112 TA-1075

Joseph Roth,  
p. Adr. Paula Grübel,  
Hofmana 7

Lwów, am 26 Jänner 1937.

Lieber Herr Fles !

Ich danke Ihnen sehr für Ihren 1. Brief vom 4.1. d.J.

Entschuldigen Sie sehr: aber ich habe für "Die Beichte eines Mörders" nur insofern persönliches Interesse, als der Vorabdruck der englischen Uebersetzung zum Vorabdruck kommen würde. Denn an dem Vorabdruck allein bin ich ganz beteiligt.

Soeben erhalte ich Ihre sehr charmante Zeichnung; ich danke Ihnen herzlichst dafür.

Der Roman der Frau Keun "Nach Mitternacht" ist vom Querido-Verlag angekauft. Inzwischen dürfen Sie meinen früheren Brief erhalten haben.

Ich begrüße Sie herzlichst, und in Erwartung Ihrer herzlichen Antwort -

Ihr ergebener

Joseph Roth

PS. Ich erhalte soeben die Mitteilung, dass der Verlag, von dem wir in Amsterdam gesprochen haben, vorläufig nur Bücher von mir herausbringen gedenkt. Als erstes Buch wird die "Geschichte der 1002 Nacht" herauskommen. Das Buch dürfte bereits in 2-3 Wochen gesetzt sein. Ich schicke Ihnen mehrere Abzüge. Ich bitte Sie herzlich, im Namen unserer - zwar noch jungen, aber, wie ich hoffe - stabilen Freundschaft, alle Ihre Anstrengungen auf die Unterbringung der "1002 Nacht" zu verwenden, eventuell auch auf Kosten der 2 Erzählungen, die in der Zeitschrift bei Querido erscheinen werden. Ich lege das Hauptgewicht auf meine "1002 Nacht", besonders da sie ein absoluter Filmstoff ist. Ich bitte Sie herzlich um eine schnelle rekommandierte Antwort, event. mit Luftpost, und vorläufig um Diskretion gegenüber den Verlegern, mit denen Sie in Verbindung stehen. Ich schreibe Ihnen dann den Namen des holländischen Verlags und glaube bestimmt, dass dieser Verlag auch für Sie in der Zukunft sehr erspriesslich werden wird. -

Herzlichst, Joseph Roth



February 15, 1937

Lieber Herr Roth!

Ich danke Ihnen fuer Ihren Brief vom 20 Januar. Die BEICHTER Uebersetzung ist jetzt fertig und schon nach Hale in London abegesandt worden. Auch wird sie jetzt einer Zeitschrift unterbreitet, zum Verabdruck.

Ich sehe der Geschichte 1002 NACHT mit grossem Interesse entgegen. Natuerlich wuerde ich mich sehr einsetzen fuer einigen baldigen Verkauf, und habe schon einen Interessenten.

Sofort nach Erhalt Ihrer Kurzgeschichte werde ich sie uebersetzen lassen, und hoffe bald auch diese placieren zu koennen.

Natuerlich moechte ich sehr gern die Generalvertretung Ihres neuen Verlags unternehmen, und zwar fuer England wie auch fuer Amerika, und kann Ihnen nur versichern dass ich mich speziell fuer diese Verlagswerke einsetzen werde. Die Provision bleibt natuerlich 15% wie schon erwaeht.

Der neue Keun Roman duerfte hier sehr erfolgreich sein. Hoffentlich bekomme ich bald Proben. Ich kann nicht umhin darauf hinzuweisen dass ich etwas enttaeuscht darueber war dass Frau Keun saemtliche Briefe von mir unbeantwortet gelassen hat.

Bleiben Sie noch lange in Poland, und was ist Ihre naechste Adresse?

Wie immer, herzlichst,

BF:rls

JOSEPH ROTH

Warszawa, den 23. Februar 1937

Herrn

Barthold F l e s, literary Agent

507. fifth Avenue

New York

---

Lieber Herr Fles!

In spätestens vier Wochen schicke ich Ihnen meinen neuen Roman "Die Geschichte von 1002 Nacht".

Ich bitte Sie herzlich vorläufig Ihr ganzes Interesse diesem Roman zu widmen, und nicht den anderen Werken.

Ich bin - ich darf es Ihnen heute sagen - in enge Verbindung getreten mit dem Verlag Uitgeverij De Gemeenschap, Bilthoven, Laurillardlaan 30.

Mein Freund dort ist der Herr Cornelius Vos.

Vorläufig ist mein Buch das erste deutsche, das dort erscheint.

Es wird Ihnen gewiss von Nutzen sein, wenn Sie in nähere geschäftlichen Beziehungen mit diesem, sehr gut fundierten, katholischen Verlag treten.

Die "1002 Nacht" werden Sie bestimmt schnell und gut placieren können.

Ich bitte Sie sich auch unmittelbar mit dem oben genannten Verlag in Verbindung setzen zu wollen.

Es handelt sich darum, womöglich gleichzeitig den Roman in deutscher und englischer Sprache herauszubringen, ohne aber die Möglichkeit eines Vorabdruckes ausser Acht zu lassen.

Ich bitte Sie mich freundlichst auf dem Laufenden darüber zu halten.

Bis Mitte März ist meine Adresse: Frl. Paula Grübel, Lwów, Hoffmanns

Ich bitte Ihren Brief rekommandiert senden zu wollen, da die Post hier unzuverlässig ist.

Nach Mitte März ist meine Adresse: Hotel Bristol, Wien I, Altes Hau

Was nun meinen nächsten Roman betrifft: so wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn es Ihnen möglich wäre mich unabhängig zu machen von den europäischen Verlagen.

Ich habe nur noch etwa sechs Monate an ihm zu arbeiten.

./.

JOSEPH ROTH

Warszawa, den 23. Februar 1937

Herrn Berthold F l e s, New York

II.

Die Weltrechte könnte ich Ihnen gewiss abgeben, wenn Sie mir innerhalb der nächsten sechs Monate je 7.200.- /je Dollar zweihundert/ zahlen könnten - das sind also zusammen 71.200.-

Bitte, schreiben Sie mir sofort, eventuell per Flugpost rekommandiert, ob Sie dazu imstande waren.

Selbstverständlich bitte ich Sie im positiven Falle um genaue Verlagsvorschläge. Verträge.

Ich bitte Sie noch einmal dringlich um eine sofortige Antwort.- Ich will nämlich noch in Wien und in Zürich mit einigen Verlegern sprech<sup>n</sup>

Mein Roman ist zur Hälfte fertig und ich brauche kaum mehr als ein halbes Jahr zu seiner Vollendung.

Frau Keun habe ich geschrieben. Ihr Brief hat Sie bestimmt nicht erreicht, denn Sie hat bestimmt vor ungefähr acht Wochen an Sie geschrieben.

Ihre Adresse ist: Hotel Bristol, Wien I, Altes Haus.

(Wie gesagt: sind die Postverhältnisse hier sehr schwierig.)

Anbei erhalten Sie meine Novelle "Triumph der Schönheit"

Ich glaube nicht, dass sie dem amerikanischen Geschmack entspricht

Versuchen Sie, was Sie können, ich bitte Sie sehr darum, denn ich brauche dringendst Geld.

In ungefähr 10 Tagen schicke ich Ihnen noch eine Novelle "Die Büste des Kaisers".

Lieber Herr Fles, ich bin sehr froh über unsere Beziehung und bitte Sie mich nicht zu enttäuschen.

Ich hoffe, dass unsere Beziehungen für beide Teile fruchtbar sein werden, und bin,

Ihr herzlich ergebener

Beilage

Rekommandiert.

Gefallen für Willy  
vom Kurt Simon  
Engelich!

Joseph Roth



Lieber Herr Fles !

Meine nächste Adresse ist: Wien, I. Hotel  
Bristol, Altes Haus.

Frau Keun hat Ihnen inzwischen geschrieben.

Meine Novellen dürften Sie erhalten haben,  
ebenso meinen letzten Brief aus Warschau.

Sehr herzlich,

Ihr ergebener

8.III.1937.

*Joseph Roth*

Brüssel,  
Hotel Cosmopolite  
am 2. Juni 1937.

Lieber Herr Leo,

- 1) auf den Brief, der Ihnen möglichst bald eine Rückmeldung.
- 2) Sie schreiben nicht, wann Sie zurückkommen wollen: bitte ein bisschen.
- 3) Die Filmenzahl hier nicht angegeben. Es war schon in Biltoven. Es wird nicht gemacht, aber, daß es nicht.
- 4) Es gab abgemacht, daß die 1002. Nacht vorläufig nicht fertig, sondern erst im August. Bis dahin kann ich noch die neu gefundenen Stellen geforderten Veränderungen vornehmen.
- 5) Es ist sehr schön, daß Sie die Party, Montag in Budapest, - können Sie sein? - hier die Nacht möglich. Mein Mann ist Dr. Viktor Kelemen, Budapest, Ullrichstraße (ich habe aber, daß ich die Adressen nicht habe) dann ich auch Auskunft geben. Es wird Ihnen die neuen Adressen geben.
- 6) Es müßte Ihnen gute Rückmeldung, mir auf.

Sehr lieb  
Herr

Joseph Roth.

Der neue Roman  
wird wahrscheinlich  
ganz, so wie ich  
es jetzt sehe.  
Es wird Ihnen  
einige sein,  
für die ich mich freue.

January 4, 1937

Lieber Roth:

WANN

ÜBERSETZUNG

KAPITEL

????!!!!???

PS Abbei 10; aber nun Schluss. Weil Ihre werten Kollegen nicht rechtzeitig abliefern, bin ich in allerhand Schwierigkeiten... Der Verlag ist wütend, und quartet das Buch nicht mehr bringen. Ich bin nun der Dumme. Man soll sich ja fuer die Emigranten einsetzen. Seit April versuche ich diese Kapitel zu bekommen; sie sind saemtlich versprochen; Sie und Marcuse sind die Einzigen die rechtzeitig abgeliefert haben...

v. s. v.

THE COMPANY WILL APPRECIATE SUGGESTIONS FROM ITS PATRONS CONCERNING ITS SERVICE

1280

**CLASS OF SERVICE**  
This is a full-rate Cablegram unless its deferred character is indicated by a suitable symbol preceding the address.

# WESTERN UNION CABLEGRAM

R. B. WHITE  
PRESIDENT

NEWCOMB CARLTON  
CHAIRMAN OF THE BOARD

J. C. WILLEVER  
FIRST VICE-PRESIDENT

SYMBOLS	
LC	Deferred Cablegram
NLT	Cable Night Letter
	Ship Radiogram

Received at 40 Broad St. (Central Cable Office), New York, N.Y. **ALWAYS OPEN** "VIA ITALCABLE"

RN133C WU WIEN 20 30

NLT BARTHOLD FLES

507 FIFTH AVENUE NYK,

ERBITTE DRINGLICHSTE TELEGRAMMANTWORT BRISTOLHOTEL OB  
BRIEFLICHEN VORSCHLAG ZWEIHUNDERT MONATLICH  
EINGEHEN KOENNET,

GRUESSE JOSEPH ROTH.

FLES OC.

THE QUICKEST, SUREST AND SAFEST WAY TO SEND MONEY IS BY TELEGRAPH OR CABLE





12. April 1937.

Lieber Herr Fless !

Ich habe Ihnen telegraphiert, dass ich Dollar 65.-haben muss.

Nach Ihrem Brief vom 1. ds. scheinen Sie damit einverstanden zu sein, dass ich Ihnen so ein Telegramm schicke.

Aus diesem Brief vom 1. ds. ist für mich ersichtlich, dass Sie meinen Brief aus Polen nicht erhalten haben. Ihre Antwort nach Polen habe ich ebenfalls nicht erhalten, infolgedessen bitte ich Sie mir von nun ab rekommandierte Briefe zu schicken.

Die Proben meines nächsten Buches erhalten Sie in cca. 4 Wochen.

Ich kann Ihnen ausser dem "Triumph der Schönheit" auch noch andere Novellen zur Verbreitung übergeben, wenn Sie den Wunsch danach haben und wenn Sie die Möglichkeit haben, sie zu publizieren.

Der Brief von Landshof, der Ihnen schreibt "querido hätte die Option auf mein nächstes Buch" dürfte missverständlich abgefasst worden sein oder von Ihnen missverstanden. Querido hat eine grosse Erzählung von mir, genannt "das falsche Gewicht" und eine kleinere Novelle, genannt "Der Leviathan". Er hat keinerlei Option.

Mein nächster grosser Roman ist eben "Die 1002 Nacht", von der ich Ihnen die Proben in cca. 4 Wochen schicken werde, wie schon oben gesagt.

Da es klar zu sein scheint, dass Sie meinen Brief aus Polen nicht bekommen haben, wiederhole ich Ihnen in Kürze, was ich Ihnen von dort aus geschrieben hatte:

Dass ich nämlich bereit wäre, in 6 Monaten meinen nächsten Roman abzuliefern, wenn Sie mir durch 6 Monate je 200.-Dollar zahlen würden, statt durch 12 Monate je \$ 100.- Ich habe nämlich bereits 3/4 dieses Romans fertig. Man müsste nur mit der Herausgabe warten, weil unterwegs inzwischen die 1002 Nacht läuft.

Um zu resumieren:

- a) Ich habe Ihren Brief nicht bekommen, ich bitte um dessen Wiederholung und zwar rekomm.
- b) Ich bitte um Ihre Aeussierung zu meinem Vorschlag,
- c) Ich bitte um die Bestätigung meiner Mitteilung, dass ich Ihnen mitgeteilt habe, dass weder Herr Landauer (Allert de Lange) noch Herr Landshof (Querido) irgend eine Option auf mein nächstes oder übernächstes Buch haben.

Es tut mir herzlich leid, dass Sie an meiner "Beichte" Geld verloren haben. Ich begreife allerdings nicht, warum Sie nicht mit Allert de Lange einen Vertrag für England und Amerika abgeschlossen haben und die Verpflichtung, selber irgend etwas übersetzen zu lassen.

Da ich Wien verlasse, ist meine Adresse von jetzt ab:  
Hedy Pompan, Wien, II. Obere Donaustr. 67/15, f. Joseph Roth.

Ich bin in alter Herzlichkeit  
Ihr ergebener







March 16, 1937

Den Heer Cornelius Vos  
Uitgeverij de Gemeenschap  
Bilthoven, U.  
Laurillardaan 30

Zeer beachte Herr Vos:

Lyn vriend en client, Joseph Roth,  
schreef my dat Uw uitgeverij de Duitse uitgave van Roths  
"1902 Nacht" op zich genomen heeft.

Roth verzoekt my, my met U in  
verbinding te zetten, omdat ik zyn boek, en die van vele  
andere emigranten, in de V.S. en Engeland vertegenwoordig,  
en de vertaalrechten plaats. Tot heden is het me gelukt  
een goort aantal van dergelyke boeken, o.e. Oldens HITLER,  
Pliviers GROSSER AB HITLER, Speyers H. F., Jatzko's L. PAYETTE,  
alle boeken van Silone, en vele andere Querido, allert de  
Lange en andere uitgaven hier te plaatsen, alsook in  
Engeland.

# Uitgeverij DE GEMEENSCHAP

Giro 123760

BILTHOVEN  
Laurillardlaan 30

Telef. 2157

Bilthoven (Holland), 26 Maart 1937

Den Heere Barthold Fles,  
507 Fifth Avenue, NEW YORK CITY

Mynheer,

Naar aanleiding van Uw kaartschryven van 18 dezer zenden  
wy U met gelyke post TWEE complete proeven van Joseph Roth's nieuwe  
roman (niet "Beichte"):

DIE GESCHICHTE VON DER LOOZ.NACHT

Uw nadere berichten zien wy met belangstelling tegemoet en teekenen  
in afwachting

Hoogachtend

*W. F. v. Pelt*

April 13, 1937

Herrn Joseph Roth:  
Hotel Bristol  
Vienna

Lieber Herr Roth:

Ich erhielt Ihr Telegramm und werde Ihnen baldigst die \$65 ueberweisen, telegrafisch, habe aber leider jetzt eben einige Hundert Dollar Option gezahlt und bin daher nicht in der Lage das Geld sofort zu sen en. Ich bleibe aber bei meinem Versprechen und Sie koennen mit den \$65 rechnen - werden wahrscheinlich diesleben schon erhalten haben bevor dieser Brief Sie erreicht. Ungluecklicherweise ist auch ein Theater soeben pleite gegangen - schuldet mir so ziemlich viel. Ein Unglueck kommt selten allein, sagt der Hollaender...

Ihr Brief vom 1. April kreuzte sich mit meinem letzten Schreiben, daher das Misverstaendnis. Ich moechte aber darauf hinweisen dass \$200 pro Monat fuer mich nicht dasselbe bedeutet als \$100 pro Monat, wenn auch der Totalbetrag dasselbe ausmachen duerfte. Ich habe sehr viele Verpflichtungen uebernommen; und bisher lei er die BEICHTE nicht in Amerika placiert; auch kam 1002 Nacht erst vor zwei Tagen an, sodass ich es auch eben unterbreiten konnte; habe sofort ein Expose geschrieben. Ihre Novelle wird uebersetzt, ist noch nicht fertig, weil Sie einen schwer uebersetzbaren Stil haben, verehrter Meister. Wahrscheinlich ~~ist~~ sind die Proben aus Warschau verloren gegangen.

Obwohl ich fuer meine Option auf 1002 Nacht gezahlt habe, musste ich sie umsonst einem englischen Verlag uebergeben, weil sonst die Placierung von BEICHTE nicht perfekt wurde. Uerbiegns hat dieser Verlag mir, entre nous soit dit, eine Schweinerei gemacht, indem er die Beichte einfach, bevor er den Vortrag hatte, hat uebersetzen lassen, wodurch ich mir nicht dir nichts schon sofort \$125 verloren habe, und ueberdies nochmal \$125 zu zahlen hatte; ich hatte naehmlich die Uebersetzung auf eigener Rechnung und Gefahr anfertigen lassen, und musste sie nun natuerlich selber bezahlen. Schoene Sache; aber natuerlich ganz ohne Ihr Wissen geschehen, und so erzaehle ich Ihnen den Sachverhalt nur damit Sie wissen was alles geschehen kann wenn man Vertrauen zu den Leuten hat...

Wie ist es nun moeglich dass Querido auch einen Roman vom Ihnen bekommt? Denn man sagt mir dass er dem englischen Verlag eine Option gewahrt hat. Es ist mir dies gaenzlich unklar. (Ich sitze hier um 4.30 morgens um



die NORMANDIE nicht zu verpassen, weil meine Sekretarin wieder mal krank ist!)

Also, viele Gruesse, und ich hoffe bald weiteres berichten zu können. Uebrigens ist Leichte als Vorabdruck von zwei grossen Zeitschriften abgelehnt, wird jetzt einem Dritten unterbreitet.

Herzlichst, wie immer,

A handwritten signature in cursive script, appearing to read 'H. C. ...', is written in the center of the page below the typed text.



Drzt: Salzburg, 20. April 1937

Lieber Freund!

Obwohl Ihres freundlichen Briefes vom 1. IV.  
habe ich auf mein Telegramm leider keine entspre-  
chende Antwort bekommen. Schreiben Sie mir bitte,  
an die Adresse: Frau Hedi Pompan, Wien II, Obere  
Donaustrasse 67, Tür 15.

Herzlich Ihr

*Johannes Roth*

Wien, 20. April 1907

Lieber Freund!

Trotz Ihres freundlichen Briefes vom 1. IV.  
habe ich auf mein Telegramm leider keine entspre-  
chende Antwort bekommen. Schreiben Sie mir bitte,  
an die Adresse: Frau Hedl Pompan, Wien II, Obere  
Donaustrasse 67, Tür 15.

Herrlich Ihr

Joseph Roth

Abfender: Frau Hedl  
Pompan, Wien  
Obere Donaustr. 67/15



Form!

Barthold Fleis

Literary agent.

507 fifth avenue

New - York

U.S.A.

CHARGE TO THE ACCOUNT OF

CLASS OF SERVICE DESIRED	
DOMESTIC	FOREIGN
TELEGRAM	FULL RATE CABLE
DAY LETTER	DEFERRED CABLE
NIGHT MESSAGE	NIGHT CABLE LETTER
NIGHT LETTER	RADIOGRAM
SHIP RADIOGRAM	

PATRONS SHOULD CHECK CLASS OF SERVICE DESIRED, OTHERWISE MESSAGE WILL BE TRANSMITTED AS A FULL-RATE COMMUNICATION

# Postal Telegraph

THE INTERNATIONAL SYSTEM

Commercial Cables



All America Cables

Mackay

Radio

RECEIVER'S NUMBER
CHECK
TIME FILED
STANDARD TIME

Send the following message, subject to the terms on back hereof, which are hereby agreed to

Form 2-C

LC  
 Roth Steinhotel  
 Salzburg (Austria)

~~XXXXXX~~  
 CABLING MONEY

NO. \_\_\_\_\_  
 TIME FILED \_\_\_\_\_  
 RECEIVED BY \_\_\_\_\_  
 SENT BY \_\_\_\_\_

# Postal Telegraph

## MONEY ORDER

PRINCIPAL \$ \_\_\_\_\_  
 TOLLS \_\_\_\_\_  
 PREMIUM \_\_\_\_\_  
 TOTAL \$ \_\_\_\_\_

POSTAL TELEGRAPH-CABLE COMPANY:

(Office)..... (Date) 4/1 19.....

Form 101-98634

Subject to the terms and conditions below and on back hereof and the Company's published rules and tariffs, which are hereby agreed to,

Pay to (Name) Roth  
 (Prefix Mrs. or Miss if known)

(Street Address) Steinhofstr. (Place) Salzburg

Sixty - five Dollars and 00 Cents (\$ 65.00)  
 \*(If payable outside of the United States, see below)

Payment to be made, at my risk, to anyone declaring himself to be the above-named payee, personal identification being hereby waived, unless the special direction immediately below be separately signed by me. (All foreign orders require identification—no direction necessary.)

Pay to person declaring himself to be the above-named payee, *only* if he be known to, or be identified by someone known to, an agent of the Company at place where payment is made.

**UNREPEATED MESSAGE, TO BE DELIVERED ONLY IF AND WHEN PAYMENT MADE**

(A message, written on the following lines, sent to the payee with this order, at but slight additional cost, saves a separate telegram.)

**Applies To Foreign Orders Only.** If a foreign order to Austria, Bahamas, Belgium, Bermuda, Czecho-Slovakia, Denmark, France, Germany, Great Britain, Greece, Holland, Hungary, Ireland, Italy, Jugo-Slavia, Lichenstein, Luxemburg, Palestine, Roumania, Switzerland or Turkey, payment may be made in United States currency (if no restriction be in effect) or in the currency of the country of payment, at the sender's option, to be indicated by him by placing an "X" in the blank space, below. In Bulgaria, Esthonia, Latvia, Lithuania, Poland and Russia, payment is made at present in United States currency only. In all other cases payment is made in the currency of the country of payment.

Pay United States Dollars  Pay in Local Currency

Signature of Sender [Signature]

Address (For Reference Only) 507 - [Address]

Telephone Number [Number]

The sender requests the Company to ask the person claiming to be the payee of this money order the following questions:



April 30, 1937

Lieber Herr Both:

Sie sind fast so schlimm als ich, wenn ich in Europa bin: reisen dauernd umher sodass man Sie nie erreichen kann! Dazu kommt noch dass tatsaechlich wenigstens je einer unserer Briefe verloren gegangen ist, sodass wir beide nicht genau wissen woran wir sind. Anbei ein Durchschlag zweier Briefe die Sie nie erhalten haben... Und ich hoffe dass Sie meinen Wunsch erfuehlen werden; schon haben Heinrich Mann, Arnold Zweg, Rudolf Olden, Konrad Heiden und wahrscheinlich Silone akzeptiert. Wie Sie aus dem Brief ersieht, wird eine betraechtliche Anzahlung geleistet - \$200.

Gestern erhielt ich Ihr Telegram mit der neuesten Adresse. Heute drahtete ich "CALLING MONEY" und liess Ihnen telegrafisch die \$65 zukommen. Eben kommt Ihre Karte mit dem neuen Wiener Adresse; wo Ihr Telegramm aber offenbar spaeter abgesandt wurde als die Karte, so muss ich annehmen dass Salzburg richtig ist...

Bisher, mein lieber Herr Both, habe ich nun \$65 und \$5.-Telegraphenspesen fuer den Cheque, und \$25.- fuer die Option und \$250 fuer die Uebersetzung von B. Both, gleich \$425 fuer Sie ausgelegt, was immerhin ein Betrag ist! Nun verlangen Sie weitere \$1200 in sechs Termnen von je \$200. Ich bin, wie ich schon schrieb und auch Ihnen sagte, gern bereit Ihnen \$1200 zur Verfuegung zu stellen, aber nur in monatlichen Raten von je \$100 und nur nachdem ich jedenfalls einen Teil meiner bisherigen Auslagen gedeckt habe. Sie koennen mir das kaum uebel nehmen, weil auch ein Agent seine Spesen hat. So habe ich nun ein Preisausschreiben fuer ein Emigrantebuch organisiert; die deutsche Akademie ist offiziell als "sponsör" verpflichtet worden, Thomas Mann (der den Preis vorige Woche bei einem grossen diner im Ritz ankuendigte) ist President der Jury, deren Mitglieder Feuchtwanger und ein anderer beruehmter Emigrant sind. Wenn Sie nun wissen dass erst am 1. Oktober oder September 1938 der Schlusstermin ist, dass dann noch eine Wahl getroffen werden muss, so werden Sie einsehen dass dies eine Sache von 1 1/2 Jahr ist bis ich ueberhaupt irgend etwas davon bekomme; nicht dass das mir schwierig oder unangenehm waere...

Also, auf den genannten Bedingungen bin ich gern bereit Ihre Option auf die weltrechte Ihres naechsten Romans zu kaufen; aber nur so ~~xxx~~/ich es schaffen koennte

Uebrigens: 1. Habe ich Hale die Option auf 1002 Nacht umsonst gegeben, nur weil er sonst die Beichte nicht genommen haette; 2. wuerde ich gern weitere Novellen

zur Placierung erhalten, um sie vielleicht auf eine Rechnung und Gefahr uebersetzen zu lassen.

Tja, also hat weder Landshof noch Querido eine Option auf Ihr naechstes oder uebernachstes Buch, schoen, umso besser.

Und Little, Brown ist sehr interessiert in 1002 Nacht (es ist dies der Verlag des Remarque); hoffen wir dass ich einen guten Abschluss beibringen kann, kuerzlich. Eventuell drahte ich dem noch.

Liaber Herr Roth, Sie wissen doch wie ich Sie bewundere; und glauben Sie es mir, es ist nur eine Sache von Finanzierung. Ich habe vor am 10. Juni mit der Normandie nach Europa zu fahren; bestimmt treffen wir uns da irgendwo. Sie wissen ja dass eine solche Reise ein Heidengeld kostet - wenn man irgendwie gut fahren will!

Also, leben Sie wohl. Und ich hoffe sehr dass Sie in Zukunft ohne finanzielle Schwierigkeiten weitermachen werden koennen.

Zum Schluss: Ich bekam eben einen reizenden Brief von Ihrem Freund Stefan Zweig.

Mit herzlichsten Gruss,

Sie immer,  
Ihr,



Form 103-98276

# Postal Telegraph-Cable Company

## THE INTERNATIONAL SYSTEM

POSTAL TELEGRAPH · MACKAY RADIO · COMMERCIAL CABLES  
ALL AMERICA CABLES

ISSUED AT

521 FIFTH AVE.

(CITY) PHONE: MURRAY HILL 2-4806 (STATE)

No. 19

(DATE) 4-30-37

RECEIVED FROM Barthold Fles 507-5 Ave

THE AMOUNT OF Sixty five

TO BE PAID TO Joseph Roth

\$ 65. <sup>00</sup>/<sub>100</sub>

and no DOLLARS

AT Salzburg (Austria)

POSTAL TELEGRAPH-CABLE COMPANY

HJ Reinhardt  
MONEY ORDER AGENT

CHARGES PAID

\$ 4.10

THIS MONEY ORDER IS ACCEPTED IN ACCORDANCE WITH THE TERMS AND CONDITIONS OF THE WRITTEN CONTRACT THIS DAY ENTERED INTO WITH THIS TELEGRAPH COMPANY.



Wienl. April 1937.

Herrn  
Berthold F l e s s ,  
New York.

Lieber Herr Fless!

Soeben habe ich Ihr Telegramm bekommen. Ich bin sehr unruhig sowohl über den Inhalt des Telegrammes = denn es scheint mir symptomatisch = als auch über Ihr völliges Stillschweigen, seit meinem letzten rekomm. Brief aus Warschau.

Ich kann einfach nicht verstehen, weshalb Sie ein Angebot machen, um es zurückzuziehen; und ebensowenig, weshalb Sie über Ihre Erfolge betreffs meiner Arbeiten in Amerika mir nichts mehr mitteilen.

Mein neuer holländischer Verlag dürfte sich mit Ihnen schon in Verbindung gesetzt haben. Ich habe auch darüber nichts von Ihnen gehört.

Ich bitte Sie herzlich mich nicht ohne Antwort zu lassen und mir auf dem schnellsten Wege eine Auskunft zu geben.

Wenn Ihr Antrag auf \$ 100.=

monatlich für 12 Monate wirklich seriös war, so  
kann ich mir nur Ihr Telegramm dadurch erklären,  
dass Sie meinen Brief aus Warschau nicht erhalten  
haben. Ich bitte um Antwort darüber.

Herzlich Ihr ergebener

Josy Roth

R A D I O G R A M

# Mackay Radio

THE INTERNATIONAL SYSTEM

Commercial  
Cables



All America  
Cables

Postal

Telegraph

RECEIVED AT

521 FIFTH AVE.  
PHONE: MAIRAY HILL 2-4808

STANDARD TIME  
INDICATED ON THIS MESSAGE

15 WORDS FOR THE  
USUAL PRICE OF 10  
DOMESTIC  
SERVICES

DCC-1 NY

RADN27 8 WIRELESS VIA MACKAY=SALZBURG 1630 APR 29 1937

LC RP\$.72 BARTFLES=

NEWYORK (BARTHOLD FLES B906 507 5TH AVE MM- A REPLY  
AMOUNTING TO \$.72(DENTS) HAS BEEN PREPAID)=

ERBITTE DRAHTSENDUNG STEINHOTEL=

ROTH.

1225P

TO SEND A MESSAGE TELEPHONE WHITEHALL 4-6780 OR ANY POSTAL TELEGRAPH OFFICE. FOR OTHER PURPOSES  
TELEPHONE BOWLING GREEN 9-3800. FOR MESSENGER TELEPHONE POSTAL TELEGRAPH OR RING POSTAL CALL BOX

STANDARD TIME  
INDICATED ON THIS MESSAGE

Cables

Postal



Cables

Telegraph

SE Postal Telegraph

MONEY ORDER  
SERVICE

RADN13 5 CABLE VIA MACKAYRADIO=SALZBURG 1520 MAY 4 1937

LC BARTFLES

( BARTHOLD FLES 507 5 AVE R 906 )=NEWYORK=

WARUM NICHT.

1035A

*Roth*

*Roth*

TO SEND A MESSAGE TELEPHONE WHITEHALL 4-6780 OR ANY POSTAL TELEGRAPH OFFICE. FOR OTHER PURPOSES  
TELEPHONE BOWLING GREEN 9-3800. FOR MESSENGER TELEPHONE POSTAL TELEGRAPH OR RING POSTAL CALL BOX



**CAFÉ CORSO  
SALZBURG**

~~RIECHTER-HEINRICH-POHL~~  
TELEPHON 552

(Bitte an Max Müller (Stulz) und Adressen in London, wobei Sie das mit Hotel Wien mit der Nummer 2?

Salzburg  
Adress: Hedy Pe...  
Viktorplatz 1. Juni 1937.

↳ Obere Donaustrasse 67/15.

Lieber Herr Ples,

- 1.) Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief vom 20 Mai.
- 2.) Die ungeschickliche Fassung der 1002 liegt Ihnen in Ihrer Hand im Anfang Juli geben. Ich habe Sie in Wien in der Staatsbibliothek in Auftrag gestellt, daß sie mir einen sauberen Text geben. Ich habe Ihnen die Originalien, die mir mitgebracht sind, die ich Ihnen abgeben werde, die mir mitgebracht sind. Ich habe Sie in Wien in der Staatsbibliothek in Auftrag gestellt, daß sie mir einen sauberen Text geben. Ich habe Ihnen die Originalien, die mir mitgebracht sind, die ich Ihnen abgeben werde, die mir mitgebracht sind. Ich habe Sie in Wien in der Staatsbibliothek in Auftrag gestellt, daß sie mir einen sauberen Text geben. Ich habe Ihnen die Originalien, die mir mitgebracht sind, die ich Ihnen abgeben werde, die mir mitgebracht sind.
- 3.) Über Kuchel mag ich mich nicht näher äußern. Möglichst schnell.
- 4.) Für die möglichsten amerikanischen Posten haben mich wenige Erbauer und angegebene Briefe alle 400, 500, 600 Dollar Wert hat bekommen. Das Klein 2. B. 40-0 von Kupfer. Alle in, die haben jedoch keine Wertigkeit, ich habe das nie.

Sie müssen ja meinen Roman in die Hände der Käufer bringen. Die Kunden können den Brief bis zu 600 Dollar Wert haben. Die Kunden aber verlangen nicht mehr, als höchstens 500 Dollar für mein nächstes Buch. Ich habe eine Preisfindung nicht gemacht, die schließlich nicht vom Erfolg ist. Ich möchte mich also an eine andere Agentur nicht wenden. Es ist dann, wie gäbe Ihnen Verbindung sofort auf. Ich habe Sie in Wien in der Staatsbibliothek in Auftrag gestellt, daß sie mir einen sauberen Text geben. Ich habe Ihnen die Originalien, die mir mitgebracht sind, die ich Ihnen abgeben werde, die mir mitgebracht sind.



- a.) Sie geben mir einen Korb mit 400 St. Ballen
- b.) Was Sie damit tun, das ist von Ihnen. Sie sind die Herren der Welt, das ist Ihnen anheim, das ist Ihnen anheim. Sie sind die Herren der Welt, das ist Ihnen anheim.
- c.) Sie kriegen mit einem Korb.
- d.) Sie kriegen mit 50 Ballen.

5.) Es gab meinen Roman am 15. November - 1. Dezember fertig.

Es heißt: der Mann ohne Kopf  
 oder  
 sie heißt sich Ötzi auf  
 Es ist noch nicht aufgeschrieben, das Ding genau zu  
 nennen.

Die Geschichte ist eine Geschichte Mannes, der  
 der, der im Krieg, jedes Jahr im Krieg in ein anderes  
 Kronland die alten Menschen gibt, die sein Leben  
 zu verkörpern.

Im Krieg geht er in Gefangenschaft und nach dem Krieg.  
 Er heiratet eine Frau mit dem Namen der Tochter.  
 Er ist ein sehr spannendes Buch; es lohnt sich zu lesen.  
 Er erzählt uns, dass er 11 Jahre auf dem Krieg,  
 dass dieser Buch ist.

Er hofft, dass, nach dem Krieg, die Geschichte  
 ist aber kein Ötzi, nicht, kein Ötzi, nicht,  
 es ist keine Geschichte,  
 es ist nicht all das ist nicht.

Es heißt, dass wir alle sind die  
 Prototyp der anderen Tieren, nicht, nicht, nicht.  
 Die Fragen der Geschichte, die Geschichte,  
 nicht, nicht, nicht.

Es muss auf sein, dass es ist, nicht, nicht,  
 es ist nicht all das ist nicht.



 **RIJKSTELEGRAAF** 

**VERKORTINGEN VOOR BETAALDE DIENSTAANWIJZINGEN**

D = Dringend	PC = Kennisgeving Ont- vangst	GP = Poste Restante
RPx = Antwoord betaald x (bedrag)	TC = Collationneering	MP = Eigenhandig
XP = Bode betaald	TR = Telegraaf restant	LX = Geluktelegram
		RM = Overneming

**NOTA.** HET RIJK VERGOEDT GEEN SCHADE, VEROORZAAKT DOOR HET IN HET ONGEREDEDE RAKEN, DE VERMINKING OF DE VERTRAGING IN DE OVERKOMST VAN EEN TELEGRAM.

**TELEGRAM**

ONTVANGEN TE AMSTERDAM                      DEN ..... 193..... TE ..... DOOR:                      DRAAD .....

70 11 14 17

+ BRUSSEL 2705 8 19 1341

\* = PRIERE REPONSE IMMEDIATE COSMOPOLITE = ROTH + +

MODEL T 17. L 1109 - 1937.  
NADRIK IS VERBODEN.

**VERZEND UW TELEGRAMMEN VIA „HOLLANDRADIO”**

Hotel Cosmopolite

Bruxelles

am 20. Juni 1937.

Lieber Herr Fleb,

Ich habe Ihnen heute nach Amsterdam  
telegraphisch: *avisé* von der  
Cosmopolite. Für Ihre Hilfe, wie ich  
annehme, daß Sie sich auch in  
London oder in Amsterdam aufhalten,  
würde ich mich nach London mit der  
Bitte um Hilfe wenden.

1) Wenn möglich, Sie h. a. u.

das Kapital für die Investition  
zahlen?

2) Wenn Kapitalien nicht möglich  
sind, bitte ich Sie, mich in Amsterdam  
zu besuchen.

3) Ich habe Sie um eine empfehlung  
ausgefordert, die ich benötige.

4) Wenn Sie mir jedenfalls 20.000  
Hilfen können, wäre ich Ihnen sehr  
dankbar.

5) Wenn Sie nach New York reisen,  
bitte ich Sie, persönlich zu kommen.



11.

(6) 2y willa xix ma, luf 4m. ch. h. h. h.  
fith.

Quemto h. h. h. h. h.

20/04/2016

Joseph Roth  
Hotel Cosmopolite  
BRUSSEL.

Amsterdam den 2 Juli 1937

Herrn Barthold Fles  
Candida Gebäude  
AMSTERDAM/Holland.

Lieber Herr Fles,

Nach unsrer Unterredung in Brussels, am 26. Juni 1937, sind wir folgendes übereingekommen:

1. Sie haben mir bisher, und einschliesslich der zwanzig dollar, die Sie mir am 26. Juni in Brussels zahlten, einen Betrag von £,210 angezahlt.

2. Sie werden mir weitere £ 150 in fuenf Raten von je £ 30, je am 10. des Monats, angefangen am 10. Juli, zahlen.

3. Ich gebe Ihnen eine einjaehrige Option auf sämtliche englische und amerikansche Rechte folgender Romane:

- a) 1002 Nacht
- b) Der Mann ohne Pass (der Siberien Roman, den ich vorhatte "Ein Mensch sucht Oesterreich" zu nennen).

Sie werden Ihr Einverständniss mit obiger Vereinbarung dadurch geben dass Sie den Durchschlag dieses Schreibens mit Ihrer Unterschrift versehen an mich zurücksenden.

Hochachtungsvoll,

Joseph Roth.

am 10. Febr 1916.

Lieber Herr Leo,

Wie schön habe ich von Ihnen  
Kopie eines Briefes erhalten, noch  
ein Geld erhalten. Wenn ich  
von dem Waisen, das ich habe,  
immer etwas abgeben müßte,  
hat der Herr Waisenwart mich  
auf die Kinder, die ich mit  
Geld gebe, immer zurückzu-  
kommen, auf die Waisenanstalt,  
von der doch nichts mehr  
zu erhalten. Dabei habe ich mich  
in der letzten, aber letzten  
Grunderzeit, die ich in Wien  
lebte, immer wieder und wieder  
in der Waisenanstalt.

Was soll ich nun machen, denn  
am 10. Febr. 1916, auf dem Weg,  
das Geld zu haben?

Ich weiß nicht, was ich tun soll,  
noch heute mit dem Geld.  
Bitte, antworten Sie mir sofort.  
Mit freundlichen Grüßen  
Ihrer  
Joseph Kolb.

Roth

18. August 1937

Lieber Herr Roth,  
Ich habe Sie in den Briefen, die ich  
auf einem Durchschreiben 1937, und ich habe  
• außerdem das Gefühl, dass Sie meine durch  
den Briefwechsel, unangenehme, nicht  
kennen.

Ich bestätige Ihnen mit herzlichem  
Dank 30 Dollar, pro 10. August 1937.

Nur für den Fall, dass der eine, nicht  
unterschiedene Chee, den ich durch  
die Bank einfordere, am 15. August  
1937 noch nicht eingelöst, beziehungs-  
weise ausgerollt werden sollte, schicken  
Sie mir am 15. August noch 10 Dollar.

Bevorstehen

Ich möchte mich für einen sehr  
schlecht erzogenen Menschen bedanken.  
Denn Sie nehmen offenbar an, ich  
hätte Herrn Herrn Valon, den ich  
kenne, was Sie sehr geschäftlich  
die selbstverständliche, die  
hat mir gegeben, einem  
Herrn, der mir Ihre Aufgabe  
mitteilt, sein Sohn sei in Valencia,  
Rüflich zu danken und mein Interesse,  
mein privates Interesse an der  
Rückkehr Ihres Sohnes zu befrachten.  
Ich ist alles, lieber Herr Roth, und



Joseph Roth

HOTEL DE LA COURONNE

Ostende

Propriétaire : SAPERAS-MEUNIER

Ouvert toute l'année - Chauffage central

Eau courante chaude et froide

Ascenseur - Tél. 42 et 12,79

10-17  
8-VIII  
1937

Sehr geehrter Herr Fles, ich bin in der Schweiz. Auf  
meiner letzten Reise bin ich von Antwerpen gefahren.  
Ich habe Ihnen einige Briefe mitgebracht. Bitte,  
lesen Sie diese Briefe, wenn Sie Zeit haben.  
Ich bin in der Schweiz, und ich habe einige  
Bilder von der Landschaft gemacht. Ich habe  
auch einige Briefe von den Kindern mitgebracht.  
Ich hoffe, Sie werden sie gerne lesen.  
Mit freundlichen Grüßen,  
Joseph Roth

Phototypie A. Dohmen, Bruxelles.

Pays-Bas

Herrn  
Barthold Fles

Amsterdam

N. 3.  
Voorburgwal 120-126.  
candida

Amsterdam 9 Augustus 1937  
Herrn Joseph Roth, Hotel de la Couronne, Ostende.

Ich habe soeben Ihre w. Postkarte erhalten und teile Ihnen mit, dass mein Sohn sich jetzt auf Reise befindet. Ich erwarte ihn hier gegen Ende des Monats; vielleicht können Sie ihn in Hotel Imperial Wien erreichen.

Ich habe Ihre Karte und ein Duplikat dieser Antwort an ihn weitergesandt.

Hochachtungsvoll:

Roth

11

Ostende  
Hotel de la Couronne,  
am 21. August 1937.

Die unerschrockene Liebe zum Fleiß, die auch diesen Brief  
freudig für die Proustzeit, mit der Sie mir jählich  
gefolgt haben, wie Sie es immer tun. Liebes Tagebuch,  
- die mögen es nicht noch nicht glauben, werden  
die Ihnen sagen, wie Gott Sie dafür belohnen wird;  
sobald Sie älter und gläubiger geworden sind. -  
Aber das Heißt noch lange dauern zu  
wollen. Verläßlich bitte ich Sie um  
Folgendes:

a.) Ihre Schritte bis Mitte September.

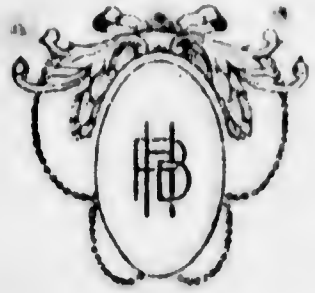
b.) Können Sie mir eine (neue)  
Romanzugabe bis Dezember  
verleihen, wenn Sie ihn im  
Oktober bekommen?

c.) Werden Sie mir noch ein bißchen  
Geld im September schicken können,  
oder nicht? Bitte freudig, es mir  
aufrichtig zu sagen.

Dies ist noch nicht der letzte große  
Brief, denn ich habe mich äußerst  
freudig, wenn ich diesen Text schreiben  
sah. Ein äußerst freudiger Brief ist ein  
solches Kapitel, wenn es nicht anders,  
ein unkomischer Tag.

Nehmen Sie die Liebe nicht auf Sie! Es  
gehört mir zum Teil. Schreiben Sie freudig Frau  
Sacha. Ihre freudig und in Erwartung ihrer  
Habituellen Schritte Ihre alte

Johann Roth.



**HOTEL PARIS-DINARD**  
29, Rue Cassette — PARIS (6<sup>e</sup>)

**LE POULIQUEN. P<sup>re</sup>**

TOUT LE CONFORT  
ASCENSEUR

**RESTAURANT**

TÉLÉPHONE : LITRÉ 63-86  
63-87

Adr. Télégr. : PARIDNAR-PARIS

Mr.  
Earthold Fles  
Cumberland house  
17a Great Cumberland  
Place  
London W.1.

3. November 1937.

Lieber Herr Fles,

1.) Bitte notieren Sie sich sofort  
meine neue Adresse.

2.) Schicken Sie mir bitte sofort  
das Kapitel des "Radetzky-Marsches" zurück.  
Es hat sich ein guter Käufer gefunden.

3.) Ich bitte Sie sehr, nicht auf  
mein Geld zu vergessen.

Ich danke Ihnen nochmals sehr herz-  
lich für alles, was Sie so freundlich für  
mich tun.

*Freundlich  
für alle*

*Jo/ass Rollé*

Sehr herzlich Ihr ergebener



Cumberland House  
17, St. Cumberland Place  
London, W.1.  
Nov. 7, 1937

Lieber Roth:

Anbei das Ms. Radetsky Marsch - und ich hoffe dass Sie es gut verkauft haben!

Heute habe ich mit Stefan Treibitz am Mittag gegessen -- uebrigens sehr gut -- und wir haben fast ausschliesslich von Ihnen gesprochen. Er ist nach wie vor einer Ihrer treuesten Anhaenger - ich habe ihn im Verdacht nur deswegen ueberhaupt mit mir zu verkehren... Wie ~~denk~~ nur sei, wir haben auch von den "14 Juden" - zu denen er auch gehoert - geredet. Es scheint mir dass diese Herren Sie finanziell sicherstellen werden -- was mich ausserordentlich freut, denn auf die Dauer kann ich das allein bestimmt nicht fertigspielen. Das Sie natuerlich sehr wohl wissen. Vielleicht koemt dann auch die Zeit noch wo wir auch ueber andere als finanzielle Sachen korrespondieren werden...

In uebrigen plliciere ich hier rechts und links -- meistens links -- aber das Geld laesst auf sich warten, wie es immer geht. Mein newyorker Bureau kostet sehr viel -- ich habe natuerlich doppelte Spesen - und es waere mir sehr lieb wenn ich die Verantwortung fuer Ihre Lage nun den "14" ueberlassen koennte!

Wie geht es meinem Freund, dem Moerder? Liebt er mich noch immer? Vom Grafen Treuberg habe ich noch keine Nachricht -- dies duerfte wohl etwas auf sich warten lassen. Es besteht uebrigens die Moeglichkeit dass ich auf einem Tag noch nach Paris fliege -- ja, fliege -- wegen eines Vertrags mit Morand.

Ich sah im letzten Tagebuch Ihre Richtigstellung in der Sache-Glaeser. Sie beehren diesen Menschen schon zu sehr indem Sie ihn so beachten -- aber richtig ist es dass man ihn nicht ~~vux~~ Unrecht beschuldigen darf. Global ist er aber doch antisemitisch, und moechte sooo gern Nazi sein. Wie Arnold Kuebig mir noch vor kurzem schrieb.

Was ist nun mit dem Kapittel, der am 4. fertig sein sollte? Kommt er bald? Lassen Sie mich nicht in Stich - ich muss den Vertrag deswegen drahten.

Ich waere zu gern mit Ihnen in Paris - aber hier gibt's wichtige Arbeit, da muss man schon aufpassen.

Also, nicht melancholisch werden. Vergessen Sie den Ewigen Juden nicht - ein schönes sujet...

Hervorlichst,

wie immer,

Ihr,

Joseph Roth  
Hotel Paris-Dinar  
29, rue Cassette  
Paris 6e.

Mr.  
Berthold Fles Mag.  
Somerset House  
170, West Cumberland Pl.  
London W1.

11. November 1937.

Lieber Herr Fles,

Sie werden inzwischen bereits mein deutsches Manuscript bekommen haben. Der Graf Treuberg ist im Begriff, ihn ins Englische zu übersetzen.

Ich habe dem Grafen Treuberg gesagt, dass er Ihnen schreibt.

Ich weiss nicht, ob Sie mit dem "Mörder" meinen.

Es freut mich, dass Sie mit Stefan Zweig gegessen haben. Guten Appetit im Nachhinein!

An die vierzehn Juden werde ich nicht. Es ist schon sehr schwer, zehn Juden in einem Haufen zusammen zu bringen, geschweize den vierzehn, um einem getauften Juden Geld zu geben. Es ist lächerlich von Ihnen und von Zweig, sich einen Optimismus dieser Art hinzurehen, der mir nur schaden kann.

Indessen erwarte ich - da die vierzehn Juden noch nicht beisammen sind - die 50 Dollar für den Artikel.

Was den Gläser betrifft: Es ist es mir ganz gleichgültig. Schwarzschild hat mich darum gebeten, und ich vergebe mir nichts damit, dass ich grossmütig bin, gegen so einen kleinen Mann.

Was Marcuse betrifft: Ich weiss aus privaten, zuverlässiger Quelle, dass Kogler ein Halbjuden ist. Aber das genügt freilich nicht für ein publizierendes Werk.

15k  
Beylich

Sehr hochachtungsvoll  
Joseph Roth.

1. 11. 37  
g. r.



April 25, 1938

Lieber Herr Roth:

Ihnen fehlt der Glaube! Man haben sich doch die vierzehn Juden zusammengetan -- nur sind es 140, oder noch mehr -- und haben Ihnen ein, sei es kleines Einkommen spendiert und garantiert.

Indessen haben sich Ihre Kollegen -- die weiteren Emigranten die ich einladen hatte an meiner Anthologie mitzuarbeiten -- sehr schlecht benommen; man hat mich einfach im Stich gelassen, sodass der hiesige Verlag den Vertrag nicht anerkannt hat, und ich also der unna bin. Nur England macht noch mit -- aber in Amerika suché ich jetzt fast verzweifelt einen neuen Verlag. Das ist also der Grund weshalb Sie in so langer Zeit kein einziges Wort von mir vernommen haben. Aber -- was macht der neue Roman? Anbei eine Anfrage von England; wie Sie wissen hat der gute Hale eine Option auf das Buch -- und er wundert sich weshalb er das Manuskript noch nicht erhalten hat. So wie ich mich auch wundere. Ich kann und darf nicht annehmen dass Sie mich im Stich gelassen haben nachdem ich, arme, kleiner Agent (nebbisj) als Ihr Bankier fungiert habe. Das Emigrantenbuch hat mir sehr viele gekostet, aber es wird schon alles noch in Ordnung kommen, und wir kommen alle auf unsere Kosten -- und auf unser Geld.

Bis wann darf ich nun das neue Manuskript erwarten? Baldigst...

Und nun sind Sie ungluecklicherweise nicht mehr Ehrenemigrant, sondern ein richtiger. Dieser Putsch ist ein grosses Unglueck. Nur bin ich froh, dass Sie, ungleich Hoelriegel, Salton und sovieler Andre (und erst recht Friedell), gesund und heil in Paris sitzen!

Sowie ich die Anthologie/placiert habe, um mit Gottes Hilfe auch Ihren neuen Roman, bekommen Sie wieder Geld. Und ich glaube, wenn wir auch, hoffentlich, gute Freunde sind, so sind Sie doch erst wieder wirklich gluecklich wenn Sie die schwehen Dollarscheine in die Haende kriegen. Leider ist unser ganzes Leben fast ausschliesslich darauf eingestellt; und mehr speziell unser Verhaeltnis, verohrtester Leber.

Vom Grafen Treuberg nie mehr etwas vernommen, auch nicht die Uebersetzung Ihres Essays erhalten...

Hoere ich nun bald von Ihnen? Und eventuell uebersenden Sie den neuen Roman dem Hale in London.

Sie immer,

Herzlichst,

May 30, 1938

Lieber Roth:

Ihr gute Vos schreibt mir einen herzzereissenden Brief ueber Ihren neuen Roman, **DER REICH DES LIEBES**; zur gleichen Zeit erhalte ich erneuerte Anfrage vom Verlag Hale in London ueber Ihren naechsten Roman.

Waere es Ihnen moeglich der Gemaenschaft diese Proben von 1002 Nacht zu uebersenden? Und mir bitte auch ein Exemplar des **REICH** Manuskripts?

Wie erlaeben Sie dass es mir spaetlich waere Ihnen auch weiter etwas finanziell zu unterstuetzen wenn Sie mich in die Hand lassen? Ich bin ja schliesslich und endlich auf den Ertrag der Ausgaben meiner Klienten angewiesen, naemlich, auf die Provision, und ohne Material kann man da nicht machen.

Wir haben es uebrigens schon so einen Vertrag, wie Sie sich erinnern werden.

Ist die sehr betruebt ueber Ihr Schweigen -- Sie beantworteten meine Briefe nicht mehr. Fruher war das anders. Muss man denn immer bestoendens Geld senden um ueberhaupt mit Ihnen zu schreiben zu koennen. Das doch wohl nicht; es waere zu ersticklich.

Ihre Frau ist hier in New York; ich ware einige Male mit ihr gekommen. Sie hat mich -- ich meine D. Hag -- ist herzlich gesehen.

Beim letzten Mal wenn ich Sie sah, und schreiben Sie mir -- noch -- nur eine Karte. Ich habe vor erst spaeter im Winter nach London zu kommen -- aber hier mit der Anthologie und anderen Sachen viel zu tun. Diese Anthologie ist so ziemlich platt -- ich schrieb Ihnen schon weshalb der Originalverlag Sie nicht bringen wollte, weil nachmalig die Herren Verleger sie schon abgeliefert haben.

Na also, Sie schreiben bald, nicht wahr?

Herzlichst, wie immer,  
Ihr,



Rath

18. Rue de Tournon

Paris VII.

8. Juni 1938

---

Lieber Herr Fles,  
in der Tat kann ich nicht schreiben,  
für Geld.

Ich habe kein Porto.

alles Gute, Ihr

Joseph Rath.

Ich habe keine Rückmeldung,  
wagte ich mir  
sofort nach Brüssel  
Hoffentlich kann ich bald  
Rath zu schreiben.

Madeleine Riétra  
Houwingen 6  
1083 JP. Amsterdam

Send  
to out  
for arch

09/11/90

Adam 6/10/90

Lieber Dr. Mecklenburg!

Im Dezember vorigen Jahres ist nun auch  
Barthold Fles, Roths literarischer Agent, in  
den Niederlanden, wo er zuletzt gewohnt hat,  
gestorben.

Bei der Sichtung des Nachlasses fand ich  
eine Kopie eines Schreibens von Joseph Roth  
an Barthold Fles, das in Ihrem Archiv  
fehlt. Ich stelle Ihnen Institute gerne  
eine Kopie davon zur Verfügung.

Darüber haben wir die erste Konzeption  
des Manuskripts. Joseph Roth - De Gemeenschap  
(Briefwechsel) hinter uns. Das Buch erscheint  
im Frühjahr 1991. und selbstverständlich  
schicken wir ein Exemplar nach New York!

Ihnen alles Gute wünschend,

Mit herzlichem Gruß

Madeleine Riétra

Joseph Roth,  
18, rue de Tournon  
Paris, 6 e

Paris, 8. Februar 1939

Herrn  
Barthold Fles,  
507, Fifth Avenue,  
New-York

Lieber Herr Barthold Fles,

Die Kapuzinergruft ist erschienen. Lassen Sie sich von der Gemeinschaft, ein Exemplar kommen, bzw. von Herrn Landauer und ich bitte Sie dringlich, um das versprochene Geld, noch bevor ich nach Amerika komme, sonst soll es Ihnen schlecht ergehen. Ich warte darauf, wie Sie wissen.

Ich bin vom F.E.N.Club eingeladen nach Amerika zu kommen und ich hoffe, dass Sie mich am Schiff erwarten werden. Trachten Sie schon heute möglichst viel Reklame für meine Ankunft zu machen.

Herzlichst

Ihr ergebener

J.R.



2. H. v.  
(Herm Dr.  
Frank Mecklenburg)

Leo Baeck - Institute, Inc.

129 East, 73rd street

New York, New York 10021

USA



af 2. M. Rietra  
Honingen 6  
1083 JP Amsterdam

02

AR 1764

2/95

Joseph Roth Collection

III

Gidon, Blanche

S47/7

GIDON, BLANCHE, 1871-1924

No.16.-93: 64 Briefe, 5 Kartenbriefe, 7 Postkarten, 2 Visitenkarten  
an Mme. Blanche Gidon in Paris, 1931 - 1939.

1931

16. Brief Hotel Foyot Paris 25.6.1931 eigenh Handschr u Unterschr lp  
u Umschl  
Ueber eine Uebersetzung von Mme. Gidon und "Quertreibereien". "Ich  
werde von meinem Verlag gezwungen, nach Berlin zurückzukehren".
17. Brief Hotel am Zoo Berlin 8.7.1931 Masch.Schr u eigenh Unterschr lp  
in franz.  
Dankt fuer Uebersendung der Uebersetzung eines Aufsatzes.
18. Brief n.p. [Hotel Foyot, Paris] 25.10.1931 eigenh Handschr u  
Unterschr lp u Umschl in franz.  
Dankt fuer Einladung. Moechte Herrn Gidon kennen lernen. Er lebe  
sehr traurig und in grosser Armut.

1932.

19. Brief Hotel Schwanen Rapperswil 25.9.1932 eigenh Handschr u  
Unterschr lp u Umschl  
Betr. Uebersetzung seiner Buecher und ein evtl. Abkommen zwischen  
Verlag Kiepenheuer und Verlag Plon.
20. Brief ~~Hotel Schwanen Rapperswil~~  
~~Hotel Englischer Hof~~ Frankfurt/Main) 4.10.1932 eigenh  
Handschr u Unterschr lp u Umschl  
"Ich bin keineswegs ehrgeizig genug, um zu wuenschen, dass ich um  
jeden Preis uebersetzt werde". Ueber Frau Manga Bell und Familie.
21. Brief Englischer Hof Frankfurt/Main 11.10.1932 eigenh Handschr  
u Unterschr 2p u Umschl  
"Die Literatur-Wirtschaft ist ganz eine Mode- und Konfektions-  
Angelegenheit geworden". Ausfuehrlich ueber Frau Manga Bell und  
ihre Kinder, Kinder eines unter franzoesischem Protektorat  
stehenden Neger-Fuersten.
22. Brief Ascona 19.10.1932 eigenh Handschr u Unterschr lp  
Betr. Uebersetzung eines Buches.
23. Brief Englischer Hof Frankfurt/Main 17.11.1932 eigenh Handschr  
u Unterschr lp  
Betr. den Sohn von Frau Manga Bell. "Ich werde - unter uns - wahrscheinlich  
selbst die Angelegenheit finanzieren muessen".

1933

24. Brief Berlin 12.1.1933 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
"Gegen den 20.I. hoffe ich, mit dem kleinen Neger in Paris zu sein".
25. Kartenbrief Paris 1.2.1933 eigenh Handschr u Unterschr lp u Adr  
Verabredung.
26. Brief Hotel Foyot Paris 16.2.1933 eigenh Handschr u Unterschr lp  
u Umschl  
Kritisieret Uebersetzung von Mme. Gidon.

27. Brief Hotel Schwanen, Rapperswil 20.9.1933 Masch.Schr  
eigenh Zuschr u Unterschr 1p u Umschl  
"Arbeiten Sie gut mit Ihrem Mitarbeiter an der Uebersetzung  
meines Romans?"
28. Brief Hotel Schwanen Rapperswil 27.9.1933 Masch.Schr u eigenh  
Unterschr 1p u Umschl  
"Wer mit dem III. Reich eine Beziehung eingeht .., der ist aus dem  
Register meiner Freund (sic) gestrichen".
- 1934
29. Brief Hotel Foyot Paris 16.2.1934 eigenh Handschr u Unterschr 1p  
in franz.  
Gibt seine eigenen Lebensdaten "...né...d'une mère juife russe..  
1922 France - la lumière, la liberté personelle"
30. Brief Hotel Foyot Paris 8.3.1934 eigenh Handschr u Unterschr 1p  
u Umschl in franz.  
Dankt fuer das tiefe Verstaendnis fuer seine Arbeit.
31. Brief Hotel Foyot Paris 26.3.1934 eigenh Handschr u Unterschr 1p  
u Umschl in franz.  
Verabredung fuer den Abend.
32. Brief Hotel Foyot Paris 24.4.1934 Masch.Schr u eigenh Unterschr 2p  
u Umschl in franz.  
Ueber seine Buecher "Antichrist", "Tarabas", "Hiob" und verschied.  
Verleger.
33. Brief Hotel Foyot Paris 9.5.1934 eigenh Handschr u Unterschr 1p  
u Umschl  
"Bitte, verzeihen Sie mir alles Böse, das ich Ihnen getan haben kann."
34. Brief Hotel Foyot Paris 20.5.1934 eigenh Handschr u Unterschr 1p  
u Umschl in franz.  
Kurze Zeilen.
35. Brief Hotel Foyot Paris 23.5.1934 eigenh Handschr u Unterschr 1p  
u Umschl in franz.  
Sendet einen Brief fuer M. Angelholz.
36. Brief Hotel Beauvau Marseille 1.6.1934 eigenh Handschr u Unterschr 1p  
u Umschl in franz.  
Gruesse.
37. Brief Grand Café Glacier Marseille 4.6.1934 eigenh Handschr u  
Unterschr 1p u Umschl in franz.  
Einzelheiten betr. eine Uebersetzung.
38. Brief Hotel Beauvau Marseille 7.6.1934 Masch.Schr u eigenh Unterschr  
2p u Umschl in franz.  
Er wird drei Novellen fertigstellen.
39. Brief Hotel Beauvau Marseille 14.6.1934 eigenh Handschr u Unterschr  
2p u Umschl in franz.  
Ausfuehrlich zu verschiedenen Themen.



40. Brief Hotel Beauvau Marseille 24.6.1934 eigenh Handschr u  
Unterschr 2p ferner Brief von Andrea Manga Bell Handschr 5p  
u Umschl in franz. x)  
Ausfuehrlich ueber Familie Manga Bell.
41. Brief Marseille 27.6.1934 eigenh Handschr u Unterschr 2p  
u Umschl in franz.  
Wieder Familie Manga Bell.
42. Visitenkarte n.p. n.d. [etwa Juni 1934] eigenh Handschr u Unterschr  
2p in franz.  
Empfehlung fuer Madame Kokotek
43. Brief Marseille Hotel Beauvau 30.6.1934 eigenh Handschr u Unterschr  
2p u Umschl in franz.  
Ueber Breitbach, Hermann Hesse - und Goebbels.
44. Brief Grand Café Glacier Marseille 11.7.1934 eigenh Handschr u  
Unterschr lp u Umschl in franz.  
Ueber seine Arbeiten. Er reise jetzt zu seinem Freunde Hermann Kesten.
45. Brief Nice chez H. Kesten 25.7.1934 eigenh Handschr u Unterschr  
lp in franz.  
Uebersendet Brief eines Freundes. "Je suis perdu, tout à fait perdu".
46. Brief Nice 20.8.1934 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
in franz.  
Ueber Geldangelegenheiten und Abrechnungen mit Kiepenheuer.
47. Brief Nice 2.10.1934 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
in franz.  
Er muesse seinen Roman in 2 Wochen beenden.
48. Brief Nice 25.10.1934 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
in franz. u deutsch  
Betr. Uebersetzung eines deutschen Ausdrucks.
49. Brief Nice 1.11.1934 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
in franz.  
Fragt an, wann der "Antichrist" in Frankreich erscheinen wird.
50. Brief Nice 4.11.1934 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
in franz.  
Verschiedenen Anfragen, Uebersetzungen u.a.
51. Brief Nice 11.11.1934 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
in franz.  
Er arbeite mehr als 12 Stunden taeglich, werde bald wieder in Paris sein.
52. Brief Nice 17.11.1934 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
in franz.  
"Il m'interesse, ce pauvre Napoleon".
53. Brief Nice 27.12.1934 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
in franz.  
Das Buch werde in 15 bis 20 Tagen fertig sein.

x) zu 40. Beilage, wahrscheinlich zu diesem Briefe. Entwurf einer Eingabe  
an ein franzoesisches Ministerium "Sehr geehrter Herr Minister"  
n.p. n.d. Masch.Schr 2p  
"ich ersuche Sie um eine Unterstuetzung. Ich bin ein deutscher  
Schriftsteller von Namen, Oesterreichischer Nationalitaet.."

1935

54. Brief Nice 9.1.1935 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
in franz.  
Ueber Geldangelegenheiten.
55. Brief Nice 4.2.1935 Masch.Schr u eigenh Unterschr lp u Umschl  
in franz.  
Gibt neue Adresse in Nice.
56. Brief Hotel Imperator Nice 15.2.1935 Masch.Schr u eigenh Unterschr  
2p in franz. u Umschl  
"Quant à mon roman je ne sais ~~pas~~ vraiment pas faire."
57. Brief n.p. n.d. [Nice 21.2.1935] Masch.Schr ohne Unterschr lp  
u Umschl  
Betr. Veroeffentlichung des "Antichrist".
58. Brief Nice Hotel Imperator 27.2.1935 eigenh Handschr u Unterschr  
lp in franz.  
Krankheit von M. Gidon. Ueber seine Arbeit. Ueber Antisemitismus  
und die Rolle der Juden.
59. Brief Hotel Imperator Nice 4.3.1935 eigenh Handschr u Unterschr lp  
u Umschl in franz.  
Dankt fuer Geldsendung.
60. Brief Hotel Imperator Nice 11.3.1935 Masch.Schr u eigenh Unterschr  
lp u Umschl in franz.  
Er stimme mit M. Bérence ueberein.
61. Brief Café de France Nice n.d. [11.4.1935] eigenh Handschr u  
Unterschr lp u Umschl in franz.  
Betr. Uebersetzung von Schalom Asch "le plus grand écrivain juif de  
ce temps" ins Franzoesische.
62. Brief Hotel Bristol Wien 26.5.1935 eigenh Handschr u Unterschr lp  
u Umschl  
Er sei ploetzlich, seiner Frau wegen, in Wien "Ich bin sehr, sehr  
unglu~~ck~~lich".
63. Brief Hotel Felix Faure Nice 12.6.1935 Masch.Schr u eigenh Unterschr  
lp u Umschl  
Bittet um Nachricht.
64. Brief Hotel Beauvau Marseille 17.6.1935 eigenh Handschr u Unterschr  
2p u Umschl in franz.  
Er habe begonnen, Scheidung von seiner Frau in die Wege zu leiten.
65. Brief Hotel Beauvau Marseille 20.6.1935 eigenh Handschr u Unterschr  
lp u Umschl  
Betr. Uebersetzungen "Sie mussten auch wissen, dass ich von nun ab, unter  
jeder Bedingung, zu Ihnen halte.."
66. Brief Hotel Foyot Paris n.d. [11.7.1935?] eigenh Handschr u Unterschr  
lp u Umschl in franz.  
"il faut, que nous nous voyons".
67. Brief Hotel Foyot Paris n.d. [13.7.1935] eigenh Handschr u Unterschr  
"J.R." u Umschl  
Gruesse.



68. Visitenkarte n.p. n.d. (Paris ca. Juli 1935) eigentl. Handschr  
lp u Umschl fremde Handschr in franz u deutsch  
Gruesse. "Ich bin sehr unglücklich".
69. Brief n.p. (Paris) 7.8.1935 eigentl. Handschr u Unterschr lp  
u Umschl an Mme. Gidon in Gaschurn  
"Ein Unglück nach dem andern kommt über mich".

1936

70. Brief Eden Hotel Amsterdam 4.4.1936 eigentl. Handschr u Unterschr lp  
u Umschl  
"Der Nachfolger von de Lange gibt mir kein Geld mehr".
71. Brief Eden Hotel Amsterdam 8.5.1936 eigentl. Handschr u Unterschr lp  
u Umschl  
"Ich bin ratlos und weiss nicht, was ich noch im Leben soll".
72. Brief Eden Hotel Amsterdam 26.5.1936 eigentl. Handschr u Unterschr lp  
u Umschl m Namenszug  
"Es ist sehr erniedrigend für mich, die Art, wie ich hier lebe. Ein  
Hilfskomitee musste mir hier etwas Geld borgen, eine kleine Forderung,  
die Stefan Zweig an einen holländischen Verlag hatte." .."Frau Manga-  
Bell musste ich auch etwas schicken. Ich weiss nicht, was mit ihr  
werden soll."
73. Brief Eden Hotel Amsterdam 16.6.1936 eigentl. Handschr u Unterschr lp  
"Es ist ein fürchterliches Gefühl, nicht, überhaupt nicht zu wissen,  
wovon Sie nächste Woche leben werden. Vor sechszehn<sup>(sic)</sup> Jahren konnte ich  
es aushalten, Heute nicht mehr.
74. Brief Eden Hotel Amsterdam 24.6.1936 eigentl. Handschr u Unterschr lp  
u Umschl  
Kurze Mitteilung ueber Reiseplaende. u Umschl
75. Brief Hotel Siru Bruessel 8.7.1936 eigentl. Handschr u Unterschr lp  
"Ich musste Stefan Zweig telephonieren lassen. Er kommt hierher und  
holt mich für zwei Wochen nach Ostende .... Ich werde mit St.Zw. über  
Alkohol-Entziehung zu sprechen versuchen" Ferner ueber Frau Manga Bell.
76. Brief Hotel de la Couronne Ostende 15.7.1936 eigentl. Handschr u  
Unterschr lp  
"Ich stehe selbst am Rande des Abgrunds...Zweig ist rührend zu mir,  
wie ein Bruder". Ueber seine Beziehung zu Frau Manga Bell und ihre Kinder.
77. Postkarte Ostende 4.9.1936 eigentl. Handschr u Unterschr u Adr  
in franz.  
"mon roman sera bon, je crois, plus parfait que ma vie".

1937

78. 2 Ansichtskarten, Warschau und Wilna Wilno 28.2.1937 eigentl. Handschr  
u Unterschr 2p u Umschl Hotel St.-Georges, Wilno, Polen  
"Ich fahre von einem kleinen Ort zum andern, ein Wanderzirkus ... es  
ist schrecklich, jeden zweiten Abend der gleiche Vortrag, der Penclub  
hat mir das verschafft, sonst wäre ich längst tot."

79. Brief Hotel Bristol Wien 2.4.1937 Masch.Schr u eigenh  
Unterschr lp u Umschl  
Ueber "Candide" und seinen Vertrag mit Albert de Lange.
80. Brief Hotel Stein Salzburg 20.4.1937 Masch.Schr u eigenh Unterschr  
lp u Umschl  
Betr. Honorar von Verleger de Lange.
81. Postkarte Wien 18.5.1937 Masch.Schr ohne Unterschr 2p  
Wieder wegen "Candide" und de Lange.
82. Brief Hotel Cosmopolite Bruessel 20.6.1937 eigenh Handschr  
u Unterschr lp u Umschl teilweise franz.  
Dankt fuer Photos. Schreibt ueber seine Arbeiten. "In Wien bin ich  
gepfändet worden, vom Sanatorium meiner Frau".
83. Postkarte Hotel Cosmopolite Bruessel 13.7.1937 eigenh Handschr  
u Unterschr lp u Adr  
Betr. verschied. Verleger. "Ich habe von einem amerikanischen Blatt  
den Antrag bekommen, ein paar kurze Geschichten zu schreiben".
84. Postkarte Ostende 21.7.1937 eigenh Handschr u Unterschr 2p in Bleistift  
in franz.  
Mehrere kurze Mitteilungen.
85. Postkarte Ostende 13.8.1937 eigenh Handschr u Unterschr lp u Adr  
in franz.  
"Je suis en train de finir un livre qui vous plaira beaucoup. Je le  
sais - même parmi tous mes malheurs."
86. Postkarte Hotel de la Couronne Ostende 29.8.1937 eigenh Handschr  
u Unterschr lp u Adr.  
Gruesse.
87. Postkarte Hotel de la Couronne Ostende 3.9.1937 eigenh Handschr  
u Unterschr 2p u Adr in franz.  
"Mes soucis sont infinis".

1938

88. Kartenbrief Paris 12.5.1938 eigenh Handschr u Unterschr lp u Adr  
"ich bitte Sie herzlich, wenn es geht, für Dr. Broczyner einzutreten.  
Er ist das Vorbild meines Dr. Demant aus dem Radetzky-Marsch".
89. Kartenbrief Paris 28.5.1938 eigenh Handschr u Unterschr lp u Adr  
Bittet um Zusammentreffen bei Vortrag von Ludwig Hardt.
90. Brief n.p. 5.10.1938 eigenh Handschr u Unterschr lp  
Empfiehl einen Konfektionsschneider Walter Ringhofer, der von dem  
Komitee zu ihm gekommen sei.
91. Kartenbrief Paris 15.11.1938 eigenh Handschr u Unterschr lp u Adr  
"meine Augen sind in grosser Gefahr".

1939

92. Brief Paris 7.2.1939 eigenh Handschr u Unterschr lp u Umschl  
"ich danke Ihnen noch einmal herzlich für den lieben Abend in Ihrem Hause".
93. Kartenbrief Paris 11.3.1939 eigenh Handschr u Unterschr lp u Adr  
"Ich bin gerettet, wenn ich bald, sehr bald, den Vertrag und den Vorschuss  
bekomme."



**LEO BAECK INSTITUTE — ARCHIVES**

Collection

JOSEPH ROTH

Autographs AR 1764

Nachtrag 1502-3805

Box no.: Friederike

Zweig 4011

Accession no.:

AR

Location V10/7

Box E

S 47/7

Joseph ROTH an Blanche GIDON  
1931

16-18 (1764)

HOTEL RESTAURANT  
FOYOT  
PARIS

TÉLÉPHONE :  
HOTEL... LITTRÉ 26-54  
RESTAUR. LITTRÉ 08-30  
R. C. SEINE 47.903

25. Juni 1931.

Sehr angenehme Grüße von mir,

ich sende Ihnen herzlich für den trüben Augenblick  
Herzliche Grüße von mir. Ich bin sehr dankbar für  
Ihre sehr freundliche Briefe, die ich sehr gerne  
erhalte. Ich bin sehr dankbar für Ihre sehr  
freundlichen Briefe, die ich sehr gerne  
erhalte. Ich bin sehr dankbar für Ihre sehr  
freundlichen Briefe, die ich sehr gerne  
erhalte.

Es ist mir sehr lieb, Sie wieder zu  
hören. Ich bin sehr dankbar für Ihre  
freundlichen Briefe, die ich sehr gerne  
erhalte. Ich bin sehr dankbar für Ihre sehr  
freundlichen Briefe, die ich sehr gerne  
erhalte.

Die Adresse ist die gleiche  
wie vorher, 10, rue de la Harpe.

Ich hoffe, dass Sie mit allem  
Besten versorgt sind.

Herzlichst,  
Ihrer  
Johannes Roth.

Johannes Roth.

16 (1764)

Joseph Roth

HOTEL RESTAURANT

FOYOT

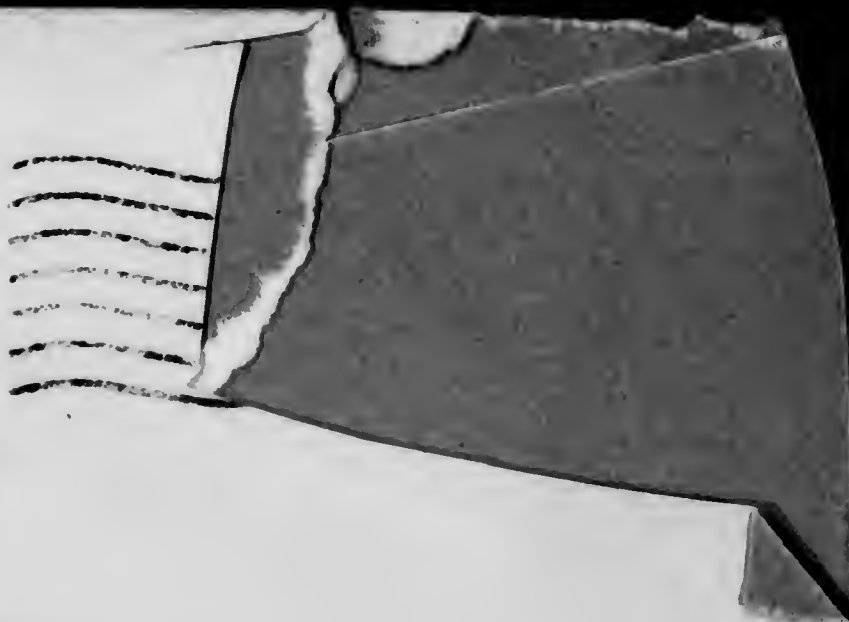
PARIS

TÉLÉPHONE :

HOTEL . . . LITTRÉ 26-54

RESTAUR'. LITTRÉ 08-30

R. C. SEINE 47.303



Madame Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris



JOSEPH ROTH

**HOTEL AM ZOO**

FERNSPRECHER: J 1 BISMARCK 7000-7015

TELEGR.-ADRESSE: ZOOHOTEL BERLIN

BERLIN W. 15 8. Juli 1931  
KURFÜRSTENDAMM 25

Madame  
G i d o n  
P a r i s  
41 Rue de Martires

Chère Madame,

Je vous remercie pour la grande bonté de m'avoir envoyé la traduction de mon article. Je crois qu'elle sera très bonne. Je suis bien heureux d'elle. J'espère de vous revoir à Paris en Septembre. Voudriez vous m'envoyer encore le numéro de la Revue dans laquelle l'article sera imprimé?

Je suis bien sincèrement tout à vous

Joseph Roth

an 2.

n.p.

n.d.

3p

betr. Affaire GRZESINSKI









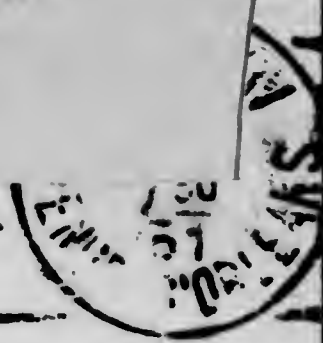
25. Octobre 1931.

Chère Madame,

Merci beaucoup pour votre  
lettre. Je vous entends bien  
au téléphone et c'est là l'important,  
que je ne commence pas, moi, à téléphoner.  
Merci pour l'invitation. C'est la maladie  
de mon ami qui m'empêchera probablement  
à venir. Comme elle est seule et au lit, je  
ne peux pas la quitter just à l'heure du  
déjeuner. Mais j'espère qu'elle pourra être  
déjà hors du lit, jeudi, et alors je vous  
écrirai un peu mieux. Je désirerais  
bien de revoir Mr Popet. Je voudrais  
bien faire la connaissance de Monsieur  
Gidon! Mr Reitenberg n'a beaucoup  
raconté, mais avec mes soucis - il y a  
maintenant hop pour un homme et  
depuis 2 ans! - je suis un couvine  
triste, d'une pauvreté insupportable  
et avec des pensées lointaines et  
étranges. Excusez, chère Madame, cette  
carroyante declamation.

Bien à vous,

Joseph Roth.



Madame

26.10.31

Odette Gidon

41, Rue des Martyrs

Paris, 18<sup>e</sup>

Joseph ROTH au Blanche GIDON

1932

19-23 (1764)



# Hotel Schwanen

Rapperswil

am Zürichsee

Eigentümer  
TH. SCHMUTZ-MÄSCH  
Küchenschef

Telephon  
73

25. 12. 1932.

Diese möchte ich Frau Gidon,

ich habe einen "Mantel" in Paris. Das kann, das ich  
Mantel Kiepenbeuer für den Holland eingeführt,  
früher: Dr. Landshoff. Er allein kann die Über-  
führung meines Mantel verkaufen.

Dem Herrn, der für die deutsche Mantel bei Plan  
zuständig ist, zeigen Sie, bitte, diesen Brief.

Ich wäre sehr froh, wenn Sie auf irgendwelchen Bäumen  
und wenn der Mantel Kiepenbeuer mit dem Mantel  
Plan übereinstimmt würde. -

Sehr herzlich mit vielen Grüßen

Dank & Grüße!

Sehr alle

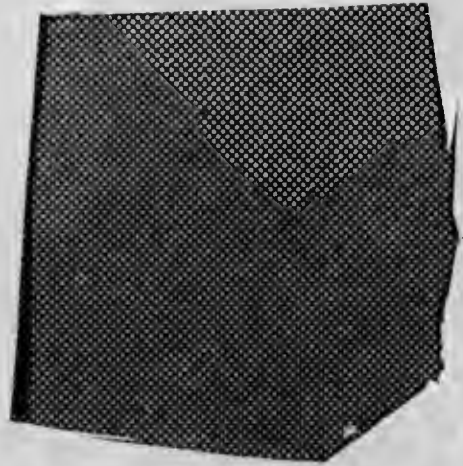
Johann Rott.

documents  
Stroche  
Litt. Orator

~~11.X.1932~~

besser:

25.X.1932



~~11.10.32~~

Frau Reich.  
~~~~~  
~~~~~

Madame Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris  
~~~~~  
~~~~~

(montmartre)

Joseph Roth

HOTEL SCHWANEN  
RAPPERSWIL

22 19 (1764

# Hotel Schwanen

Rapperswil

am Zürichsee

Eigentümer  
TH. SCHMUTZ-MESCH  
Küchenschef

Telephon

73

Hotel

Engliffen-Hof

Frankfurt a. Main

4.2.1932.

Sehr ergebene grüßliche Freis,

zunächst ein Dank für Ihre Mühe! Wenn der Anträge Plan Bedrucken fast - finanziellen oder literarischen - so möchte es doch bleiben lassen! Ich bin demnach wohl zufrieden genug, um zu mühen, daß ich zu jedem Punkt überprüft werde. Ich habe von der Öffentlichkeit der Literatur, den Anträgen - in Deutschland, wie in Frankreich - mich viel zu unvollständiger Meinung, um etwas auf Vorprüfung oder "literarische Würdigung" zu geben....

X allerdings ist das nicht  
für Sie genug!

Zunächst ein Dank für Ihre Mühe um die Sache der Frau Margarete Biele (die Sie für mich dankbar und herzlich empfunden läßt!) Aber hier ist es absolut nicht genug, um 300 M. zu zahlen! Dagegen habe ich erfahren, daß man die Jungen im Lycée Janson auf für 120 Mark im Monat zurückbringen könnte. Aber dieses kann er wohl die neue von Frankreich! Aber ich glaube, daß es besser ist, den Sohn bei der Mutter zu lassen. Nicht wahr, weil ich mit der Mutter nicht bin; sondern auch, weil ich es für die Mutter halten, daß die Mutter ihren Sohn das Leben erfahren. Bei M. B. bekommt man einen sehr reifen Mann (unter uns gesagt) hinein. Sie muß alles selbst koordinieren. Es geht ihr sehr schlecht. Sie ist außerdem noch länger krank, Sie hat noch einen Tochter. Wird sie bei der Mutter? Der Mann ist ein "Königreich" für Sie und hat, selbst noch hergeköpften Ruch, der Ruch, die Geld zu "Hoch".

Aber: bestimmen Sie sich, bitte, nicht allzu sehr zu all das! Wenn ich Bedauern würde, daß Plan der R. M. nicht nimmt, so muß ich Ihnen es zeigen, das wegen, weil Sie ich dem nicht überlassen würden? Ich habe gar keine literarische Erfahrung auf diesem Gebiet. Ich habe nur recht von Paris (ich habe auch)

Geben Sie herzlich Ihre Meinungen! Du war:

Ihre alte

Doppel Rost



Dieser Umschlag  
hat mit dem einliegenden  
Brief nichts zu tun.

Der Umschlag  
ist vom 5. X. 32  
in Goldau-Rapperswil  
Postamt abgestempelt!

5. X. 1938  
1932



[5-10.38]

Rausreich

Madame Lidon

11

[5.10.38]

41. Rue de Martyrs

Paris

1775/26

John & Roth

HOTEL SCHWANEN  
RAPPERSWIL

# Hotel Schwanen

Rapperswil

am Zürichsee

Eigentümer  
TH. SCHMUTZ-MESCH  
Küchenchef

Telephon  
73

Frankfurt/Main  
Englisches Hof

11. 2. 1932,

Du bist unangenehm quädigst frei,  
habe herzlichste Dank für den lieben Einladung Brief!  
Was das Radetzky-Markt betrifft, so bin ich bereit  
wie immer darüber zu sprechen, daß die Zensur aber leider  
unvermeidlich ist. Was mich ärgert, ist, daß die Pflichten  
Kaufleute sind und daß man, besonders in Frankreich, die  
französischen Pflichten befolgt, Pflichten überträgt und  
Pflichten überträgt, hier ist das Wort für Tiers, als daß ich  
Zinsen könnte, wie man immer wieder nach dem andern  
verpflichtet und unangenehm wird - und hier, wie die  
Zensur wieder den Fall für Erfüllung aufgeben wollen,  
französischer Freund zu geben, noch zu geben, daß die  
nicht Geld genug haben, es würdig zu sein, wenn ich mir  
dieser wichtigen Punkte der Literatur: une heure avec,  
die Souveränität der Republik, Nouvelle Revue Française,  
die für die "Republik" zu schreiben in Paris auf den  
dieser für die "Republik" zu schreiben, die vor  
jeder "Republik" auf den Künsten liegt, vor dem unvollkommen  
Joyce, vor jeder "Republik" auf den Künsten, vor jeder  
"Nouveauté", die ich geliebt habe, mich das Gehen! die  
Literatur-Wirtschaft ist ganz eine Sache - und Konstitution -  
Angelegenheit geworden - - und es würde mich nicht  
würden, wenn ich morgen als Gast gehen der Nouvelle  
Literature der Nation: Cocteau und Poirat haben würde,  
es kann das nicht mitmachen, es kann auf den Seiten = Tiers  
nicht mitmachen. Tiers die: in Deutschland sind alle Menschen  
Republik, dann ärgert es mich nicht, wenn die Leute in Literatur  
tragen könnte, wie man in Paris mit allen Journalen aus Europa  
"une heure avec" macht - und auf dem Engländer Tiers, es sind  
meine eigenen, es kann in Paris mit allen Journalen aus Europa  
nicht abfinden. Da könnte ich die "Republik" werden, obwohl ich, wie ich  
nicht fähig sein darf.

Hier, zu dem Kopf der Frau Menge Bell!  
Es kann aber noch Sorgen für den Kopf, und Frau Menge Bell  
gibt die fröhlich, die würde ihren Frieden, wenn die nicht in Paris  
dann der Übergang nicht untragbar, X wegen Frieden für den  
Es freut mich, daß Frau Tardieu sehr gut für den kleinen Tiers  
männ. Die Kopie sind, wenn ich nicht begriffen habe: alles in allem:  
900 Francs = das sind 150 Mark in Monat: die begriffen werden und  
kleinigkeiten.  
Aber: männlich dafür, daß der kleine 2 Monate, bevor er in irgendein  
Tiers so weit, in einem französischen Haus lebt.  
Wenn er aber dabei das Ergebnis der Tiers weiß, dann mehr ist  
die finanzielle Frage anders:  
a) das Tiersgeld? - oder Kopf der nicht?  
b) das Tiersgeld?  
Aber müßte Frau Menge Bell etwa 12-1500 Francs im Monat für den  
Zinsen ausgeben,  
(es bin ich sehr froh darüber! Aber das freut mich nicht ganz!?)

Das ist dann noch Kleider und Tatfranzgold! Man müßte also mit 2 Monaten <sup>1</sup> 1500 Francs = 3000 Francs = 500 Mark rechnen. Man bliebe noch das zweite Kind der Frau Munga Bell, mit dem Namen, in Hamburg. Der Norweger der Kinder (auch in Gesellschaft) ist ein Hamburger Onkel der Frau Munga Bell. Man weiß, wie man sich verhalten muß, mit 10 Tagen Rechnung der Frau Munga Bell abfahren hat: a) ob d'ieses Geld möglich ist; b) und wann!

Können also Frau Tardieu so lange warten?

Man wog einmal zu rekonstruieren: Der Vater der Kinder ist der unter französischem Protektorat stehende Herr von "Du alle und Anhang". - Er hat Frau Munga Bell, die Mutter der Kinder, böswillig verlassen. - Die Kinder sind in Paris geboren, also Franzosen. - Sie werden in Deutschland - ihre Mutter wegen - und ihre zu ihrem Vater - nicht lange bleiben können! - 1.) Sie sind noch und also a priori auf Frankreich ausgerichtet. - 2.) Sie sind französische Bürger, also Franzosen. 3.) Sie haben guten Möglichkeiten in Frankreich, weil ihr Vater ein französischer "Kongress" ist.

Die Kinder sind: 12 und 11 Jahre alt: der Jüngere 12, das Mädchen 11 Jahre. Von Kinderkrankheiten kann man sich nicht - von unvorhersehbaren Fällen absehen.

Erfolgreich ist, wenn ich ein gutes Fräulein, die Frau Tochter von! Er ist, glaub' ich, wichtig, weil es sich um so menschliche Dinge handelt. Übrigens ist - um einmal die unvorhersehbaren Eingriffe des Schicksals in das "tagliche" Leben! die Tochter der Frau Munga Bell <sup>ist</sup> in der Klinik Levallois - Perret geboren worden.

Es heißt er habe sich <sup>von</sup> dem Schicksal der Kinder. Es sieht hin, als wären die Kinder geboren. - Es würde hin auf adoptieren, wenn ich hin darüber nicht das viel möglichere natürliche Materie beschreiben würde.

Und nun: es ist mir honest, daß es so viel für mich hin - und ich bin so mächtig, ohne den Gütern zu weichen! Es kann ohne mich dauern, von heute, im ungen.

Dorff Roth.



Frankfurt

nicht volle  
Herzlichkeit

~~Paris 21. IX 1932~~

~~25. 9. 1932~~

~~25. 9. 32~~

Frankreich

Madame Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris. IX.

HOTEL ENGLISCHER HOF

FRANKFURT A. M.

Joseph Moth

Nr. 200

7a 2b

(1764)

Händig:  
Eugène de la Roche a. Kain

19. 8. 1932.  
Ascona Tessin  
Casa Belloni.

Sehr verehrte gnädige Frau,  
Zuerst danke für Ihre lieben Briefe.  
Es freut mich sehr, dass Plan des Berg  
Fest und die so schön ist. Die die  
nicht besetzt, die werden so schön.  
Da hier wo die Engländer werden ist nicht,  
wenn und wir ist mit dem kleinen  
Kauger. Die nach Paris kommen dann.  
Frau Kauger, die kommt bald hier  
und schreibt Ihnen.  
Sehr herzlich, immer Ihr alter

Joseph Roth.

# Hotel Englischer Hof



GEGENÜBER DEM HAUPTBAHNHOF

## Frankfurt a. Main

POSTSCHECK-KONTO: FRANKFURT A. M. N° 10208

TELEFON: 30261

TELEGRAMM-ADRESSE:  
ENGLISCHHOF FRANKFURTMAIN.

den 17. XI. 1932,

19

Dieser Brief ist ein Brief Sidon,  
Frau Margla erzählt mir von einem  
lächerlichen Tausch.  
Was dem Sohn meines Freundin betrifft, habe  
ich davon nichts gehört, weil ich der  
Meinung war, der Bruder der Frau Margla  
Bill sollte sich bereits mit einem in Verbindung  
gesetzt. Meine Freundin ist jetzt in Hamburg.  
Sie wird vor Weihnachten nach Frankfurt  
weil ihr alte Mutter hier Zuckerbrenn  
geworden ist - und die Krankheit der  
alten Frau ist ein Teil des Geldes  
auf, das für die Überführung bestimmt  
war.  
Ich werde - Gutts Gutts - nachfolgend habe  
die Angelegenheit klären lassen. Aber  
die Abrechnung für meine Roman Hefen  
lässt das Jahr. Nun möchte ich für Sie  
noch ein mal nachfragen: ist es richtig,  
wenn ich die Kopie für den Jungen in  
Paris (mit allem) auf 180 Mark im Monat  
veranschlage? To viel könnte ich nämlich monatlich  
aufbringen. Ich glaube, das ist ungefähr 130 Mark  
monatlich aufzubringen. Aber es wird vielleicht  
geringer sein, ich komme 2 Wochen früher nach  
Paris, etwa am 20. XII. und brate mich mündlich.  
Bitte schreiben Sie mir sofort - auch die Liste der  
Aufgaben in meinem Brief. - Ich bin sehr froh, das  
Sie es gerne übernehmen. Die Kopie wird Ihnen über  
Felix Berthel gerichtet sein. Ich hoffe, Sie können  
kommen, oder Großhansen, das, wie ich für Sie bestimmt  
ist.  
Guten Tag für Sie Sidon.

Deiner herzlich, Dr. Kuhn

Sojuz Roth.



Joseph ROTH and Blanche GIDON  
1933

24-28 (1764)

Berlin, am 12. I. 1933.

Herrn Dr. Erika Frau Gidon,  
gegen den 20. I. 1933, mit dem  
deinen Koffer in Paris für mich und  
für dich eine kleine Karte für Hermann.  
Ich wünsche nicht einen Augenblick davon,  
daß du mich auf irgend eine Weise  
sehen. Ich bin deine herzlich dankbar.  
Dein Winklerfeld!  
Dr. Erika

Joseph Roth.

3 3 1 2 1

28 (1768)

19.X.1932

Besserer Brief 12.1.1933  
siehe auch Rückseite →  
Franreich



Madame Gidon  
41, Rue des Martyrs  
Paris

19.10.32

Joseph Roth  
dünig Verlag Kiepenheuer  
Kantstraße 10  
Berlin Charlottenburg 2.



74 34 (1764)



1. II. 1933.

Lieber gnädige Frau,

Frau Menge - Bell danke  
für Ihre Güte für die  
höheren Rufen. Ich war sehr  
gerührt.

Ich hoffe nun, daß ich  
Sie und den Herrn Gidon  
noch in dieser Weise sehe.  
Ist es möglich?

Ihre herzlich  
und in großer Freude  
auf das Wiedersehen  
Ihr altes

Joseph Roth

Frau Menge - Bell ich  
mit dem kleinen  
Kugeln in Begleitung.  
Ich will Sie aber  
nicht weiter lassen.



16. II. 1933.

Ihre verehrte liebe gnädige Frau,

ich danke Ihnen für Ihren lieben Brief. Mein Anliegen war für Sie und  
 ich mich gefreut, Ihnen sofort zu antworten. Ich habe Ihnen niemals  
 vorgeschrieben, daß Sie irgendwelche Willems waren. Ich bin Ihnen immer dankbar  
 dafür gewesen, daß Sie sich mit der Anbahnung meines Briefes mühen  
 gegeben haben. Ich habe niemals einen Zweifel darüber geäußert, daß  
 Sie in irgendeiner Weise die Übertragung übernommen haben.  
 Allein, ich kann nicht anders, Ihnen zu sagen, daß die Übertragung  
 erfolgt ist - und Sie bleibt - trotz der Dankbarkeit, die ich Ihnen für  
 Ihre Mühe pflichtig bin und trotz der Freundlichkeit, die ich für Sie  
 empfinde - eine pflichtige Übertragung. Ich hoffe nicht mehr,  
 daß Sie meine persönliche Vorwürfe als eine persönliche Beleidigung  
 empfinden. Mir scheint jedoch kaum zu gedenken, ich hätte dieses und  
 diese pflichtige Brief geschrieben. Ich würde nicht ein  
 Konsequenzen daraus ziehen. Die Lösung der Übertragung ganz unklar,  
 mit der Hilfe eines Mannes, der Ihnen für Gabriel Marcel angeboten  
 wird, oder selber - oder mit jemandem, der die Hilfe für Sie finden.  
 Ich bitte nicht für meine Freizügigkeit sorgen. Ich <sup>wäre</sup> ~~wäre~~ - selbst -  
 wenn ich genügend französische Bücher - mit der Übertragung beifügen.  
 Ich würde nicht für eine Woche nach der Übersetzung. Glauben Sie mir, bitte,  
 daß ich zufällig, daß ich nicht mehr aufhöre, an die Unmöglichkeit  
 Ihrer Intentionen zu glauben. Aber das hat nicht zu tun mit meiner Über-  
 zeugung, daß Ihre Übertragung - in der Form, in der Sie mir vorliegt - nicht  
 gut ist. Soll ich ohne sagen, gegen meine Überzeugung, nicht gut, wenn  
 ich noch gegen Sie überzeuge bin? - Vielleicht bin ich ein "beide". Ich  
 kann aber nicht, auf persönliche oder auf Freundlichkeit, ohne sagen, mit  
 nicht meine Überzeugung ist. Sind Sie das selbst auf mich böse?

Freundlich

Joseph Roth

oder ich bin ich häufig im Foyer  
 zu verweilen. Ich habe einen  
 Koffer - jeden Tag 5 Bücher.  
 für Koffer. noch 6 Tage. Ich  
 habe 4h verbracht.

Hôtel Foyot  
 33, Rue de Tournon  
 Paris VI.

~~Café Brasserie des Arts~~

~~Léon Tribout Propriétaire~~

~~168 Avenue de Neuilly~~

~~Neuilly sur Seine~~

*Johann Roth, 33. Rue de Fournou,  
Hotel Foyot, Paris VI.*



16. 3. 1933

Madame Gidon

*16. 3. 33*

49. Rue des martyrs

Paris



Rapperswil am Zuerichsee, 20.9.33

Hotel Schwanen

Sehr verehrte, gnaedige Frau,

entschuldigen Sie bitte das Diktat. Ich bin mitten in der Arbeit, und es faellt mir schwer, ausfuehrlich mit der Hand zu schreiben.

Ich danke Ihnen sehr herzlich fuer Ihre freundliche Karte. Es tut mir sehr herzlich leid, dass ich Sie nicht getroffen habe. Hoffentlich haben Sie sich und der Herr Gidon sehr gut in den Ferien erholt. Arbeiten Sie gut mit Ihrem Mitarbeiter an der Uebersetzung meines Romans? Ich bin sehr beunruhigt, dass der Roman noch nicht erscheinen kann. Ich bitte Sie ~~mir~~ herzlich<sup>um</sup> eine freundliche Nachricht hierher und auch, wie es Ihrem lieben Mann geht.

Ich war sehr froh, dass ich Herrn Poupet in Oesterreich traf. Hoffentlich gefaellt ihm mein armes Vaterland.

In ~~meiner~~ <sup>meiner</sup> herzlichster Ergebenheit mit mich Gruenzen für Ihren Mann,

Ihr

Joseph Roth

France



20. 9. 1933

M<sup>lle</sup> Gidon,

Paris

20. 9. 33

41, Rue des Martyrs

Joseph Roth, Ramperswil am Zuerich

Hotel Schw

Schweiz

1935  
IXI  
28

m 27 (1764)

Rapperswil am Zuerichsee, 27.9.33

Hotel Schwanen

Sehr verehrte, gnaedige Frau,  
ich danke Ihnen fuer Ihren lieben Brief vom 23.ds.Mts.  
Ich freue mich herzlich, dass Ihnen Oesterreich so  
gefallen hat. Gruessen Sie bitte Herrn Poupet herzlich  
von mir. Versuchen Sie bitte auch, soweit es in Ihrer  
Macht steht, etwas fuer Oesterreich zu tun, damit es vor  
der nationalsozialistischen Barbarei gerettet wird.

Ich bitte Sie noch einmal sehr, liebe,  
gnaedige Frau, achten Sie darauf, dass mein Roman moeglichst  
bald und anstaendig erscheint. Es geht mir - auch materiell -  
sehr schlecht, und ich bin ganz auf den Erfolg in  
Frankreich angewiesen.

Es tut mir leid, dass es der Familie  
Reifenberg schlecht geht. Es ist mir aber keineswegs  
moeglich, irgend ein Mitgefuehl fuer meinen Freund  
Reifenberg aufzubringen. Menschen, die ihre Ehre ver-  
nachlaessigen, sind nicht mehr meine Freunde. Wer mit dem  
III. Reich eine Beziehung eingeht, und gar eine oeffentliche,  
wie es mein armer Freund Reifenberg tut, der ist aus dem  
Register meiner Freund gestrichen. - Gruessen Sie bitte  
Herrn Professor Gidon recht herzlich.

Ich bin

Ihr sehr ergebener

*Joseph Roth*



F r a n c e

27. 9. 1933

Madame

G i d o n,

P a r i s

41, Rue des Martyrs

94.923

ph Roth, Rapperswil am Zuerichsee

Hotel Schwanen

Schweiz

m 28 (176)

Joseph ROTH an Blanche GIDON

1934

29-53 (1764)

HOTEL RESTAURANT  
FOYOT

PARIS VI.

TÉLÉPHONE :

HOTEL... DANTON 57-37

RESTAUR<sup>t</sup>. DANTON 57-39

R. C. SEINE 47.303

16.7.1954.

Chère Madame Gidon,

je vous donne quelques dates :

né 2. sept. 1894

à Svalby, colonie allemande  
près de la frontière autrichienne

d'une mère juive russe

d'un père autrichien (employé d'Etat, peintre,  
alcoolique, devenu fou avant ma naissance)

école: lycée (humanistisches Gymnasium)

très pauvre, leçons chez des gens riches)

université, Vienne, "Germanistik", philologie

1916 la guerre,

volontaire

front  
russe

1917 active "comme" "Führer", quelque chose comme

"~~autre~~ sous-lieutenant, 2 mois Gefangenenschaft  
Russie

1918 révolution

1919 journaliste à Vienne

1920 journaliste à Berlin

beaucoup des voyages

(Russie, Afrique, Albanie, Balcan)

1922 France = la lumière, la liberté personnelle,

(pas une phrase " ! )

Cordialement, tout à vous

Joseph Roth



HOTEL RESTAURANT

FOYOT

PARIS VI.

TÉLÉPHONE :

HOTEL... DANTON 57-37

RESTAUR<sup>t</sup>. DANTON 57-39

R. C. SEINE 47.303

33. Rue de Tranoir

8. II. 1934.

Chère Madame Gidon,

je viens de lire la préface. Et je remercie  
de tout mon cœur pour la profonde compré-  
hension que vous avez pour mon œuvre et pour  
ma vie encore plus pauvre, surtout pour les  
citations si bien choisies. Mais comment les  
connaissiez-vous ?

Et Monsieur Gidon ? Comment sait-il ?  
Voulez-vous me revoir ? J'écris à M. Lefebvre  
et je dois le finir le 25. Après, est-ce que  
c'est possible de vous voir ?

Bien à vous votre très  
reconnaisant

Joseph Roth

30 (1764)

Joseph Roth

HOTEL RESTAURANT

FOYOT

PARIS VI



8. 3. 1934

Madame E. Gidou, 41. Rue des Martyrs

Paris

8. 3. 34

HOTEL RESTAURANT

FOYOT

PARIS VI.

TÉLÉPHONE :

HOTEL... DANTON 57-37

RESTAUR. DANTON 57-39

R. C. SEINE 47.303

[26.9.1934]

lundi,

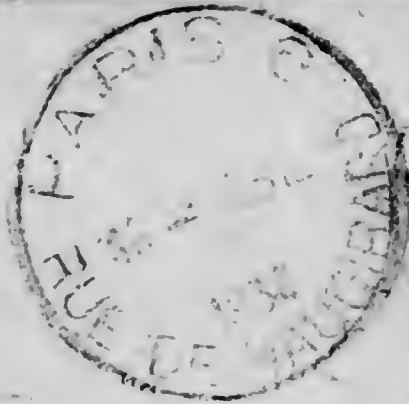
chère Madame Gidon,  
merci pour votre bonne lettre.  
Soyez sûre, qu'il n'y a pas une  
seule ombre sur ou sous notre ciel.  
Je ne sais pas, si je pourrais encore  
vous voir avant votre départ. Je suis  
présente chaque jour aux Deux Magots  
et j'écris pendant la nuit.

(Voilà, Gidon m'appelle au téléphone)  
alors nous nous verrons ce soir!

Tout à vous!  
Et des salutations pour Monique  
Gidon.  
votre  
sœur  
Roth

31 1764

Lepe Roth  
HOTEL RESTAURANT  
FOYOT  
PARIS



26. 3. 1934

Pneumatique

Madame Gidon 41, Rue des Martyrs

Paris

26. 3. 3 21

2

.



Joseph Roth,  
Paris 6,  
Hotel Foyot  
33, Rue de Tournon

24; April 1934

Bien chère Madame Gidon,

excusez s'il vous plait la machine, mais je suis dans un état, où il m'est impossible d'écrire à la main. J'é sais que vous me comprenez bien.

Merci beaucoup de vos mots sur l'Anti-Christ". Il me semble que Gabriel Marcel, cela veut dire Plon, n'aura rien contre un Christianisme comme je le montre dans mon " Antichrist". Je ne voudrais pas avoir des affaires avec Grasset pour être le concurrent de Monsieur Sieburg. C'est un oeuvre chrétien que j'ai écrit, et non pas un oeuvre journalistique. Montrez-le donc, ma chère dame, à M. Gabriel Marcel.

Quant à " Tarabas" je crois que mon éditeur hollandais, Querido, <sup>l'édition</sup> a déjà vendu ~~en~~ française. Mais je ne sais pas à qui. Tout de même, si Monsieur Marcel écrit à Monsieur Landshoff chez Querido, Amsterdam, Keizersgracht 333, il pourrait savoir le résultat. En ce qui concerne " Hiob" c'est moi - même qui a le droit, cela veut dire Monsieur Landauer, qui est mon ami et qui fait tout ce que je lui dit. Or on pourrait apparaitre à nouveau une traduction bonne de mon "Hiob", si vous vous voulez charger de cette affaire.

Je suis décidé de partir après le 1 Mai pour le midi. Nous reparlerons de cela. Mais je suis bien heureux de pouvoir faire en votre présence " une heure avec" et non pas seul. Or, je vous prie, ma chère amie, permettez que je vous appelle ainsi, n'invitez Monsieur Lefèvre ces jours-ci et de me trouver avant le jour de cette invitation; peut-être chez moi à l'Hotel Foyot après-midi, parce qu'il m'est presque impossible ces jours - ci de quitter l'Hotel. Je vous raconterai pourquoi.

Monsieur Paupet ne m'a pas encore écrit. Il me semble qu'il faudrait bien avoir une critique dans le " Temps" et dans le "Journal des Débats" au moins.

Chère Madame Gidon, Madame Manga Bell vous envoie des salutations très cordiales. Quant à moi vous savez quelle reconnaissance j'aurai toujours pour vous. Laissez me donc savoir s'il vous plait quel jour et quelle heure vous fixez pour notre rendez-vous.

Ihr herzlich ergebener

*Joseph Roth*



Madame

24. 4. 1934

Blanche G i d o n,

Paris

41, Rue des Martyrs

Roth, Paris 6, Hotel Foyot

33, Rue des Tournon

7m 32 (1764)



HOTEL RESTAURANT  
FOYOT  
PARIS

TÉLÉPHONE :

HOTEL... DANTON 57.37

RESTAURANT DANTON 57.39

R. C. SEINE 47.303

9. Mai 1934.

Lieber gnädige Frau,

ich danke Ihnen, was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, nicht  
trauzüchtig schreiben. Erlauben Sie mir das Briefchen.

Ich bin sehr dankbar verpflichtet gegen Sie aus dem Grunde  
wegen. Entschuldigen Sie die Bescheidenheit Ihrer  
und Ihrer Güte für mich. Ich habe Sie nicht verdient. Ich  
habe Sie nicht verdient.

Es ist mein Fluch, daß ich die Menschen manchmal  
kränke, die mir nahe sind. So auch habe ich Sie gekränkt.  
Ich liebe Sie von Herzen im Morgenlicht.

Ich bin auch verpflichtet von der Güte der Herrn Gidon.  
Es ist ein unglaublicher Vorgang, daß ein Hundehalter  
heute für mich einen so großen Weg gemacht hat. Ich danke  
das ein wenig. Mühen Sie sich für mich.

Ich habe gedacht, daß ich glücklich bin und die Hilfe  
des Landes abzuwarten habe.

In dem letzten Wogen habe ich gelacht, daß ich die  
Frau, ein Herr und ein Trost.

Auf die Ihnen habe ich das gelacht.

Bitte, vergessen Sie nicht alles Böse, was ich Ihnen  
gesagt habe kann.

Ihr  
Herr

Johann Roth.

23 (1768)

Joseph Roth  
HOTEL RESTAURANT  
FOYOT  
PARIS

9.5.1934

Pneumonie

Madame Blanche Gidon

41 Rue des Martyrs

Paris

9.5.34

DE VA

HOTEL RESTAURANT  
**FOYOT**  
PARIS

TÉLÉPHONE :

HOTEL... DANTON 57-37

RESTAUR<sup>t</sup>. DANTON 57-39

R. C. SEINE 47.303

[20.5.1934]

Merci bien, chère Madame Gidon !  
Ne croyez pas, je vous prie,  
tout le "Tratsch" qu'on  
vous raconte - comme  
me dit Mademoiselle Kolb.  
On se verra, j'espère, un  
jour !  
Mes hommages à Monsieur Gidon.  
Tout à vous

Johann Röth

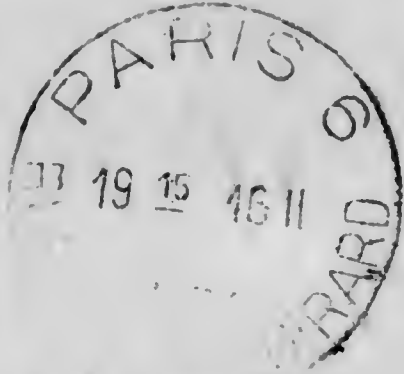
34 (1768)

Joseph Roth  
HOTEL RESTAURANT  
FOYOT  
PARIS



~~20.5.34~~  
20.5.34

pneumatique



20.5.1934

Madame Gidon, 41, Rue des Martyrs  
Paris





HOTEL RESTAURANT  
FOYOT  
PARIS

TÉLÉPHONE :

HOTEL . . . DANTON 57.37

RESTAUR. DANTON 57.39

R. C. SEINE 47.303

23. mai 1934.

Chère Madame et amie,  
voici une lettre pour Monsieur  
Ingelholz!  
Je ne sais pas encore le jour  
de mon départ.  
Mais je partirai avant la fin de  
mois.  
Voulez vous téléphoner ?  
J'attends l'article de Monnancé.  
F. Nouv. Litter. Vous l'avez peut  
être lu ?

Tout à vous amicalement  
und tiefen Gruß  
Votre vieux  
Joseph Roth.

35 (184)

Joseph Roth

HOTEL RESTAURANT

FOYOT

PARIS VI



23. 5. 1934

Madame Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs

23. 5. 34

Paris

TÉLÉPH. DRAGON { 08.49  
46.98



MARSEILLE,  
4, Rue Beauvau

1. Juin 1934.

## HÔTEL BEAUVAU

SITUATION UNIQUE  
SUR LA CANEBIÈRE ET LE VIEUX-PORT

chère madame et amie (vous ne perdez  
de vous souvenir comme ça!)  
Me voilà installé assez bien. Aujourd'hui  
après midi je commence à travailler sérieu-  
sement.

D la semaine prochaine je vous écris  
encore, et peut-être j'envoierai déjà la  
nouvelle pour les N.R. (20 pages ?)

Tout à vous et à Monsieur Gislou  
Votre frère

Jean Roll

1. 6. 34

1. 6. 1934

Madame Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris





# GRAND CAFÉ GLACIER

LA CANEBIÈRE

MARSEILLE

CH. BORY, Prop<sup>re</sup>

Même Direction  
LE GRAND HOTEL  
BRASSERIE "LA CANEBIÈRE"  
66-68, La Canebière

Téléph. Dragon { 1-30  
5-72  
26-38

R. C. Marseille A. 2.012

4. Juin 1934.

Chère Madame et amie,  
merci beaucoup pour l'article ! J'ai corrigé quelques mots. J'ai rajouté  
la phrase sur l'officier autrichien etc. Parce que je vois que le génie  
aristocratique de la langue française ne permet pas qu'on dévoile <sup>sa</sup>  
fois ~~les~~ <sup>très</sup> ~~longement~~ <sup>personnelles</sup> comme le génie de la langue <sup>(trop)</sup>  
allemande l'exige parfois. En français c'est trop privé. " Ah, si je pouvais  
écrire en français ! Maintenant, presque à quarante ans, je commence  
à comprendre qu'écrire en une langue seulement c'est comme avoir  
un seul bras. Ayant deux pieds je devrais pouvoir maîtriser deux  
langues maternelles. Mais, je suis vieux ! Et la langue d'un pays est encore  
plus difficile à connaître que ses habitants ! J'ai des choses trop lourdes à dire,  
elles sont déjà façonnées en allemand dans mon âme.

Encore une fois : merci pour votre bonté et pour ce petit mélange !  
Vous êtes bonne, bonne, bonne ! J'aurai toujours honte.

Votre vieux

Jouyet Roth.



lesser: 4. 6. 1934

~~16. 2. 1934~~



Madame

Blanche Gidon

41, Rue des Martyrs

Paris

Exp. -  
D. Roth  
Marseille  
Hotel  
Bauwan



MARSEILLE, 7 Juin 1934  
4, Rue Beauvau

## HÔTEL BEAUVAU

SITUATION UNIQUE  
SUR LA CANEBIÈRE ET LE VIEUX-PORT

Chère Madame et bien chère amie,

merci beaucoup de votre lettre et mille excuses pour la machine. J'écris ici pendant toute la journée, et je suis trop fatigué pour prendre encore la plume à la main.

Hier j' ai fini ma nouvelle pour les " Nouvelles Littéraires". Demain elle sera tapée à la machine, après- demain vous l' aurez. J' espère qu'elle est devenue assez intéressante pour les lecteurs. Quant à moi, je crois même qu' elle est assez bonne pour être recueillie dans mon prochain volume de nouvelles, que l'on me propose de publier.

-2-

Il y aura dans ce volume trois nouvelles, et je me permettrais de vous demander, chère amie, de traduire deux; la moitié de l' une est déjà de plus longtemps traduite par une de mes vieilles amies, Madame Valentin. Je vous demanderais encore la bonté de bien vouloir donner la lettre ci-incluse à Monsieur Lefèvre. Je n' avais pas lu son interview. Merci beaucoup pour l' avoir m' envoyer.

Il me semble qu' il m' a pris plutôt pour un Trébitsch - Lincoln que pour un Joseph Roth. Mais pour le public il a peut- être raison. (entre nous, tout ça)

Chère Madame et amie, je vous aime beaucoup, mais je ne pourrais pas vous écrire avant une quinzaine, et avant d' avoir fini mes trois nouvelles, dont la première vous recevrez demain ou après-demain. Mais écrivez-moi, je vous prie, dans ce temps, sans vous fâcher sur moi.

Si ma nouvelle vous semble trop longue, écrivez-moi, s' il vous plaît, tout de suite. Mais il me semble qu' elle est bonne comme elle est.

Mes hommages sincères et cordiaux à Monsieur Gidon.

Votre déjà vieil ami

et mieux que ça

Joseph Roth



Joseph Roth  
 HÔTEL BEAUVAU  
 MARSEILLE



7. 6. 1934

Madame

Gidon,

*Triomphe  
 de la Beauté!*

Paris

41, Rue des Martyrs

7.6.34



Henri Beauvan  
Marseille  
14. Juin, 1934.

"gauche" comme Monsieur Breithach, c'est lui qui les dénonce  
maintenant devant le public français comme "non allemands".  
C'est infantile! Et ce n'est pas du tout noble. J'aurais en  
que les homosexuelles et les juifs ont quelque chose de  
commun! Mais si quelqu'un comme Breithach prétend de connaître  
les "vrais Germains" - qu'il cesse donc de coucher avec  
les "jeunes gens du Bureau de Poste"; qu'il commence, d'après  
la vie saine de ses héros littéraires, d'aimer les "Gretchen  
blondes" et "bêtes" - entre nous.

Excusez moi, chère amie, cette liberté de la parole.

Saluez de tout mon cœur Monsieur Gidon.

Je reste votre très fidèle et  
reconnaisant ami

Joseph Roth.

Madame Marga Bell vous envoie des  
salutations très, très sincères.

X mais tout de même, je répondrai encore  
et je vous enverrai l'article.

Chère Madame et amie,

Merci de tout mon cœur pour votre lettre. Si les femmes  
hauraient que ma nouvelle est hostile envers elles, je le regretterai  
beaucoup. Parceque ~~c'est~~ ce n'est pas la haine contre les  
femmes - c'est simplement ma conviction que la femme honte  
un homme incapable de l'aimer à sa façon devant un jour et  
l'objet du diable. Eh, voilà un livre juste pour mon pauvre cœur:

Le Seul fait dit Frau Gwendolin. Comme livre impossible, naturelle-  
ment. J'espère que la longueur n'empêchera ~~pas~~ la publication.

Je vous écrirai après avoir fini ma troisième nouvelle et avoir  
conclu un nouveau contrat. Excusez moi que je n'écris pas encore  
aujourd'hui ~~plus~~ lettre plus longue - et encore, que je ne sois obligé  
de vous demander un conseil médical.

Je voudrais mettre le fils de Madame Marga Bell dans une  
école militaire. Comme il est né à Paris, donc en France, fils  
d'un protégé français du Cameroun, ça doit être facile. Moi,  
je n'ai plus l'argent pour le soutenir. Madame Marga Bell non  
plus. ~~Si~~ resté, je suis sûr, qu'il n'est pas plus dur que moi,  
par exemple, et moi-même, j'étais officier.

Il s'agit d'une affaire urgente. Il a fait, le petit, maintenant  
son lycée, je ne peux plus le payer. Il doit entrer à l'école militaire  
d'ici dans 4 ou au plus 8 semaines.

Je sais bien que j'ai le droit d'abuser de votre bonté, chère  
amie. Or, je vous dérange. Est-ce que Monsieur Pouyet pourrait  
m'aider?

Quant à Monsieur Breithach, c'est lui même qui "rif  
di Rügen Ringbrocht Joh". Voilà une véritable querelle des  
gens des lettres. Monsieur Breithach a parlé de son article  
à Monsieur Kerlen. Monsieur Kerlen l'a raconté à Monsieur le  
communiste Weisskopf de Prague. Et voilà que le communiste  
- ils sont tous très pressés, parceque la "Weltanschauung" ne veut  
pas venir - s'est hâté d'écrire une réponse à un article non  
paru.

Moi-même - je suis triste ~~à~~ cause de cet accident.  
D'abord, parceque je voulais ~~vous~~ répondre - et mainte-  
nant je ne peux pas me mettre dans un pont commun avec le  
communiste Weisskopf. Je n'ai pas lu son article. J'aurais répondu  
d'une autre façon et j'aurais d'abord montré ma réponse à Mr  
Breithach.

Si vous le voyez, dites-le lui, s'il vous plaît. Du reste: de son  
côté, ~~c'est~~ ce n'était pas très noble, justement maintenant d'écrire  
un article comme le sien l'était. Moi, je suis plus réactionnaire  
que Monsieur Breithach. Tout de même, ~~ce~~ ce n'est pas du "br  
git" de chanter maintenant les chansons de Germains. Jamais  
je n'étais pas, moi, si intimement lié avec les juifs de

Breitbach.  
- Hess gegen Frauen (?)  
- Triumph der Schönheit



14. 6. 1934

Madame Blanche Fidon

41. Rue des Martyrs

Paris



✓



Joseph Roth  
Hotel Beauvau  
Marseille

Fribourg  
Hauterive  
28-27



m. 35 (1764)



MARSEILLE,  
4, Rue Beauvau

TÉLÉPH. DRAGON | 08.49  
46.98

1.

24. Juin 1934.

HÔTEL BEAUVAU

SITUATION UNIQUE  
SUR LA CANEBIÈRE ET LE VIEUX-PORT

Chère Madame et amie,

merci de tout mon cœur pour toute votre amabilité. Il sera très difficile et presque impossible de recevoir quelques lignes de Monsieur Manga-Bell, d'un homme qui depuis la naissance avec des enfants n'a rien payé et a fait travailler sa femme par lui délaissée. Ça n'est pas un "sauvage" mais l'espère la pire au monde; un pourrien noir élevé en Allemagne du Nord et tout à fait une âme germanique dans une peau brune. Pendant la guerre il était hussard prussien. Après la guerre encore et déjà comme prié sous le protectorat français il n'a cessé de s'écrire des télégrammes à Guillaume II. Il doit y avoir tout de même une issue ~~quelque~~ de cette misère. Mettons le cas qu'on ne peut pas trouver le père légitime d'un enfant: alors, quel est-ce qu'on fait alors? - En tout cas j'essaierai de laisser écrire le petit Manga à son père et de demander la permission de devenir Français d'abord et peut être soldat. (Est-ce qu'il faut avoir cette permission pour recevoir un passeport français? - D'après la loi tous les enfants nés en France deviennent auto-  
*\*étrangers* malisch" des Français, sans exception, si les parents n'en désirent pas autre chose. Et comme les enfants Manga Bell sont nés à Paris: ils devraient être des Français d'après ma (faible) logique et ma (mauvaise) connaissance de la législation en France. Si j'ai raison, c'est voilà déjà une difficulté écartée.) Madame Manga-Bell vous donnera les dates exactes.

Je voudrais bien recevoir quelque argent pour la famille, mais à quel titre? Comme écrivain autrichien? Les temps où Hamie était payé par l'état français sont passés. Et encore avait il dans son pays des reproches. Comme patriote autrichien "conservateur": est-ce que je pourrais demander en France une aide financière? Si je fais une demande l'état français ne dira, et avec juste raison, que je devrais plutôt m'adresser à l'état autrichien, alors, que faire? Si vous même, chère amie, le jugez bon, ayez la grande amabilité d'écrire cette demande, je donnerai mon nom. Je ne sais vraiment plus comment je me tiendrai de ces affaires matérielles.

Je vous envoie un article politique sur l'Autriche. Il paraîtra peut être dans le Tagelbuch mais je voudrais que 1934 ou la Revue Hebdomadaire l'impriment en tout cas. Voulez-vous le montrer

à Monsieur Poupet? Je ne sais pas si l'esprit franc-maçon qui règne dans le Tagelbuch et qui le paye probablement permettra cet article.

Enfin je vous enverrai demain ou dans 3 jours la réponse à mons. Breitbach. Si Monsieur Poupet se pourra placer. Ce sera une réponse tout à fait amicale, du point de vue conservateur. J'en ai eu de montrer que les idées de Goebbels Bolchevick ne devaient pas être les idées de Monsieur Breitbach qui est catholique rhénan (comme du reste Goebbels aussi) mais ça on ne dira pas.) Dites si il vous plaît encore une fois à Monsieur Poupet que je ne peux rien pour l'attaque communiste contre Breitbach. Je ne parle jamais avec les communistes militants qui parlent dans leurs feuilles de moi comme d'un traître. Je connais la malheureuse conception du monde de ces messieurs les Allemands "purs": ils croient que le sang juif soit plus fort que la conviction politique ou morale et que moi, par exemple, je serais capable de me solidariser avec un juif communiste. Quelle bêtise! La vieille fable des 7 Weisen von Zion!

Je vous prie chère Madame et amie, de montrer envers moi encore un peu de pitié. J'abuse de votre amitié, je le sais, vous m'avez donnée trop des preuves de votre noblesse, vous et Monsieur Fridon.

Je partirai peut être aussi pour l'Autriche. Je ne sais rien de mes prochains semaines! Ça dépend de mon combat avec un éditeur anglais. Je vous écrirai encore sur cette affaire.

Saluez cordialement de ma part mon ami Poupet.

Tout à vous et toujours votre  
fidèle

Joseph Roth.

chère Madame,  
je suis très touchée que vous vous donneriez tant de peine pour mon petit Manga. Je vous remercie de tout cœur.

Voici les dates exactes de naissance etc. de mon fils:

José Manuel Manga Bell,  
né à Sévres (seine et Oise)  
le 11 Janvier 1920

77, Grange, Arcachon

1764

"protégé" français? <sup>H</sup> et mon  
passport est mon plus grand  
souci en ce moment. Car je suis  
considérée ici comme étrangère-  
moitié française. Le consul  
français à Hambourg a réguliè-  
rement prolongé mon passport.  
Mais, ici en France on ne peut  
pas le faire sans l'autorisation  
de mon mari. Aussi n'aurais-je  
pas le droit de travailler  
n'importe quoi, (ce que j'ai fait  
toujours en Allemagne). Cette affaire  
de mon passport est un grand  
embarras par conséquent, surtout  
pour M. Roth, qui a l'habitude  
de voyager. Mais je serais toujours  
retenue ici avec un papier  
périmé.

<sup>31</sup>  
son père est né à Donala (Cameroun),  
Ouest Afrique, pays, plutôt  
colonie allemande jusqu'à la  
fin de la guerre et maintenant  
sous mandat français. Le père  
de M. Manga Bell, mon beau-  
père, a été assassiné en septembre  
1914 par les Allemands, lors de  
la prise de son pays par les  
Anglais et Français, (un acte  
de vengeance.) C'était un très  
brave homme, mort à l'âge  
de 42 ans. L'histoire de sa  
mort est décrite de long en  
large dans "La Dépêche  
Coloniale".

M. Manga Bell et moi, <sup>nous,</sup> ~~avons~~  
un passport donc comme



5.

Quel drôle de monde. On a tout  
devoir et même pas le droit de  
les remplir!

M. Roth vous prie de  
lui dire, chère Madame, si  
la nouvelle est trop longue  
pour les "Nouvelles Littéraires";  
M. Roth a fini une autre plus  
courte, "La butte de Franz Joseph".  
Il vous l'enverra de suite, si  
M. Lefèvre le désirerait.

Excuses, chère Madame,  
que vous êtes chargée avec toute  
mon histoire. Je vous demande  
bien pardon de vous troubler ainsi  
dans votre travail, déjà assez  
dur, et je vous remercie sincèrement  
de votre bonté!

Mes hommages à M. Gidon.

Tout à vous

Ludr'a Munga Bell

ci ce Monsieur, député et vice-président  
de la commission des affaires étrangères

aurait la grande bonté de me  
faire prolonger mon passeport ou  
bien pourrait trouver moyen ou  
conseil pour moi de le prolonger  
je lui serais bien reconnaissant.



19  
Sehr geehrter Herr Minister,

ich ersuche Sie um eine Unterstützung. Ich bin ein deutscher Schriftsteller von Namen, österreichischer Nationalität. Die "nationale Revolution des Dritten Reiches" hat mich meiner Einnahmen fast vollkommen beraubt. In meiner österreichischen Heimat ist die Armut zu gross, als dass ich dort Verleger und Leser finden könnte.

Ich lebe in Frankreich seit mehr als 10 Jahren. Seitdem die österreichisch-ungarische Monarchie, in deren Armee ich als Leutnant gedient habe, zugrunde gegangen ist, betrachte ich Frankreich als meine zweite Heimat, getreu der alten literarischen Tradition deutschsprachiger Schriftsteller und Dichter, von denen es heisst, sie hätten zwei Vaterländer: ihr natürliches und Frankreich.

Der grösste Teil meiner Bücher ist in die französische Sprache übersetzt. Mein letztes Buch, der Roman "Der Radetzkymarsch", im Verlag Plon erschienen, hat mir eine allgemeine Anerkennung der literarischen Kreise Frankreichs verschafft.

Seit vielen Jahren bin ich bemüht, die ~~europäische~~ Sendung, welche die französische Nation in der Welt zu erfüllen hat, in meiner österreichischen Heimat zu propagieren, ebenso, wie ich früher, als ich noch in Deutschland eine Stimme hatte, bemüht war, den Ruhm Frankreichs und seinen literarischen Namen zu verbreiten.

Ich habe für viele Familienangehörige zu sorgen. Aber meiner Einnahmen hat mich das Dritte Reich beraubt, das mir meine patriotische Treue zu Oesterreich nicht verzeiht und in dem alle meine Bücher verboten sind und mein Vermögen - es betrug etwa 30.000 .- Mark - beschlagnahmt ist, weil ich mich öffentlich gegen den Anschluss meines Vaterlandes an Deutschland

[ ohne Datum ]  
evtl. 30

ausgesprochen hatte.

Von Oesterreich kann ich leider im Augenblick keine Hilfe erwarten.  
Oesterreich ist arm und selbst auf Hilfe angewiesen .

Herr Minister! Im Vertrauen auf die Grossmut der französischen  
Nation, deren Kinder Alle sind, die eine geistige Aufgabe in Europa erfüllen,  
bitte ich Sie, meinem Ansuchen Rechnung zu tragen.

Ich bin Ihr ergebener



Joseph Roth  
HÔTEL BEAUVAU  
MARSEILLE



FAURDY  
CONDIMENT

24. 6. 1934

Madame

Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris

24. 6. 34



# DÉGUSTATION

DE  
VINS FINS D'ESPAGNE  
ET DU PORTUGAL  
SPIRITUEUX ANGLAIS

# CINTRA

4, RUE BEAUVAU  
F 5, QUAI DES BELGES

MARSEILLE

G. DE RUYTER DISTRIBUTEUR

Tél. Dragon 84.14  
R.C Marseille 53.179

## MÊME ADMINISTRATION

CINTRA. 6. Square de l'Opéra, PARIS  
CINTRA. 167. Rue Montmartre, PARIS  
CINTRA. 43-45. Rue de la Bourse, LYON  
CINTRA. 4. Rue Beauvau, MARSEILLE  
CINTRA. 3. Place Masséna, NICE  
CINTRA. 11. Place Victor Hugo, GRENOBLE  
CINTRA. Pl. du Revard, AIX-LES-BAINS  
CINTRA - CHALON-sur-SAONE  
CINTRA - Casino Municipal, ALGER  
CINTRA - Avenue Jules Ferry, TUNIS  
CINTRA - 7, B<sup>d</sup> des Etats-Unis, VICHY  
CINTRA - 14 & 16, Rue de Paris, LILLE

27. Juin 1934.

Chère Madame et amie,

vous ajoutez chaque jour une nouvelle bonté à cette grande et profonde que je connais chez vous. Jamais je ne sortirai de cette situation où je me boue envers vous : la joie d'éprouver une reconnaissance et l'impossibilité de la prouver.

Voici, il me semble, la loi concernant les enfants des étrangers : ils deviennent Français avec 21 ans ne déclinent cette nationalité ; mais avant 21, et même du jour de leur naissance, ils deviennent Français aussi si leurs parents le désirent. Je le sais parce que j'ai vu le document de mon ami, l'écrivain Marcu, par exemple. Sa fille est née en France, il y a 6 mois. Or, la petite est aujourd'hui une citoyenne française. Et à cause d'une simple déclaration de Monsieur Marcu devant l'employé qui tient le registre des naissances.

Pour les enfants de Madame Mengar Bell, il me semble, c'est la même chose. On devrait avoir une déclaration de leur père. Monsieur Pierre Gabriel, s'il veut bien, vous le dira aussi. Après avoir reçu cette déclaration de Madame Mengar Bell père, on pourrait essayer de mettre le petit dans l'école militaire.

(\* le père)

Mais pour avoir cette déclaration il faut d'abord :  
1.) la demander 2.) savoir la formule prescrite (parce que pour cet homme il faudra encore faciliter même les plus petites affaires ; <sup>et</sup> je ne connais pas cette formule que je voudrais joindre à l lettre que j'écrirai pour le fils.) ;  
3.) connaître le gouverneur français de Suella et Bunanjo pour que le liste prince de ce pays se trouve à peu près - au moins moralement - forcé de donner sa signature tout de suite. Je voudrais que la lettre de petit parviennne à son père par la voie administrative plutôt que par la poste. Une lettre tout à fait privée risquerait de rester sans réponse.

Mais, chère amie, comment faire tout ça ? moi, je suis trop peu connaisseur du monde politique, je n'ai pas des "relations" - et je suis pauvre - et encore, je suis seul pour tenter d'assurer l'avenir des enfants. J'ai encore comme vous le savez des soucis personnels. J'ai un travail lourd à accomplir. J'ai des dettes pénibles et même dangereuses.



qui ne me laissent pas vivre. Je suis responsable pour la  
vie des enfants. Je voudrais les savoir assurés pour  
les mois suivants, au moins. Je pourrai payer seulement l'école  
de la fille (600 fr. par mois). Mais il faut absolument que je  
place le petit quelque part où il peut vivre pour 300 à peu près.

C'est triste, tout ça, et je sais bien que j'abuse de votre amitié.  
Mais je ne peux pas me dégager de mes responsabilités. Je ne le  
veux pas, du reste. Le tout petit respect que j'ai pour moi-même, je  
ne voudrais pas le perdre. A part de ça, j'aime les petits nègres.

Tout à vous et à Monsieur Gidon,  
en grand reconnaissance,

Le vieux et malheureux

Jos. Roth.

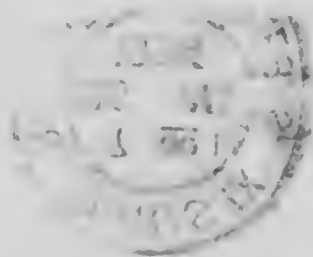
Imprimé



27. 6. 1934

Madame Blanche Gidon  
41. Rue des Martyrs

27. 6. 34



Paris



Chère amie,

Je vous recommande cette dame qui pourrait  
fait être travaillée pour vous ou pour une de vos  
amies. Elle est Polonaise, chassée par Hitler et très  
malheureuse. Elle vous racontera tout si vous voulez bien  
l'écouter. Est-ce que vous pourriez l'aider de gager 200 fr.  
par mois pour ses pauvres 2 enfants (5 ans) ?

Je vous remercie beaucoup, chère amie,

Tout à vous

Joseph Roth

Elle a besoin d'adresses. Elle travaille très bien.  
Se la connais, depuis longtemps.

Madame

Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs.

JOSEPH ROTH

~~Hotel Sany~~

Monsieur Kopsch

18. rue Vercueil

Paris. Vaine

42 (175)



# DÉGUSTATION

DE  
VINS FINS D'ESPAGNE  
ET DU PORTUGAL  
SPIRITUEUX ANGLAIS

# CINTRA

4, RUE BEAUVAU  
F 5, QUAI DES BELGES

MARSEILLE

G. DE RUYTER D<sup>S</sup> T<sup>Q</sup>U<sup>E</sup>

## MÊME ADMINISTRATION

CINTRA. 6. Square de l'Opéra, PARIS  
CINTRA. 167. Rue Montmartre, PARIS  
CINTRA. 43-45. Rue de la Bourse, LYON  
CINTRA. 4. Rue Beauvau, MARSEILLE  
CINTRA. 3. Place Masséna, NICE  
CINTRA. 11. Place Victor Hugo, GRENOBLE  
CINTRA. Pl<sup>z</sup> du Revard, AIX-LES-BAINS  
CINTRA. CHALON-sur-SAONE  
CINTRA. Casino Municipal, ALGER  
CINTRA. Avenue Jules Ferry, TUNIS  
CINTRA. 7, B<sup>d</sup> des Etats-Unis, VICHY  
CINTRA. 14 & 16. Rue de Paris, LILLE

Tél. Dragon 84.14  
R.C Marseille 53.179

2

apprends le savoir vivre? Je haïe beaucoup des gens comme  
son cercle exclusif doit être haïe. Il est de ces gens qui  
auront toujours de "relations" et de "connaissances" et jamais  
des amis. Un homme qui ne peut pas connaître les femmes (comme  
un aveugle qui ne peut pas connaître les couleurs) ne deviendra  
jamais un homme: il sera toujours une jupe, peut être héroïque  
- comme <sup>Rehm</sup> ~~Goering~~ - mais une jupe.

Voilà, assez, ça ne vaut pas la peine. Excusez moi, chère,  
bien chère amie. Chaque fois que je vous écrit, je me félicite de vous  
avoir trouvé. Et comme j'avais le malheur de vous montrer  
une fois ma capacité <sup>totale</sup> ~~malheureuse~~ de devenir "sans gêne"  
vous croyez assurément aujourd'hui que je vous aime: vous et  
Monsieur Gidou.

Voire fidèle ami

Josep Roth,

(mais pas tous)

X vous savez que je regarde les "homosexuelles" comme les gens  
d'un autre monde. Chez nous, on les appelle: "Die Anderen": "les autres"

Henri Beauvan,  
30 juin 1934,  
Marseille

Chère Madame et amie,  
excusez-moi pour vous déranger dans votre travail pénible :  
mais il s'agit de ce pauvre article concernant Breitbach,  
Dr Hermann Hesse est un Suisse et je me garderai  
bien d'écrire qu'il est devenu Suisse. Il a écrit très  
amicalement sur mon livre et je perdrai un ami  
qui est fier de sa nationalité suisse connue, du reste,  
la Suisse est fière de lui. Je risquerais encore de  
perdre des <sup>autres</sup> amis Suisses. Monsieur Breitbach a  
peut-être dit que c'est un "Suabe" d'origine : mais tous  
les Suisses allemands sont d'origine suabe. Comme  
tous les Suisses du Canton genevois sont d'origine  
française. Les Suisses du Tessin sont d'origine italienne.  
Nous, Autrichiens, nous sommes d'origine "bavaroise".  
Non, on ne peut pas dire que Hesse est devenu Suisse.  
Autant dire que Monsieur Gidou, par exemple, soit d'ori-  
gine "normande", or germanique. Autant dire que  
Rieker était tchèque et "devenu" autrichien. Non, je  
sais bien que le pauvre Monsieur Breitbach a été  
plutôt par la science raciste que par ses ennemis  
politiques entend par le mot "origine" : "aryen" et non "juif".  
Mais je ne lui passerai pas ça ! C'est justement la  
langue paternelle de Monsieur Goebbels. C'est ~~la~~ vouloir  
conquérir le monde entier à cause de son "origine  
germanique" jusqu'à ~~à~~ les Italiens de Milan qui  
sont d'origine vandale. Non, Monsieur Hesse est  
un Suisse, comme Rieker, Kafka et moi nous sommes  
Autrichiens - pour tout le monde, sauf pour Goebbels  
et Breitbach.

Je le plains. Mais, s'il reçoit des lettres menaçantes  
il faut dire qu'il envoie lui-même des lettres à tout  
le monde, des lettres impudentes et ignobles. Je sais  
bien qu'il est, au fond, un bon garçon. Mais il est habitué  
d'être familier avec les jeunes gens de la milice et  
de les sergents de ville de Berlin, de Cologne, de Paris  
peut-être. Or, c'est ~~est~~ n'est pas dans ces milieux-là où on

Britloch

20.6.34



30.6.1934

Madame

Blanche Gidon



41. Rue des Martyrs

Paris

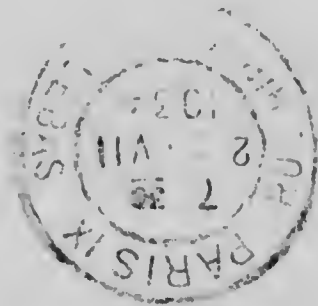
J. Roth  
Hotel Beauvan  
Marseille

# CINTRA

## DÉGUSTATION

MÊME ADMINISTRATION

- CINTRA - 6, Square de l'Opéra, PARIS
- CINTRA - 167, Rue Montmartre, PARIS
- CINTRA - 43, Rue de la Bourse, LYON
- CINTRA - 4, Rue Beuvau, MARSEILLE
- CINTRA - 3, Place Masséna, 3, NICE
- CINTRA - 11, Place Victor-Hugo, GRENOBLE



43 (1764)



# GRAND CAFÉ GLACIER

LA CANEBIÈRE  
MARSEILLE

CH. BORY, Prop<sup>o</sup>

Même Direction  
LE GRAND HOTEL  
BRASSERIE "LA CANEBIÈRE"  
66-68, La Canebière

Téléph. Dragon { 1-30  
5-72  
26-38

R. C. Marseille A. 2012

11. juillet 1934.

Chère Madame et amie, certainement vous ne savez pas combien j'ai des soucis en apprenant que vous m'avez prêté les 500 francs pour le 1934. Comme ça je ne sortirai jamais de mes dettes!! Écrivez-moi au moins combien la Revue Hebdomadaire vous paye! C'est terrible! — Écrivez-moi très vite! C'est urgent!

L'adresse de Monsieur Moreaux, Vaumainoise, près Gisors, Eure, 75 Km. Paris.

Mais, il a déjà répondu, Mad. Margot Bell vous écrira.

Je pars chez mon ami Hermann Kesten

119, Promenade des Anglais  
Nice.

J'ai fini ici 3 Nouvelles, 6 Articles, il me faut encore écrire 6 Articles et une nouvelle avant que je puisse commencer mon roman. Écrivez-moi!

Et n'oubliez pas de louer mon ami Fichs à la Légation d'Autriche, très avant votre départ pour l'Autriche. C'est ~~parahé~~ parahé, allez le voir avec Mr Poupeh, c'est un bon ami, un bon politicien, une bonne tête — mais il ne répond pas. Il lui faut toujours un voir et parler. Il est "concret" — comme beaucoup de mes compatriotes: ils ne supportent pas la distance physique.



J. Roth Jean Beauvan  
Marseille

~~GRAND CAFE GLACIER~~

~~LA CANEBIÈRE  
MARSEILLE~~

~~Ch. BORY, Pr<sup>o</sup>~~

~~Même Direction  
LE GRAND HOTEL  
BRASSERIE "LA CANEBIÈRE"  
66-68, La Canebière~~



11. 7. 1934

Madame Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris

11.7.34

11.7.34

Nice, 25. juillet 1934  
chez H. Kesten  
119. Promenade des Anglais

chère Madame et amie,  
voilà : au lieu de vous écrire une longue histoire,  
je vous envoie la copie d'une lettre à un ami qui  
était, lui aussi, inquiet. avec quelle raison!  
chère amie, cette histoire m'a abattu~~é~~ complètement.  
Je suis malade à cause des roucis. Je ne pense  
plus vivre comme ça ! avec des dettes et des  
complications, comme celle-ci !  
Je suis perdu, tout à fait perdu !  
Excusez moi la tristesse et le hâte !

Tout à vous et à Monsieur Giolon

Votre vœux et  
reconnaissant

D. R.

Nice,  
20. août 1934.

Chère Madame et amie,  
merci pour la carte ! Je n'y a rien de nouveau, si non que je vois  
l'impossibilité totale d'écrire. L'Autriche, c'est un grand souci pour  
moi. Je suis brouillé maintenant avec les monarchistes autrichiens.  
Ils laissent passer le temps, ils hument l'Empereur à l'Écart, moi,  
je suis le seul vrai serviteur. Vous vous rappelez le pauvre jeune  
homme dans le Roi dans l'exile et (Soudet) ? - Et, du reste ! Mes  
affaires vont mal, très mal. Ces messieurs de Kiepenheuer n'ont rien,  
roulé. Je ne peux pas vous fatiguer avec ces choses difficiles et  
abominables. En bref ! ils me laissent perdre à peu près 18000 francs.  
Ils ont rachetés mes droits chez Kiepenheuer pour 5000 marks.  
Mon éditeur américain paye directement à eux. Quant à moi, je n'ai  
pas de contrôle. Encore il y a des autres éditeurs : anglais, hongrois,  
italien etc. Enfin, je suis résolu de ne pas faire des procès inutiles  
Et je suis au moins dès maintenant libre. Mais comment faire mon  
livre jusqu'en 1. octobre ? j'attends un miracle. Et je suis trop  
croquant pour ne pas savoir qu'il n'y a pas des miracles dans  
cette matière. Écrivez moi, chère amie, Monsieur Kerlen part, et je ne  
sais pas combien de temps je pourrai encore rester ici. Et Monsieur  
Gidon ? Est-ce qu'il est avec vous ? Avez vous vu Monsieur Poupet ?  
Monsieur Zweig m'écrit qu'il a vu dans le "Mahn" un compte rendu  
sur de Kadulsky, le savez vous ? Et l'Anichrist ? Et avez vous  
reçu, la dernière épreuve ?

Je reste votre ami, le vieux

Joseph Roth.

Dites-moi la date de votre  
retour à Paris, je vous prie.

Chez Kerlen 119 Promenade  
des  
Anglais

20. 8. 1934

Autriche



Madame Blanche Gidon

Post Home Rössle

Gaschurn

Montafon

20. 8. 34

✓

121. Promenade  
des  
Anglais  
Nice,  
le 2. 8. 1934.

Chère Madame et amie, excusez moi, depuis 3 semaines je n'écris pas de lettres, et je ne lis même pas. Je dois finir mon roman dans deux semaines, c'est fini à peu près avec mon avance, l'éditeur se fâche. Je ne peux pas vous écrire des détails, je suis en hâte, énormément malade, plein d'angoisses, je vous réponds seulement aujourd'hui pour vous dire que votre Antichrist se trouve probablement en Autriche. Écrivez donc, je vous prie, chère amie, à M. Landauer,

Danubstr. 62

Amsterdam  
chez Jellert de

Lange

---

il vous enverra toute la suite ou autre Antichrist.

Excusez moi la ~~ma~~ ma Eile dans laquelle j'écris. Bonne santé pour vous et pour Monsieur Godou. Et des salutations pour M. Poupet si vous le voyez. Tout à vous votre fidèle veuve

Joseph Roth.



VILLE  
-825  
ALPES M<sup>NES</sup>

NICE H. de VILLE  
-3 X 34-825  
ALPES M<sup>NES</sup>

NICE H. de VILLE  
POSTES  
-3 X 34-825  
ALPES M<sup>NES</sup>  
REPUBLIQUE FRANCAISE

2. 10. 1934

Madame

Blauche Gi'don

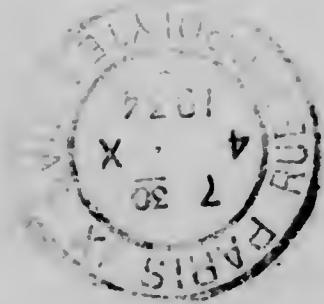
41. Rue des Martyrs

Paris

2, 10, 34

✓

Dos. Roth Nice  
121, Promenade  
des  
Anglais



12 47 (1764)

121. Promenade des  
Anglais  
Nice

25. 8. 1934.

---

Chère Madame et amie, merci beaucoup pour votre lettre  
et excusez-moi la tâte. Je n'ai pas encore fini, ça durera  
encore 4-5 semaines - et des soucis, des soucis! Voici  
le sens de la phrase: das Kreuz hat seinen Zahn.

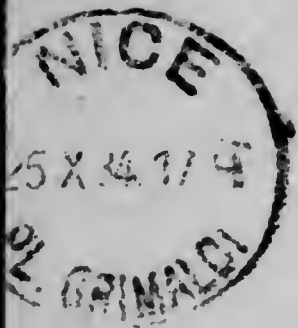
On dit en allemand: eines Haken haben pour une chose  
qui n'est pas parfaitement réussie, on dit par exemple: Dieß  
Tag hat seinen Zahn. Ça veut dire: "il fait sa saison, ob  
hin gang geüßig ist oder ob hin in Wirklichkeit ist, wie hin sein  
bleibt."

Je n'ai pas la troupe de la beauté. Vous l'avez vu?

Tout à vous, chère amie, souhaitez moi  
bonne chance, je suis très "durchwunden",  
je ne peux pas écrire si vite! Et il le  
faut!

Mes amitiés pour Monsieur Girolon.  
votre neveu

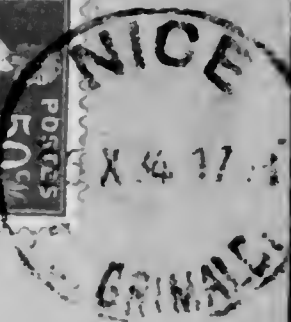
Jos. Rolly



NICE CENTRE  
DES ELEGANCES  
MONDAINES



NICE SES  
PARFUMÉES  
ET SA CÔTE FLEURIE



25. 10. 1934

*Madame*

*Blanche Gidon*

*41. Rue des Martyrs*

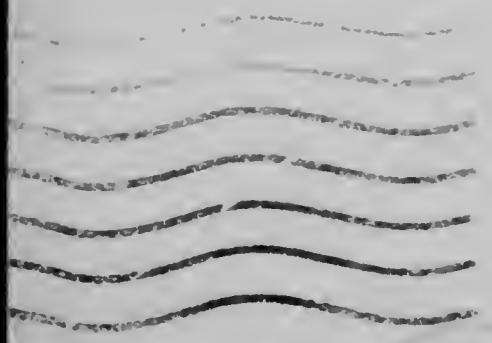
*25. 10. 34*

*Paris*

Jos. Roth

121 Promenade des Anglais

Nice



85 22 (4971)



1. Novembre 1934  
121. Promenade des Anglais  
Nice

---

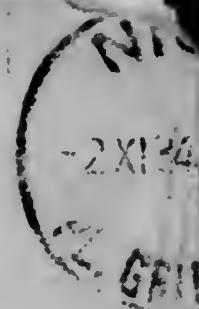
chère Madame et amie, encore une fois: excusez moi, je vous prie,  
la brièveté de mes lettres. Il s'agit pour le moment pour moi  
de savoir à quelle date l'Onle-froh doit paraître en France.  
C'est mon éditeur anglais qui me le demande. Je vous écrirai  
une longue lettre après avoir fini mon roman. Pour aujourd'hui  
toutes amitiés de votre vieux et (encore) très malheureux

Joseph Roth

\* La traduction  
anglaise est  
déjà prête.  
Avez-vous encore  
des doutes? Ou  
des questions?  
Ecrivez les sans avoir peur de me déranger hop je vous prie.



NICE. SES ALPES  
PARFUMÉES  
ET SA CÔTE FLEURIE



1. 11. 1934

Madame

Blanche Gidon

41, Rue des Martyrs

1 11, 34

Paris

J. Roll 12, Prouel

Mill

1  
70 49 (1764)



J. A. Monpoot

CAFÉ - RESTAURANT

PLACE MASSÉNA

NICE

Téléph. 813-01



121. Prom. D. Anglais  
Nice

4. XI. 1934

Chère Madame et amie, merci beaucoup pour votre lettre ; et - encore une fois, excusez moi cette hâte !

Il ne faut pas que vous écriviez - que la croix boite. " même dans la bouche de l'Antefrist, c'est encore une offense - ~~blest~~ ce n'est pas très chrétien " de le dire, demandez vous l'avis de Monsieur G. Marcel. Il saura certainement une autre phrase. Il faut changer. Et comment avez vous ~~fait~~ habit : Hollywood Stollwilt ? Envoyez vous aussi des épreuves, envoyez les, <sup>si</sup> il vous plaît. Je compte retourner à Paris vers le 15. XII. avec le livre ~~fini~~ <sup>presque</sup> achevé. Je travaille 10-12 heures par jour, je suis fiévreux et très malade aussi, traiter " montagnes " des chagrins, et je ne lis pas de journaux. C'est pourquoi j'ai appris par Sibichelle que Thérèse a écrit sur mon lit et de mechaucals sur vous. N'en vous faites pas ! Si il vous suffit d'avoir ma confiance, la mienne. Je suis croyant comme vous savez, et je sais que c'est avec le ~~cœur~~ cœur qu'on habite et que vous me portez bonheur. J'en suis sûr.

Merci pour les N. L. Je n'ai pas la nouvelle, mais vous l'avez peut être ? très, et le docteur ? C'est ce qu'il fait ? Je l'aime bien - mais il n'a pas de temps " de le dire à lui et de lui écrire après. Dites lui, si il vous plaît - de bonnes choses de ma part. Tout à vous et fidèlement

Jos. Roth,



4. 11. 1934

Madame Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris

12 11 34



*Jos Roth*

CAFÉ · RESTAURAN

*Glacier & Monnot*

· NICE ·



2 50 (1764)

11. Nov. 1934.

Chère Madame et amie, pourquoi cette "reflexion" ? Il vaut mieux dire : miséricordie. Mais nous reparlerons à Paris. Je travaille durement 12-14 heures par jour, je ne sais plus rien. C'est très difficile, je ne vois pas encore la fin.

Vers le 10. XII. je serai à Paris. - Je suis fou, je ne sais plus rien, même pas comment vous dire que je resterai toujours attaché à vous. - Laissez moi un peu de temps, chère amie ! Je ne suis plus responsable pour moi-même. Bien malheureux et bien en hâte, avec une responsabilité "énorme", sans voir le plus proche avenir, je vous

salue de tout mon cœur qui vous admire  
et qui vous reste fidèle,

Votre vieux

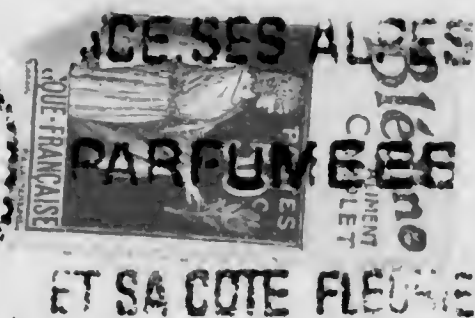
Joseph Roth

Nice,  
121. Promenade des Anglais

Je vous envoie 250 fr. à votre disposition,  
chère amie.



NICE CENTRE  
DES ELEGANCES  
MONDAINES



*Madame*

11. 11. 1934

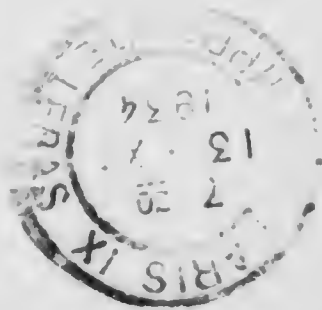
*Berthe Gidou*

*41. Rue des Martyrs*

*Paris (9<sup>e</sup>)*

✓

200. Roth  
121. Prom. des Anglais  
Nice



200 51 (1764)

17 XI 1934.

Chère Madame et amie, la montagne est encore si grande comme elle l'était,  
mieux beaucoup. Le malin: est hôte, je ne voudrais pas livrer le secret, mais je vous  
le dis à vous: les 100 jours. Il m'intéresse, ce pauvre Napoléon - il s'agit pour  
moi de le transformer; un dieu redevenant un homme - la seule phrase de sa vie,  
ou il est "homme" et malheureux. C'est la seule fois dans l'histoire où on voit qu'un  
"trouvant" devient visiblement petit, tout petit. Et c'est ça qui ~~est~~ l'attire.  
Je voudrais faire un humble d'un "grand". C'est visiblement la permission de Dieu, la  
première fois dans l'histoire moderne. Napoléon abaissé: voilà le symbole ~~de~~ d'une  
âme humaine absolument terrestre qui s'abaisse et qui s'élève à même temps. C'est  
ça que vous pourriez raconter à Monsieur G. Marcel.

Il ne faut pas s'excuser, chère amie! Et dire toujours que vous ne désirez rien pour  
vous. Ça, je le sais. Mais je suis fidèle, un vieux soldat qui croit fermement que  
la fidélité est la plus grande vertu humaine.  
Des relations pour Monsieur Fridon et de fidèles amitiés pour vous,  
votre vieux

Joseph Roth



NICE. SES ALPES

PARFUMÉES

ET SA CÔTE FLEURIE



NICE CENTRE

DES ELEBANCES

MONDAINES



NICE. SES AL

PARFUMÉES

ET SA CÔTE FLEURIE

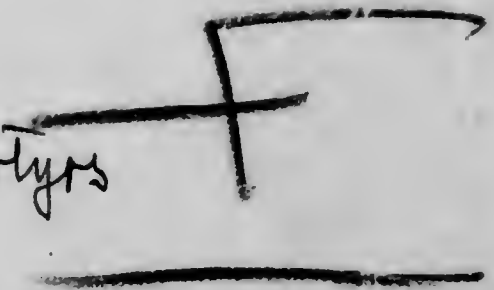
17. 11. 1934

Madame

Blanche Gidou

41, Rue des Martyrs

Paris (9<sup>e</sup>)



17. 11. 34

27. XII. 1934.

Chère Madame et amié, merci infiniment pour votre bonne lettre. Je ne ferais encore 15 ou 20 jours pour finir le livre. Après je partirai pour Amsterdam, mais sûrement pour ne pas y rester seulement pour avoir le contrat prolongé jusqu'à mars au moins. Madame Munga. Belle vous salue sincèrement. Son frère lui a envoyé les enfants chez elle. Elle est très heureuse - mais moi je ne sais pas comment les renvoyer. Ça se fera, tout de même, il y a dans ma vie des miracles, de pauvres petits mais des miracles - c'est juste pour un pauvre petit croyant comme moi.  
Mon livre me paraît abominable. Je n'y a plus rien à faire! Il me manque du temps. La conscience littéraire est une très ennemie.

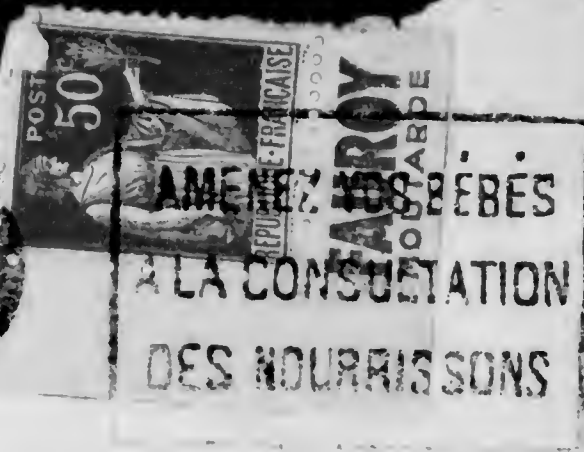
Je voudrais vous raconter beaucoup - mais après avoir fini le livre. Alors ce sera chez vous avec un petit cognac. Saluez de ma part chaleureusement Monsieur Giron. A vous deux je souhaite de tout mon cœur un très très bonne année.

Votre très fidèle

Joséph Roth.

Nice

121. Promenade des Anglais.



Madame

27. 12. 1934

Blanche Gidon

41, Rue des Martyrs

27. 12. 34

Paris

AR 1764

2/96

Joseph Roth Collection

III

Gidon, Blanche

S47/7

GIDON, BLANCHE, 1921-1939

Joseph ROTH an Blanche GIDON

1935

54-69 (176)



chère Madame et amie, je me permets de vous envoyer à même temps  
1500 francs, dont je vous prie de bien vouloir garder 900 d'abord pour vous  
et 600 de garder encore pour moi. En cas où je vous n'entrain pas le contraire  
vers le 15 - ainsi vous la grande bonté de laisser parvenir ces 600 francs  
à l'école de la petite négresse Nanga: Bell, Ryée Victor Duruy, Boulevard  
des Invalides? - Excusez moi, chère, chère amie, de vous faire de la peine. Mais  
pour vous expliquer psychologiquement ce procédé: je recevais, par hasard,  
1500 francs de l'Angleterre. Et comme j'avais peur de ma faiblesse et aussi  
de la pauvreté je me suis résolu de vous envoyer cet argent. J'exige beaucoup  
trop d'un amie si bonne comme vous l'êtes. Mais - ah hélas! - de qui? à qui  
je tiens?

Pardonnez moi chère Madame et amie! Et laissez<sup>di lui</sup> moi si vous plaît que  
vous me pardonnez.

Je suis bien malheureux à cause de mon travail. J'aurai fini vers le 30.1.  
Après je passerai par Paris pour aller à Amsterdam,  
travaille difficilement. Il y aurait beaucoup à raconter.

Je vous fais la main et je salue  
de tout mon cœur Monsieur Gidon.  
Votre vieux  
Joseph Roll

9. Janvier, 1935.

EXPRESS



9. 1. 1935

madame

Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris



Joseph Roth 72/21 Bonenave des  
100 glays  
Nice JAN 35

12

43



in 54 (176x)

Nice (A.M.) 4 Février 1935

Chère Madame et amie,

je tiens à vous faire savoir que j'habite maintenant  
l'Hotel Imperator, Boulevard Gambetta, Nice.

Excusez la machine et la brièveté s'il vous plaît. Je  
travaille et je ne parviens pas à finir. Dieu sait, comment  
cela finira.

Bien à vous, votre fidèle et hôte

Joseph Roth

4. 2. 1935

Madame



Blanche G i d o n,

41, Rue des Martyrs

4. 2. 35

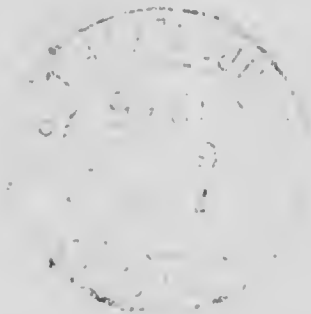
Paris





Joseph Roth, Hotel Imperator, Boulevard Gambetta

Nice (A.M.)



No 55 (1764)

32

seis pas comment tout cela finira.

Votre vieux et fidèle

*Johannes Roll*

Salutations sincères pour Monsieur Gidon.

Nice A.M. Hotel Imperator,

Boulevard Gambetta 15 Février 35

Chère Madame et amie,

merci beaucoup pour votre bonne lettre. Je ne permets en toute hâte de joindre à cette lettre une lettre destinée à Plon que je vous prie de bien vouloir traduire. Probablement la lâcheté et la peur de contrecarrer les desseins politiques empêchent la maison de publier mon "Antéchrist".

Quant à mon roman je ne seis vraiment pas ~~quel~~ faire. Je travaille dans une grande angoisse, une vraie panique. Depuis deux mois mon éditeur ne veut plus payer. Le malheur est trop grand pour que je puisse vous le décrire et je vous prie, chère amie, aussi d'excuser la machine. Mme. Manga Bell vous salue cordialement. Elle est bien malheureuse. Je ne



AMENEZ VOS ENFANTS  
A LA CONSTRUCTION  
DES NOURRISSONS

**Madame**

**Blenche G i d o n,**

~~17.11.1935~~

**41, Rue des Martyrs,**

*main!*

*17.11.35*

**Paris**

*= price v. 15.2.35  
date est*

*(identifiant du Borel  
v. du 15.2.35  
suzanne "Aulac")*

Joseph Roth, Nice A.M. Hotel Imp:nter

Bld. Gambetta

m 56 (1764)

[= Anlage zum Brief Nr. 32 v. 15.2.35]

Datum: 21.2.1935

Sehr verehrte Herren,  
die Uebersetzerin meines " Antichrist" teilt mir mit, dass sie noch keine Nachricht von Ihnen bekommen hat, wann Sie meinen " Antichrist" zu veröffentlichen gedenken. Da dieses Werk soeben in Amerika erschienen ist und demnächst in England erscheinen soll, bitte ich Sie, mir mitzuteilen, wann es in Frankreich erscheinen wird können. Ich muss nämlich hierüber meine amerikanischen Verleger berichten.

Hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener





AMENEZ

ALA COR

LES NOURRISSONS

~~15. 2. 1935~~

Recu. 21. 2. 1935

Madame

Blauche Gidou

41, Rue des Martyrs

~~15. 2. 35~~

Paris

Joseph Roth  
Hotel Imperator  
Nice

QUARTIER DES  
CHAMPS ELYSEES  
AME DE PARIS

PARIS I. X.  
23 11 1935  
7 30  
RUE POLYTE  
LEBAS  
DISTRIBUTION  
23 11 1935

1747 45

27. II. 1935.

Nice,  
Hôtel Imperator

Chère Madame et amie,  
merci pour votre bonne lettre. L'état de Monsieur Gidou m'a fait beaucoup de peine. Alors c'est vrai tout ce qu'on a écrit que la souffrance est le mérite des hommes nobles et des âmes élevées! C'est triste, si triste! Je crains que Monsieur Gidou ne soit pas assez croyant pour pouvoir ou vouloir apprécier des mots "religieux", autrement je lui aurais écrit. "Mais, il est probable, meut très sûr et très ferme et je ne trouverais dans la situation (à peu près) d'un abbé chassé par un malade. Une situation possible, même pour un ami. Biles, chère amie, au moins à Monsieur Gidou que je l'aime bien et que la sincérité de mon sentiment pour lui et ses souffrances. Merci encore! Ma nouvelle vous parviendra ces-jours-ci. Mais elle est peut-être trop longue. Or, je vous envoie demain encore une, une meilleure, il me semble, que j'ai écrite à Marseille. Celle-là est assez courte pour les Nouvelles Littéraires. Comme mon agent n'a pas encore rien payé je suis dans une situation vraiment désolée. Il ne faut pas attendre - je ne peux plus attendre - des conditions meilleures! Si Monsieur Lefèvre veut bien publier ma une des mes nouvelles et la payer d'avance je la lui donne. Parce que - pour dire la vérité - je suis au bout de mes forces, je ne peux pas vous donner des détails, en ce moment.

J'espère que la maison Plon me doit ~~quelque~~ une somme de 3-400 francs, de vous dire, chère amie, vous et mon ami Monsieur Poupot, de lui d'encaisser cet argent.

Je travaille 8-10 heures par jour. Ce sera mon Waterloo. Je suis fini, fini, un écrivain qui a trop promis. Voilà: "une âme russe".

Je ne connais pas cette histoire de Weyler!

Quant à l'antisémitisme de feuilles de la "droite": ~~Cette~~ Croyez moi, chère amie, que l'antisémitisme de Monsieur Stein est plus dangereux. Les juifs - vous savez que j'ai le droit de parler en toute liberté sur les juifs - ont amenés le socialisme et la catastrophe de la culture européenne. "Novarum rerum cupidissimi": voilà les juifs. Ils sont le vrai berceau de Hitler et du règne des concierges. Il ne faut pas croire toujours que

la gauche <sup>est</sup> bonne et la droite mauvaise. A votre place, je parlerais avec Monsieur Barbey et je lui montrerais qu'un antisémitisme avengle et plebiscitaire <sup>est</sup> non pas de la "droite". Les juifs ont libérés la "plebs". Voilà la reconnaissance! Mais, je ne parle dans la philosophie.

Tout à vous chère amie, et merci, merci, merci!

Votre vieux et misérable

Joseph Roth.



Hôtel Imperator  
Nice  
4. Mars 1935.

Chère Madame et amie,

je ne veux pas attendre la lettre que vous m'annoncez  
parce que je ne trouve au milieu de la troisième partie de  
mon livre et il faut absolument que je la finisse demain ou  
après demain. - Je vous remercie beaucoup pour 650 fr. c'est une  
bonne de sauvetage, vraiment, mais il faut absolument que je sache  
pour quelle somme je reçois cet argent. Envoyez-le moi, je vous prie.  
Envoyez-moi aussi, chère amie, des nouvelles de Monsieur Golou.  
lui-même, est-ce qu'il est tranquille? Saluez-le bien sincèrement de  
ma part, si vous plaît. Bien à vous et <sup>le</sup> plus grand désir de vous  
recevoir (à Goulou) votre vieux

Joseph Roth.



4. 3. 1935

Madame

Blauche Gidon

4. 3. 35

41. Rue des Martyrs

Paris

✓



Joseph Roth,

Hotel Imperator

Nice



72

59

(176E)

Joseph Roth,  
Nice A.M.,  
Hotel Imperator,  
Bld. Gambetta

11 Mars 35

Chère Madame et amie,  
veuillez excuser encore une fois la machine. Tous mes remerciements .  
Je vous écrirai encore ces jours - ci comment et combien vous  
m' avez aidé.

Je suis tout à fait d' accord avec Monsieur Bérence.

Mes salutations de ma part pour lui.

Mes salutations très amicales pour le docteur Gidon.

Tout à vous

Joseph Roth



AMÉRIQUE VOS BÉBES  
A LA CONSULTATION  
DES NOURRISSONS

Madame

Blanche G i d o n,

11. 3. 1935

41, Rue des Martyrs,

Paris

11. 3. 35

*M*

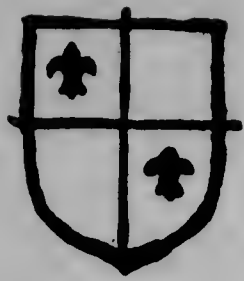
✓

Joseph Roth, Nice A.M., Hotel

Bld. Gambetta



m 60 (1764)



café de france  
nice

La date de la  
lettre est 21 avril  
1935

TÉLÉPHONE 59-81  
64, RUE DE FRANCE  
BOUL. GAMBETTA

chère Madame et amie !  
voilà que j'entreprend mon travail pour vous écrire ce qui suit :  
Monsieur Schalom Asch (que vous connaissez assurément  
comme le plus grand écrivain juif de ce temps) voudrait  
être traduit en français. Je vous propose de le traduire,  
(son livre "Trost des Volkes", ~~chez~~ (chez Zsolnay, 1934 en allemand)  
et de payer 2000 francs pour la traduction, à vous. Tâchez  
seulement de lui trouver un éditeur, Plon par exemple.  
Monsieur Schalom Asch est le classique "parmi les auteurs  
juifs, le successeur de Pérez, le "grand-père" de la  
littérature juive (pas hébraïque) Monsieur Schalom Asch  
- qui est mon ami, par dit tout de "gauche" Vehsche un éditeur  
français. Est-ce que, chère amie, Plon pourrait  
l'être ? (Et Monsieur Fridon ? Je suis très inquiet  
à cause de lui) Pourquoi il y a si longtemps,  
que vous ne voyez pas ? Parquoi ?  
Écrivez tout de suite, dit vous plus, et écrivez,  
si vous voyez bien traduire Schalom Asch  
pour 2000 francs !

Tout à vous votre frère

Joseph Roth

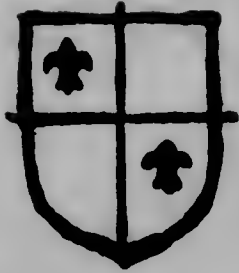
Quat - moi je vous écrive  
à ces jours-ci.

l'adresse de M. Schalom Asch,  
Lanterne, Nice,

Villa Schalom

Falson





café de france  
nice

TÉLÉPHONE 59-81  
64, RUE DE FRANCE  
BOUL. GAMBETTA



EXPOSITION  
REPUBLIQUE FRANÇAISE  
PHILATELIQUE  
NICE. PAQUES. 1935

11. 4. 1935

MADAME  
Blanche Gidon  
41. Rue des Martyrs

Siblon  
Asch  
Crest de  
Volles Paris





26. Mai 1935.

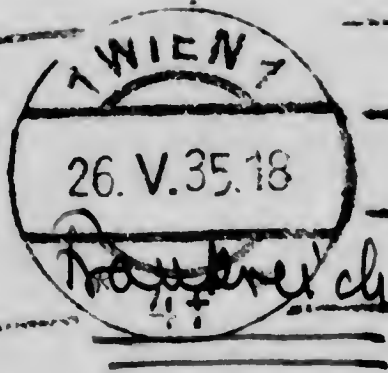
Chère Madame et amie,  
wären da nig wih damb, des is wigs non  
wir fah foms lath. di wirts glöcklich  
non Anstalt aus, wirs Rau wirts, wirts  
Paris di fah für ihr furs Tag, di bis  
für ihr glücklich. Is is furs, wir wirts  
inure wirts der wirts anstalt,

Freundlich  
Freundlich

Josef Roth.

Guten Taglich von firts.

62 (1764)



Madame

Blanche Gidon 26. 5. 1935

41, Rue des Martyrs

26.5.35

Paris

✓

Joseph Roth,

HOTEL BRISTOL

WIEN

Per 62 (1764)

Joseph Roth  
Nice A.M.,  
Hotel Felix Faure

12. Juni 35

Liebe gnädige Frau und Freundin,

ich bin unruhig, dass Sie mir nach Wien nicht geantwortet haben.  
Bitte teilen Sie mir hierher mit, ob Sie meinen Brief erhalten  
haben und wie lange Sie noch in Paris bleiben. Ich erwarte  
dringend und sehnsüchtig Ihre Antwort. Ich muss mit Ihnen  
wichtige Sachen besprechen.

Grüssen Sie bitte herzlich Herrn Doktor Gidon.

Hoffentlich ist Alles bei Ihnen gut.

Ich küsse Ihre Hand

herzlich Ihr

Joseph Roth





12.6.1935

**Madame  
Blanche G id o n,**

12, 6, 35

**41, Rue des Martyrs,**

**Paris**

✓

# DÉGUSTATION

DE  
VINS FINS D'ESPAGNE  
ET DU PORTUGAL  
SPIRITUEUX ANGLAIS

# CINTRA

4, RUE BEAUVAU  
F 5, QUAI DES BELGES

MARSEILLE

G. DE RUYTER D<sup>S</sup> TOUR

Tél. Dragon 84.14  
R.C. Marseille 53.179

## MÊME ADMINISTRATION

CINTRA, 6, Square de l'Opéra, PARIS  
CINTRA, 167, Rue Montmartre, PARIS  
CINTRA, 43-45, Rue de la Bourse, LYON  
CINTRA, 4, Rue Beauvau, MARSEILLE  
CINTRA, 3, Place Masséna, NICE  
CINTRA, 11, Place Victor Hugo, GRENOBLE  
CINTRA, Pl<sup>e</sup> du Revard, AIX-LES-BAINS  
CINTRA - CHALON-sur-SAONE  
CINTRA - Casino Municipal, ALGER  
CINTRA - Avenue Jules Ferry, TUNIS  
CINTRA - 7, B<sup>e</sup> des Etats-Unis, VICHY  
CINTRA - 14 & 16, Rue de Paris, LILLE

17. juin 1935.

Marseille  
mm

Hotel  
Beauvau

Chère amie, comme je ne croyais pas de rester retourner  
au sur encore une fois j'avais laissé suivre mon  
courrier à Paris. Mais même de l'Hotel Foyot je n'ai  
pas reçu votre lettre. Votre seconde lettre ira elle  
aussi à l'Hotel Foyot. Si elle contient quelque chose  
d'une importance "actuelle" écrivez moi, si vous plaît,  
à l'Hotel Beauvau, express. Je serai à Paris vers  
le fin de la semaine. Je dois malheureusement partir  
encore pour Amsterdam. C'est une affaire difficile à ex-  
pliquer par lettre. J'ai un procès ouvert à Vienne, à  
cause de ma femme. J'ai commencé à essayer le divorce,  
qui est très difficile comme dans tout ce cas là. Même  
Kolb savait de mon retour probablement par vous  
Schickel. C'est à peine 7 jours. Entre nous, ça commence  
à m'agacer. C'est comme dans une ruche d'abeilles,  
ce mouvement parmi les "émigrés", ces lettres,  
ce vacarme, ce "Tratsch". Monsieur Schickel s'est  
après ~~mon~~ <sup>mon</sup> écrié vers moi d'une tenue inexplicable - c'est  
le mot le plus faible. Monsieur Kerten aussi. Tous ces  
Messieurs se sentent éprouvent presque une haine  
contre moi. Pourtant j'avais fait tout mon possible  
pour eux. Je ne suis pas responsable, moi, pour le  
telegramme que M. Schickel a envoyé à Fischer  
après Hitler ni pour le peu de succès de ses  
livres. Même Madame Amette Kolb ~~porte~~ a quelque  
chose contre moi. Je sais bien, je suis "inconcomode"

Parce que je ne comprends pas de "compromis" avec l'Allemagne. Je ferai même tout mon possible pour rester rigoureux et pur et pour combattre tous ces gens qui veulent "tout comprendre" parce qu'ils sont lâches, rien que lâches; avec leur "profonde humanité". C'est en vérité une profonde lâcheté.

Mais nous parlerons bientôt.

Tout à vous, fidèlement

Joseph Roth.

EXPRES



Express  
*cluu*

17.6.1935

Madaue

Blanche Gidon

divorce?

17.6.35

41. Rue des Martyrs

Paris



# CINTRA

DÉGUSTATION  
4, Rue Beauvau, MARSEILLE

MÊME ADMINISTRATION

- CINTRA - 6, Square de l'Opéra, PARIS
- CINTRA - 167, Rue Montmartre, PARIS
- CINTRA - 43, Rue de la Bourse, LYON
- CINTRA - 3, Place Masséna, NICE
- CINTRA - 11, Place Victor-Hugo, GRENOBLE
- CINTRA - 14-16, Rue de Paris, LILLE



76 64 (176K)





MARSEILLE.  
4, Rue Beauvau

20. Juni 1935.

HÔTEL BEAUVAU

SITUATION UNIQUE  
SUR LA CANEBIÈRE ET LE VIEUX-PORT

Chère amie, excusez moi que j'écris en allemand,  
c'est trop difficile d'expliquer!

Ich möchte zuerst, daß Sie mich immer herzlich grüßen, daß ich  
Ihre Briefe bin. Ich bin mir herzlich, denn, so lange ich auch da bin,  
ich ich mich an meine kleinen Gedanken, so unmöglich ist es mir auch,  
mich noch zu freuen. Leider ist es so viel unangenehm  
ausgehen fallen, und Sie mich immer so viele Stunden der Freude  
gleichzeit fallen, was ich mit Ihnen dagegen verbunden. Das muß sein  
Sie, und Sie müssen auch wissen, daß ich noch nie ab, unter jeder  
Krankheit, zu Ihnen fallen und, daß zu Ihnen mit einer Art Waffen -  
Kameradschaft bin. Erklären Sie mir, warum zu sagen, daß Sie  
Ihre Euphorie nicht mit Ihnen zu Hause von Kameradschaft  
zu einem anderen fallen. Herr Gabriel Marcel, vor dem ich in aller  
Offenheit von Ihnen sagen in der Übersetzung des Radetzky, was ich  
gesehen fallen, falls ich nicht begreifen, daß Sie die Übersetzung  
des Donich nicht aufgeben können, ohne meine Einverständnis.  
Herr Gabriel Marcel ist herzlich und klug, es fällt es begreifen.  
Sie aber noch die Flinte ins Korn - wie die Brüder sagen - und  
es ist auch ein bisschen meine Flinte. Warum nicht es, da doch  
das Buch natürlich lange genug gemacht hat? Ich habe  
bin herzlich auf vor dem französischen Publikum unerschrocken.  
Und ich fällt mit Ihnen, mit Herrn Gabriel Marcel und vielleicht  
mit noch einem Diktator die Übersetzung korrigieren. So aber  
bleiben ich nicht den Zufall ausgefallen. Aber alle das sagen  
ich Ihnen als der Freund und als der kleine Freund. Ich bin  
Samstag in Paris. Komme ich Sie und Herrn Marcel besuchen?  
Ich bleibe 2 Tage in Paris.

Guten Sie herzlich from Gidon,  
ich bin Ihr Freund, Ihr alter  
Joseph Roth.

REV. 100. FA. A. N. 10. 11. MARSEILLE

65 (1764)



Joseph Roth  
 HÔTEL BEAUVAU  
 MARSEILLE



" 76 2143

20. 6. 1935

20. 6. 35

Madame

Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris  
 ~~~~~  
 ~~~~~

HOTEL RESTAURANT

FOYOT

PARIS

TÉLÉPHONE :

HOTEL . . . DANTON 57.37

RESTAURANT . DANTON 57.39

R. C. SEINE 47.303

Chère amie,

il faut que nous nous  
voyons.

Je vous prie de  
ne rien dire à Madame  
Manga Bell de ma  
situation. Surtout  
c'est possible de  
vous voir demain  
après midi ?

à vous sincèrement

JopyRoth

66 (1768

HOTEL RESTAURANT  
FOYOT

(29, a =) PARIS  
▼

39 aa

Brief ohne Datum

an Mme Blanche Gidon

~~evtl. 1934 ???~~

[ Paris 11. VII. 1935 ]

Chère amie,

Die ganze Gruppe wird empfinden,  
wird sich in jedem so liebend wehrt.  
Es war kein frommlichen Tag für mich  
mehr, und ich konnte mich nicht  
mehr abgeben.

Tagen die das auch, Gutes, Strenge  
Siden. Das ist nicht bald auf  
Wiedersehen. Ich würde es gerne  
mit mir, ich allein

D. R.

Ich würde mich nicht und ich  
nun kommt es bei mir.

HOTEL RESTAURANT

FOYOT

PARIS





Joseph Roth  
HOTEL RESTAURANT  
FOYOT  
PARIS

Pueunanzue



Madame

Blanche Gidon

44, Rue des  
Martyrs

Paris

13.7.35

120.7.35

Grüßau die Gräfin  
S'Idon

~~ben~~  
le malheureux

JOSEPH ROTH

vous salue, chère Madame et amie, de  
tout son cœur et vous prie de bien vouloir  
le venir voir.

Ich bin sehr glücklich. Lassen Sie, bitte,  
mich davon wissen, liebe Freundin!

Madame  
Blanche Gidon

aven. Babouy

[ca. Juli 1935]

7. VIII. 1935.

Chère amie, très chère amie,

ich bin voller Sorgen, sehr unglücklich, ich kann  
nicht schreiben. Ein Unglück nach dem andern  
kommt über mich,

aber ich liebe Sie immer gleich herzlich  
und den Dr. Gidon, glauben Sie das!  
Ihr aller

Joseph Roth



Expres  
Autriche

Blanche Gidon

7.8.35

Post Hotel Kössle

Gaschurn

Montafon

Vorarlberg  
munster



**EXPRESS**



201 69 (1764)

Joseph ROTH an Blanche GIDON  
1936

76-77 (176)

Auylenau  
Eben Kothel  
am 4. April 1936.

Lein, Lein imi adu, ig foln spau uer besalt nicht gefrihen,  
weil es so finke und kille ist, der nachfolgt von der Lauch gibt mir  
sein Geld weg. Ich weiß nicht mehr, ich bin atypisch, was zu  
dein. Aber glaube sie besalt nicht, das ist nicht mit großer Dankbarkeit  
mit dem Lein an die Natur. - Mithin bleibt es für ein wenig. Ich  
finde spau dann sofort und aufzufällig, weil zwei Jahre nachfolgt  
mir das Unglück. Es beginnt mit mir zum Frying. Zeigst sie  
das dritte, ich dann in ihrer Verfassung nicht leicht überleben.

Ich bitte herzlich und dankbar für Sie,

Ich allen

Joseph Roth.

Son van der Meer  
Hans van der Meer  
an mein geführter  
Bank an dem ich  
fahre. Es ist das  
mit nicht ganz so gut.

TUBERCULOSEBESTR

Emmabloe  
Collec  
in April

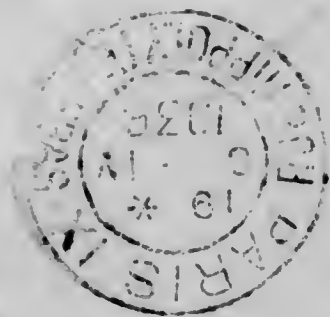
4. 4. 1936

Madame Blanche Gidon  
41. rue des Martyrs  
Paris

4. 4. 36

2

Joseph Roth Eden Hotel  
Amsterdam



70  
1768



EDEN-HOTEL  
WARMOESSTRAAT 24  
TEL. 43529  
AMSTERDAM, C.

8 mai 1936.

Liebe Frieda, wie ich dich lieb,  
ich bin krank und habe mich  
Morgen. Mein Kopf ist  
ich ganz. Ich habe ganz  
bis zum Kopf und ich  
Früher. Ich habe  
gibt mir ein  
aber auch das  
ich selbst und  
haben soll. Wie  
London gut. Mein  
wie ich und  
ich dich  
ich, das  
nur dich  
ich dich  
zu mir. Ich

Joseph Roth

CULTUREELE EN SOCIALE  
ZORG  
KCOPT  
ZOMERZEGELS

8. 5. 1936

Madame

Blanche Gidon

41, Rue des Martyrs

Paris

8. 5. 36

EDEN-HOTEL  
WARMOES-TRAAAT 24  
TEL. 43529  
AMSTERDAM, C.

Joseph Roth

*[Large scribbled-out area]*

1946  
2  
7  
R  
1946

71 (1764)

**EDEN-HOTEL**  
 WARMOESSTRAAT 24  
 TEL. 43539  
 AMSTERDAM, C.

26. Mai 1936.

Lieber gute Freundin, Sie müssen mir meine  
 Sorgen zeigen. Ich habe mich, wenn ich  
 an den großen Gütern und viele Freunde habe,  
 und ich habe mich sehr freuen zu können. Es ist  
 sehr niedriger für mich, die Art, wie ich für  
 leben. Ich habe doch nicht mehr für mich Geld  
 haben, eine kleine Forderung, die ich für mich an  
 einen kleinen Verlag hatte, das ist mir zu wenig.  
 Wenn ich nicht mehr habe, dann ist mein Vertrag  
 fallen. Ich bin vielleicht 50-60 Gulden mehr  
 mit. Ich arbeite nicht mehr, ich bin zu müde,  
 das ist sehr schade, das ist mir nicht mehr  
 auszumachen, das ist mir noch nicht ganz  
 klar. Wenn ich einen Teil nicht mehr haben  
 abgeben, dann ist es nicht 800 Gulden bekommen.  
 Aber ich bin ganz zufrieden von Ihnen. Die Corvair  
 die Manuskript haben ich mir schon nicht möglich  
 Qualen sehr genug. Der Roman "Hammock" ist es.  
 Er ist nicht so schön, und die Ordnung in 10 Tagen  
 die Buchverlage. Die Tage war ich im Bett, mit  
 sehr schlechten Tagen. Ich habe einen kleinen  
 Tag geschrieben, ich bin zu müde. Die Regeln  
 ist sehr schwierig. Ich habe dann ich noch  
 haben, aber das ist nicht mehr möglich. Es  
 dann ich nicht mehr, ich habe mich nicht,  
 mit mich zu ich. Ich habe mich sehr  
 einen kleinen mehr. Ich habe, meine  
 mit in Holland, Frau Maugé, Bell mit  
 etwas mehr. Ich habe mich, was mit  
 ich nicht, wie ich nicht, wenn ich  
 ich habe ich in den: Kanton St. Gallen,  
 Jona bei Rapperswil, Schweiz, Mele Gröschel.  
 die Regeln sind nicht möglich. Ich habe mich,  
 die Regeln sind nicht möglich. Ich habe mich,  
 50% und das ist nicht möglich, ich habe mich  
 nicht, und ich habe mich, ich habe mich  
 den. - Ich habe mich, - in den Fall, in  
 alle diese Jahre ich noch für 3 Monate zu leben,  
 ich ja gar keine Kraft, ich habe mich  
 auch in den letzten Jahren nicht mehr.  
 Ich habe mich, wenn ich nicht mehr.  
 auch ein Porto ist für mich von  
 die fünfzig die Dollar sind. Ich habe mich,  
 nicht. Ich habe mich für mich nicht mehr,  
 ich alle

\*Er geht jetzt: "Bright mine  
 in order"

Johann Roth.

CULTUREELE EN SOCIALE  
ZORG  
KOOPT  
ZOMERZEE

Madame

26. 5. 1936

Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs

Paris

4 16, 5. 36

M

✓



EDEN HOTEL  
WARMOESSTRAAT 24  
TEL. 43539  
AMSTERDAM, C.

*Joseph Roth*

*7m 72 (1764)*



EDEN-HOTEL  
WARMOESSTRAAT 24  
TEL. 43539  
AMSTERDAM, C.

24. Juni 1936.

Es ist ein wunderbares und sehr freundliches

Hotel, das ich sehr gerne

besuchen - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

zu sein - ich bin sehr dankbar

20/12/1936

France



DAM

Madame

24. 6. 1936

Blanche Gidon

41. rue des Martyrs

24. 6. 36

Paris

==

✓

Joseph ... Eden Hotel

Mister Sam



74 764





Joseph Roth

# HOTEL SIRU

PLACE ROGIER

BRUXELLES

Téléph. : 17.75.80



INDIQUEZ VOTRE N  
ADRESSE AU VERSO DE  
ZET UWEN NAAM E  
OP DE KEERZIJDE U

Joseph : 8.7.1936

In diesem Umschlag  
gehört der Brief vom 8.8.36!

15.7.1936

Madame

Blanche Gidon

~~75.2/36~~

41. Rue des Martyrs

France  
mm

Paris

Osteude  
Hotel de la Couronne  
15. Juli 1936.

Lieber Fräulein, herzlichsten Dank für alles! Die Kommode ist  
endlich mit dem englischen Ranzen verkauft. Aber, wenn Sie die mögliche  
Kaufsumme, die Sie verkaufen mit Quelido Verlag, Landstift, das folgende  
zu schicken, so kommt es mir auf weniger wieder mit 60% zu  
geben. Der Käufer muss die Kommode allerdings mit Einwilligung des  
Quelido Verlags, Amsterdam, 333. Kartstrasse gekauft werden.

Frau Marga Bille gab mir 200 fr. gegeben. Ganz ohne Zweifel  
habe ich Anfang August nach Südamerika. Mit dem Geld, das er mir  
zurückgibt, könnte ich August mit Frau Marga Bille in Paris leben.  
Ich habe es ihr gegeben, aber sie akzeptiert nicht, für Paris nicht  
kein Geld nicht. Ich muss in Frieden arbeiten, sonst ich nicht leben  
können. Ich habe mir über meine Pflicht machen wollen, Aufregung  
geben, an Deutschland zurück. Frau Marga Bille hat sich überhaupt  
genügend, nach der Erfahrung nicht leben zu leben. Ich würde mir  
mit dem Geld nicht, als ich, ich würde mich nicht für die Kinder  
geben. Die Jünger ist groß genug, die Mädchen könnte das Geld haben, das  
die Frau Marga Bille überlassen hätte für die Kinder. Es hat über  
diese Kinder weiter, haben zwei von ihnen müssen, die mich geben, die Frau  
Marga Bille geben mich geben und mich "boche" nennen. Ich habe bis  
zu dem Ende dem Geld nicht. Ich kann Frau Marga Bille allein erhalten,  
ich kann aber nicht mehr von den Kindern geben. Ich habe mich an dem Ende  
abgegeben. Ich kann mich die geringste persönliche Sache nicht mehr tragen, wenn ich  
nicht am Boden sein. Und ich will nicht umkommen. Und ich will nicht von  
Menschen wissen, die abgeben mich "boche" genannt haben. Das ist  
meine dankbare Dank.

Ich bin in England wegen meiner Tante. Ich würde mich selbst  
ich mich auf mich nicht weiter einmal helfen. Ich bin nicht zu mir, wie  
die Kinder. Ich muss mir nicht, wie ich die Kinder für mich habe, wenn ich  
möglichst nicht zu leben habe. Ich bin kommt mit dem Geld zurück.  
Von dem Wappbuch habe ich nicht gehört. Wenn Sie ihn zufällig  
noch haben, geben Sie ihn, bitte, an mich.

Ich würde mich über dem Geld von dem großen man geben Tommas. Bitte,  
habe Sie mir noch ein Geld aus Paris. Ich bin, aus Österreich, bitte nicht  
politisch! Bis 1. August bin ich in London (aber) für 2 Tage bin ich nach Stenochersee.  
Ich habe die das Geld: bitte Sie nicht länger, als 4 Wochen in Österreich. Ich würde  
ich das Geld, nach dem, wie ich nicht abgeben. Die Kommode mit dem Geld hat  
daran. Roschlaggen ist mich nicht lebendig geworden.

Ich bin herzlich für Sie  
mit dem Geld für Sie  
Fräulein der Frau  
Joseph Roth.

76 (1764)

4. Septembre

Chère amie, j'étais en ville  
à Calais par mon ami  
Wagner qui est parti pour  
Londres, c'est pourquo  
je n'avais pas votre dernière  
lettre. J'attends le retour de  
Mons. Freig pour savoir, le  
travail, mon roman sera  
bon, je crois, plus parfait que  
na né, je ne peux pas donner  
des détails hon hris,

Mais il faut que vous  
sachiez, que je vous aime

Bien. Les malheureux ont le  
droit de se taire, j'écris  
dans le tram, excusez  
l'écriture. Mellein  
Salutations pour Monsieur  
Pidon.

Prière écrire Eden  
Hotel

Amsterdam  
Votre très sincère et véru  
Joseph Roth

Nom  
et adresse de  
l'expéditeur

Nom  
en adres van  
den afzender

M. Joseph Roth  
Hotel de Pa

Carrouve  
Balevelles

CARTE POSTALE



BEZOERT  
OOSTENDE  
DE KONINGIN  
DER BADSTEDEN DES PLAGES



4. 9. 36

Madame  
Blanche Gidon

Gaschorn im  
Montafon

Antziche

77 (1768)



4. 9. 1936

Karte von Joseph Roth an Mme Blanche Gidon

MIT LUFTPOST  
PAR AVION  
BY AIR MAIL

nr 77 (176x)

PHAIDON VERLAG · KOLN-MARIENBURG · RONDORFER STR. 5

Joseph ROTH au Blanche GIDON

1937

78-87 (1764)



*Hotel Europejski*

*Warszawa*

Lieber mein Friedrich, ich bin zwar einen langen ausführlichen Brief geschrieben, aber es  
 geht mir so schlecht, ich kann mich nicht schreiben, als das ich die meiste Zeit verbringe. Nicht  
 einmal habe ich eine angenehme halbe Stunde Ruhe in meinem Ort gefunden, ein mißliches  
 habe, ich muß überbrücken und nicht, wie ich nicht noch weiter zu kommen, ich bin unglücklich.  
 Ich würde gerne mit dir einen Brief schreiben und dir schreiben, die Zeit geht, als ich: die Zeit unglücklich.  
 Ich würde mich bald freuen, wenn ich bald wieder schreiben könnte, du bist so lieb zu dir. Ich habe von  
 einem kleinen Ort zum anderen, ein halbes Jahr, jedes zweite Abend im Theater, ich  
 ist glücklich, jedes zweite Abend der gleichen Nacht, der Feucht hat mir das  
 verfallen, jetzt wäre ich längst tot.

Wenn die Döner, befallen die Einladung des Novembersonnens, Wochenend  
 geführt ist mir. Aber ich bin zufrieden mit der Lage - und ich habe noch bei  
 ihm - und er wird es befallen, kommt es einmal in mein Leben, wenn die  
 es Döner, schreiben die es, bitte, - und falls.

(Meine Adresse bis 15. III. : Fräulein Paula Gröbel, Lwow, Hofmanns 7./I.)  
 Ich habe auf langen Meinungen den Brief gehalten, in dem die alte Frau  
 Maaga-Bell und ihre Kinder schreiben. Ich danke Ihnen herzlich, falls Sie die  
 Güte der Burg zu gebrauchen, als ich mit mir zusammen leben - und  
 meine Wünsche gegen mich - so möchte ich mit mir alle mich in jeder Situation  
 gratulieren. Wenn die Frau Maaga-Bell noch hier, grüßen Sie sie, bitte, ich  
 habe wieder die Empfindung, daß ich irgendein Unglück geschehen ist, oder ich





Wilno. Ogólny widok. - Wilja.

hoff, die Kunde werden sie mitteilen.

Es freut mich, dass ich Ihnen viel  
Anspruch über mich habe, und  
ich hoffe, als das.

Ich bin, bleibe Sie mein  
Freund, auch, wenn ich hinaus,  
die Sonne aus werfen, ich  
freue mich aus Wien.

Es folgt in die Grenzstadt,  
es geht noch 4 Wochen.

(Sie haben mir schon  
dass wir im Anstalts Hotel  
mein Honorar für die Roman  
arbeiten) Es ist die Roman,  
die in der  
Gemeinschaft steht. Daraufhin

Dann die Einladung der  
Hotel Anstalt für den Fall  
folgendes Adressen; selbst, wenn

"AKROPOL"  
KRAKÓW

S. M. P. Kr.  
Printed in Poland — Przedruk wzbroniony

2,

ich auch in Australien als  
Einsamkeit. Daffert auch.  
Gibt es die vom Süden England,  
Es geht über mich persönlich,  
Es hat Recht.

Wenn man sich  
noch klarer sieht, die im  
ganzen Interview über mich  
graben hat. Willen Sie  
hinter mich Roman.

Schreiben Sie bald und  
ich bin ich, wenn ich  
bitte. Es ist die alte, immer  
und je je danke

Joseph Roth.

Wien, 28. V. 1937.

Joseph Roth  
HÔTEL ST.-GEORGES

WILNO  
(POLOGNE)

28. 2. 1937

100  
1

Francis,  
Polecony

Madame

Blanche Gidon

41. me de Martyrs

28. 2. 37

Paris  
uuuu  
uuuu





Kontrola  
Przeprawozon

*Melkes*

7278 (1764)



Wien, 2. April 1937.

Liebe teure Freundin !

Anbei schicke ich Ihnen den Durchschlag des Briefes, den ich soeben an Herrn Landauer geschickt habe und gleichzeitig den Brief an den "Candide", von dem ich Sie bitte freundl. Gebrauch machen zu wollen, wenn ich von de Lange kein Geld bekommen habe.

In meinem Vertrag mit Allert de Lange steht nichts von Vorabdrucksrechten und also hatte der "Candide" kein Recht, dass Honorar an den Verlag zu schicken.

Ich ziehe es vor, auf den Vorabdruck zu verzichten, statt dass der Verlag de Lange das ziemlich hohe Honorar bekommt.

Ich kann gegen den Vorabdruck protestieren, für den Fall dass das Honorar mir nicht zukommt, einfach schon deshalb, weil der Roman gekürzt und also verändert erscheinen würde.

Schreiben Sie mir bitte, was Sie darüber denken, entschuldigen Sie bitte die Schreibmaschine, ich schreibe Ihnen bald privat mit der Hand.

Ich grüsse Sie herzlich und Herrn Dr. Gidon und bin immer Ihr

getreuer Freund

Joseph Roth



WIEN 7  
-2.IV.37 21

WIEN  
-2.IV.  
\*

Mme.

2. 4. 1937

Blanche G i d o n ,

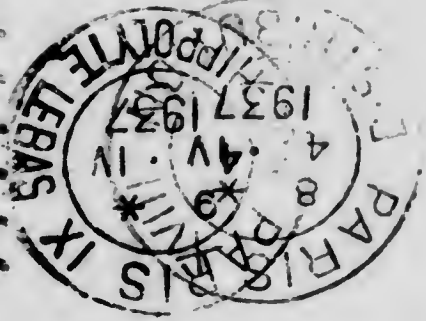
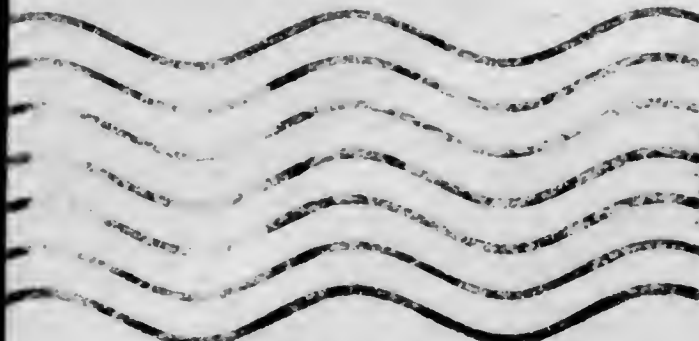
2. 4. 37

41 Rue de Martyrs.

Paris.

=====

Joseph Roth.  
HOTEL BRISTOL  
WIEN



1764  
879

Salzburg, Hotel Stein,  
20. April 1937

Liebe teure Freundin!

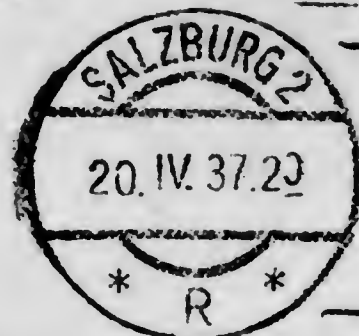
Bitte, entschuldigen Sie sehr die Schreibmaschine, (ich bin jetzt in Salzburg, Hotel Stein.) Es handelt sich für mich um etwas ganz Wichtiges: Der Verleger de Lange hat zugestimmt, dass ich ein Viertel des Honorars bekomme, das der "Candide" ihm schickt. Wenn es Ihnen möglich wäre, es durchzusetzen, dass dieses Honorar sofort hingeschickt würde und es mir dann mitteilen, (denn ich traue dem Verlag nicht) wäre ich Ihnen sehr dankbar für eine sofortige Mitteilung ans Hotel Stein in Salzburg. Ich schreibe Ihnen morgen oder übermorgen mit der Hand einen ausführlichen Brief.

Auf jeden Fall sehen sie, liebe Freundin, dass ich Recht gehabt habe! denn in der Tat gehört mir der vorabdruck ganz. Es ist ein Missbrauch unseres Vertrages, mir ihn abzusprechen, (ich hätte auch kein Geld gehabt um einen Anwalt mit der ganzen Sache zu beschäftigen.) Immerhin habe ich doch ein Viertel des Honorars herausgekriegt durch diese Drohung.

Ich bin in alter Herzlichkeit Ihr und des Herrn Doktors  
alter Freund

Johnny Roth

20. 4. 1937



EU

DUR

Mme

Blanche G i d o n

20. 4. 37

41, rue des martyrs

P a r i s

-----

Abs. J. Roth, Hotel Stein, Salzburg



7.20 (1764)



53

Wien, 18. Mai 1937.

Liebe teure Freundin !

Soeben lese ich durch Zufall die zweite Fortsetzung meines Romans im "Candide".

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre wunderbare Uebersetzung. Ihr Können manifestiert sich darin ebenso wie Ihre Freundschaft für mich.

Ich habe noch immer kein Geld vom All. de Lange-Verlag erhalten. Er teilte mir mit, dass eine unerhört kleine Summe dafür gezahlt wird. Ich glaube dem Verlag nicht. Ich wäre Ihnen äusserst dankbar, wenn Sie mir mitteilen könnten, was Grasset dafür bekommen hat. Es ist für mich in meiner augenblicklichen grossen Notlage von unerhörter Wichtigkeit. Auch Stefan Zweig bestätigt mir soeben, dass die Summe, die der Verlag mir angibt, dahin ist für den Candide.

Ich küsse herzlich Ihre Hand und danke Ihnen noch-



Hedy Pompan, für  
Joseph Roth,  
W i e n , II., Obere  
Donaustrasse 67/15.

mals, und grüsse den  
Herrn Professor herzlich.  
In alter treuer Freundschaft  
Ihr

Postkarte



Frau

Blanche Gidon,

Paris,

41 Rue de Martys.



81 (1764)

18. 5. 1937

Karte von Joseph Roth an Mme B.Gidon

MIT LUFTPOST  
PAR AVION  
BY AIR MAIL

281 (1764)

PHAIDON VERLAG · KÖLN-MARIENBURG · RONDORFER STR. 5

Hôtel Cosmopolite  
Bruxelles

20. Juni 1937.

Lieber Freund,

Die Augen sind nicht, wie ein großer  
Freund die mir gemacht haben. C'était d'une  
exquise délicatesse de m'envoyer ces  
photos; et dans au moment juste où j'étais  
très malade, intoxiqué, les jambes gonflées,  
les yeux rouges et le cœur plein d'angoisse.  
Ça va mieux. Il y a une petite espérance  
pour Hollande.

Die haben mich nicht richtig verstanden: ich weiß,  
daß Caudide 8000 francs gezahlt hat und  
daß davon 4000 dem Lauge zu kommen,  
aber er will mir nicht 2000 zahlen. Er hat  
mich vagelement getrieben, er würde mir  
"etwas" geben, sobald das Geld mir gezahlt ist.  
Aber ich möchte mir wissen, ob die 4000 schon bezahlt  
sind an de Lauge. Wenn er mir nur 500 fr. gibt,  
wäre ich zufrieden -- obwohl das ganze Vertragswidrig  
ist.

Ich habe zu Winkler über den Vortrag gelehrt, in Östreich  
von Jöhrens für die Legation und für mich in ihrem  
Auftrag. Von Brügem habe ich nichts mehr. Ein Brief ist <sup>aus dem</sup> im Korb.  
Ich habe geschrieben der 1002. Nacht. Ein Brief <sup>im Korb</sup>  
muss ich aufgeben, wenn ich überhaupt leben will. Ich kann  
nichts anderes machen. Du wirst bei ich geschickt werden,  
von Paulonim mein Frau. Je le crois; il est abso-  
lument impossible de connaître cette folie dans <sup>et de</sup>  
laquelle je vis. -- Mais ne me laissez pas parler <sup>comprendre</sup>  
de ces choses! Nous reparlerons à Paris,  
Est ce que vous parlez cet été? Et où?

Je vous regarde tous le deux en ce moment,  
vous êtes devant moi, sur la table.  
me voyez aussi.

Merci pour l'amitié et pour la fidélité.

Merci aussi à Monsieur Maitre. Il me

\* aber nicht  
Dominiert  
sondern  
angeordnet.

ich auf den Kopf; für Paulonim  
meine freundschaftlichen  
grüße  
offen  
Roth.

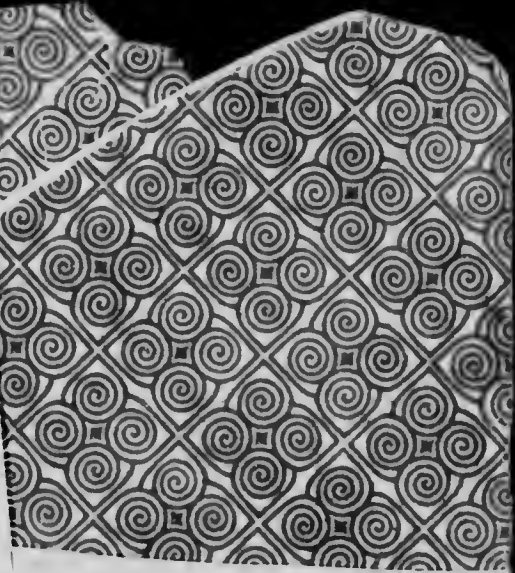
Il est en train de pleurer.  
C'est une  
consolation de pleurer.

Très fringant in gilet  
maître, officier d'ordonnance  
deux enfants docteur.  
jeune fille en uniforme  
officier d'ordonnance  
officier d'ordonnance  
officier d'ordonnance



)

TRAQUEZ LE DORYPHORE	LET DE COLORAD
----------------------------	----------------------



Rouce

20. 6. 1937

Madame

Blanche Gidon

41. rue des Martyrs

20.6.37

Paris

~~HOLLAND~~  
~~BRUXELLES~~  
Joseph Roth  
Hotel Cosmopolite  
Bruxelles

PARIS IX  
\* 9 \*  
20 . VI  
1937  
LEBAS

PARIS IX  
\* 9 \*  
20 . VI  
1937  
LEBAS

5961764

13. Juillet 1935. (1937!)

Chère amie, excusez que je vais écrire en  
allemand. J'interrompe mon travail. Il m'est difficile  
de m'exprimer tout à coup en français. Also, ich habe schon  
den Katalog aus England erhalten für die Bücher mit einem Katalog.  
Die grüßlichste Bemerkung will ich nicht wiederholen. Aber ich  
habe Sie um 2 grüßliche Dinge gebittet: 1) den Katalog der  
Lange hat mir ungenügend, mir ein "Kauf" (ich habe 3-500 fr.)  
von ~~grüßlich~~ der Caudide quadrifalbe zu geben, sobald  
möglich den Katalog der Lange der Caudide Hoover aus-  
zugeben. Ich bitte Sie noch einmal herzlich, mir  
möglichst bald zu antworten, ob Sie bei Granel bestellen können,  
wenn Sie Hoovers an der Lange geschickt werden. Sie 2)  
ich habe Sie um ein neues oder ein paar Blatt der  
Lange gebittet, ein paar Jahre später zu schreiben. Mein  
Antrag ist kommen, ein paar Jahre später zu schreiben, finden  
falls ich ein paar Jahre später zu schreiben, finden  
aber den Fall nicht mehr. Ich denke, die Frau Lange  
wird sich nicht mit Ihnen um mich. Und ich drucke  
auf, daß Sie für mich zu schreiben. Ferner habe ich  
den Namen der Adressaten angegeben, den ich hier zu  
in Lizza alle meine Angaben inzugeben habe. Frau Lange  
wird sich nicht den Namen im Kopf. Für den Fall, daß  
Sie den Originaltext erhalten wollen (ich weiß, daß Sie  
ihn schon haben, Dunkelheit zu tun) können Sie ihn  
abfragen. Es würde mir sehr helfen. - Falls es Ihnen  
möglich ist, Frau M.B. zu fragen, so überlassen Sie es, bitte.  
Der Katalog Querido hat nichts für mich in Kaufmännisch,  
Sie können das Buch anbieten, es geht vielleicht als  
Vorabdruck besser, als die Bücher. - Auf jeden Fall  
schreiben Sie an Querido, obwohl mir Bouville's "hier".  
Da die Post so unzuverlässig ist, bin ich sehr, bitte  
ich Sie herzlich um Antwort, bald. - Ich grüße Sie herzlich  
Strom Gidon. Je tout mon cœur votre vieux et  
reconnaisant

Joseph Roth.

1961 68

Nom et adresse de l'expéditeur / Naam en adres van den afzender

M. Joseph Roth  
Hotel Cosmopolite, Bruxelles.

CARTE POSTALE  
ADRESSE A VERSO DE VOS LETTRES  
ZET UWEN NAAM EN UW ADRES  
OP DE KEERZIJDE UW'ER BRIEVEN

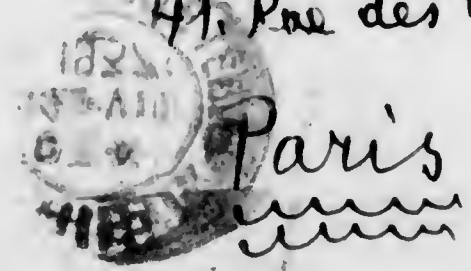


Stampel: 13.7.79 37

13, 7, 35

France

Madame  
Blanche Gidon  
41, Rue des Martyrs



Mille merci, chère amie, pour votre  
lettre et pour votre grande gentillesse.  
Excusez-moi, le vous prie, le crayon.  
Je voudrais que cette carte vous  
trouve encore avant votre départ.  
On a vendu à peine 1100 exemplaires  
de mon fameux *Genèse*. Il me semble  
que je ne prendrai jamais plus de  
pouvoir rester sans écrire un an. Mais  
tenant j'en ai de nouveaux. Je suis  
abattu et affolé en même temps. - Je  
vous remercie pour avoir parlé à  
Madame Mauga, Bell et elle aussi -  
si vous le voyez. L'avocat s'appelle  
Febloz, c'est juste. Mais il n'est  
doit être loin de Paris, n'est-ce pas  
part. Il ne me répond pas de ne  
crois pas que vous trouverez encore  
le temps pour lui parler, mais en  
tout cas, de tout votre cœur! -  
Ecrivez-moi, si vous plaît, un mot!  
Bonne nuit, à vous, et à  
Madame Mauga. Je suis comme  
toujours votre très fidèle et recon-  
naissant vieux, très vieux

Joseph Roth





13. août 1937.

Chère amie, merci, merci pour  
tout le bien que vous me donnez  
et que je ne mérite pas.

Je vis dans un trouble constant.  
Je voudrais bien vous revoir à  
Paris. Mais ça ne dépend pas  
de moi.

Si peu que je vous écris - ça  
vient de bon cœur et d'un cœur  
muet. C'est la première fois que  
je fais, quant à moi, d'un attachement  
qui croit. Jusqu'à là je ne connaissais  
d'autres que les stables du premier  
moment ou bien des autres qui se perdent  
lentement en faiblissant.

Excusez ce français! Saluez le docteur  
sincèrement de ma part, votre vieux devoué

Joseph Roth

Je suis en train de finir un livre  
qui vous plaira beaucoup. Je  
le sais - même parmi tous mes  
malheurs.

13, VIII 37

1767

Nom  
et adresse de  
l'expéditeur

Namen  
en adres van  
den afzender

M Joseph Roth, Ostende,  
Hotel de la Couronne

CARTE POSTALE

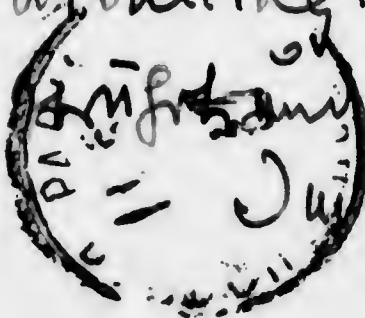


France

Madame  
Blanche Gidon  
Hotel des Alpes  
(Hauts Alpes)

La Grave (1482 m)

Teuer Freundin,  
in aller Eile: herzlichsten  
Dank für Arbeit und  
Widerung. Ich bin sehr

zufrieden.  prof.  
- Immer Ihr Mann

Jo/rg Rohl

29. VIII. 1937.

1767

Nom et adresse de l'expéditeur  
M. Joseph Rom  
Ostende

Naam en adres van afzender  
Hotel de la Couronne

29. 8. 37



Hotel des Alpes  
France

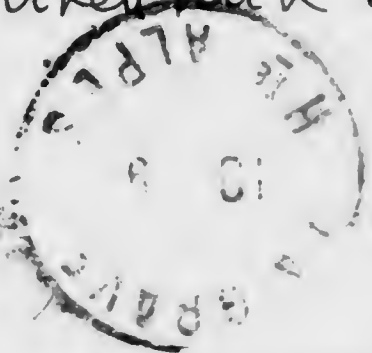
Madame  
Blanche Gidon  
~~Paris~~ La Grare  
~~11, rue des Martyrs~~  
H<sup>tes</sup> Alpes



1921) 18

Je ne suis plus infini. Il faut  
parler. Je ne peux plus écrire,  
Malheureux et les autres.

Votre vœux  
Joseph R. G.



3. 9. 34

Nom et adresse de l'expéditeur  
Naam en adres van den afzender

M. Joseph Roth, Hotel des Alpes  
Hotel de la Couronne



CARTE POSTALE



VISIT

OSTENDE

LA REINE OF

POSTAL RESORTS

VISITA

OSTENDE

REINA

LAS PLAYAS



Bien chère amie,  
il n'y a rien de  
rejoignant, au contraire!  
Je m'empresse de vous  
répondre seulement pour  
que vous sachiez que je suis  
fidèle et que je reste. Mes

France

Madame  
Blanche Gidon  
Hotel des Alpes  
La Grasse (Hautes Alpes)

Joseph ROTH un Blanche GIDON

1938

88-91 (1764)

Leider Freundin,

ich bin dir dankbar, wenn es geht, für  
die Prozeduren zurückzukommen. Er ist das Vorbild  
wenn es demnach aus dem Radetzky-Werk.

Frage habe ich eine große Sache über.

Veränderung:

Elisabeth Streit,

23. Rue de Liège

Ich möchte mich entschuldigen.

Frage habe ich Ihnen viele Dank für  
zu machen. Ich bleibe bei Ihnen.

Können Sie mich zwischen 12 u 1<sup>h</sup> anrufen?

Dank you 16-16.

Du bist für mich

Joseph Roth

und mit herzlichsten Grüßen von der Gidon geben

*Nota. — Les timbres et les lettres de semaine, le service pneumatique est totalement suspendu en banlieue.*

de poste.)

Hucre de la Seine-et-Oise, Le Raincy, Sèvres et Saint-Cloud.

Departement de la Seine-et-Oise : Enghien-les-Bains, Le Raincy, Sèvres et Saint-Cloud.

Departement de la Seine-et-Oise : Enghien-les-Bains, Le Raincy, Sèvres et Saint-Cloud.

LOCALITES DESERTES. — BANTUR, par facteurs cyclistes speciaux.

recommandee, dans les lettres.

une lettre ordinaire, comme telle. Les correspondances pneumatiques peuvent être

Toute correspondance pneumatique doit être présentée à ses dimensions et son contenu sera assimilée à

pour voir être pliée, en vue de leur insertion dans les boîtes des trains pneumatiques.

cartes et enveloppes. Elles ne doivent renfermer aucun corps résistant et être assez flexibles pour

porter (billets de banque), et tout autre objet dont le transport par la poste est interdit. Les

correspondances pneumatiques : des objets dangereux, tels que des épingles ; des valeurs au

INTERDICTIONS DIVERSES. — Il est interdit, sous peine d'amende, d'insérer dans les

Les bureaux de poste vendent des cartes avec coupon de réponse payée.

Taxe : Jusqu'à 7 grammes..... 2 fr.

De 7 à 15 gr..... 3 fr.

De 15 à 30 gr. (poids maximum)..... 4 fr.

DIMENSIONS MAXIMA : 148 m/m X 115 m/m.

RENSEIGNEMENTS GÉNÉRAUX CONCERNANT LES CORRESPONDANCES PNEUMATIQUES :

Exhibé par  
M. J. Roth  
18, Rue de Joumou  
Paris

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

CARTE PNEUMATIQUE

(La remise est gratuite.)



M<sup>me</sup> adame  
Blanche Gidon  
41, Rue des Martyrs  
Paris

Voir au verso.

88 (126)



Lieber Freundin,

Morgenstern hat mir von der Güte berichtet,  
Telephonisch will ich dir, muß ich dir nicht  
sagen, wie herzlich ich bin.

Können wir uns nicht zwischen 3 und 5 treffen?  
Am 8. abends habe ich die besten deutschen  
Kaffees Ludwigstraße Rue de Rennes  
44 dir besten deutschen Kaffees

Können, wollen wir kommen?

Bitte herzlich von uns!

Erzähl mir alles

20/28. Roh



Lieber Freundin!

Es rät mich an Herrn, daß Sie  
keine ganz genaue haben. Ich  
weiß Herrn noch einen jüngeren Ökonomen  
kennen: Herrn Walter Ringhofer.

Es ist nicht der beste Kaufmannslehre.  
Ich brauche mich stetig mit 2 Wochen  
für ihn. Sie selbst werden ihn, wie ich  
weiß. Bitte, wenn Sie können, schreiben  
Sie ihn irgendwohin. Dankbar: Bitte um die  
Freiwilligkeit, ihn anzuführen. Ergänzt wird  
zu der Hilfe, die von der Kommission zu mir  
kommt.

Stetige Bitte um Herzlichkeit  
für die Mißbräutig der Güter  
und Gilt bald auf Wunsch  
Stetige der alle

Jo/ys, Roth

5. Oktober 1938

Madame Blanche Gidon

Freitag

Lieber Friedrich,  
weil ich dich hier in großer Gefahr  
kann ich dich damit retten, daß  
du einen Moment Zeit hast um  
nachmittag mit mir zu kommen,  
so bin ich glücklich. Bitte dich,  
so bald

Dein  
Karl

Nota: — Les dimanches et jours fériés de semaine, le service pneumatique est totalement suspendu en banlieue.  
 Département de la Seine: Presque tous les bureaux. (Se renseigner aux bureaux de poste.)  
 Département de la Seine-et-Oise: Enghien-les-Bains, Le Raincy, Sèvres et Saint-Cloud.  
 Heures de la dernière lettre: Variable avec les localités desservies. (Se renseigner aux bureaux de poste.)

LOCALITES DESSERVIES EN BANLIEUE, par facteurs spéciaux.  
 recommandées dans les mêmes conditions que les lettres.  
 Toute correspondance irrégulière quant à ses dimensions et son contenu serait assimilée à une lettre ordinaire et traitée comme telle. Les correspondances pneumatiques peuvent être recommandées dans les mêmes conditions que les lettres.  
 Toute correspondance irrégulière quant à ses dimensions et son contenu serait assimilée à une lettre ordinaire et traitée comme telle. Les correspondances pneumatiques peuvent être recommandées dans les mêmes conditions que les lettres.

INTÉRIEURS DIVERSES. — Il est interdit, sous peine d'amende, d'insérer dans les correspondances pneumatiques: des objets dangereux, tels que des armes, des valeurs au porteur (billets de banque), et tout autre objet dont le transport par la poste est interdit. Les cartes et enveloppes ne doivent renfermer aucun corps résistants et les boîtes flexibles pour pouvoir être placées en vue de leur insertion dans les boîtes des trains pneumatiques.

Les bureaux de poste vendent des cartes avec coupon de réponse payée.  
 De 7 à 15 gr. .... 3 fr.  
 De 15 à 30 gr. (poids maximum) .... 5 fr.  
 Taxe: Jusqu'à 7 grammes. .... 2 fr.  
 DIMENSIONS MAXIMA: 148 m/m x 115 m/m

RENSEIGNEMENTS GÉNÉRAUX CONCERNANT LES CORRESPONDANCES PNEUMATIQUES:

M. Expédié par  
 Dem. de  
 Rue de  
 L'inscription du nom et de l'adresse de l'expéditeur est facultative.

REPUBLIQUE FRANÇAISE  
 CARTE PNEUMATIQUE  
 (La remise est gratuite.)

PARIS  
 15  
 1938  
 LAUGIRARD

TELEGRAMS  
 15  
 1938

Moulans  
 Blanche Gidon  
 41, Rue des Martyrs  
 Paris

Voir au verso.



Joseph ROTH and Blanche GIDON

1939

92-93 (176)

7. Februar  
1939,

---

Lieber Freundin, ich danke Ihnen noch einmal  
sehr für den lieben Abschied in Ihrem Saal.  
Kann ich mir noch etwas wünschen?  
Bitte Sie sehr herzlich danke.

Sagen Sie noch etwas von den Kindern mit  
der schönen Stimme gehört? Wir gehen bald  
auf, daß es mir wenigstens auch sehr für  
eine Widmung, die es gar keine Wiedmung. Sie  
hilf mir noch bei: die arme Wiedmung.

Ich bitte sehr herzlich Ihre liebe Frau,  
Ihr

J. / yg Roth.

7. 2. 1939

Pneumatique



Madame Blanche Gidon

41. Rue des Martyrs

7. 2. 39

Paris

Joseph Roth, 18 Rue de  
Tournon

Paris VI.

PARIS VI  
FEB 21 1939  
447



7 92

1767

Meine liebe Frieda, es ist mir  
unmöglich, dazu auf Französisch den  
Dank so zu sagen, den ich Dir zu  
sagen - und Knagge auf Knüttel.  
Ich bin gerührt, wenn ich bald, sehr  
bald, den Vertrag und den Markfuß  
bekomme. Ich konnte mich daran  
in diesen Tagen nicht zusammen-  
kommen, weil jetzt der Samstag  
der Eroberung Österreichs ist und ich  
sieh drei Tagen in 6 Versammlungen  
der Österreicher bin. - Ich bitte  
Dir herzlich, auf darauf zu achten,  
daß der Vertrag bald geschlossen  
wird. Ich habe allein die Kosten,  
nicht der Vertrag. Allerdings  
muß ich ihm bei der 25%  
zahlen. Können wir uns  
Montag oder Dienstag besu?

Bitte um ein möglichstes Preis, denn ich  
bedenke Deine Melancholie aus Ansehensgründen  
nicht sehr viel Time, den Mann,  
kannst Du mal fragst Du hast mir wenig zu schreiben  
kannst. Als ob

Dein  
Johann Rott

Grüße an Herrn  
Gibson.



INTERDICTIONS DIVERSES. — Il est interdit, sous peine d'amende, d'insérer dans les correspondances pneumatiques : des objets dangereux, tels que des épingles ; des valeurs au porteur (billets de banque), et tout autre objet dont le transport par la poste est interdit. Les cartes et enveloppes ne doivent renfermer aucun corps résistant et être assez flexibles pour pouvoir être pliées en vue de leur insertion dans les boîtes des trains pneumatiques. Toute correspondance pneumatique présentée quant à ses dimensions et son contenu serait assimilée à une lettre ordinaire si la carte comme telle. Les correspondances pneumatiques peuvent être recommandées dans les mêmes conditions que les lettres.

LOCALITÉS desservies EN BANLIEUE, par facteurs cyclistes, etc.

Département de Seine-et-Oise : Enghien les-Bains, Le Raincy, Sèvres, et Saint-Cloud. BANLIEUE DE LA DERNIÈRE LIGNE. Variable avec les localités desservies. (Se renseigner aux bureaux de poste.)

Notamment les dimanches et jours fériés de semaine, le service pneumatique est totalement suspendu en banlieue.

Les bureaux de poste vendent des cartes avec coupon de réponse payée.

Taxe : Jusqu'à 7 grammes..... 2 fr.  
 De 7 à 15 gr..... 3 fr.  
 De 15 à 30 gr. (poids maximum)..... 4 fr.

DIMENSIONS MAXIMA : 148 m/m × 115 m/m.

RENSEIGNEMENTS GÉNÉRAUX  
 CONCERNANT LES CORRESPONDANCES PNEUMATIQUES :

Expédié par  
 M. Joseph Robt  
 Dcm à Paris  
 Rue de Tournon  
 L'inscription du nom et de l'adresse de l'expéditeur est facultative.

No 18

RÉPUBLIQUE FRANÇAISE

CARTE PNEUMATIQUE  
 (la remise est gratuite.)



Madame  
 Blanche Giolon  
 41, Rue de Martyrs  
 Paris

92 1767

Voir au verso.

AR 1764

2/97

Joseph Roth Collection

III

Grübel, Paula

S47/7

Case

Grübel, Paula

**Postkarte — Carte postale**

Weltpostverein — Union postale universelle

Correspondenz-Karte — Dopisnice

Levelező-Lap — Korespondencni listek

Dopisnica — Karta korespondencyjna —

Briefkaart — Cartolina Postale — Brevkort

Brevkort — Tarjeta Postal — Postcard —

**ОТКРЫТОЕ ПИСЬМО**

*Lieber Paula!*

*Schuldichig mir daß ich  
dir so wenig schreiben  
kann und geschickt habe,  
Nun mir sehr ungerne  
und unruhig.*

*Das L. Großmutter  
schreibt dir sehr Großmutter  
und Ruffa.*

1906

*Frl.*

*Paula Gröbel*

*Lemberg*

*Hoffmann*

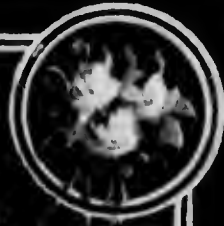
No. 3 (1840) 1

*N. 7*



1906

Die star l. Gouda  
und star l. Cudal  
meine herzlichsten Grüsse  
und Küsse . . .  
Mey.



Fröhliche  
Ostern





Lieber Paula!

Ich wünsche dir  
ein frohliches  
Ausschauen, wie du  
mit der Arbeit  
sichergestellt  
und fanda dir  
wiele fröhliche  
Grüße u. Küsse  
dein Cousin  
Mimi

PRINTED IN GERMANY

Postkarte — Carte postale  
Union postale universelle  
Postcard — Tarjeta postal  
Levelező-Lap — Dopisnice  
Cartolina Postale  
ДОПИСНА КАРТА.  
ОТКРЫТОЕ ПИСЬМО



1909

Fräulein

Paula Gröbel

Lemberg

Stephanagasse 7

No. 2 (1510) 2

Korespondencya zapomocą kwiatów.

Einzelblätter sind als lange nicht mehr.



**Powój:**  
Czula miłość.



**Fiołek:**  
Skromność.  
*Münch*



**Róża Karoliny:**  
Upodobanie.



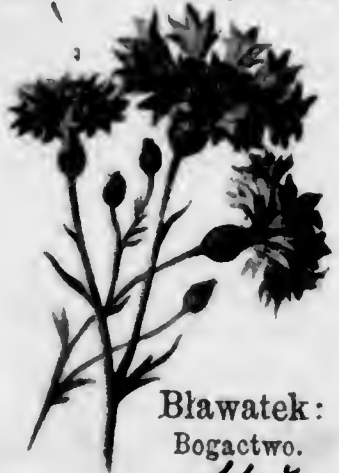
**Stokrotka:**  
Przywiązanie.



**Gerania:**  
Szczerść.  
*Münch*



**Centyfolia:**  
Posłaniec miłosny.



**Bławatek:**  
Bogactwo.  
*Münch*



**Zajęcza trawka:**  
Samotność.

Einzelblätter sind als lange nicht mehr.

Chcąc wyrazić jedno z powyższych uczuć trzeba się pod odpowiednim kwiatem podpisać.

Carte postale

Levelező-Lap — Post card — Briefkaart

Briefkort — Postkarte

Cartolina postale — Tarjeta postal

Dopisnice — Karta Korespondencyjna

Correspondenzkarte — Dopisnica

Weltpostverein

Union postale univorselle — Unione postale universale

ОТКРЫТОЕ ПИСЬМО

1909

1-909



*Früh Rosa Grübel*  
*für Fr. Paula Grübel*

*Lemberg*

*Hofmanns. N. 7*

V. 3 (1872) 3

Mein lieber Genie! Deine Liebe, wie immer, ist  
 das mir so wertvollste Geschenk, als ob es ein  
 ganzes neues Briefpapier wäre. Denn du bist  
 noch sehr jung, wie selbst Kinder, die auf  
 dem Quadrate sind die Pflanzungen, die sie in  
 jungen Kinderspielen anbringen. Dasselbe  
 ist mir dein Mühsal so wertvoll, denn von  
 ihnen, als von einem Kinde, das das  
 Leben, das sie zu künftigen Symbol ist, sind  
 Mühsal für's Leben anzuwenden? - Ich  
 wünsche dir viel Glück zu deinem Studium.  
 Nicht lange ist es, als ich die kleine Urform  
 anlagte und nun hast du Zeit zu tun, da  
 ich sie wieder anzusehen. Altes ist  
 so schnell gesehen und faste deine gesamte  
 Studien brauchen. Darunter aber frage ich  
 mich, daß wir jetzt Kollegen sind.

Also, sozusagen, mein lieber, jüngster  
 Genie, wie immer, mit Küssen von  
 Deinem

Mein



Meine liebe Tante!

38

Gott erlaube, daß mich Deine lieben  
Besuche und Deine herzlich  
guten winter Glückwünsche.  
Es ist sehr schön an Deinen Wünschen  
von lieben Augenblicke beglückwünscht  
zu werden und nicht jeder auf Erden  
ist so glücklich. Ich kann mich Gott sei Dank  
zu diesen Glücklichen zählen, die so liebe  
Nerenganten haben, die Anteil nehmen an  
jeder Kleinigkeit meines Glückes. - Liebe  
Tante! Ich kann dir nur wünschen Deine  
lieben Kinder so glücklich und groß zu sehen,  
wie du es selbst dir und ihnen wünschst.  
Möge kein mein Dank erfüllter Herz nicht  
ausgesprochen, denn auch der größte Dichter,  
und wenn er ein Gott, ein Heiliger, kann  
alle seine Gefühle nicht ausgesprochen, die  
kriechen und schönsten Strahlen mit dem  
Dichter und werden in die Gasse von ihm  
ihm begraben... Also, liebe Tante,

39,  
nochmal meine herzlichsten Dank (und  
gegenseitigen Wünsche sind immer schön! -)  
und viele Grüße und Küsse von

Deiner braven und dankbaren  
Koppe Maria;

Liebe Renia!

Ja, die sehr Ruhe, die Zeit mit und die Jahre  
sind sehr schön und fast ist mein aufgebender  
Geburtsdag. Und Deine lieben Gratulationen  
und Wünsche haben mich sehr sehr erfreut;  
aber es ist nicht diese oberflächliche  
Freude, sondern eine tiefe, innere, die  
nicht ist in allen Jahren. Denn sie  
zeigt mir, daß du mir gut bist, daß du  
mir alles wirklich vom Herzen wünschst,  
denn das Beste vom Besten ist genau  
zu einem Glück. - Ich sage dir das  
Anteil nimmt an der Gotteskraft auf  
dem Gebirge meiner Dichtkunst, und nicht



ist dir ganz besonders Dank. —  
 Für diesen Mühe in Bezug auf meine Gottesdienste  
 in der Schule sage ich dir ebenfalls meinen  
 besten Dank. Wie ich bald persönlich das  
 ganze Jahr für mich und die Matrone in  
 allen Mäßen und Unannehmlichkeiten der  
 Schulbank und ich gebe in die große,  
 in die größte aller Schulen in's Leben.  
 Gottvertrauen werde ich auf diese Aussicht  
 mit sehr gutem Erfolge bestehen. —  
 Ich habe, die wünsche einen Haub oder zwei von  
 mir. Am Ende dieses Briefes befindet sich  
 einmal das dir und allen anderen Liebsten gesandt.  
 Abschieds meinem besten Dank und  
 meine Grüns u. Küsse von deinem Mütter  
 Mutter

Liebe Paula! Auf diesen Liebsten  
 Jahrzeiten haben mich sehr erfreut und  
 besonders der Wunsch das meine liebe  
 jüngere Cousine auf an mich dankt.

Meine Grüns u. Küsse  
 Mutter

Blümen präu' ist, d'ist'ge Rosen,  
 Gabt uns erst und faugt sie auf! —  
 — Mann die weissen Lüfte kosen,  
 Mann auf Winterstürmen tosen,  
 Präu' ist sie in weissen Lauf. —

Nimmer werden sie sich lassen,  
 Dann es wärst bei mir so viel! —  
 Immer werden wirn Küssen,  
 Nimmer will der Quell sich lassen,  
 Wunderpfän ist das selb' Spiel. —

Dann ja was ist Blümen präu,  
 Blümelain der Poesie,  
 Immer wieder weissen wirn,  
 Und ist pfütta und ist präu,  
 Gabt uns erst, dann faugt ist sie! —

Rat.

4 / 5

letter, poem

[1912]

Mein lieber ~~Herrn~~ Deine liebe, einfache Zeile hat mir so viel Freude bereitet, als ob es ein ganzer langer Brief wäre. Denn Du bist noch sehr jung, ein halbes Kind, und Offenheit und Geradheit sind die Pflänzchen, die in der jungen Kinderseel emporschiessen. Deshalb hat mich Dein Wunsch so erfreut, denn von wem, als von einem Kinde, das des Lebens, der frohen Zukunft Symbol ist, sind Wünsche fürs Leben angenehmer? - Ich wünsche Dir viel Glück zu Deinem Studium. Nicht lange ist's her als ich die kleine Uniform anlegte und nun naht die Zeit heran, da ich sie wieder ausziehe. Auch Du wirst hoffentlich gesund und heiter Deine Gymnasialstudien beenden. Besonders aber freut es mich, dass wir jetzt Kollegen sind. Also servus, mein lieber Junge.

Viele Grüsse und Küsse von Deinem



Meine liebe Tante!

Hoherfreut hat mich Dein liebes Schreiben und Deine herzlich gemeinten Glückwünsche.

Es ist sehr schön an seinem Wiegenfeste von lieben Angehörigen beglückt<sup>zu</sup> wünscht zu werden und nicht jeder auf Erden ist so glücklich. Ich kann mich Gott sei Dank zu diesen Glücklichen zählen, die so liebe Verwandte haben, die Anteil nehmen an jeder kleinsten meiner Freuden.- Liebe Tante! ich kann Dir nur wünschen Deine lieben Kinder so glücklich und gross zu sehen, wie Du es selbst Dir und Ihnen wünschst. Mehr kann mein Dank erfülltes Herz nicht aussprechen, denn auch der grösste Dichter, und wäre er ein Goethe, ein Heine, kann alle seine Gefühle nicht aussprechen, die tiefsten und schönsten sterben mit dem Dichter und werden unausgesprochen mit ihm begraben... Also, liebe Tante, nochmals meinen herzlichsten Dank (und gegenseitige Wünsche sind immer schön!- ) und viele Grösse und Küsse von

Deinem truen und dankbaren Neffen

No 3 (1840) 4

= 3 B. an



Liebe Resia!

Ja, Du hast Recht, die Zeit eilt und die Jahre sind rasch herum und heute ist mein achtzehnter Geburtstag. Und Deine lieben Gratulationen und Wünsche haben mich heute sehr erfreut; aber es ist nicht diese oberflächliche Freude, sondern eine tiefe, innere, die echt ist in allen ihren Fasern. Denn sie zeigt mir, dass Du mir gut bist, dass Du mir wirklich alles vom Herzen wünschst, denn das Echte vom Unechten ist genau zu unterscheiden.- Ich sehe, dass Du Anteil nimmst an den Fortschritten auf dem Gebiete meiner Dichtkunst, wofür ich Dir ganz besonders danke. Für Deine Wünsche in Bezug auf meinen Fortschritt in der Schule sage ich Dir ebenfalls meinen besten Dank. Nun ist bald schnell das ganze Jahr herum und die Matura und alle Mühe und Unannehmlichkeiten der Schulbank und ich gehe in die grösste aller Schulen ins Leben. Hoffentlich werde ich auch diese Anstalt mit sehr gutem Erfolge besuchen.-

Ich sehe, Du wünschst einen Vers oder zwei von mir. Am Ende dieses Briefes befindet sich eines, das Dir und allen anderen Lieben gehört.

Nochmals meinen besten Dank und viele Grösse und Küsse von Deinem Vetter---

Liebe Paula! Auch Deine lieben paar Zeilen haben mich sehr erfreut und besonders der Umstand, dass meine liebe jüngere Cousine auch an mich denkt.

Viele Grösse und Küsse

4. Deine Dineren, liebe Resia, hat  
mir sehr gefreut; nicht nur weil  
es gerade mir ein Dineren  
ist, sondern auch wegen der  
Weggen. Das ist ja eine  
Gemeinschaft von Unterhaltungen. Du  
sichst es, ja recht, mit Gott  
Wissen in Spiel und Tanz, Gespräch,  
Frater,

Sie schreiben mir Blut

Es ist ganz recht und sehr so. Natür-  
lich, in Brody ~~ist~~ gibt es <sup>sol</sup> wenig, da  
kann man am besten "Ball" abgeben,  
die meine Klasse herausstellt,  
an dem ist jeder nicht bestreuen  
werden, da es nicht meine  
Gefellhaft ist. — Im Übrigen  
ist es für mich sehr angenehm. —  
— Ich habe bei diesem Grunde.  
Du bist mir für deine Freundschaft  
ganz dankbar, sehr geliebt. Alles

was "sonst" hat die abgefallen?  
Es war aber gar keine Drohung,  
wie du es aufgefaßt hast. Was  
sagte ich dir denn zu drohen?!  
Übrigens erinnerst du dich nicht  
mehr an meinen letzten Brief. —  
— Um wieder zu deinem großen  
Mitteltun zu kommen:  
Mit Freude habe ich abgelesen, wie  
gut du dich auf dem Wege befindest.  
Es ist freigeistlich und jauchzend: daß  
du unwillig über eine Hälfte bist.  
Gib acht, daß du wieder ganz weißt,  
ganz du selbst, denn das ist die  
Hauptaufgabe bei jedem Menschen.  
Bei deinem, resp. Leben bei dem  
Hälfte von ihm ist immer in fünf in  
Dingen. So stelle ich mich vor daß  
3. In diesem Brief wird von einem  
solchen Person geredet wird, als wenn  
mit einem Aigen, daß er ~~aus~~ ablesen  
mir selbst geschrieben wird. Ich es

wirft so?! Das beste Zeichen, daß  
ich, der Brief unwillig, eine ganze  
Maus galassen haben wird, wird für  
mich auf die Antwort eines ganzen  
Menschen sein. — Aber ganz von  
ganz ein selbst — daß du einen Brief  
größer ganz abgelesen hast, ist  
mir fast ganz mit dem besten,  
— wenn ich dich noch von etwas in dem  
letzten sollte, so will ich dir sagen 1)  
daß ich einen neuen Text zu Töchter  
Cunehay gemacht habe, 2) daß, es für  
unblich ist, daß es anstand und seit  
gestern alle Personen zu untersuchen  
begonnen sind 3) alle Leute der  
glatter sind wegen, zu fallen. —  
— Interessant dir das? Ich glaube  
kaum. Willst du mir der ersten  
Junkte, dafür sollte ich, wenn du  
mir ein interessantes ausdehnt,  
mitteilen können. — Ich würde  
die sonst nicht mehr weiter ausdehnen



früher immer, langweilig zu werden,  
wenn ich ab schon nicht gar bin. —  
Wenn du mich von irgend etwas mit-  
brichst, so traue dich auf die von da,  
abzuweichen, die du gemacht hast mich  
zu schreiben, sonst ist es kein Brief so  
Abend. Oder überstehst du gar  
nicht? Du schreibst zu mir h.: „ das  
Konzert hat mir sehr gefallen.“  
Frage ich — n. a. — für heute  
ist abgemacht! Transparenz will ich  
nicht! Bitte herzlichst den Herrn  
pudat dir und ihm eine halbe oder  
sofortige Antwort bitte dich, die  
ganze Person, du ganzen

Corine Wimmer. No. 3 (PHO) 6

Leider nicht! Faktisch! Du schreibst  
nicht! Lege dich auf in uns  
so viel? Du schreibst dich wenigstens  
als meine Person zu unterstützen  
dich du dafür wenigstens ganz  
wie fast keine hältst? Geht es  
Rita Müllers Faktisch.

[ Brody ]

Dein Schreiben, liebe Resia, hat mich sehr gefreut; nicht nur weil es gerade nur ein Schreiben ist, sondern auch seines Inhaltes wegen. Das ist ja eine reine Chronik von Unterhaltungen. Du hältst es scheinbar mit Goethes Versen "Spiel und Tanz, Gespräch, Theater, sie erfrischen unser Blut".

Es ist ganz recht und schön so. Natürlich, in Brody gibt es doch nicht, von einem sogenannten "Ball" abgesehen, den meine Klasse veranstaltet, an dem ich jedoch nicht teilnehmen werde, da es nicht meine Gesellschaft ist.- Im Übrigen ist es hier sehr langweilig.- Ich habe bei Deinem Grunde, den Du mir für Dein Stillschweigen angabst, sehr gelacht. Also, mein "sonst" hat Dich abgehalten? Es war aber gar keine Drohung wie Du es aufgefasst hast. Was hätte ich Dir denn zu drohen? Übrigens erinnere ich mich gar nicht mehr an meinen ersten Brief.-

Um wieder zu Deinen frohen Mitteilungen zurückzukommen: Mit Freuden habe ich es gelesen, wie gut Du Dich auf dem Eise unterhältst. Eines frappiert mich jedoch: dass Du nämlich bloss eine Hälfte bist. Gib acht, dass Du wieder ganz wirst, ganz Du selbst, denn das ist die Hauptsache bei jedem Menschen. Bei Deinen, resp. Euern beiden Hälften bin ich immer in Furcht und Sorge. So stelle ich mir vor, dass z.B. dieser Brief nur von einer halben Person gelesen wird, also nur mit einem Auge, dass er ebenso nur halb verstanden wird. Ist es nicht so? Das beste Zeichen, dass ihn, den Brief nämlich, ein ganzer Mensch gelesen haben wird, wird für mich auch die Antwort eines ganzen Menschen sein. Aber genug von ganz und halb- dass Du meine Grösse ganz abgiefert hast erfüllt mich fast ganz mit Dankbarkeit.

Wenn ich Dich noch von etwas in Kenntnis setzen sollte, so will ich Dir sagen 1.) dass ich einen neuen Text zu ---Cinebraj gemacht habe, 2). dass es hier neblig ist, dass es aufatet und seit gestern alle

Z- Nr 2 (1840) 6



Rinnen zu musizieren begannen und 3). alle Leute des Glatteisens wegen, zu fallen. Interessiert Dich das? Ich glaube kaum. Vielleicht nur der erste Punkt. Dafür hoffe ich, wirst Du mir viel Interessanteres aus Lbg. mitteilen können.- Ich wüsste Dir sonst nichts mehr mitzuteilen, denn fürchte immer, langweilig zu werden, wenn ich es schon nicht gar bin.- Wenn Du mir von etwas mitteilst, so trachte doch auch Deine Beobachtungen, die Du gemacht hast niederzuschreiben, sonst ist es ein blosser Katalog. Oder beobachtest Du garnicht? Du schreibst z.B.: "das Konzert hat mir sehr gefallen". Warum frage ich -u.a.; für heute ist es genug. Ironisieren will ich nicht! Viele herzliche Grösse sendet Dir, und um eine baldige, oder sofortige Antwort bittet Dich, die ganze Person, Dein ganzer Cousin---

Liebe Paula! Faktisch! Du schreibst nichts!. Lernst Du noch immer so viel? Du scheinst Dich weniger als Deine Schwester zu unterhalten. Bist Du wenigstens dafür ganz und hast keine Hälfte?

Grösse und Küsse ----

Liebe Rafie!

32

mid [1914?]

Ich will in der Laubzeit die Dienst  
Tage aus gerade so gemacht sein, wie  
du es machst, ja wenn möglich noch mehr,  
da es gerade heute ein Donnerstag ist  
wennig zu sein ist. — Wenn ich  
in meinem letzten Dienst  
ausgefahrt habe, ob ich kommen kann  
so war das nur ein Tag; du wirst  
nicht alles für mich wissen. Ich bin  
tatsächlich der größte Feind der Skizzen.  
Jedenfalls ob ich weiß, so ist es, ob ich für  
kommen mag, da ich zu spät bin  
Kriegsalltag aufgegeben bekommen  
habe. Das kommt alles daher, daß ich ein  
Vorzugsmitglied bin, der mehr Vorzugsmitglied  
hat. Ungefährlich werden ich die liebe Mann  
schonlich über den können zu verstehen,  
denn sie will sich aus dem Haus nicht locken  
lassen. Sie sieht dafür vorpflichtig aus.  
vorne ist da das Dienstverhältnis gestern

fürwahrlich \* herabgesunken und unheimlich  
 über sich gesandten ist, eine würdige Her-  
 braten zu finden, so ist mein Wunsch bei  
 Sie in eine weitere Form gesetzt. Natürlich  
 wird da kein Los im Himmel sein. —  
 Sollten wir jedoch demnach kommen so  
 wird sich die, so natürlich sich selbst prägen  
 ganzwillig sein. —

Dem Rostianer soll es sehr in die  
 Hände übergeben, er wäre in die alten  
 Himmel gephönig, wenn es ein  
 Gabe. Da es aber besser ist mir haben  
 Himmel gibt, <sup>der</sup> begünstigt er sich mit  
 dem Siebanten, wo er ein lausend Lichtlein  
 vor seinen Augen schimmern sah, und den  
 Gesang der Paradies und der Cherubim  
 hörte, wie im Prolog zu Goethe's "Faust",  
 den die dort bei der nicht kamst. — So,  
 das heißt Rostianer, wie Faust, wird  
 wahrscheinlich auch nach Leuburg kommen.  
 Das wird schon sein. Er kommt sein Zaar

und geht und bringt seine Hofen sehr sehr  
 drei Wochen. Alles für Leuburg. Dem  
 der bei dem natürlich sein Leuburg  
 und selbst ist er so fleißig, wie in alten  
 Zeiten. —

Sie bequemen mich, wenn die drei Dinge so  
 schnell sind. So ist die drei Tage  
 zum Tag zu beständig. —

Warum für ich nicht von Paul? —  
 Martat sie vielleicht das ich sie sehr will?  
 Mein Glaube ist ganz gewiss an zu sein.  
 Wenn ~~ich~~ wir kommen, so werde ich es  
 noch früher anzeigen. Vorläufig habe  
 mich und antwortet mir auch noch auf  
 dieses Schreiben. Aber gewiss!

Mit Grüssen und Küßen

Dein Con M.

An alle Lieb an vielen Grüssen.



Liebe Resia!

Ich will in der Beantwortung Deines Schreibens gerade so prompt sein, wie Du es warst, ja womöglich noch mehr, das es gerade heute ein Sonntag und wenig zu tun ist.- Wenn ich in meinem letzten Schreiben angefragt habe, ob ich kommen kann so war das nur ein Spass; Du musst nicht Alles für ernst nehmen. Ich bin selbst der grösste Feind der Etikette. Jedoch ist es noch nicht so sicher, ob ich hinkommen werde, da ich letztens eine Privatlektüre aufgegeben bekommen habe. Das kommt alles daher, dass ich ein Vorzugsschüler bin, der mehr Verpflichtungen hat. Ausserdem werde ich die liebe Mama schwerlich überreden können hinzufahren, denn sie will sich aus dem Hause nicht fortrühren. Sie sucht dafür verschiedene Ausreden und da das Dienstmädchen gestern feierlichst "verabschiedet wurde" und wenig Aussicht vorhanden ist, eine würdige Vertreterin zu finden, so ist mein Besuch bei Euch in eine weite Ferne gerückt. Natürlich wird da kein Loch im Himmel sein.- Sollten wir jedoch dennoch kommen so wird sich Dein, hoffentlich hübsches, Programm verwirklichen.-

Dem Kristian-- habe ich Deine Grösse übergeben; er wäre in den achten Himmel gesprungen, wenn es einen gäbe. Da es aber bekanntlich nur sieben Himmel gibt, so begnügte er sich mit dem siebenten, wo er 'tausend Lichtlein vor seinen Augen schimmern sah, und den Gesang der Seraphim und der Cherubim' hörte, wie im Prologe zu Goethes 'Faust', den Du doch leider nicht kennst. Er, das heisst Kristian---, nicht Faust, wird wahrscheinlich auch nach Lemberg kommen. Das wird schön sein. Er kämmt sein Haar und bügelt seine Hosen schon seit drei Wochen. Alles für Lemberg. Darunter leidet natürlich sein Bildungsgang und selten ist er so fleissig wie in alten Zeiten.-

Ich begreife nicht, warum Du den Krieg so fürchtest. Er scheint Dich den ganzen Tag zu beschäftigen.

Warum höre ich nichts von Paula?- Wartet sie vielleicht, dass ich sie sehen soll?

Nun glaube ich genug geschrieben zu haben. Wenn wir kommen, so werde ich es doch noch früher anzeigen. Vorläufig lebe wohl und antworte mir auch noch auf dieses Schreiben. Aber prompt.

Mit Grüßen und Küssen

Dein Cousin--

An alle Lieben viele Grösse.



Gedichte.

---

Gymnasium - Freijahr.  
Sommer 1914.

Karl Schall

Liebe Tante!

Kaune, daß Ihr fortgefahren seid und nun sagen Sie von meinen Gedanken was, folgt dies von dem Brief. Denn Sie kommt ab mir noch, daß ich mit Sie noch persönlich spreche. So rasch sind diese paar Stunden verflogen, daß ich noch immer nicht weiß, ob ab einer Minute oder ein ganzer Tag gerauscht ist. Andernorts verfährt sich die Sache bei Personen die oft nach Brody gekommen und andernorts bisoly zumal saltnen Gästen wie Sie sind. - Daß mich Sie so lieblich darüber gefragt hat, brauche ich Sie nicht zu sagen, aber bemerken will ich ab, daß Sie mir in dem Grade eine Freude bereitet hat, daß ich diesen Brief als Dankesbeweis sende, daß ich Sie für den besagten herzlich danke. - Nun Sie weiter gesehen sind, kann ich über die Freuden, die Sie mir hinterlassen, nicht nachdenken und ich bin zu folgenden besonderen Resultate gekommen, besonders was die Person der l. Resia anbetrifft; daß sie einen ganz tiefen gütigen Gottesglauben hat, daß sie sehr ernst und besonders gottesfürchtig und überlegt handelt, was mich gut kommt, das weiß, daß ich nicht laß

jemandem haben. Aber solche krasse Auffassungen über das Leben, über soziale Fragen besitzt Resia, wie sie nie ein weißes Maupf haben kann. - Obwohl aber ~~ich~~ freier und ist die zurechte Tatkraft, daß sie sich selbst nicht unwillig ist ob nicht direkt sagen, drum sie würde unwillig stolz werden, was bei jungen Mädchen üblich ist. Sollte sie aber auf diese Zeiten laufen, dann will ich hoffen, daß dich Lob aus dem Munde, oder wenigstens aus der Feder eines so strengen Kritikers wie ich, einen guten Einfluß haben wird. - Nun will ich aber zu den weiteren Sachen übergehen. - So ist jetzt wenig für die das Zimmer, das gut sein soll abhandelt was, für die pflegt ihm ein wenig Klavier Lärm ist gar nicht lieb. Kein Mädel! Nicht von die l. Gäste leider schon fort. - Nun will ich hoffen, daß sie noch oft und besüßten werden. So träumt doch ein jeder jungen Maupf von einer glücklichen, großen zu küssen, wie sollte es nicht dir nicht?! Wird abwillig Aufsprecher, die ich nicht laien? Nun, man muß Aerger ist werden also in meine lustigen Paläste gelangen können. Hoffentlich aber werden sie auf diesem Boden

stufen, so daß Ihr noch öfter und dort werden besüßten können. „Der Milla ist mein Gott.“ Und mit Fleiß und Ausdauer kommt man auf zum größten Ziele. - - Nun habe ich aber genug geschrieben; es bleibt mir noch übrig dir zu schreiben, trotzdem ich es nicht für zu groß magst haben und mich zu unterbreiten. -

— Mami. —

Liebe Paula! Die l. Resia wird dir ganzlich von angeht haben, was in Body vorgefallen ist. Mami pflegt du drum nicht? Pfada, daß du nicht für warst. Große. Mami.

Liebe Resia! Besorge, wenn die Karte angekommen ist. Ich bin unglücklich. Auf dem Wege viele Grüße in Küssen. - - - - - Marlaht Kutschengeller außer Zimmer, drum ich ergötze, daß die letzten Grüße vom Coupé aus ihm gegolten.

Mami.

Grüße in Küssen die l. Dunkel in den lieben Heim die unser in kürzester Zeit von unten

o.

Die liebe Mami pflegt von in läßt  
 größten ob.  
 Ich studiere fleißig die Litteraturpunkte bis 1h



So flieg mein Lied. - So bräut' ich  
Pfeisen

Und flieg' dich weg in süßem  
Flug

Auf Nebelsteinen schwebt dahin mein Lied  
Gleich dich weg in süßem Flug. -

Dann wird es tief in fernem  
Und flüster dich vor mir wie ein  
Opfergang

Was ich gefühl' und was ich nach  
Sprobe

Maßstab und was du  
Fürte 245

In welchem Preis kann  
baldem gut mittel erhalten  
Befragantwort  
Berungahf

[Brody] o. 7.

Liebe Tante! Kaum dass Ihr fortgefahren seid und nun jagen Euch schon meine Gedanken nach, folgt Euch schon ein Brief. Denn so kommt es mir vor, dass ich mit Euch noch persönlich spreche. So rasch sind diese paar Stunden verflogen, dass ich noch immer nicht weiss, ob es eine Minute oder ein ganzer Tag gewesen ist. Anders verhält sich die Sache bei Personen, die oft nach Brody herkommen und anders bei solch zwei seltenen Gästen wie Ihr seid.- Dass mich Euer lieber Besuch gefreut hat, brauche ich Euch erst nicht zu sagen, aber bemerken will ich es, dass Ihr mir in dem Grade eine Freude bereitet habt, dass ich diesen Brief als Dankschreiben sende, dass ich Euch für den Besuch herzlichst danke.- Nun Ihr weggefahren seid, kann ich über die Eindrücke, die Ihr mir hinterlassen, ruhig nachdenken und bin zu folgendem erfreulichen Resultat gekommen, besonders was die Person der 1. Resia anbetrifft; dass sie einen gewaltigen geistigen Fortschritt gemacht, dass sie sehr ernst und besonders gescheit denkt und überhaupt handelt. Wer mich gut kennt, der weiss, dass ich nicht leicht jemanden lobe. Aber solche ernstesten Anschauungen über das Leben, über soziale Fragen besitzt Resia, wie sie nur ein reifer Mensch haben kann. Was sie aber freuen wird, ist die zweite Tatsache, dass sie hübsch ist. Nur wollte ich es nicht direkt sagen, denn sie würde vielleicht stolz werden, was bei jungen Mädchen üblich ist. Sollte sie aber auch diese Zeilen lesen, dann will ich hoffen, dass dies Lob aus dem Munde, oder richtiger aus der Feder eines so strengen Kritikers wie ich, einen guten Einfluss haben wird.

Nun will ich aber zu den heiteren Sachen übergehen.- Es ist jetzt ruhig hier und das Zimmer, das gestern so hell erleuchtet war, heute schenkt ihm nur eine kleine Lampe ihr geringes Licht. Kein Wunder!. Sind doch die lieben Gäste leider schon fort.- Nun will ich hoffen, dass sie noch

35403 (1870) 9 = 27000



oft uns besuchen werden. Es träumt doch ein jeder junge Mensch von einer glücklichen, grossen Zukunft. Wie sollte es ein Dichter nicht?! Sind es vielleicht Luftschlösser, die ich baue? Nun, man baut Aeroplane, ich werde also in meine luftigen Paläste gelangen können. Hoffentlich aber werden sie auf festem Boden stehen, sodass ich noch öfters mich dort werdet besuchen können. "Der Wille ist mein Gott". Und mit Fleiss und Ausdauer kommt man auch zum grössten Ziele.- Nun habe ich aber genug gefaselt; es bleibt mir noch übrig Dich zu grüssen und zu küssen, trotzdem ich es erst heute gemacht habe und auch zu unterschreiben

----

Liebe Paula! Die liebe Resia wird Dir gewiss schon erzählt haben, was in Brody vorgefallen ist. Warum schreibst Du denn nicht? Schade, dass Du nicht hier warst. Grösse und Küsse----

Liebe Resia! Schreibe, wann die Karte angekommen ist. Ich bin neugierig. Ausserdem viele Grösse und Küsse. Soeben verlässt Kristiampoller unser Zimmer, dem ich erzählt, dass die letzten Grösse vom Coupe aus ihm gegolten.

----

Grösse und Küsse dem 1. Onkel und dem 1. Hennin, die wir in kürzester Zeit erwarten.

Die liebe Mama schläft schon und lässt grüssen.

*Nicht vollständig*

*in Auftrag*

Miss  
Campney, Dec 8. Janes, 1916.

Joseph Roth.

München, am 14. August, 1916.

27,

dein Paul!

2 Ob was mir klief die Süßheit. Duell dir! 19 Jahre! Aber  
 3 die müde Jahre gingen wie ein Traum auf der Magdalen der  
 4 Lüge dich. Und mir leben nicht anders, als in der Lüge dich.  
 5 Auch der Lüge dich, in der Lüge dich, für die Lüge dich. Ja, auf für die  
 6 Lüge dich.

7 Was soll ich dir schreiben? Ich habe dein Geld. Aber keine Zelle  
 8 wird mich 6 H. honoriert. Zähe die Zellen in diesem Brief und die  
 9 müßt eine kleine Summe haben.

10 Was soll ich dir schreiben? Drei köstliche Dinge: eine Aroun,  
 11 keine Sportaufwand, ein Zigaretten. Das goldene Aroun der Pfandbrief  
 12 der Tigarlaufmauke der Lufwand und der Zigaretten. Zigaretten.  
 13 Ob ich schreibe mit 19 Jahren diese Dinge zu haben. Ich kann nicht mehr  
 14 sein.

15 Aber noch allem müßt dir nicht: das Leben nicht zu glücklich.  
 16 Das Leben ist ein Brief, selbst ein Glück, das aus der Güte  
 17 Lüge mit auf der Lebensweg gegeben hat. Aber, weil es so  
 18 Brief ist und los, glücklich war es. Jemand, am 19. Und das  
 19 Brief ist ganz vorbei mit, Mann und die. Hier ist und Zigaretten, das  
 20 Leben. Man hat Glück und Frieden, es wird. Oder ein anderer hat  
 21 es gefunden, aufgeben und dem früheren Brief zurückgegeben.

22 Das kommt selbst von! Daher, Anfang!  
 23 Ich würde mich nicht noch in dieser Höhe in Baden sein. (Jede Fall)  
 24 von dem Briefe.  
 25 Das möge! auf die Hand!  
 26 Me



Wien m.d.



liebe Paula!  
Sei so gut und sprich mir, ob  
vom Onkel Willy irgend eine  
Rache war.

Haben die Kampf, / sich'neis eine  
Rache war das es, / und ich weiß  
ich bin für antworten.

Lovingly

Zugleich  
allerzeit  
deine  
Mif.

Herrn

Sigmund Gröbel

Baden bei Wien

Epsteingasse. 8.

No. 12



Feldpost 632, am 24. VIII. 1917.

liebe Paula,

23,

Wie du angesehene Post von Suzy 4 Wochen lang  
bis auf den Brief, der mich nach dem Brief, als es eine  
große spanische Reise der Sprache, wie die drei Jahre  
herrscht. Vollst du so alt geworden wie?

Ich finde mich gegenwärtig in einem angenehmen  
Auszug, einem ganz kleinen Hotel. Im großen  
Dort wird man bloß ein Jahr. Jeder sollte es machen. Alles  
Herrlich, wenn es regnet, alles schön, wenn die Sonne  
scheint. Das ist die Art der Welt wie sie ist.  
Viel Spaß: man ist 10 Kilometer von der Stadt.

Reservestellung.

Man will sich so ein wenig umsehen, wie früher.  
Die Zeit geht sehr schnell wie ein Tag wie die Jahre  
die Redaktionen der Herren aber ich, bin ich nicht mehr.

als ein hingehörig Reintlicher. Du bist ein Herrschaft der  
Befahrung.

Du willst das nicht sein bei Leuten unheimlich  
Klagen. Sei eher in das Leben, die Intenstas  
des Tüfens, das Parton die - für ein Leben in  
das Leiden ist. Ich habe fürstlichen Ansehen nicht  
mit Ansehen soll sein. Das ist die Sache.  
Aber du schaffst in die Sache. Ich habe nicht, ein  
ganz lyrische Gedichte auf einen Mann, die aber  
sind sehr schön. (Muss ich das nicht sagen)

Du bist nicht in der Lage die Leiden mit  
Frau zu machen. Ich habe auf dich, aber nicht mehr  
auf die Leiden diese Leiden in deinem Leben  
parto geltend gemacht zu haben. Ich grüße die

Daum bestand aus sechs und sechs und sechs  
 brüderliche gedichte sind in der auf  
 schiff. bitte, auch in gänze. Mein Aufsatz  
 liegt in der Originalität der Bilder. Und der  
 Hymnen Dinge, die aus gollat/gollat sein.

Am 5. / VIII. Hoffen von mir ein Gedicht  
 in der Sonntagsbeilage des "Prager Tagblatt"  
 bitte, bestalle mein Kommando. Es möchte es zu  
 Kontrolle setzen bei mir. Ingenth allen besten  
 Gesammelten Abgabe Jahre.

In der nächsten Lage sollte es in Lbg.  
 für zu können. Wenn bestmöglich, dort zu  
 lassen bekräftigt es als ichal gollat. Es  
 würde mich darüber in einem Briefe an



aus der Nähe aufsteigen.

Ich glaube in 2-3 Wochen von hier  
 nach zu kommen. Willst du solange in  
 der Höhe. Personalverwaltung, um von  
 dort wieder ins Feld zu kommen, willst du  
 auch nach Stronberg. Möglich ist es auch, daß  
 Pappen Redaktion nach Albanien geht,  
 um dort eine Albanische Zeitung zu gründen.  
 Ich bringe dann auch.

Freundliche Grüße

Dein

*[Handwritten signature]*

No 2 (1840) 13





Aber gerade deshalb kann ich dir gar nichts  
 rathen an dieser Hinsicht, ich will nur  
 dir sagen, was ich denke, von dem 2. / 1. n. die  
 zugetragene Logia ist bei guter zeitiger  
 begebenheit. Die Zeit nicht die Kraft. Die Zeit  
 zu wissen. Es müßte nicht so sein, das die  
 Zeit zu wissen könnte. Das ist die Zeit der  
 moderner so ist es. Millionen von  
 Köpfen haben die 100 jährigen Zeit zum  
 hin zu sehen. Das ist die Zeit der bürgerlichen  
 moral. Kein König kann da die Angelegenheit  
 hoffen ein Comand oder ein Adversat  
 und die so sein nicht können.

Auf jenes die die Sprache, die per la in jofan  
 grade brüht. Ein Haufe ist ihre Umgebung,  
 die bei you dieses Umgebung gefahren.  
 Lassen die diesen zaffende Gpelle haft left, ist  
 das all in dinge leben blif.

Aber die jaffe ja die des gluf Baits, zu bin  
 brüder zu lassen und die sein gar hohe Atmosphä  
 zu Haften! Lieb und die wirt mit in brüder  
 heissen leben. Die wirt ein wunden, das man  
 das nicht richtig lassen kann! aber weil dem  
 man gelassen hat, so in mit das über den den  
 man kann das auf nicht die eine hat effen.  
 und das so in mit weil dem effen das gerdann.  
 Prüflich in wunden die brüder die jofan jofan weil

meine andere Asult. Aber das ist gill nicht das  
Haupt. hier Grünig Baum, die Jagd  
nach der Liebe.

Sie sagt Recht. So was ist es, als wie frei ist  
Kriegeslot was es. Das ist nicht wie von oben?  
Diese graue Aving. Das ist ein Signal ist gemacht.  
Aber wie ist überleben, sind wie viele von ihnen.  
Die Jagd ist die, die nicht in die Jagd, ist das  
auf einen neuen 80 Jähr.

Wenn wir von Zeit zu Zeit.  
In einigen Tagen. Das ist ein Weg. Gilt nicht  
das ist ein Weg. Wenn es die einen nur wissen  
Anfangs ist das. Die eine ist die andere.  
Wird zu was es.

Englisch da

No. 3 (1840) 14

7



liebe Paula!

Ob ich Soumeer draußen und Sonntag und nie die Handreichung  
 ich von irgendwofar gattowman und sah sich auf meine Faustbroth ge-  
 hebt. Aber meine Nachbarin ist keine Sympathie und ich am liebsten Gaffrei will  
 meine Handreichung handreichung. Ihre Stimme ist groß und sie ist auf Zorn ab. In  
 In meinem Hofe werth man überaus viel von Freitag. Die Leute, die sind  
 von uns, haben schon aus der Kiste. Dann sie können uns rufen, nicht freier.  
 Aber draußen man die Mädchen und Mädchen. Abgeben. In der Zeit  
 uns abgeben - ich weiß nicht. Madrine Mann - und ich weiß nicht. Dann ich bin  
 die Liebe und man die Klasse. Und das Mädchen, bei dem ich die Abgeben  
 Aristokratie. Sie sind alle und ich Mann ich Mann. Sie sind, wie eine  
 wie ich die Heiteren.

Ob ich so sehr die Handreichung frucht in der Luft, wie man sich an  
 und ich bin freundlich gestimmt, als ich mich auf dem  
 Laßt am Ende davon. Nur wie ich die Luft: die Luft die Luft, die Luft,  
 ich hat gesehen und vorgeschrieben, aber ich bin zu unglücklich, wie ich zu  
 geschickte. Ob ich so sehr die Luft, und wie, wenn der Herr Professor  
 seinen persönlichen Rathschloß für abstrich - was überaus seltsam ist. Dann  
 ich ich geschickte. Aber die, wie ich geschickte, müßte ich schon  
 die Luft der meine Freude. Ich werde ab meinem Kollegen zurückgeben, er wird  
 ab auch nicht geschickte, aber nicht geschickte, wie ich die Luft  
 Handreichung, laßt mich - und wie ich man die Luft  
 Geschickte geben für meine ungeschickte Luft.

Ich werde bald mitgehen und ich frucht mich darauf. Die Luft frucht  
 die Luft, die Luft, aber die Handreichung, die frucht in der Luft  
 ab Luft, italienisch und ich man die frucht nicht die Luft, die Luft  
 Massaroni. Und dann werde ich mich die Luft, die Luft und die Luft  
 werth und ich man die frucht die Luft, die Luft die Luft:  
 darf man die Luft, wie ich die Luft? Und die frucht die Luft  
 die Luft die Luft: die, die und! Und doch alle die frucht  
 die Luft.

Gleich wie früh bis ins Dage von Menden und Thalacker Krastkung in  
 Linau, aber morgen, morgen bis ins wieder ins wach auch die besten Lyriker,  
 der Künstlerstiftung und Gasmisch im C. Tauscher und Gefühl der Zorn Prof.  
 Brecht. Ein Morgen wird Faust gegeben im Bergtheater - das Drama, nicht  
 die Oper, heißt Opa! - mit Ludwig Wöllner als Gaf. Und es wird fast  
 oben stehen, 4. Februar - und werde freundlich sein und werde mir ein Bild, Faust  
 gegeben zu haben.

Das Meistgesungene hat mir nicht gefallen, denn es hat: hat wie ein Karst  
 seiner Frau mit einem Kopfe geplatzt 2.) war die Maccaroni genau klug  
 Maria Maccaroni mit 3.) hat Tante Riese mit der Messerspitze Nase gegessen.  
 Ein unglückliches, daß mir Tante Maria noch in Lumburg in einem Karyolger  
 abgenommen hat, denn es hätte hätte die heilige Karyolger Maria, Mutter  
 wieder gegeben.

Ein Geist ist in meinem Hofe eine Tugendbewandigkeit. Und dennoch ist es oben ein.  
 Denn das Freistat Recht gegeben ist sehr gut. Ein blondes Jüngling spricht seine  
 Klugheit. Und ein an Geist hat es unbenannt. Hat ein Jüde einen Geist? Der  
 blond Jüngling, der Geist und ist - wie sind die einzigen zwei unverständigen Menschen  
 im ganzen Geiste.

Es war in der letzten Woche hingelief bei Brecht und fast Fräulein Maria Kaffke:  
 die fleißig gearbeitet. Sie war ein Koffer: wurde Geistes dabei und ist  
 Kraft ist so stark, daß es in im Rücken stürze - sie sich wirklich für mich.  
 Logis Frauen, die rüchend sind in ihrer Tugend. Maria ist auch rüchend -  
 aber in ihrer Dummheit.

Es habe ein süßes Koffer, vor mit gelben Magierwägern, darauf wurde  
 es nicht bald schlafen liegen. Es ist jetzt 3<sup>h</sup> und es liegt bis fünf.  
 Dann war es nicht und geht Tagelager. Maria, Gondal fesseln. Denn  
 es ist noch ein was Menden.

Michaelis Komme ich nächste Woche nach Pradea. Wenn ich Geld  
 habe, bringe ich auch den Willen mit, damit du siehst, daß es auch  
 andere jüngere Leute gibt, als Ladner Juristen.

Tauscher aber sprich' mir, was du von mir zu erwarten.  
 Leb' wohl!  
 M. M.

Gies' Komme ich die mir abend Kopf und geistlich:



Liebe Paula!

Dresden, am Mittwoch.

15.

Meine Nachbarin ist eine feine Person. Sie ist Mittwoch und sitzt fast die ganze Zeit beim Strickweber. Es ist sehr stiller Zeit. Das drückt zwar nicht. Aber die kleine Hand, fällt am Nachmittag ein kommen lassen, weil sie beschäftigt sind die Hande sich auf ihre Strickweber. Wenn noch die kleinen, kleinsten Ende dabei sind, sieht das ganz aus, wie ein vollständiger Querschnitt. Aber seit einigen Tagen hat Frau keine Zeit. Deshalb hat sie das ganze Geschäft und besorgen lassen erfüllt. Und sie hat da jetzt ein ganzes Malte, die 2 Stunden.

Jetzt beginnt ab nach zu kommen. Der Mond, mein Freund, hat Frau Mollin geschrieben. Ich bin bei der Hochzeit. Es war sehr schön. Und gab es Frau Mollin herzlichst: Große und kleine Kagen. Das ist eine feine Gabe. Ich weiß die Mond zu danken, das auf zu führen. Dann meine Töchter ergötzen mir herzlich meine freigegebenen Gopfen. Da weißt, das ist meine Freundschaft.

Mir haben einen feinen Ring. Jetzt liegt er ruhig in einem Winkel. Er verbrachte einen prächtigen Tag. Jetzt liegt er so aus, wie in Goody, am Freitag. Kannst du dir etwas vorstellen das du, als die Begriffe: Gemal und Ringung sind?

Von einigen Tagen war ich drüben. Es ist wunderbar. Die Fäden sind ganz schön, wie meine Augen, wenn ich einige Tage nicht beim Friseur war. Aber natürlich sieht noch in den letzten der Tag der letzten Seite. Und in dem Mollin sind jetzt noch meine Tropfen aus dem Lichte der letzten Seite. Und der Lösungsauftritt noch gar nicht. Trotzdem, in meine Person, sieht man den ganzen einen Ring auftragen. Und der Boden braucht in Blätter und die Erde. Und in der Luft liegt ja auch noch. Jeder Tag von dem ganzen Erde und Wasser ist...

Seit dem 1. Oktober ist die Bibliothek ein ganzes Tag offen. Seit Beginn die Woche. Bredt hat ja über das klassische Drama. Es sind keine mehr seine Trümpfe sind, die er gerade bald die Induktion an kommen. Mit feinen feinen Mienen und ganzes, kein Jahr. Mit seinen goldenen Gesichtern, wie drei Tage Kagen gelben. Wenn Trümpfe, wie ich diese Arbeit nicht können kann. Induktion und Induktion sind keine Frauen.

Wie warst du die das ganze Spiel? Das ist die Induktion, die die die Woche zu lassen geht. Mir sind sehr Freude worden. Es hat viele sehr schöne Eigenschaften, darunter auch eine feine Leute. Es hat eine sehr gute auf ein solches Stück und Kinder, einen kleinen Lauf und auf eine Professur in Bücherei: Die Philosophie.

Meine Gedichte drücken in "Österreich's illustrierte Zeitung" erschienen oder von Koffmann sein. Ich habe wieder Geld = Geld in die Kasse zu geben, noch mehr ein kommen zu lassen. Ich habe noch 50 H. Wenn die so gut sein will. Ich weiß, ob dort was von mir ist. Honorar kriegen ist nicht. Aber meine Kollegen

Du bist ihm eingetroffen, das ist gut. Dann kommt er nach Baden. Die  
übrigen sind ihm sehr dankbar für die Kommanden allerorten und die Befehle. In die  
in Exzellenz man 12 K.!

Was sagst du zu der Gedächtnisfeier? Sie war, soviel ich weiß, sehr schön. Wenn ich Geld  
hätte, würde ich es zum Festen für dich geben. Aber ich glaube, es ist mit dem Geld  
schwer, wie mit dem Festen. Dinge schätzt man, solange man sie nicht hat, wenn man  
sie bekommt, will man sie nicht haben. (Das sage ich, weil ich weiß) Das Geld  
hat man, solange man es nicht hat, dann schätzt man es sehr.

Es ist mir sehr angenehm, dass du gestern bei mir warst. Ich war sehr  
glücklich, dass du mich nicht verlassen hast. Vielleicht möchtest du  
dies lesen. Du wirst mich ja oft besuchen, damit ich dir diesen Brief  
geben kann.

Du wirst mich beide zu mir. Ich habe den besten Tee und die besten  
Lassen für dich gekauft. So ein Tee ist sehr gut, aber nicht zu süß.  
(Kabarai sagt: es fällt mir in der Nacht ein sehr gutes Getränk.)

Alles in Allem geht es mir ziemlich gut. Ich habe sehr viel  
Lassen für dich gekauft und meine Tassen sind. Aber wenn meine  
so schön wäre, wie meine Herz, so wäre meine Herz so schön, wie meine Tasse.

Wenn ich dich sehe?

Grüß dich

Mir mit Liebe

Mine, am 24. Februar, 1918.

11.

liebe Paula,

Als ich zu Hause war, war Frost, Kalt, die Bevölkerung ist unruhig,  
die Leute war mit freiem Auge zu sehen, sie war klein und rot,  
mit einer Pomeranze. Am Freitag wurde es warm, ein kleiner  
Mist, der Höhe. Es war sehr angenehm auf der Straße, unter anderem  
lag ich in der Leichtigkeit eines Mannes, der trägt einen festen Hut auf  
die die Zeit eines Tages, besonders Freitag, am Dienstag, am  
Gesundheit, mit einem kleinen Kinderspiel. Ein junger Mann  
ließ mir ein Ring auf in die Arme und umblantern mich.  
Es wirklich falls sie mich für einen Letztanruf gemacht.  
Ein anderer junger Mann gab die Mist in der Höhe auf, man  
sah einen zerrißenen Hut auf und ein grobgerichtetes rotes  
Hut auf. Es war schön.

Ich fand zu Hause eine Einladung in die, Scholle vor.  
Am Samstagabend ging ich hin. Ein paar Dilettanten kamen  
lobenswürdig Gedichte vor. Auf einen jungen Mann ließ sich hören,  
ich fand es sehr schön. Der Herr, ein Kind aus der Loge.



Sach, laut auf und sprach: Das ist meine Tochter. Diese vier  
Worte machte die Mutter anstößig. Was ihre Tochter mit ihren  
Knochen wie kränken wird. Die Mutter wird in der "Scholle"  
leben und, will's Gott, auch vielleicht in einem Brief von mir.

Au Montag ging ich über Bergstrasse, zu mir Ratten zu hören.  
Ich sah einen Freund, den Kasperialen Roth, ich fand ihn nicht.  
Er sah mich nicht an, willkürlich ist er gestorben. An der Rasse  
nicht zu drücken. Ich ging über die Straße Holzstraße. Ein  
Raffinier mit einem Kasperialen. Die Kasperialen sind Kasper,  
Spielerei, die sie nicht mehr spielen. Sie war grünnig und  
kannlich, als hätte sie Lebensmittel zu gebrauchen. Sie sah so  
aus, als wollte sie mich drücken und in Gefahr leben. Mir,  
wie sie zu ärgern, kaufte ich mich Ratten für fünf Marktag,  
zu Wolmar's "Kornboden", einem Kasperialen. Am Dienstag  
war ich bei Zöbmann. Er spielte eine Bayre (Stück mit viel  
Gespinn, Rälte und Dörgerliche Aufmerksamkeit. Dann Italiener,  
Korallen, mit viel Zügelbewegung und Wärme. Sein Spiel,  
was ich mir gewünscht hatte - "Ave Maria". Er spielte es so,  
dass ich die nicht mehr damit, "Kornboden" werde. Ziemlich  
kannlich nach ihm bei Zöbmann, wenn er sie nicht mit

die dich überlebt. Er hat während der Jagd eine Kruppe  
 bekommen, wenn du sagen kannst, ist alles überlebt, ein  
 arbeitslos der Kruppe, fast Hühner. Er wohnt an einer Mauer,  
 von Giebel der Dach.

Er raucht Kürbisse, Zigaretten, fängt Arons und Finken mit  
 dem kleinen Bucher von Gabeln. Er ist blond mit blauen  
 Augen, er trägt eine Sammeljogge mit zwei großen Zapfen, in  
 die er Kleinfische, Fische, Zapfen, Kette, Brot, Salz, Salz  
 und Knochensuppe. Er ist ein kleiner sehr hübscher, und er hat  
 ein besonders angenehmes Gesicht, ein hübsches Gesicht.

Er abwandert bei Last, lieg mir das, Logbuch von Otto Flake  
 ab. Flake ist ein Kämpfer, der Mann war ein Altmann,  
 Fische und von einer großen kleinen Mauer, in seiner  
 Kette mit einem. Jetzt er wohnt mit einem, die Kette mit einem  
 in fällen so ein Mittel haben ein ander, das man braucht,  
 in fällen zu lassen. Das sagt ihm die zu die. Kette mit einem  
 und französische Ploganz. Kette mit einem ist er ganz anders und  
 klar, wie Gottfried Keller und auch so prob und gabelt. Er ist  
 ja auch, wie Keller, Altmann. Lieg dir so der Flake, er  
 wird dir nicht liden. Resia soll ich lassen.

Drei Tage war er krank, er wohnt, er lieg mir fällen,



traus Kammellu ten, wapu Cfina ant Apiriu. Zauha gash 6  
aur wintre gut.

Bitte, sag' dem Vater, - ich habe ihn besorgt - er möge  
doch nicht gleich beklagt sein, wenn ich meine Karte habe, beschick  
mich vor rhyoungedarte mit ein paar Zeilen darauf, wenn  
Dampfer mit aufaughit? Was will das sagen? (Es ist  
höflich, von solchen Antworten abhängig zu sein. Wenn  
ich übrigens nicht brand geworden, ich hätte längst geschrieben.

Wenn doch doch für mich ist, sende sie mir, bitte. Ich werde  
keinen Sonntag oder Montag, Schreib' mir auch, was los ist.

Ich grüß' Tante, Resia und Henri.

Dein  
Mutter.

Der Frau v. Kajuscha Frau w. h. Gräfin.

lieber Vater,

die die Liebe eine kostbare Gabe ist für alle Leute. Paula schreibt  
mir das Beste, und ich hoffe, dass sie auch Teil davon sein wird.

lieber Peter,

Adressen in Wien ist: Rudolf Olden, Wien I.

Schottenring 25.

Bitte möglichst bald, ungefähr 4.

hier bitte Brief.

Dein  
Friedrich

lieber Onkel,

Vergessen, dass ich noch keinen ausführlichen Brief geschrieben. Ich war die ganze Zeit nicht wohl. Jetzt ist mein Vater hier und ich muss die ganze Zeit mit ihm Besorgungen machen.

Bis alles vorüber ist kommt ein langer Brief. Nicht böse sein.

Viele Grüße an Ihre liebe Frau und Herrn, Peter und besonders Paul  
Friedrich

Barra  
Ligumina

Genetel

No. 2 (1880) 18



Berlin, am 28. Dezember 1921.

10.

1/2 h nachts

Karol Paulinechen,

Nicht zu böse sein, lange hat's gedauert.  
Mein Arm ist sehr mies geworden und hat sehr  
geschmerzt. Jetzt erst beginnt die Geschichte zurück  
zugehen.

Heute war ich wieder inwoh. ein sehr  
starker Kisten. Ich befolgte dein Rezept, heisses  
Bad, Aspirin, Abwischen; nun ist mir besser.  
Mir ist im Theater und mir ist so bang,  
dass ich's im Bett nicht länger aushielte  
und aufstand, um dir zu schreiben.

Der hat keine Zeit. Er arbeitet sehr  
fleissig an seinem Roman, von dem du von  
Frau Gajdoska ja inzwischen gehört haben  
wirst. Deshalb ist mir auch oft launisch und  
kann nicht Briefe schreiben.

Deutschlandige ihn bei seinem Vater  
und lege ein gutes Körtchen für uns ein.

Wie geht es Frau Gajdoska?

Baierle wohnt noch bei uns und  
lässt sich grüssen.

Dein Vater schreibt von der Juwelenhändlerin  
Frau Tarczyner. Bitte richte ihm aus, dass  
das meine Grossmutter ist und meine  
Mutter eine Tarczyner.

Alle 4 eye führen nach Brody.

Ich bitte mich deinem Herrn Vater und  
Mutter bestens zu empfehlen und bin mit vielen

Küssen Friede.

Galeen ist nicht zu erreichen.

1/2 h ist schon und Mir's noch nicht da  
Was sagst du dazu?! Schrecklich!!!

Dexembey  
/ Berlin, am 28. ~~Septemb~~ 1921  
I 12 Uhr nachts

Liebes Paulinchen,

Nicht zu böse sein, lange hat's gedauert. Mein Arm ist sehr mies geworden und hat sehr geschmerzt. Jetzt erst beginnt die Geschichte zurückzugehen.

Heute war ich wieder unwohl; ein sehr starker Husten. Ich befolgte Dein Rezept, heisses Bad, Aspirin, schwitzen; nun ist mir besser. Muh ist im Theater und mir ist ~~s~~ so bang, dass ich's im Bett nicht länger aushielt, und aufstand, um Dir zu schreiben.

Er hat keine Zeit. Er arbeitet sehr fleissig an seinem Roman, von dem Du von Frau Szjenka ja inzwischen gehört haben wirst. Deshalb ist auch Muh auch oft launisch und kann nicht Briefe schreiben.

Entschuldige ihn bei Deinem Vater und lege ein gutes Wörtchen für uns ein.

Wie geht es Frau Szajnaka?

Baierle wohnt noch bei uns und lässt Dich grüssen.

Dein Vater schrieb von der Juwelin Händlerin Fume Torczyner. Bitte richte ihm aus, dass das meine Grossmutter ist und meine Mutter eine Torczyner.

Alle Wege führen nach Brody. Ich bitte mich Deinem Herrn Vater und Mutter bestens zu empfehlen und bin mit vielen Küssen

Friedl.

12 Uhr schon und Muh noch nicht da. Was sagst Du dazu? Schrecklich.

2- No 2 1840 19

2- No 2 1840 19



n-d

Liebe Paula,

Schreib mir bitte sofort, wieviel  
<sup>und wann</sup> Geld mir überweisen würdest. Näheres folgt

Und ob es anzeigt? Dein Kunt

Johy Roth bei Reichler wohnend

Am Taber 15.

Liebes Paulchen

wie geht es deinem Gesicht  
und wie Dir?

Danke für das schöne Buch  
(Rittner). es ist herrlich!!

Was ist mit Heinrich?  
Schreib bald.

Freude

Fol.



Paula Gübel  
ne AN Inland Kopf

Berlin. N.

Oranienburgerstr. 69.

Roth, bei Reichler, Wien II.  
Im Talbot 15.

7m  
No. 3 (1840) 20

früher zu ich zu aus, die für dich bist, nach Lumburg  
 ohne dich zu gehen - sag's ich aber nicht. Die  
 Leiden an Menschen für dich, "Grübelangst" in der Kindheit  
 hat auch aus dir und Heim. Die ganze die ganze  
 Tag über eine Fürst in der Dose für und zurück,  
 Hest bist vor, das für Mann, und lebt das Leben  
 einer Pflanzpflanze. Außerdem habe ich  
 an Frau Hajosche, kommt von ihrer Eltern  
 keine meine Mantel und kommt bist sehr in ich  
 vor. Ich sollte nie geglaubt, das ich ein kleines  
 Mädchen so dumm sein könnte. Ich liebe  
 ihn sehr was in der Hand mit ich selbst, das  
 für dich und dich ist mit das Herz, das im man das meine  
 für dich, was ab Liebe.

Ich wollte dir von langer herüberen bekräftigt  
 Deine Verschickung zu Herrn Algenandring und ich  
 hoffe, das Du mit Aufrichtigkeit nicht ablehnen  
 wirst. Ich sollte dir gerne mit einem Mann besorge  
 gesehen, nicht aus kein bürgerlicher Moral Frau  
 sondern, weil es Deine Pflicht ist, zu sein.  
 Ich für dich, du hast nie zu gewisse Meinung von  
 dem oder einem Mann und das Du selbst keinen  
 neuen Kommt. Ich werde dir darauf antworten

Wien, 28. August, 1922.

Mein lieber Paula, Dein lauges Bogen  
 vor dem Aufkauf eines Briefmarken hat mir  
 mein Brief selbst Porto an Herrn Cohn  
 gebracht und einen an Maria's Luft. Arthur  
 hat mir ein Gefäß von oben, weil er lauge  
 Briefe schreibt, stell lauges Telegramme.  
 Ich habe ich nicht mit bezogten Rückantwort  
 und er ist so besorgsam, das er nicht einmal  
 auf das bezogten Telegramme meine Unterbucht  
 geht. Er war alles diese krank, wie er mir  
 nicht schreibt, aber seit wann ich besorgsamkeit  
 Folge einer Krankheit? Die Briefe hast an  
 Herrn Cohn nicht angekommen zu sein, da es so  
 vor zwei Wochen bereits abgegangen zu haben besagt.  
 Inzwischen hat ich davon 2 Drittel ab selbst  
 verloren.

Familie Meinig haben mir in Baden bekräftigt,  
 morgen kommen sie nach Wien zurück. Friedl  
 ist in Dautsch abtrübung an der Dose, ich habe

Wegen, das die <sup>3)</sup>so genannten "ägyptischen" Männer 9.  
wertvoller sind, als alle Könige'st' der Ägypten  
und das die Ägypten eine sehr schöne  
ist. Auf der Ägypten ist immerhin ein Mann  
und gott richtig. Ich rate Dir, nicht so leicht  
abzuurteilen und nicht allzuviel auf die so.  
"gemeinsamen geistigen Interessen" zu geben.  
Jeder gott richtig, auf einigen Mann ist  
wertvoll und lieb wert. Ich habe Dir,  
Dine so weiter zu öffnen, als Du es hast,  
und so zu leben. In früher, ist so.

Ich bitte Dir, mir darüber sofort zu schreiben.

Auf, wie lange Du bleibst.

Ich hoffe Dir so schleunig und bitte

Dir ein schönes Grüß, wenn ich zu weit gegangen

sein wird.

Du ist mit



Fraulein



Paula Grübel

~~mit An. i. 5. Cofa~~

Persian  
Vissch

~~Navelosey  
Berlin N.~~

~~Mulertorauentbürgstr. 69.~~

25

Reichler Wien I

Am Tabor 15.



74  
No 3 (1840) 21



Marie Magyar

Klostergang  
Zárdatornác  
Klásteri chodba  
Korytarsz. Klasztoru  
Cloître

Wien am 27. VII. 1923

# Salon Apart

Aren mit einander schön gepaart !!

Liebe Paula was  
macht dir heuer  
Wir sind seit drei  
Monaten hier, ich bin  
leider nicht gesund,  
deshalb schreib ich so  
wenig. Grüsse Alle  
Mama, Papa, Rosa, Peter  
den Klei cu n. s. v.

Viele Küsse  
Eure Pröckel u. Uti

F. H. & S. W. D.

5054

Wien, 1923

Pröcklein

Paula Grubel

Lemburg-Luzern

Hofmann u. F.

Polen

No. 3 (1840) 22

6.  
24  
Berlin am 14. Juli 1874.

Liebe Paula,

wir wollen in den nächsten  
Tagen eine Reise nach Prag und  
dann weiter nach Krakau unternehmen.  
Ich bitte dich sehr, uns mitzuteilen,  
wie die Preise jetzt in Polen sind,  
und <sup>wie</sup> ~~ob~~ man für Rentenmark dort  
zu leben kann.

Vielleicht ist es dir möglich?  
- und wir wünschen uns es - dass  
du einen Abstecker nach Krakau  
machst?

Bitte schreib mir sofort, denn  
wir wollen sobald deine Antwort  
kommt, abreisen.

Vielleicht fahren wir dann  
im August mit dir nach Frankreich.



Bitte grüsse Frau Hajuscha<sup>7.</sup>  
von uns Beiden, - Hotel Savoy schicke  
ich diese Woche ab. -

Fräulein Idelsohn war bei uns.

Was machen deine Eltern?

Bitte grüsse und  
gratuliere Wilhelmine für uns.

Viele Küsse von  
Frieda und Mith.

No. 3 (1840) 23

Berlin am 14. Juli 1924

Liebe Paula,

wir wollen in den nächsten Tagen eine Reise nach Prag und dann weiter nach Krakau unternehmen. Ich bitte Dich sehr, uns mitzuteilen, wie die Preise jetzt in Polen sind, und wie man für Rentenmark dort leben kann.

Vielleicht ist es Dir möglich -und wir wünschen uns es- dass Du einen Abstecher nach Krakau machst?

Bitte schreib mir sofort, denn wir wollen, sobald Deine Antwort kommt, abreisen.

Vielleicht fahren wir dann im August mit Dir nach Frankreich.

Bitte grüsse Frau Sjajnocha von uns Beiden,- Hotel Savoy schicke ich diese Woche ab.

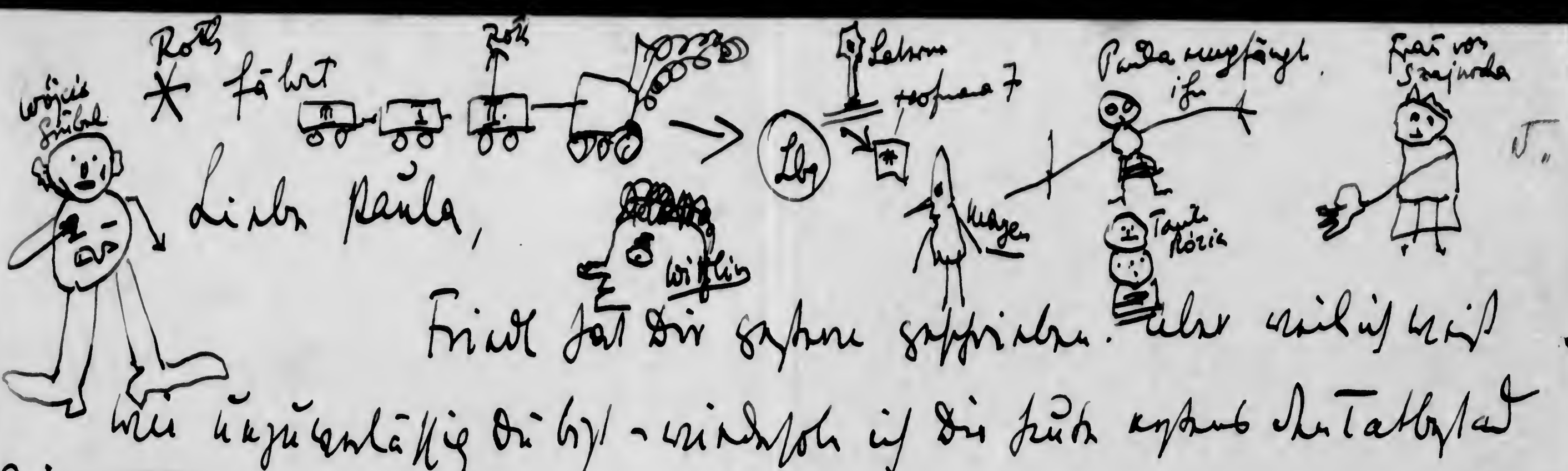
Fräulein Idelsohn war bei uns. Was machen Deine Eltern?

Bitte grüsse und gratuliere Wittlin für uns.

Viele Grösse von

Friedl und

2: 1102/1840  
213



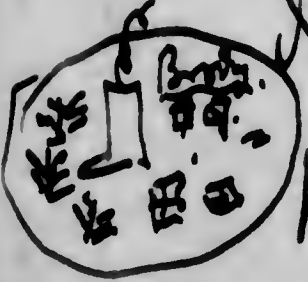
Linda Paula,  
 Fried hat dir gestern geschrieben. Aber er ist nicht  
 wie ungenügend die bei - er ist doch in die Schule gekommen. Du hast  
 den Unterricht



und geschick die Anforderung (Baus) wie sofort zu  
 ausrichten. Ich soll nach Polen direkt fahren. Wie geht es dir  
 politisch? Ich habe 800 Mark zur Verfügung. Bist du  
 das Verhältnis ausrechnen? Kann ich 3 Tage in Krakau leben?  
 leben? Kommt du mit in diese Stadt wegen dem Krieg?



Ich kann mir noch etwas in polnisches Wort holen. Brauchst du  
 Frau v. Szajnoch, Wittlin, Mayer. Mit dir zusammen fahren ich  
 den nach Österreich, vielleicht auf weiter, fängt von Geld ab.



Meine Bücher bringe ich mit. Frau. und ich auf ein allgemeines  
 Wirtschaft, Wirtschaft.



Familie! Beste!  
 Frau von Szajnoch  
 der hoffentlich gesund?





15

[... uli 94?]

Liebe Paula,

Friedl hat Dir gestern geschrieben. Aber weil ich weiß wie unzuverlässig Du bist - wiederhole ich Dir heute erstens den Tatbestand und ~~w~~weitens die Aufforderung (strenge) mir sofortest zu antworten. Ich soll nach Polen dienstlich fahren. Wie steht jetzt die polnische Markt? Ich habe 800 deutsche zur Verfügung. Kannst Du das Verhältnis ausrechnen? Kann ich 3 Tage in Krakau davon leben? Kannst Du mir in diese Stadt entgegenkommen? Ich kann nur noch schwer ein polnisches Wort stottern. Benachrichtige Frau v. Szajnocha, Wittlin, Mayer! Mit Dir zusammen fahre ich dann nach Österreich, vielleicht auch weiter, hängt vom Gelde ab. Meine Bücher bringe ich mit. Freue mich sehr auf ein allgemeines Wiedersehen, Wiederhören.

Grüß alle sehr herzlich.

Dein Mu

(Texte zu den Randzeichnungen:)

(oberer Rand:)

Lbg  
Roth fährt Roth (Lemberg) Laterne Hofmana-7 Paula empfängt ihn  
Frau von Szajnocha Wittlin Mayer Tante Rōsia

(linker Seitenrang:)

Wojcik Grübel Resia Brody

(unterer Rand:

Familie! heißt das!

Frau von Szajnocha ist doch hoffentlich gesund?

Tante Bella Rettich noch ein Rettich Joseph Roth Friedl  
psiakrew!

Leite Paula, wurde Obert, bitte, sofort an unser Notiz. Sofort ausgeführt und Stapfen sofort besuchen der Frau 17. Dezember.



# HOTEL BEAUVAU

4. RUE BEAUVAU. RUE CANNEBIÈRE ET QUAI DES BELGES

(VUE SPLENDIDE SUR LE VIEUX-PORT)

MARSEILLE

: CHAUFFAGE CENTRAL :

EAU COURANTE CHAUDE & FROIDE

NOMBREUSES SALLES DE BAINS

: : DANS TOUTES LES CHAMBRES : :

TÉLÉPHONE 8-49 A TOUS LES ÉTAGES

Leze Paul,

N° 26. August

Marseille,

San,

Toulon, poste restante,

San M. de Marseille

poste restante, San

Genevieve, poste restante

San

Paris, Hotel de la place de  
l'Opera.

Hugh the first Kempt

Copie - Warrant - Dr. Kempt

Mittelgroß, stark gebaut, brünett, stark aber gut geformte Zähne,  
starke Nase, tiefere Zäune, gut, gefällig, Kameradschaftlich,  
Anspruchsvoll - Intelligenz, geschäftliche Fähigkeiten,  
ist oft melancholisch, geht viel auf adrette Kleidung,  
ist logischer Kopf, stark hässlich, an allgemeinen menschlichen  
Empfindung, noch in der Entwicklung, ist kein feiner Mensch  
angenehm.

Intelligenz, gerne mit guten Menschen,  
Mann, gut geformt, willig,  
mehr Ruhe, gut geformt,  
früher in der Entwicklung -  
großer Mensch, für die Kameradschaft  
dieser Welt.



Am 1. 1862  
Dringliche Wieder  
auf

~~Der „Großen Zeit.“~~





und sie dadurch gerechtfertigt + glaubt -

2.

Vorgestern glaubte ich, der Tag sei schon gekommen, der Tag meines Anfangs. Und wirklich die 3 Jahre seitdem - zu Ende zu gehen, denn die Sonne die nur im Walde Metsules, "Geburt der Trajosté" beleuchtete drang mit den Frucht duftenden und mit den unsterblichen dionysischen Elementen in meine Brust. Und siehe: Al Kauspin

10 Uhr früh im Wald, als Hörner de Philosophie, jüdischer Intelligenz Mephisto und Selbstverneinung, und um 12 Uhr ging ich heimwärts, als dionysischer Schammer, naiver Lacher und Tänzer, und sah vor mir mein junges vergangenes Leben, in Jahre festliegend, lagen - wie ein Heer von Kunstwerken, und vor mir sah ich noch ein größeres Kunstwerk

die Zukunft, aus der Kunstwerke für die Welt entstehen sollen. Wie merkwürdig die ultra-violetten und ultra-roten Strahlen der Sonne wirken. Den ganzen Tag laumelte ich vor Treide des Lebens, der Stärke und beachte zu mir wie eine Mauschung dem neuen Fund, der ich vor gestern früh im Wald machte:

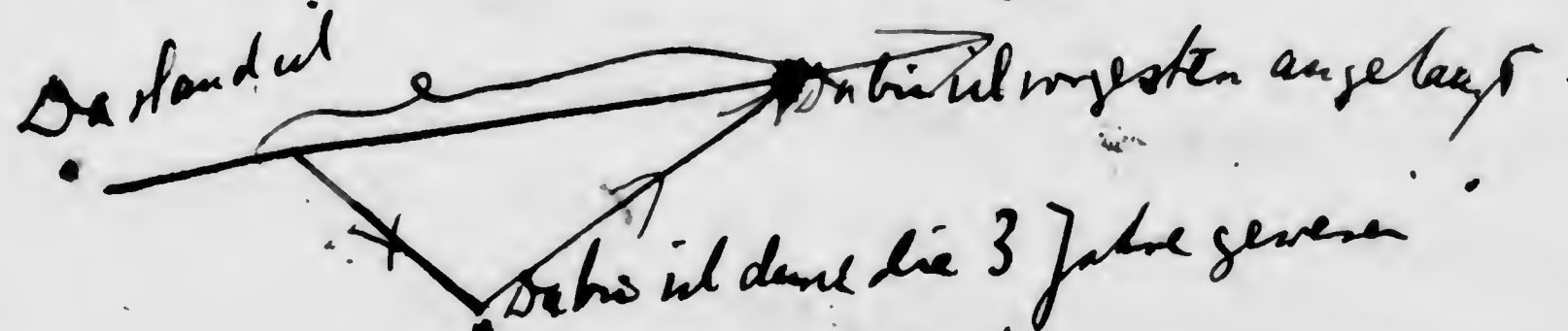
= Mich - den brasilianen Nich.

Ich früht frühe mit an. Drei Jahre habe ich große

Ferien von meinem Prometheentum, Selbstverneinung geübt. Seit drei Tagen bin ich wieder an Prometheus.

Glaube aber nicht, dass es ein Rückschritt ist.

Da sollte ich kommen



3. Es war ein dreijähriger, blutiger Kampf um den Hügel, & vor dem  
ich jetzt herunter spreche. Die Evolution hat ihre gemacht, sie hat mich  
auf drei Jahre aus meinem Geleise herabgerissen, um mich  
durch Mühsal und Ränke weiter auf meinem Bahne zu befördern.

Und für die heißt, wie heißt diese Strecke!

Ich habe vorerst einen Grundstein gelegt, ~~unter~~  
einen Grundstein der aus einer dorischen Säule kommen stammt,  
darauf werde ich Fundamente für einen Kirchen-  
Dom legen, der aber mir in meiner eigenen Gotik gehören  
wird. Und als er fertig sein wird, werde ich ihn an die Künstler-  
Verdanken.

Ein merkwürdiges Wort fiel vor einigen Tagen zu mir, aus der  
Munde meines Freundes: Ich hatte keine Methodik  
in meinen Gedanken. (Aproprio ~~unter~~ einiger <sup>der</sup> ~~zu~~ seinen  
Tagebuch von mir aufgeschrieben werden)

Was konnte ich ihm antworten? Ich zu einem gewissen  
Herrn Kiedermann, der hatte bestimmt eine Methodik  
für 1) seine: Schmerzen } ästhetische Gefühle  
2) seine Freunden }

---

Summe: Kunstwerk

in unum

Ich bitte Sie, nehmen Sie diese ~~Lebens~~ ~~von~~ ~~ihres~~ ~~Gott~~  
gütlich an, und hören sich, daß ich nur dem alles, was ich

Ihnen schrieb, gewiss mehr keine Verse schreiben werde,  
Empfehlung die einige meiner von 3 Jahren dahingeschallten derten  
Geächze und ich bitte Sie nächstens mich kund zu geben, wenn  
ich Sie bei mir ~~ich~~ sehen könnte.

Ergrüßte Sie Ihr Witten

J. Witten - Wien VI  
Kolbengasse 4

Joseph

Χαίρε Διόρυτος!

No. 3 (1840) 29

Witten

~~Joseph~~  
Herrn

ROTH, Joseph  
Collection

Foto 1/2

in Foto album







Fr. Paula Grubione  
Hofmann 7/11

A garden

AR 1764

2/98

Joseph Roth Collection

III

Grübel, Wilhelm

S4717

GRÜBEL, WILHELM, 1911-1912, 1925







besüßten. Ich würde mich jederzeit unerschrocken  
für die, wollest du die dich Offener besüßten.  
— In der Pfule gahst es mir also gütlich,  
mir die Gedachte von neuem zu befehligen  
Händchen besüßte ich mich fortwährend.

Sylfa auf Salent zum Besuchen; ich  
dage der für eine Probe meiner Kunst  
bin. — Hoffentlich wirst du die bald Zeit  
verfassen, mir auf dieses Besuchen zu  
krugeln.

— Wie gahst es die, lieber  
Ottal? — In Nürnberg muß es doch viel  
lustiger zu gahen, als hier. Die Welt  
ist schon und ich dürfte darauf sein  
Gardli'stuch einmal sehen zu können.

Das Sybill'stuch, das die Gelagert  
einmal dazu kommen wird. Ich würde  
mich so oft an alle Zeiten, da ich noch zu  
Gahrte war, und dann sah ich dich wieder  
in der Zeit Strig an und davon sprachen, geht  
für alle die Welt. — Wie sehr ich  
dich dem alle beiseite set!

Dies mir, ganz gegen Lieb und Lust  
3 (1764)

für zugängliche Gedächtnis und antwort  
lealt! — Gahle Gedachte und Hoffen  
die die Traue Mutter  
Mutter.

Erinnerung.  
Gahte dich' ich saliger Zeit,  
da ich noch ein Quaba war,  
Mit den bleuen, braunwollenen  
Augen und dem blonden Haar;  
Dank' an meine Jugendzeit,  
Dank' an mein Jugendglück,  
Und in saligen Gefühle

Dieser ich träumend weit zerr  
Die alle Besatzung  
Nun der Hand noch spand die Luft  
Mit der Welt mich auf den Quaba,  
Rüßte und lach mich wie Gadiß,  
Und ich für' mein Himmelreich  
In dem Dunkel zu kommen  
Märschspalten, Gahter Wallen  
Dies der Pfauen Niedertraum.

Und dann pfand so fall die Traue  
Und viel brühte Blümen blühen  
Langblüß und Mairung  
Gahte, ügigab Rosenglück

3 (1764)



(Brody)  
[1911-1912?]

Willy  
(an seinen Onkel ~~Joseph~~ Grübel)

Mein lieber, guter Onkel!

- Ich schreibe Dir zwar sehr selten, aber desto öfter denke ich an Dich und nur der Zeitmangel verhindert mich mit Dir zu korrespondieren.- Nun habe ich Weihnachtsferien und ich nehme mir ein Stündchen Zeit, um mit Dir zu plaudern.

Vorige Woche waren wir in Lbg. und so konnten wir Deine liebe Karte nicht sofort beantworten, da sie während unserer Abwesenheit hier angelangt war. Den Tee hast Du gewiss erhalten; man konnte ihn nicht so senden, wie Du schriebest, und der Kaufmann sagte mir, er versende täglich nach Deutschland Tee und werde ihn schon gut besorgen. Nun schreibe, ob Du ihn erhalten hast.-

In Brody ist alles eintönig und langweilig; eine kleine Abwechslung brachte mir die Zeit in Lemberg.-

Gottlob, dass ich schon in diesem Jahre, - Ende Mai - Matura ablege. Hoffentlich werde ich Dich dann in Nürnberg be-

#### 2.Seite

besuchen. Es würde mich jedoch unmässig freuen, wolltest Du uns Ostern besuchen. - In der Schule geht es mir also gut, nur der Gedanke von meinen zukünftigen Studien beschäftigt mich fortwährend.- Ich habe auch Talent zum Schreiben; ich lege Dir hier eine Probe meiner Kunst bei.- Hoffentlich wirst Du Dir bald Zeit nehmen, mir auf dieses Schreiben zu erwiedern.- Wie geht es Dir, lieber Onkel?- In Nürnberg muss es doch viel lustiger zugehen, als hier. Die Welt ist so schön und ich durste danach sie ihrer Herrlichkeit einmal sehen zu können. Ich will hoffen, dass die Gelegenheit einmal dazu kommen wird. Ich erinnere mich so oft an alte Zeiten, da Du noch zu Hause warst, und dann sehe ich Dich wieder in den Zug steigen und davon fahren, weit hinaus in die Welt... Wie habe ich Dich damals beneidet!-

Doch nun genug davon. Lies noch das

#### 3.Seite

hier zugefügte Gedichtchen und antworte bald. Viele Grösse und Küsse sendet Dir Dein treuer Neffe  
Muniu.

#### Erinnerung.

Heute denk' ich sel'ger Zeiten,  
Da ich noch ein Knabe war  
Mit den blauen, träumrisch-weiten  
Augen und dem blonden Haar;  
Denk' an meine Jugendspiele,  
Denke an mein Jugendglück,  
Und in seligem Gefühle  
Schweif ich träumend weit zurück.

Dunkle Schattenschleier ziehen,  
Nur der Herd noch spendet Licht -  
Mutter hält mich auf den Knien,  
Küsst und lehrt mich ein Gedicht;  
Und ich hör mein Stimmlein schallen  
In dem dunkeln Zimmerraum --  
Märchenschatten, Geister wallen  
Durch den schönen Kindertraum.

Und dann scheint so hell die Sonne  
Und viel bunte Blumen blühn -  
Lenzeslust und Maienwonne!  
Heisses, üppiges Rosenglühn!

#### 4.Seite

Und die kleinen Spielgefährten  
Jauchzen, freu'n sich hell und frei  
In den bunten Blumengärten,  
Reichgeschmückt im Lebensmai -

Und Grossvater lehrt mich beten  
Recht vom Herzen, fromm und schön --  
Und ich betete so brünstig,  
Heiss und ernst vor'm Schlafengeh'n;-  
Und der Herrgott hört mich droben  
In dem blauen Himmelsraum,  
Und er sendet mir von oben  
Ach, so manchen süssen Traum.-

Heute sind vorbei die Zeiten,  
Da ich noch ein Knabe war  
Mit den blauen, träumrisch-weiten  
Augen und dem blonden Haar.-  
Trauernd denk ich jener Tage,  
Wie das Schöne rasch entflieht!  
Und so strömt' ich meine Klage  
Aus in dieses bange Lied!

Die liebe Mama lässt Dich herzlichst grüssen. Sie ist auf Einkäufe gegangen und wird Dir nächstens schreiben

Muniu

Ich danke dir bestens für dein Angebot, mir  
weiteren Markt zu öffnen. Aber bitte, das muß  
ich hier Kopieren, bei Lindeud hat mich ab erregt,  
geht es nicht über deine Kaffe? —

ich habe Talant. — Hoffentlich, geht  
ich dir bald meine ersten Gedächtnisblätter  
einbringen können. — Du kannst mich  
wohl leider morgen besorgen können, da es  
frühe Sonntag ist. — Kommen alle Freunde  
an? — Obgleich ich du zu danken müßte,  
Hoffentlich? — Ich fordere in Nürnberg?  
Ist es doch ein so Kalk? — Hier liegt  
Frühmorgens ein weißer Reif auf allen  
Dächern und heute ist es billiger. —

Hoffentlich kommen ich bald aus Galizien  
zurück. — Gestern war Tom Koppis  
und wir alle haben gefastet. — Ich wünschte  
die alle Güte, viel Glück und Gesundheit.  
und erblenke mit vielen folgenden  
Guten und Küssen

Du bist  
dein Liebes, Dankbares Koffe

Die liebe Mama ist auf dem Wege gegangen. — Ich dich  
jeden Küssen  
ob. Bitte um baldiges Besuchen!

Mein liebster, guter Otkal!

Tobten waltet in die Liebste, wartet, Giff  
und in besten mir, die jagst zu Danken.  
Es freut mich zu sagen, wie du mit Giffmacht und  
Munizh zu wiffen weißt und wie die immerlieb-  
voll in die von bestimmen Muffen Dankst. —  
Ich habe noch das woffe Ding, das du mir als  
Gebirgskugl giffest giffest; an dem ist die  
die noch daffan? Ich habe betalt: „Ein Flüg  
in die Zauberreich“ und aufschloß viele, schön  
Mänsen. — Die ja so viel sind in die keine Kind  
wage, den man Mänsen wiffst, sondern wiffst  
und ein großer Jung, der an keine Mänsen, woff  
Glaubte hat der zu wiffen wiffst. wiffst  
Herauslag ist.

Oft wiffen in walt, schöne Mänsen wiffen

Und glaub' an Mänsen, wie ein kleines Kind —  
Da jagt der wiffen die von alle Bäume,  
Es jagt und wiffen die von alle Labenbräune  
Der wiffen die, der wiffen die wiffen.

Und in wiffen die die wiffen wiffen,  
Der kalte Jagt die Laben mir wiffen —  
Ich wiffen alle wiffen die die wiffen, —  
Im Kaufe wiffen die die wiffen wiffen,  
Und wiffen wiffen die die wiffen wiffen.

Wiffen wiffen die wiffen wiffen? — Ich wiffen die



{Brody?}  
{ca.1912}

{an seinen Onkel Willy Gröbel}

Mein lieber, guter Onkel!

Soeben erhalte ich Dein liebes, wertiges Geschenk und ich beeile mich, Dir herzlichst zu danken. Es freut mich ungemein, wie Du mit Geschmack und Umsicht zu wählen weisst und wie Du immer liebevoll an Deinen schlimmen Neffen denkst.- Ich habe noch das erste Buch, das Du mir als Geburtstagsgeschenk geschickt; erinnerst Du Dich noch dessen? Es ist betitelt: 'Ein Flug ins Zauberreich' und enthält sehr viele, schöne Märchen.- Die Jahre eilen und ich bin kein Kind mehr, dem man Märchen schickt, sondern erwachsen und ein grosser Junge, der an keine Wunder mehr glaubt und doch zuweilen märchenhaft-träumerisch veranlagt ist.

Oft spinn' ich alte, schöne Märchenträume  
Und glaub' an Wunder, wie ein kleines Kind -  
Da fegt der rauhe Sturm durch alle Bäume,  
Er heult und pfeift durch alle Lebensräume  
Der Wahrheit Lied der rauhe Herbsteswind.

Und ich erwache aus den Träumereien,  
Der kalte Hauch des Lebens mich umzieht -  
Dahin sind alle Elfen und die Feien, -  
Im Kampfe will ich mir die Brust erneuern,  
Und sturmgestählt sing' ich das Schlachtenlied.

Nicht wahr ein schönes Gedicht? - Ich fühle es

2.Seite

ich habe Talent. - Hoffentlich werde ich Dir bald mein erstes Gedichtbuch gedruckt einsenden können. - Den Tee werde ich erst leider morgen besorgen können, da es heute Sonntag ist.- Kommen alle Sendungen an? - Oder soll ich den Tee rekommandiert schicken? - Was hört man in Nürnberg? Ist es dort auch so kalt? - Hier liegt frühmorgens ein weisser Reif auf allen Dächern und Nachts ist es bitterkalt.- Hoffentlich komme ich bald aus Galizien heraus. - Gestern war Jom Kippur und wir alle haben gefastet.- Ich wünsche Dir alles Gute, viel Glück und Gesundheit.

und verbleibe mit vielen herzlichen  
Grüssen und Küssen

Dein treuer

Dich liebender, dankbarer Neffe

Muniu

Die liebe Mama ist auf Einkäufe gegangen u. lässt Dich herzlich küssen

Ob. Bitte um baldiges Schreiben!

3.Seite

Ich danke Dir bestens für Dein Vorhaben, mir weitere Werke zu schicken. Aber bitte, das muss sehr teuer kosten, der Einband hat mich überrascht, geht es nicht über Deine Kasse? -

Paris, am 22. Juni, 1925.

Lieber Onkel Willy,

<sup>von Deiner Waise</sup>  
hüch, also sehr herzlich, erfolge ich Deinem Heirats anzeige neugierig. Ich bin

die ganze Zeit drüber und sehr freudig empfangen, bin also an dieser Verheiratung interessiert. Die ich auf jeden Fall der Herzlichkeit meines Wunsches und der Größe meines Neides Deiner Abneigung. Ich möchte Dir aus Deiner Frau alles, was sich mir guttun (und wie das Abneigung) zu wünschen haben. Ich sollte bestimmen, daß die Treue nicht meine Kompromisse Eurer Anwesenheit für mich nicht haben. Ich arbeite an 2 Büchern gleichzeitig, an Reichtümern übrigens, die fortwährend Reize und Quellentüchtigen zu fordern. Daher die Verzögerung dieses Glückwunsches und die herzlichkeit meines Briefes.

Ich sollte übrigens, im Herbst in Wien zu sein und Euch natürlich sagen zu können, wie ich mit Euch fühle - was auf dem Papier steht und gesprochen wird auf dem Boden. Im übrigen fällt mir Euch gerne etwas gefallt, auf mich geht meine Verschickung und Eurer Wünsche. Ich werde es in Wien tun. Inzwischen kann ich Euch nicht einmal meine Bücher schicken, weil die noch in der Presse sind und mein Verlag mir nicht gestattet. Bis zum August wird auch dies fertig sein.

Um "Tachles" zu reden, möchte ich gerne, was Du jetzt machst, ob Du mit Gottlieb hast, wieviel Du verdienen kannst und sehr gerne fülle ich ein Bild Deiner Frau - und hier ist auch ein Groszkopfbild, passbild oder dergleichen. Jedenfalls bin ich hier sehr froh, mit "Du" zu sagen und mich sehr als ihren Freund zu betrachten, wie Du es bist. Zu einem richtigen "Klassen" bin ich zu alt und hier zu jung.

Meine Frau ist in Champ sur le Main, wo sie sich aufhält, ich mit nach Marseille fahren. Am 25. fahre ich hin und bleibe 1 Monat auf der Wanderschaft durch die Provence. Am 30. Juli bin ich wieder in Paris.

Ich bitte Dich, Deine Briefe lieber zu adressieren (hier unten), wo die Post für mich am besten kommt. Schreib mir übrigens nicht "Redaktion", weil ich nicht Deiner bin, soll sie Dank, zumal ich aber in Frankreich nicht diese Briefe habe. Ich bin nichts mehr, als ein junger Joseph Roth, wie Du Willy Grüber und ich Jahr der Eifersucht, die unter Titel zu führen.

Ich möchte Dich, von der Herzlichkeit meines Wunsches und der meine Frau, (das ich nicht über Deinen Heirat gottlose habe) überzeugt zu sein, obwohl ich nichts schreiben und mein Mangel an Familienname vor mir.

Ich überlasse Dich. Bitte Deiner Frau die Hand und bis

Eurer Bruder

Joseph Roth

Joseph Roth

Paris VI.

6. place de l'Odéon

Hotel de la place de l'Odéon

An Onkel Friedrich



[an seinen Onkel Willy Grübel]

Paris, den 22. Juni 1925.

Lieber Onkel Willy,

heute vor einer Woche, also sehr verspätet, erhalte ich Deine Heiratsanzeige nachgeschickt. Ich bin die ganze Zeit kreuz und quer herumgefahren, bin also an dieser Verspätung unschuldig. Sie tut auf jeden Fall der Herzlichkeit meiner Wünsche und der Grösse meiner Freude keinen Abbruch. Ich wünsche Dir und Deiner Frau alles, was Euch ein guter Freund (und ein dankbarer) zu wünschen hat. Ich hoffe bestimmt, dass die Seltenheit meiner Korrespondenz Eurer Freundschaft für mich nicht schadet. Ich arbeite an 2 Büchern gleichzeitig, an Reisebüchern übrigens, die fortwährend Reisen und Quellenstudien erfordern. Daher die Verzögerung dieses Glückwunsches und die Spärlichkeit meiner Briefe.

Ich hoffe übrigens, im Herbst in Wien zu sein und Euch mündlich sagen zu können, wie ich mit Euch fühle - was auf dem Papier kalt und phrasenhaft sich ausnehmen könnte. Im übrigen hätte ich Euch gerne etwas geschickt, nach Massnahme meiner Verhältnisse und Eurer Wünsche. Ich werde es in Wien tun. Inzwischen kann ich Euch nicht einmal meine Bücher schicken, weil die erste Auflage vergriffen ist und mein Verlag eine neue herstellt. Bis zum August wird auch diese fertig sein.

Um "Tachles" zu reden, wüsste ich gerne, was Du jetzt machst, ob Du ein Geschäft hast, wieviel Du verdienen kannst und sehr gerne hätte ich ein Bild Deiner Frau - und sei es auch ein provisorisches Passbild oder dergleichen. Jedenfalls bitte ich sie schon heute, mir "Du" zu sagen und mich ebenso als ihren Freund zu betrachten, wie Du es tust. Zu einem richtigen "Neffen" bin ich zu alt und sie zu jung.

Meine Frau ist in Champ sur le Main, wo sie sich erholt, ehe wir nach Marseille fahren. Am 25. fahre ich hin und bleibe 1 Monat auf der Wanderung durch die Provence. Am 30. Juli bin ich wieder in Paris.

Ich bitte Dich, Deine Briefe hieher zu adressieren (siehe unten), wo die Post für mich aufgehoben wird. Schreib mir übrigens nicht "Redakteur", weil ich keiner bin, Gott sei Dank, zweitens aber in Frankreich nicht diesen Beruf trage. Ich bin nichts mehr, als ein simpler Joseph Roth, wie Du Willy Grübel und ich habe den Ehrgeiz, keinerlei Titel zu führen.

Noch einmal bitte ich Dich, von der Herzlichkeit meiner Wünsche und der meiner Frau (der ich heute über Deine Heirat geschrieben habe) überzeugt zu sein, obwohl ich nichts schreibe und man mir Mangel an Familiensinn vorwirft.

Ich umarme Dich, küsse Deiner Frau die Hand und bin  
Euer treuer

Freund

Roth

Joseph Roth

Paris VI.

6. place de l'Odeon

hotel de la place de l'odeon

AR 1764 2/99

Joseph Roth Collection

III

Leonhard, Rudolf

S4717

LEONHARD, RUDOLF 927



Brief Rudolf Leonhardt

Pyrmont, am 23. Januar 1927.

Sehr geehrter Herr,

ich habe mich genötigt gesehen, meinen Austritt aus der "Gruppe 1925" zu erklären, und zwar in einem Briefe, dessen Abschrift ich folgen lasse:

Verehrter Herr Doktor Döblin,

als ich Mitte Dezember Berlin wieder verliess, hatte mein Vertrauen in die Vitalität unserer Gruppe mein Misstrauen in Ihre Aktivität wieder einmal so weit ausgeglichen, dass ich den mir oft sehr nah gekommenen Entschluss, meinen Austritt zu erklären, wieder aufgegeben hatte. Dabei war dieses mein Misstrauen in die Aktivität der Gruppe wieder sehr gestärkt worden; besonders das Verhalten in der Frage des Schmutz- und Schund-Gesetzes, in dem unsere Gruppe, von der man die schärfste Aktion erwartete, sogar noch hinter dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller zurückblieb, war in einem verbitternden Grade unzureichend (und könnte genügen, einen dem Austritt nahe zu legen); meine präzisen Anregungen wurden - nicht etwa abgelehnt, sondern verflaut und unter den Tisch geschoben; wie alle meine Anregungen der letzten Zeit (und ich muss heute, leider, ausdrücklich darauf hinweisen, was während ihrer Existenz die Gruppe, ausser von Wolffenstein und von Brecht und sehr wenigen anderen, im Grunde nur von mir wirkliche, zum Teil sehr weit geführte Anregungen bekommen hat - letzten Endes oder Anfangs sogar doch die zur Existenz), wie alle früheren Unternehmungen und überhaupt alle Beschlüsse. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, dass die einzige Sache, welche die Gruppe in fünf Vierteljahren durchgeführt hat, nämlich die gegen den Pen-Klub, nur infolge eines Zufalles wirklich durchgeführt wurde.

Aber diese sehr weit und lange vermehrbaren sachlichen

Gründe zur Enttäuschung werden endgültig stimuliert durch ein persönliches Moment. Ich leugne nicht, dass es ein solches ist. Ich habe auch einige Tage geschwankt, ob ich mich den beim Reagieren auf ein persönliches Moment möglichen Missdeutungen aussetzen soll - ich tue es; wer mich so wenig kennt, dass er mein Verhalten mit "Ge-kränktheit" oder "Ehrgeiz" erklären muss (oder: will), dem kann ich und dem will ich nicht helfen, ausserdem ist das Moment bedeutend und symptomatisch genug, um hinter den sachlichen Momenten nicht zurückzustehen.

Es ist folgendes geschehen: ich habe kaum Berlin verlassen, (und bin, noch hier, in tagelanger Arbeit bemüht, einen wichtigen Literaturpreis in die Hand der Gruppe zu bekommen), da wird - nach der ersten Sitzung, an der ich nicht teilgenommen habe; und über deren Verlauf ich keine Nachricht erhalten habe - eine "ausserordentliche" Zusammenkunft festgesetzt, auf deren Tagesordnung, ausser einigen mir unverständlichen, aber sonderbar benannten Punkten, die Neuwahl eines engeren Ausschusses steht; ein Unternehmen, das bis zu meiner Abreise weder besprochen noch angekündigt noch überhaupt auch nur vorgesehn war. Diese <sup>2</sup>plötzlich<sup>4</sup>auffallend angesetzte Wahl findet statt, und während Mitglieder, die nie etwas für die Gruppe getan haben, ja solche, die jede Handlung oder Arbeit für die Gruppe immer ausdrücklich abgelehnt haben, gewählt werden, werde ich nicht wiedergewählt; und zwar, wenn ich recht sehe, als einziges der bisherigen Mitglieder nicht wiedergewählt.

Ich übergehe die Unvereinbarkeit dieses Vorgehens mit unsern früheren Beschlüssen und den Mangel an Rücksicht, den auch hier wieder meine früheren und letzten Anregungen gefunden haben, und halte mich an das Formale und Persönliche.

Danach muss ich aus diesem Verhalten, dessen Dringlich-



keit und Absichtlichkeit ja nicht ein Ausfallen bei einer fälligen Wahl, sondern das, was man "Herauswählen" nennt, und zwar in seiner unhöflichsten Form, bedeutet, schliessen, dass die Gruppe mit meiner Arbeit für sie nicht zufrieden ist; und diese Unzufriedenheit - oder gar der Ueberzeugung von meiner Unwürdigkeit zu ihrer Vertretung - in einer so krassen Form Ausdruck gibt, dass sie mich damit zum Austritt nötigt:

oder dass die oft (und mitunter in kaum erträglichen Formen) bezeugte Missachtung und Feindseligkeit einiger "prominenter" Mitglieder der Gruppe gegen mich hier einen Ausdruck gefunden hat, den selbst ich mir nicht gefallen lassen kann und den ich hier mit dem Austritt beantworten muss.

"Selbst ich" sage ich, und ich bleibe dabei; denn ich habe mir im Interesse unsres Zusammenhanges Dinge und Verhaltensweisen gefallen lassen, deren Nichtbeantwortung vor mir selbst nur die grössten sachlichen Rücksichten entschuldigen. Sie, verehrter Herr Doktor Döblin, müssen das am besten wissen; ich erinnere Sie an den - nie wirklich erklärten und entschuldigten - Auftritt im Institut für Sexualwissenschaft, bei dem ich Ihrer beleidigenden - denn das war sie, sachlich nicht gefordert wie sie war, öffentlichen Aeusserung Ihrer Missachtung nicht nur nicht erwiderte - im Interesse unserer Gruppe nicht erwiderte, denn ich hätte es leicht tun können -, sondern sogar Ihrer durch ein andres Mitglied der Gruppe getroffenen sehr regsaamen Empfindlichkeit wenn nicht zum Recht, denn das blieb fraglich, so doch zu einem Ausgleich verhalf. Ich habe mir, um den Konfliktsstoff in der Gruppe nicht zu vermehren, manches andre Zeichen von Geringschätzung "eingesteckt"; (ich erinnere nur an den provozierenden Ausschluss vom Radio-Abend). ich habe mir - übrigens wohl nicht ich allein - ablehnendes und präzeptorales Gegenüber treten in einer Masse gefallen lassen, das meine Selbstachtung nie geduldet hätte, wenn



nicht mein leidenschaftliches Interesse an Existenz und Wirksamkeit der Gruppe es ihr anbefohlen hätte. Jetzt ist es genug, längst ist es zuviel:

jetzt erkläre ich meinen Austritt aus der Gruppe 1925.

Ich erkläre ihn grade Ihnen, Herr Doktor - vielleicht verlangen Sie dafür eine Erklärung -, eben in der Erinnerung an die erwähnte und einige andre Szenen. Und ich betone, um nicht doch missverstanden zu werden: ich trete nicht etwa aus, weil ich nicht wiedergewählt worden bin - da ich mich in nächster Zeit wenig in Berlin aufhalten werde, wäre meine Wiederwahl praktisch doch bedeutungslos gewesen, und ich hätte mich nur über das Mass an Nichtachtung oder vielmehr jetzt an Nichtbeachtung zu beklagen gehabt, das allen auswärtigen Mitgliedern Grund zur Klage gibt - also nicht weil ich nicht wiedergewählt worden bin, trete ich aus, sondern wegen der Art des Verhaltens, das dazu geführt hat, und das weiter eingehalten wird - denn noch jetzt, fast vierzehn Tage nach der Herauswahl, ist sie mir weder erklärt noch aufgeklärt worden. Ausserdem fehlt mir, auch das wiederhole ich, jedes Vertrauen zur sachlichen Leistungsfähigkeit der Gruppe.

Da ich also nicht weiss, ob in absehbarer Zeit ein Rundschreiben ergeht, in dem von diesem Austritt Mitteilung gemacht wird, teile ich selbst eine Abschrift dieses Briefes den jetzigen und früheren Mitgliedern der Gruppe mit.

Was für Lehren ich aus meinen Erfahrungen mit der Gruppe ziehe und was für Konsequenzen ich aus ihnen - doch nicht ziehe, bleibt meine Sache. Nur eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken: ein so wichtiges und so notwendiges Unternehmen wie die Gruppe kann erst gelingen, wenn unter den Schriftstellern, grade unter den jüngeren und bedeutenderen, das Mass anständigen Verhaltens im Verkehr und der Grad gegenseitiger persönlicher Achtung eingehalten werden wird, der im bürgerlichen Leben (unter Bürgern wie unter Proletariern) selbstverständlich ist, und dessen sogar einige dieser Schriftsteller in ihrer bürgerlichen Existenz

sich befleissigen. Ich verlange nicht etwa die Garantie gegenseitiger Schätzung - obwohl ich auch hier sagen muss, dass ich die Nichtschätzung höher schätzen könnte, wenn sie auf genuinerer gegenseitiger Kenntnis des literarischen Wirkens beruhen würde, und mehr auf Urteilen als auf Vorurteilen und von vornherein gegebenen -Stellungen~~en~~ -, sondern <sup>eben</sup> ganz einfach: Achtung. Achtung anstelle des gegenseitigen, durch Konkurrenz oder sogar nur durch Laune bedingten Uebelwollens, Achtung anstelle der schlecht versteckten Gehässigkeit und Feindschaft, Achtung nicht der einzelnen Leistung, sondern des gemeinsamen Niveaus und der Person, die es zu halten sich bemüht - die Achtung, die weder Kritik noch Kampf ausschliesst, sondern sie erst fruchtbar macht, die gegenseitige Achtung, die jedem besseren Arbeiter selbstverständlich ist - und den Schriftstellern des Landes, dessen literarisches Leben ich allein ausser dem unsern durch Anschauung kenne, nämlich Frankreichs. Wie schön wäre in Frankreich das Leben einer Gruppe wie der "Gruppe 1925" und das Leben in ihr! Wir aber dürfen von Gemeinschaft mindestens so lange nicht sprechen, wie wir uns nicht einmal als Individuen gegenüberzutreten verstehen.

Ich empfehle mich Ihnen als

Ihr ergebener

gez. RUDOLF LEONHARD

Von diesem Briefe wie von der Tatsache meines Austritts aus der Gruppe 1925 bitte ich Sie, sehr geehrter Herr, Kenntnis nehmen zu wollen, und begrüsse Sie

Ihr ergebener

Rudolf Leonhard.



AR 1764

2/100

Joseph Roth Collection

III

Reichler, Gente and Selig

S47/7

SEN WILSON 6 2 77 (24) →

REICHLER

SELIG GENTE SELIG

No.6.-15. 10 Briefe an seine Schwiegereltern und seine  
Schwiegermutter, Frau Jenny Reichler, 1927 - 1932

6. Brief Hotel Englischer Hof Frankfurt/Main 30.11.1927 an  
"Liebe Eltern" eigenh Handschr u Unterschr "Euer Sohn M" 1p  
Ueber Reiseplaene und Verkauf eines neuen Romans.
7. Brief Hotel Stein Salzburg 3.5.1930 an "Liebe Eltern"  
eigenh Handschr u Unterschr "M" 2p  
"Dr. Schacherl hat heute Stefan Zweig über Friedl geschrieben. Daraus  
geht hervor, dass der Arzt ganz meiner Meinung ist. Friedl scheint,  
Gott sei Dank, keine dementia zu haben." Ausfuhrlich ueber Friedls  
Gesundheitszustand.
8. Brief Hotel Englischer Hof Frankfurt/Main n.d. (Sept/Okt.1930)  
an "Liebe Mutter" eigenh Handschr u Unterschr "M" 2p in Bleistift  
"Ich fahre bis morgen abends nach Strassburg." Ueber aerztliche  
Behandlung von Friedl.
9. Brief Fuerstenhof Leipzig n.d. (Ende 1930) an "Liebe Mutter"  
eigenh Handschr u Unterschr "Euer Sohn" 1p  
"es geht mir etwas besser." Ueber finanzielle Verhaeltnisse "Nur  
eine Verfilmung in Amerika kann mich retten, und uns Alle."
10. Brief Grand Café Glacier Marseille n.d. (Anfang Februar 1931)  
an "Liebe Mutter" eigenh Handschr u Unterschr "Euer Sohn" 1p  
"Ich fahre nach Antibes zu Stefan Zweig."
11. Brief Hotel Foyot Paris 3.6. ohne Jahr [1931] an "Liebe Mutter"  
eigenh Handschr u Unterschr "Euer Sohn" 1p  
"Augen noch krank, schmerzhaft Behandlung, unfähig zu arbeiten."
12. Brief Hotel Foyot Paris 29.6. ohne Jahr [1931] an "Liebe Mutter"  
eigenh Handschr u Unterschr "Euer Sohn" 1p in Bleistift  
"Bitte, schreib mir sofort, wie die Krankheit des Vaters heisst"
13. Brief Hotel Foyot Paris n.d. (Sommer 1931) an "Liebe Mutter"  
eigenh Handschr u Unterschr "Euer Sohn" 1p  
"es dauert länger als das letzte Mal, bis meine Gelbsucht vorbei  
ist. Ich bin ganz schwach, entschuldige, dass ich so undeutlich  
schreibe und so wenig."
14. Kartenbrief Hotel Foyot Paris 24.9.1931 an "Liebe Mutter"  
eigenh Handschr u Unterschr "Euer Sohn" 1p u Adr  
"habe mich sehr gefreut, die Schrift Friedls ist unverändert.  
Bitte, ihr nichts wegzunehmen.."
15. Brief Briefkopf Gustav Kiepenheuer Verlag Berlin 5.12.1932  
an "Liebe Mutter" eigenh Handschr u Unterschr "Dein treuer Sohn" 1p  
"ich drücke Dir mein herzliches Beileid aus zum Tod des seligen Gross-  
vaters."



Hotel Englischer Hof  
Frankfurt a.M.

Am 30. November 1927.

Lieber Eltern,

Herzlichen Dank für die Gastfreundschaft und den lieben Brief.  
Ich bleibe hier noch etwa 10 Tage, bevor dann ins Ruhr-  
gebiet und bis wahrscheinlich dann bis Rinteln in Paderb.,  
dann wie üblich mit mir kommen, wenn ich noch vor-  
für meine neuen Roman über Reipen würde, aber  
vor Weifenshagen wird die Aufsicht zu gering; auch wenn  
ich um einen größeren Posten zu verzichten, der Erfolg wird  
nicht so hoch zu schätzen sein als abzusuchen. Sch. u. H. ist  
wirklich ab. Mit wenig Geld zu kommen, für meine  
Pian und Heide braucht dringender Bedarf Reipen geben,  
als im hiesigen Ausland. Meine herzlichsten Wünsche für  
Ihr Glück.

Sehr aufrichtig hoffe es wird fallen. Ich will mich  
Büchling nach Vichy oder Karlsbad.

Ich grüße die Eltern und die Kinder herzlich und bis zum  
Bis



verlag kiepenheuer & witsch  
KÖLN RONDORFER STRASSE 5



Joseph Roth, Hotel Englhof, Frankfurt a.M.

30. November 1927

Liebe Eltern, herzlichen Dank für die Handschuhe und den lieben Brief. Ich bleibe hier noch etwa 10 Tage .....

*(Faint handwritten mark or signature)*

Salyburg, am 3. Mai, 1930.

Holger Stein

Lieber Ehem,

Dr. Schachtel hat mich heute früh zu dem Brief über Fried  
geschrieben. Daraus geht hervor, daß der Arzt ganz meine Meinung  
ist. Fried ist gut. Soll hi Dank, damit demontia zu haben.  
Du hast dich sehr sorgfältig über die physikalische Seite. Wenn hi  
nicht so unheilbar und außerordentlich / unheilbar wäre, läßt das  
Ganze ein paar Wochen gedulden. Aber hi dringt hi jetzt in  
aufhörlich in meine Komplexion zu sein, führt meine Aufmerksamkeit auf  
beide Seiten auf die Zusammenführung der Mischung!

Ich hoffe auch das jetzt gleich, damit die meine Hoffnung höflich.  
Dr. Schachtel ist ein ganz ausgereifter Diagnostiker, man kann  
sich auf ihn verlassen. Vielleicht nicht der Mensch, Fried wird nicht Tag  
klar kommen. Mordäufig bezüglich der Krankheit nach dem aus der  
Dörferlichen Sprache. Ich bin sehr dafür, daß man Hepathrat für  
Krankung einnimmt, bei der man es nicht hören kann. Wenn die Herz  
gestört ist, kann hi gehen Kräftigen Kaffee trinken. Statt der Luminale  
Tabletten laßt sich auch Luminaletten verwenden, die Dosis ist viel  
geringer und nicht hörbar. Auf kommt man in der Dosis gleichmäßig so  
wenig zu sein, daß hi in Laufe des Tages von einer gewissen Portion zu  
sich gewöhnen hat. Dem Ding die Kurze unheilbar Kräfte, Luminale  
aber hat gar nicht und unheilbar wird, daß hi hi hören kann. Man  
muß hi zu bringen auf 55 kilo bringen. Wenn hi Leben untrüg und  
Aber will, geht die so viel wie möglich, nicht ganz dürfen doch. Dem  
es fauldet hi nicht mit dem unheilbar Ding allein, sondern auch ein  
da das Blut krank. Dazu ist Hepathrat und Leben notwendig.  
Blutspiegel wird hi nicht auf Aha. Ich korrigieren ja hi mit  
meine verschiedenen physikalischen wegen einer unheilbaren Bluthemfunktion.

Friend hat mir folgende Antwort, das heißt, zu viel nicht beklagen.  
Frage mich einmal, vielleicht helfe ich dir Dr. Schaefer, ob man ihn ein  
Hypophyse - Kontrollsystem - Präparat geben kann. Auf allen Fällen ist der  
Körperliche Zustand der aller wichtigste. Kümmere dich um die möglich  
um die geistigen Symptome. Sagt der Friend, so oft es geht, daß ich die geistigen  
Wahrnehmung von körperlichen (Drüsen) Störungen kommt. Die wird es  
nicht sein. Denn sie betrifft alles, denn wir sind konstant unruhig  
fragieren. Und es ist ich eine ganz große Erleichterung, zu hören, daß ich  
mir aus körperlichen Gründen nicht irrt. Man muß sich Gedanken, die  
um irgendeinen halben Konflikt denken, ablassen auf die Vorge um ich  
körperliche Leben. (Ich bin, wie zu hören, ob ich mich ganz richtig!)  
Voraussetzungen sind 50 Kilo fast, ich bin gefäßlos. Bitte mich zu fragen,  
ob eine Hörstube eine Behandlung, ganz kurz, in Betracht kommt. Manchmal  
aus einem von Professor Kretschmer hat die erwartige Krankheit nach langer  
Zeit nicht Tagt ganz glücklich. Wohin ich also, bitte, mich die Gedäch! Wenn  
es mir nicht gelingt, geht mich zu denken, wird Friend bestimmt ohne Zweifel  
geändert werden.

Ich hoffe, daß ich ein bis zwei Tage in Wien sein kann, gegen den 6 oder 7 oder 8.  
Bitte von Friend nicht davon zu sagen. Wenn es mich nicht zu viel helfen mag, wird  
ich ich eine Kanarienvogel ins Zimmer stellen. Vielleicht kommt es ja aber man  
denn ich ja immer noch magt sein, allzu klein ist er nicht. Hast du dies gesagt?

Es handelt sich, wenn man in Friend's Ansicht von ich körperlich gefäßlos  
Zustand spricht. Dadurch will man die Wille zum Leben.

Bitte, die zu Brief genau zu befolgen, wenn ich noch die Kraft aufbringen.

Ich überlasse dich herzlich  
Euer

3

227  
1768

JOSEPH ROTH Salzburg, am 3. Mai 1930

verlag kiepenheuer & witsch  
KÖLN RONDORFER STRASSE 5

Liebe Eltern,  
Dr.Schacherl hat heute Stefan Zweig einen Brief  
über Friedl geschrieben. Daraus geht hervor,  
dass der Arzt ganz meiner Meinung ist. ....





[Sept/Okt 1930]



Hotel Englischer Hof  
Frankfurt a.M.

Sonntag

Liebe Mutter,  
herzlichen Dank. Ich fahre  
bis morgen abend nach  
Strassburg, Hotel  
Diebold, für Telegrame.  
Bitte schreibt mir, ob  
Dr. Schmidt auf Euch einen  
so vertrauenswürdigem  
Eindruck macht, daß Ihr  
Ihm Briefe anvertrauen  
würdet. In einer so wichtigen  
Sache möchte ich mich

nicht auf mein eigenes  
Urteil verlassen.

Was denkt der Vater  
von ihm? Und Sandi?

Ich u. meine Euch herzlichst

Euer K

Sobald ich von Dr. Schmidt  
einen Brief habe,  
schreibe ich Euch  
seine Meinung



[Sept. / Okt. 1930]

Joseph Roth (Hotel Englischer Hof, FrankfurtM.)  
*Schnefermutter*  
an seine Mutter.

S a m s t a g

verlag kiepenheuer & witsch  
KÖLN RONDORFER STRASSE 5



"Liebe Mutter,  
herzlichen Dank. Ich fahre bis morgen  
abends nach Strassburg, Hotel Diebold .....

8(1764)

[Post 1930]

Behagliches Haus mit  
allen neuzeitlichen  
Einrichtungen

140 Zimmer mit fliess.  
kalt und warm Wasser  
Doppeltüren  
Staatstelefon · Bäder

Zimmer 7-9 Mk. inkl.  
Bedienungsgeld



Bes. Mathias Erwig

Räume für grössere u.  
kleinere Konferenzen  
u. Festlichkeiten

Giro-Konto · Commerz-  
und Privatbank  
Postscheck-Kto Leipzig  
No. 63515

Telef. Sammel-No.  
70256

Leipzig, den Sonntag ..... 19.....

Liebe Mutter, es geht mir etwas besser.  
Bitte meine Mitteilungen nur  
an früher

Da ich für ein paar Tage wieder wegbin,  
Herzliche Dank an Heidi für die Züchtung.  
Ich werde die Wägen auf den 5. April nach Paris  
und bin in Frankfurt angekommen.

Für die Wägen sollte ich nach Paris zu fahren,  
die Frau hat mich eingeladen.

Man darf die Wägen nicht kaufen, man darf  
in Frankfurt gehen, bis das Ding in den  
Dienstag Leipzig angekommen ist. Aber es geht  
Dann mit Amerika in England in Frankfurt,  
weil Frankfurt das Wägen gekauft ist.  
Wir sind Wägen in Amerika dann wird  
rüber und alles.

Bitte Details über Frankfurt.

Dein  
Mutter  
L

[Ende 1930]

Brief JOSEPH ROTH aus Hotel Fürstenhof, Leipzig

Donnerstag

verlag kiepenheuer & witsch Liebe Mutter, es geht mir etwas besser.

KÖLN RONDORFER STRASSE 5

Bitte weitere Mitteilungen nur  
an Grübel da ich für ein paar Tage  
wieder wegfahre.



1930 (1764)



même maison

**le grand hôtel**

66, la canebière

# grand café glacier

ch. bory, propriétaire

**marseille**

téléphone/ 01.30  
dragon 26.38  
05.72

r. c. m. n. 2012

[Aufgabe 1931]

Donnerstag

Lieber Herr,

Freigeit Dank!

Ich habe nach Antibes, zu Ihnen hing,  
duschen für mich mir, nach Erfolg dieses  
Kontakts, nicht mehr finden, sondern nach  
Paris 11. Rue de Tournon, Hotel Foyot.  
Nun doch nicht nur die Post nachgelassen.  
Nun Antibes, nicht am 10. Juni werden,  
keine Angaben ist.

Hier ist nach dem. Ich hatte, nicht in Antibes  
zu gehen.

Ich würde mich sehr freuen  
dafür.

Freue mich sehr, Sie bald nicht mehr mit  
Richt finden, sondern abwarten, nach Sie sagt.  
nicht die Angaben für Korrespondenz.

[ Anf. Febr. 1931 ]

JOSEPH ROTH

Donnerstag

verlag kiepenheuer & witsch  
KÖLN RONDORFER STRASSE 5

Liebe Mutter,  
herzlichen Dank!  
Ich fahre nach Antibes, zu Stefan Zweig. ....



n 10 (1764)



[ 28 15 ]

**HOTEL RESTAURANT  
FOYOT  
PARIS**

**TÉLÉPHONE :**  
HOTEL . . . LITTRÉ 26-54  
RESTAUR'. LITTRÉ 08-30  
R. C. SEINE 47.303

3. Juni

Lieber Herr, herzlich danke,  
Bitte um Ihren Brief, p. . . . .  
Auge und Dank, Herzliche  
Aufsicht, unfähig zu arbeiten,  
hoffe bald Juni in Berlin zu sein und  
mit Urlaub ins Rhein zu kommen,  
Herzlichst Ihr  
Jof

Brief JOSEPH ROTH aus Hotel Restaurant FOYOT

3. Juni [1931]

verlag kiepenheuer & witsch  
KÖLN RONDORFER STRASSE 5

Liebe Mutter, herzlichen Dank. Bitte weitere  
Brief. Augen noch krank .....



1111764

[29.6.1950]

HOTEL RESTAURANT

FOYOT

PARIS VI

TÉLÉPHONE :

HOTEL... DANTON 57-37

RESTAUR<sup>t</sup>. DANTON 57-39

R. C. SEINE 47.303

29. Juni

Lieber Herr,

bitte, schreib mir sofort, wie die  
Krankheit des Wahns frisch.

Ich habe bis heute für frisch  
noch Geld.

Entschuldige die Kürze  
dieses Briefes.

Küß die Mutter für mich.

Wenn ich kommen, befrag mich  
ich werde.

ich werde.

Freundlich  
Euer

T. Hof

JOSEPH ROTH

29. Juni [1931]  
Hotel Foyot, Paris

verlag kiepenheuer & witsch  
KÖLN RONDORFER STRASSE 5

Liebe Mutter, bitte, schreib mir sofort, wie  
die Krankheit des Vaters heißt

Ich habe bis August für  
Friedl noch Geld .....



72 12 (1764)

[Sommer 1931]

HOTEL RESTAURANT  
**FOYOT**  
PARIS

TÉLÉPHONE :  
HOTEL . . . LITTRÉ 26-54  
RESTAUR. LITTRÉ 08-30  
R. C. SEINE 47.303

Donnerstag

Lieber Herr,

es dauert länger als das letzte Mal, bis meine  
Scheitelfahrt vorbei ist. Ich bin ganz gesund, neugierig,  
aber ich bin natürlich noch ein wenig so unruhig.

Vielleicht werde ich mich zeigen.

Am 15. werde ich mich auf dem Weg zu Ihnen.

Hoffentlich bin ich bis dahin gesund.

Wenn es nicht anders sein mag, würde ich mich  
auch gerne zeigen.

Es ist großartig, wenn es nicht anders sein mag.

Ich bin  
Ihr  
Euer  
Euer



[Sommer 1931]

Brief JOSEPH ROTH, Hotel Restaurant Boyot, Paris

Donnerstag

verlag kiepenheuer & witsch

KÖLN RONDORFER STRASSE 5



Liebe Mutter,

es dauerte länger als das letzte Mal, bis  
meine Gelbsucht vorbei ist. Ich bin ganz  
schwach .....

m 13 (1764

[24.9 1931]

Donnerstag

Lieber Willi,

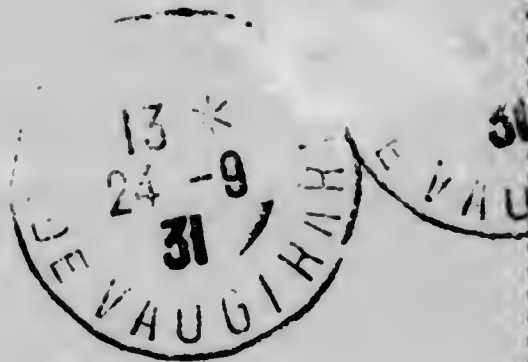
falls wir hier gefahren,  
die Schrift wieder zu  
überprüfen. Bitte, ich  
wird mich freuen,  
hier wieder hier, wenn  
ich mal hier.

Ich würde dich herzlich  
um dich

Gute Nacht!

Joseph Roth  
HOTEL RESTAURANT  
**FOYOT**  
PARIS

TÉLÉPHONE  
HOTEL... FLEURUS 26-54  
RESTAUR. FLEURUS 08-30  
R. C. SEINE 47 303



Aubriche

Fräi Jenny Reichler  
Wien I.

Am Tabor, 15/9

14 1724

Poststempel 24.9.31

JOSEPH ROTH

Donnerstag

verlag kiepenheuer & witsch  
KÖLN RONDORFER STRASSE 5

Liebe Mutter, habe mich sehr gefreut, die  
Schrift Friedls ist unverändert.  
Bitte ihr nichts wegzunehmen ....



1967 K/W

G U S T A V K I E P E N H E U E R V E R L A G

BERLIN-CHARLOTTENBURG 2 KANTSTRASSE 10 TELEFON: C1 STEINPLATZ 9661/9662

5. XII. 1932.

Lieber Mutter,  
ich drücke dir meine herzlichsten  
Gruße zum Tod des heiligen Grossvaters.  
Ich habe ihn sehr lieb gehabt und  
auch mich einen heiligen Grossvater  
betrachtet. Ich denke an dich und deinen  
Trennung und hoffe, das Friede Gefühls  
nie mehr trösten wird.

Dein herzlichster  
Kuss von  
Heinz

Dein  
Mutter

POSTSCHECKKONTO: BERLIN 925 97

BANKKONTO: S. BLEICHRÖDER . STADTKASSE . BERLIN W8 UNTER DEN LINDEN 12-13



verlag kiepenheuer & witsch  
KÖLN RONDORFER STRASSE 5



JOSEPH ROTH 5.XII. 1932

Liebe Mutter, ich drücke Dir mein herz-  
liches Beileid aus zum Tode des seligen  
Großvaters. Ich habe ihn Zeit seines ...

1932/51  
24

AR 1764

2/101

Joseph Rath Collection

III

Weltmann, Lutz

S4717

WELTMANN, LUTZ, 1930

# HOTEL AM ZOO

FERNSPRECHER: J 1 BISMARCK 7000-7015

TELEGR.-ADRESSE: ZOOHOTEL BERLIN

BERLIN W. 15 13. Februar 1930  
KURFÜRSTENDAMM 25

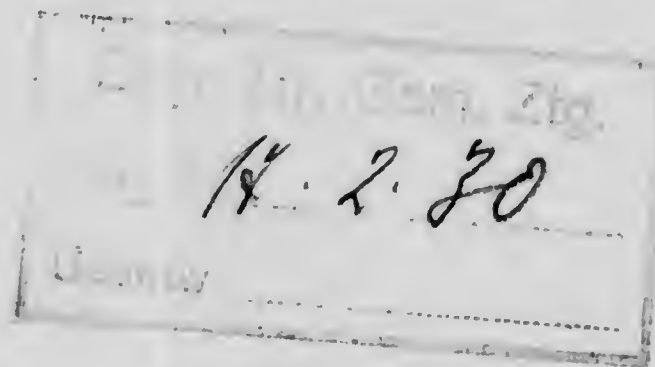
Herrn Lutz Weltmann  
Redakteur der Bayerischen Israelitischen Gemeinde-Zeitung  
(Herrn Dr. Feuchtwanger)  
M ü n c h e n  
Grillparzerstr. 38

Sehr verehrter Herr Lutz Weltmann,

Sie haben ausführlich und mit gütigster Nachsicht über meine höchst mangelhaften Bücher geschrieben. Ich kann nicht umhin Ihnen dankbar zu sein, mich geschmeichelt und beschämt zu fühlen zu gleicher Zeit.

Ich begrüße Sie herzlich als

Ihr ergebener



Joseph Roth

AR 1764 3/1

Joseph Roth Collection II.3

Articles, 1926

S4717

ARTICLES, 1926

[1926]

Frankf. Zeitung

"Nur echte Erlebnisse"  
(Glosser)

(Juli)



kommen dürften, die schicksal- oder charakterbildend gewirkt hätten.

Wir dachten nicht vornehmlich an ein Wettstreben um die höchste schriftstellerische Qualität, wir wollten vor allem Stimmen hervorrufen, die ohne solche Ermüdung stumm geblieben wären. Indem wir für die Arbeiten einen ziemlich geringen Umfang vorschrieben, hofften wir eine Reihe zu erhalten, die aus sehr verschiedenartigen Bekenntnissen ein Gesamtdokument unserer Zeit ergab, unserer geprüften, zer-rissenen Gegenwart, der aber spätere Beurteiler wahrscheinlich nachsagen werden, daß sie auch philosophisch und religiös bestimmt war, daß sie heilungsbedürftig in ihrer Gebrochenheit nach neuen seelischen Bindungen geforscht hat. Das war unsere Idee, die wir für produktiv hielten, und die wir nicht für utopisch halten mußten, da aus einer ähnlich umstürzenden Zeit nach der großen Revolution, als die Stände durcheinandergerieten, als alte politische Gebilde zerbrachen, solche Zeugnisse in Fülle hervorgegangen sind. Nicht nur von Deuten, denen das Schreiben durch Beruf, Bildung, Umgang nahe lag, sondern auch von sehr Geringen und Bescheidenen, die aus den Umschlägen und Irrfahrten ihres Lebens die geheime Logik gewinnen wollten. Eben das, was wir als schicksal- und charakterbildend bezeichnet haben. Damals um 1800 blühte in Deutschland die Lust des autobiographischen Bekenntnisses, damals hat Goethe die Lebensbeschreibung eines der Geringsten herausgegeben, und derselbe Goethe hat auch gesagt, daß die Deutschen um so schlechter schreiben, je mehr sie zu philosophieren gewohnt seien. Solche Bekenntnisse empfing er lieber von Geschäfts- und Tatmenschen oder auch von genialen Frauenzimmern, deren Geschäft und Tat eben das Weibsein ist. Mit dieser Erwartung gingen wir an die Arbeit, die für uns jedenfalls nicht resultatlos geblieben ist. Auch negative Resultate haben ihren Wert; das war der Lieblingspruch meines skeptischen und zuweilen auch gläubigen Freundes Felix Poppenberg.

Was haben wir gefunden? Zunächst wie immer das, was wir am wenigsten hervorzuziehen dachten. Nämlich Novellen, Romanfragmente und ähnliches, nicht gerade von berufenen, wohl aber von Berufsschriftstellern, die ihre abgelagerten Manuskripte anzubringen versuchten und die ihren Erfindungen den Schein echter Erlebnisse aufstülpten. Manchmal so dünn und unbedacht, daß sie sogar noch ihren eigenen leiblichen Tod in der Erzählung unterbrachten. Andere wiederum, Laien oder Anfänger des Schrifttums, glaubten eine Chance zu gewinnen, indem sie sich als Schriftsteller verkleideten, als sehr erfolgreiche natürlich, deren Ruhm nur durch die vorgeschriebene Anonymität verdeckt wurde. Das waren kleine Mißverständnisse.

Sprechen wir von den Erlebnissen, die echt gewesen sein können. Da finden wir Reisen oder Krankheiten mit Lebenswendung, vorzugsweise Aufenthalte in Sanatorien mit interessanten Begegnungen. Das junge Mädchen, das von seiner

Tante gar nach Griechenland oder Aegypten mitgenommen wurde, der junge Mann, der in Amerika Teller waschen mußte, sie glaubten durch solche außerordentlichen Erlebnisse schon Schicksal und Charakter genug bewiesen zu haben. Die Liebesgeschichten, die gewiß schicksalhaft sein können, es sogar sein sollten, stammten meistens aus Oesterreich und aus einer Flüssigkeit der Tinte, die sich uns spröderen und schambollerem Norddeutschen durchaus versagt. Auch aus Oesterreich kamen weltmännische Bekenntnisse von Schwerenötern und Verführern, während die jungen Mädchen meistens dem einen nachtrauerten, den sie wahrhaft liebten, und der seine Schwüre brach. Das sind vielfach Wunschvorstellungen, erschwärmte Geschichten geblieben, die uns trotz kleinen Ver suchen in pikanter Manier versichern, wie sehr doch die Zeit hinter der Zeit zurückgeblieben ist. Die Seele hat ihre Moden, es wird nach literarischen Mustern erlebt, und es sind fast durchweg die vorjährigen, die verblicheneen Canovas, auf die neue Blümchen der Empfindung gestickt werden. Nicht einmal die Lehren der Psychoanalyse haben die Gemüter solcher Bekenntnisfreudigen durchseht, auch nicht, wenn die entscheidenden, die charakterbildenden Erlebnisse schon in die frühe Kindheit verlegt werden. Die Kinderkrankheit des Oedipuskomplexes scheint hier noch nicht entdeckt. Aus einer vergleichenden Statistik würde sogar hervorgehen, daß die Männer sich enger mit dem Vater, die Frauen mit der Mutter verbunden fühlen. Viele Geschichten von braven Kindern dienen zur pietätvollen Grabpflege oder auch als Klagelieder, die nicht selten sogar in Verse ausarten. Wie überhaupt zu viel Poesie gemacht wird. Ein Dokument vom wahren Leben kann nicht anders als sachlich, schmutzlos, im primitiven Sinne episch sein. Gewiß. Erzählen ist sehr schwer, ist Sache der Naivität oder der reifen Bildung, die Berthold Auerbach mit einem sehr glücklichen Wort als die wiedergewonnene Naivität bezeichnet hat. Außerordentlich in ihrer Festigkeit, in ihrer Handlichkeit, in ihrer Handwerksruhe waren die Erinnerungen des Arbeiters Fischer, die Eugen Niederichs vor etwa zwanzig Jahren herausgegeben hat. Das war die Seelenwanderung, die sehr körperlich darge stellte, vom gelehrten Handwerker, Wanderburschen, Zunftgenossen in das moderne Proletariat hinein, das den einzelnen auslöschen muß, um Masse zu bilden. Wohl sind auch diesmal Bekenntnisse aus Schichten des Handwerks, der Handarbeit angekommen, aber gerade das persönliche Erlebnis von noch religiös erzogenen Menschen scheint dem selbstverständlich gewordenen Massenbewußtsein zum Opfer gefallen zu sein. Und so wäre unsere Aufforderung wenigstens in dieser Hinsicht um ein Menschenalter zu spät gekommen.

Es waren wiederum die Antworten von Menschen zu erwarten, die durch den Krieg gezeichnet, die in den Nachkriegsjahren ent wurzelt worden sind und die auf dem Gewoge einer flüchtig gewordenen Zeit von ihren Ursprüngen fortgeführt wurden. Aber trotz aller Neureichen und Neu-

## „Das Erlebnis.“

Von Arthur Cioesser.

Der Verlag S. Fischer veranstaltete anlässlich seines vierzigjährigen Bestehens ein Preis ausschreiben, „Das Erlebnis“, das, wie schon bekannt, ohne Ergebnis aus-gelaufen ist. Ohne Ergebnis jedenfalls für das Publikum, vor allem aber für 500 Unzufriedene, die wie nach jedem Preis ausschreiben nicht ermangeln, den guten Willen der Ver-anstaltung, die Sorgfalt und Unparteilichkeit der Preisrichter zu bemängeln. Die Bildung des Preisgerichts war zu völlig freiem Ermessen dem Schutzverband deutscher Schriftsteller überlassen worden, der außer mir die Herren Oskar Bärte und Paul Wiegler beauftragte. In der Vorschrift hieß es, daß nicht erdichtete, sondern nur echte Erlebnisse in Betracht



## „Nur echte Erlebnisse.“

Antwort an Herrn Arthur Cloesser.

Von Joseph Roth.

Herr Arthur Cloesser teilt im Ersten Morgenblatt vom 10. Juli die Ergebnislosigkeit des Preisauschreibens mit, das der Verlag S. Fischer vor einigen Monaten veranstaltet hat. Das Preisauschreiben trug die Marke: „Das Erlebnis“. Nach Herrn Arthur Cloessers Mitteilung kamen „nicht erdichtete, sondern nur echte Erlebnisse in Betracht, die schicksal- oder charakterbildend gewirkt hätten“. Die Veranstalter des Preisauschreibens bzw. die Preisrichter „dachten nicht vornehmlich an ein Wettstreiten um die höchste schriftstellerische Qualität“ — sie „wollten vor allem Stimmen herbeirufen, die ohne solche Ermütigung stumm geblieben wären“.

Der „Schreiber dieser Zeilen“ hat sich an dem Preisauschreiben nicht beteiligt. Nicht nur deshalb, weil er der Meinung war, daß diese ewige Preisauschreiberei ein Unfug ist und daß die Verleger besser daran täten, ihre Autoren, deren Talente sie nicht mehr auf die Probe zu stellen brauchen, fleißiger Honorare zu zahlen; nicht nur deshalb, weil er überzeugt ist, daß ein Schriftsteller mit Selbstbewußtsein (das jede Begabung begleitet) sich einem Preisrichterkollegium selten unterwerfen wird — und wäre es auch aus den trefflichsten Kritikern zusammengesetzt; nicht nur deshalb, weil er die Erfahrung gemacht hat, daß in sehr seltenen Fällen ein Preis wirklich dem Meistbegabten und Würdigsten zuteil geworden ist — nicht nur all dieser Gründe wegen —, sondern zuerst deshalb, weil er die Bedingungen dieses Preisauschreibens für naiv und unerfüllbar hielt. Er hätte die Ergebnislosigkeit voraussehen können, insbesondere, weil er sich über die Tadellosigkeit, den sichern literarischen Geschmack, die kritische Erfahrung der Preisrichter im klaren war. Er wunderte sich nur darüber, daß sie ein so aussichtsloses Amt übernommen hatten.

„Nicht erdichtete, nur echte Erlebnisse“ kamen in Betracht. Nun gibt es aber innerhalb des literarisch Wertvollen, also allein eines Preises Würdigen, überhaupt keine erdichteten, sondern eben nur echte Erlebnisse. Ihre Wahrhaftigkeit, ihre Notwendigkeit, ihre schicksalsmäßige Bedeutung erhalten sie durch die gültige Form. „Das Erlebnis“ als nackte Beobachtung, als Wirklichkeit, als Historie oder Episode ist kein Verhandlungsgegenstand für ein Preisgericht, sondern Rohmaterial für einen Schriftsteller. Es ist ein Unterschied, ob das „Erlebnis“ für einen Menschen ein Schicksal bedeutet hat oder ob es, ausgezeichnet, die Leser von seiner Schicksalsmäßigkeit überzeugt. Hatte der Verlag S. Fischer einen

Preis für ein Erlebnis bestimmt oder für die Formung eines Erlebnisses? Im zweiten Fall war es überflüssig, die Betonung auf die Erlebnis Tatsache zu legen — denn alles gültig Geformte ist selbstverständlich Erlebnis, ist mehr: nämlich dreifach, vierfach, tausendfach gesteigertes, erlebtes, erlittenes Erlebnis. Im ersten Fall aber war das Preisauschreiben vollkommen verfehlt, und jeder Preis wäre ungerecht gewesen; denn es ist überhaupt kein Verdienst, etwas zu erleben, und schon gar nicht Aufgabe eines Verlags, die Zufälligkeit des Erlebens zu belohnen.

Man wollte „Stimmen herbeirufen, die stumm geblieben wären“. Welch eine Naivität! Welch unverständige Verwechslung! Als ob Menschen, die stumm bleiben, es nicht müßten; — und als ob Menschen, die sich äußern, sich nicht äußern müßten! Wollte man Tagebücher privater Natur an die Öffentlichkeit bringen? Sie wären Material gewissen für Historiker, Schriftsteller, Betrachter und Kritiker der Zeit; Modelle für Romanciers und Dramatiker. Man hätte dann einen Preis für ihre künstlerische Bearbeitung ausschreiben müssen. Die „Luft des autobiographischen Bekenntnisses“, die Herr Arthur Cloesser um 1800 findet und heute vermisst, mag allerdings unsern Zeitgenossen vergangen sein. Es gibt viele Gründe dafür — sie gehören nicht hierher. Aber diese Art wurde auch um das Jahr 1800 nicht etwa durch Preisauschreiben geweckt, sie erwachte von selbst und — wenn die Autobiographie gültig, das heißt: nicht privat, sondern interessant, Anteil und Teilnahme verdienend gestaltet wurde, war sie eben nicht die Folge einer „Luft“ mehr, sondern die eint Notwendigkeit. Wo aber das Autobiographische privat blieb war es historisches oder schriftstellerisches Material, wie gerade der von Herrn Cloesser zitierte Goethe beweist. Wenn die „Lebensbeschreibung eines der Geringsten“ herausgegeben hat, so geschah es, weil er einmal ein exemplarisches Rohmaterial herausgeben wollte. Wenn er gesagt hat, die Deutschen schrieben umso schlechter, je mehr sie philosophierten, so meinte er damit noch lange nicht, daß der Literatur etwas verloren geht, sondern er beklagte die Unfähigkeit der Deutschen, sich der Erzählung als eines Verkehrsmittels zu bedienen. Wenn Goethe „Bekenntnisse von Geschäfts- und Latinschreibern oder von genialen Frauenzimmern“ empfing, so gab er damit allen Schriftstellern ein glänzendes Beispiel. Schriftsteller — nicht Verleger — sind eben dazu verpflichtet — und sie setzen auch keine Preise dafür aus. Der Verleger soll die durch den Schriftsteller verarbeiteten Bekenntnisse drucken — wenn es ein Geschäft ist.

Wenn Herr Cloesser die Armseligkeit des eingelaufenen Materials zitiert und beklagt, so beweist es nur, daß er und seine Kollegen das Material nicht als Schriftsteller, sondern als Preisrichter betrachtet haben. Denn aus der armseligsten der eingegangenen Geschichten könnte ein berufener Autor ein

schütterndes Werk gestalten, das würdig wäre, im Verlag S. Fischer zu erscheinen und von den Preisrichtern gelobt zu werden. Mag sein, daß vor 100 Jahren die Menschen sich selbst strenger formten und somit gewissermaßen ihren ewigen Autoren die halbe Arbeit abnahmen. Aber deshalb hätten sie vor hundert Jahren auch noch keinen Preis verdient. (Warum sich die Zeiten so geändert haben, gehört nicht herher.)

Herr Cloesser teilt mit, daß „die Jugend“ sich am Preisauschreiben nicht beteiligt habe. Diese Jugend hat recht und ist der ganzen Veranstaltung unrecht. Diese Jugend hat eine dilettantischen Bekenntniswünsche. Wenn sich in ihren Reihen Schriftsteller finden, so schreiben sie und nur sie. Die anderen haben sich am Preisauschreiben nicht etwa deshalb nicht beteiligt, weil sie lieber Fußball spielen statt zu schreiben, sondern weil sie ohne Schriftsteller zu sein, ohne schreiben zu müssen, niemals schreiben würden, auch wenn sie nicht Fußball spielten. Wenn einige unter ihnen sich selbst Rechenschaft geben, so schicken sie diese Korrespondenz mit sich selbst keinem Preisgericht ein. Die jungen Menschen haben mehr Geschmack und weniger Zeit.

Eine andere Frage aber erscheint mir wichtiger: Es wäre zu wünschen, daß man öffentlich die würdigsten und bedürftigsten Autoren — es müssen nicht gleich neuentdeckte sein — mit dem ausgezeichneten Preis auszeichnet. Er wird manchem von ihnen ein wichtiges Erlebnis bedeuten . . .

## Einbände und was darunter ist.

Von Nja Ehrenburg.

Man gab mir nicht sofort das deutsche Bismarck. Zuerst mußte ich dem Konsulat die Uebersetzung meiner Romane vorlegen. Ich schleppte sie herbei, wie einen Armboll Holzschichte: hier sind sie! . . . Der Sekretär hatte es offenbar der gekränkten Würde des Buches — er schnürte die Bände sorgfältig zusammen. Man gab mir das Bismarck. Nicht der Inhalt der Bücher sprach selbstverständlich für mich, nein, ihr Goldprägung. Ich weiß nicht, ob man hierzulande die Bekanntheit Qualitätsäußere, die akkuraten Kaliberscheiben, die Literatur achtet, doch achtet man hier zweifellos das Buch.

In Rußland geht man mit dem Buch wie mit einer Prostituierten um: man nimmt es nur für eine Nacht. Man vergießt darüber Tränen oder Suppe; man zerknüllt es. Es bekommt Verwünschungen, zarte Geständnisse und Berrücktheiten zu hören. Ist es aber gelesen, so erwirbt es nicht einmal ein Anrecht auf ein bescheidenes Plätzchen im hölzernen Müllersheim. Man läßt es zurück im leeren Eisenbahnwagen, zusammen mit Zigarettenstummeln und Eierchalen.

Was Paris anbetrifft, so liebt man dort hauptsächlich

die alten Einbände. Wozu, saget mir, braucht man das Buch, wenn ein schöner Einband vorhanden ist? . . . Dreihundert Seiten — sie sind wie die lästigen „Erlebnisse“ einer hübschen Frau, es wäre schöner ohne sie! Darum werden in Paris Bücherschränke mit eingebauten Rücken alter Bücher zum Kauf angeboten, nichts als nur Cassianrücken ohne überflüssigen Papierplunder. Man kann im Möbelgeschäft zugleich einen Schrank und hundert Buchrücken kaufen. Man ist in der Lage, eine Bonbonniere in Buchform zu erstehen, auf dem Rücken steht: „Pensées de Blaise Pascal“, innen drin aber befindet sich Schokolade mit Pistazien gefüllt; in einem Strumpfladen kann man eine Schatulle in Buchform mit sechs Paar seidenen Strümpfen kaufen.

In Deutschland hingegen wird mit dem Buch kein Unfug getrieben, mit ihm wird nicht gespielt, es ist ein unzertrennlicher Bestandteil des Familienlebens. Man melkt daraus nützliche Aphorismen und stäubt es sorgfältig ab. Es verkürzt die Abende und hebt den geistigen Kredit des Besitzers. Ein ungebundenes Buch wirkt hier anstößig wie ein nacktes Weib, ein Einband ohne Buch jedoch brächte zur Enttäuschung: Wie, und die erhabenen Gedanken? und die lustigen Anekdoten? und die nützlichen Aphorismen? . . . Das ist Betrug!

Deutschland ist das Land der Bücher, wie Frankreich jenes der Malerei. Augenfreuden sind hier keine gangbare Ware. Für die Harmonie einer Landschaft, für die Kostigkeit eines Frauenkörpers, für die traditionellen Aepfel der französischen nature morte würde hierzulande niemand seine Seele verkaufen. Das Fehlen der Farbigeit ist charakteristisch für diese Orte, trotz aller Buntheit der Kabarett-Reklame und der Sportwesten. Schwarz, Weiß, Grau. Die Monotonie der Formen und die schwere bleierne Luft erlauben von dem poligraphischen Pathos des Landes zu sprechen. Die Menschen hier kommen mir wie Schrifttypen und die Tage wie die vorbildliche Arbeit einer riesenhaften Sechsmaschine vor. Sogar die ideologischen und politischen Leidenschaften erinnern an das Gezänk pflichtbewusster Korrektoren.

Ich spreche nicht von der Literatur, aber auch nicht vom Handwerk des Buchdruckers. Ich spreche vom Buch. Hier ist es nicht eine der Arten, Gedanken zu verbreiten, hier ist es ein Ding an und für sich. Sogar die Zeitungen imitieren hier unwillkürlich das Buch durch ihr Neukeres, ihren soliden Umfang, das kleine Format und den bewußten Ernst der Sprache. Cafésarten, Kinoprogramme, Liebesbriefe — das alles sind Bücher, ehrwürdige Bände, Werke geheimnisvoller „Doktoren“. Nicht der Schriftsteller scheint hier das Buch zu bestimmen, sondern das Buch den Schriftsteller. Ernsthafte, solide Produktion.

Rußland hatte seine Schriftsteller — Lehrer, Prediger, Gottesnarren. In Frankreich stellt die Gestalt Stendhals, dieses genialen Dilettanten, gewissermaßen die pathetische



# Der Kavaliere in der Provinz.

Von Joseph Roth.

Der Kavaliere kommt in kleinen, großen und mittelgroßen Provinzstädten vor und vermehrt sich sehr schnell durch Nachahmung, Modejournale, mondäne Filme, Revuen und Operetten. Golt hat ihn einmal erschaffen. Aber das ist schon so lange her, daß man es nicht mehr erkennt. Revue-Autoren, Schauspieler, Salonlöwen korrigierten solange den Kavaliere, bis des GOLT Spuren verschwunden waren und er die Autorschaft ablehnen mußte. Eine Schöpfung zog sich vom Schöpfer zurück, begab sich in ein Modewarengeschäft und kam als Kavaliere heraus, mit einem goldenen Kettchen um das Handgelenk, ein Abzeichen der Kunst, gewissermaßen das Monopol der Hand.

Je kleiner die Stadt, in der ein Kavaliere lebt, desto weltmännischer erscheint er sich. Er ist der Vorläufer einer Entwicklung, die einmal aus der Provinz eine Weltstadt machen wird. Aber er läuft in einem aus der Mode gekommenen Tempo. Er läuft nach der letzten Mode, die eben ausgeschaut hat. Er kann, als Typus, seiner Heimat vorausseilen; aber als Individuum mit der Gegenwart nicht Schritt halten. Er verkündet Parolen, die in seiner Umgebung noch nicht, in der großen Welt nicht mehr Geltung haben.

Alle Frauen, glaubt er, sind ihm verfallen. Wehrlos an der Seite ihrer Männer und Freunde sitzen sie, gehen sie, dem optischen Sieg des Kavaliere ausgeliefert, der nur holde Versprechen im Auge des Opfers liebt. Erfordert es die Situation, daß er einer Frau nachgehe, so schreitet er nach der Melodie: Man steigt nach. Hat sich eine ihm entzogen, so spielt sein Gehirn: Wenn an der Ecke gleich die andere steht. Es gibt keine Situation in dem so komplizierten Verhältnis der Geschlechter, für das der Kavaliere nicht einen Restrain hätte. Sein Gehirn ist ein Mustertroffer, gefüllt mit Chansons. Im Takt des betreffenden schreitet er dann. Die Textdichter der Revuen entnahmen ihre Motive der gebräuchlichen Zweideutigkeit der erotischen Konversation. Der Kavaliere entnimmt die Motive zu seiner Sprache und Lebensart den Texten. Was er hat, ist also aus dritter Hand, wohlgeprüft und vertrauenswürdig.

Er geht von der richtigen Theorie aus, daß alle Frauen zu erobern sind. Er irrt nur in einem: daß man mit einem Restrain-Mustertroffer alle erobern kann. Oft sehen ihn Frauen an. Denn die Frauen achten nicht auf die Qualität des Spiegels, der ihnen ihre Schönheit bestätigt. Dieweil er Objekt war, dünkt er sich Verführer. (Manchmal zwar erliegen die Frauen auch den Objekten.)

Aber der erste, der dem Zauber des Kavaliere erliegt, ist der Kavaliere. Wenn er sich nur ansieht, kann er sich nicht mehr widersehen. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Mit dem Bild, das er von

sich hat, im Herzen, geht er auf die Straße, Abenteuer bestehen. Überall blühen für ihn die Frauen, wie Blumen in einem Garten. Er geht hin, von Beet zu Beet, und schneidet, was ihm gefällt, mit der geschliffenen und flott in die Erde zwischen die Lider geschmissenen Pupille.

Und: „Anorkel!“ sagt er sich bei jedem Schnitt.

# Afritanische Musik.

Von Dr. Wilhelm Schutz (Hamburg).

Die Beschäftigung mit europafremder Musik in ereffier: nicht nur den Musikwissenschaftler, sondern auch den Musiker, den praktischen Völkerpsychologen und das breite Publikum, soweit es Interesse an der Entwicklung der Musik hat. Das musikliebende Publikum lernt aus der Musik exotischer Kultur, oder Naturvölker seinen Maßstab an der heimatischen Kunst verfeinern und erkennt, wie im nachfolgenden z. B. an der Musik der afritanischen Naturvölker, daß es auch jenseits der eigenen Grenzen des ästhetischen Horizonts noch Werte gibt, die zu betrachten sich wohl verlohnt. Der Völkerpsychologe schöpft aus solchen musikalischen Kulturen mehr oder weniger unmittelbar praktische Menschenkenntnis, die er schließlich sogar der Wirtschaftspolitik nutzbar machen kann. Daß manche Komponisten sich von der Naturvölkermusik haben anregen lassen, ist uns bekannt. Wir brauchen nur etwa an Debussy, Strawinskij oder Busoni zu denken.

Für den Musikwissenschaftler fallen alle Aufgaben der Betrachtung fremdändischer Musikerzeugnisse unter das besondere Gebiet der vergleichenden Musikwissenschaft, die vor etwa vierzig Jahren von dem englischen Phonetiker J. W. Ellis begründet wurde. Ihm bieten sich gerade in der afritanischen Musik außerordentlich lehrreiche Probleme. So findet er hier z. B. noch manchen aus Asien dorthin verschlagenen Urtyp von Musikinstrumenten, aus denen sich unsere heutigen europäischen Formen in langen Wandlungen entwickelt haben. In Kamerun gibt es heute noch eine Form der Handharfe, wie man sie ähnlich aus Jahrtausende alten ägyptischen Gräbern ausgegraben hat. Das wohl primitivste aller Saiteninstrumente ist aber der sogenannte Musikbogen, der in Afrika in mancherlei Gestalt zu finden ist. Es handelt sich dabei eigentlich um nichts als um einen Schießbogen, dessen Saite man mit einem Stäbchen verkürzt und mit den Fingern der Hand anzupft. Da der Ton aber nur sehr schwach ist, bedarf es eines Resonators. In Ermangelung einer Kalebasse, eines getrockneten Kürbisses, benutzen die Spieler dazu gewöhnlich einfach den Mund. Ein sehr eigenartiges Instrument wurde vor einigen Jahren gelegentlich der Thorbecke-Expedition nach dem Ostbambaland aufgefunden. Es war das eine Doppelmarimba, das ist ein Xylophon. In dieser Doppelform war das Instrument bis dahin noch nicht bekannt. Die Marimba eignet sich besonders für zuverlässige Messungen der afritanischen Tonleiter.

Die typische Tonleiter der afritanischen Musik ist die

pentat  
den a  
völker  
pälisch  
keit t  
zum  
beeinf  
reiche  
moder  
Sinne  
fogena  
Them  
und  
jedoch  
Quint  
wir in  
Mu  
oft e  
Trium  
auf ih  
ist ih  
Rhyth  
sehr se  
im La  
führt.  
in Anj  
Zeit a  
die Co  
übrigen  
zuhale  
ouch d  
selbstve  
ist nich  
in den  
ein St  
und mo  
halten  
Photog  
besser  
Me  
zu ihre  
lagerat  
den Ch  
aus ab  
wird.  
gleichla  
der Re  
denken  
muß.  
einem  
muß  
des La

*№ 216 vom 22. März 1926*

*Frankfurt*



## „Nur echte Erlebnisse.“

Antwort an Herrn Arthur Cloesser.  
Von Joseph Roth.

Herr Arthur Cloesser teilt im Ersten Morgenblatt vom 10. Juli die Ergebnislosigkeit des Preisauschreibens mit, das der Verlag S. Fischer vor einigen Monaten veranstaltet hat. Das Preisauschreiben trug die Marke: „Das Erlebnis“. Nach Herrn Arthur Cloessers Mitteilung kamen „nicht erdichtete, sondern nur echte Erlebnisse in Betracht, die schicksal- oder charakterbildend gewirkt hätten“. Die Veranstalter des Preisauschreibens bzw. die Preisrichter „dachten nicht vornehmlich an ein Wettstreben um die höchste schriftstellerische Qualität“ — sie „wollten vor allem Stimmen hervorrufen, die ohne solche Ermütigung stumm geblieben wären“.

Der „Schreiber dieser Zeilen“ hat sich an dem Preisauschreiben nicht beteiligt. Nicht nur deshalb, weil er der Meinung war, daß diese ewige Preisauschreiberei ein Unfug ist und daß die Verleger besser daran täten, ihre Autoren, deren Talente sie nicht mehr auf die Probe zu stellen brauchen, fleißiger Honorare zu zahlen; nicht nur deshalb, weil er überzeugt ist, daß ein Schriftsteller mit Selbstbewußtsein (das jede Begabung begleitet) sich einem Preisrichterkollegium selten unterwerfen wird — und wäre es auch aus den trefflichsten Kritikern zusammengesetzt; nicht nur deshalb, weil er die Erfahrung gemacht hat, daß in sehr seltenen Fällen ein Preis wirklich dem Meistbegabten und Würdigsten zuteil geworden ist — nicht nur all dieser Gründe wegen —, sondern zuerst deshalb, weil er die Bedingungen dieses Preisauschreibens für naiv und unerfüllbar hielt. Er hätte die Ergebnislosigkeit voraussagen können, insbesondere, weil er sich über die Tadellosigkeit, den sichern literarischen Geschmack, die kritische Erfahrung der Preisrichter im Klaren war. Er wunderte sich nur darüber, daß sie ein so aussichtsloses Amt übernommen hatten.

„Nicht erdichtete, nur echte Erlebnisse“ kamen in Betracht. Nun gibt es aber innerhalb des literarisch Wertvollen, also allein eines Preises Würdigen, überhaupt keine erdichteten, sondern eben nur echte Erlebnisse. Ihre Wahrsamkeit, ihre Notwendigkeit, ihre schicksalmäßige Bedeutung erhalten sie durch die gültige Form. „Das Erlebnis“ als nackte Begebenheit, als Wirklichkeit, als Historie oder Episode ist kein Verhandlungsgegenstand für ein Preisgericht, sondern Rohmaterial für einen Schriftsteller. Es ist ein Unterschied, ob das „Erlebnis“ für einen Menschen ein Schicksal bedeutet hat oder ob es, aufgezeichnet, die Leser von seiner Schicksalsmäßigkeit überzeugt. Hatte der Verlag S. Fischer einen

Preis für ein Erlebnis bestimmt oder für die Formung eines Erlebnisses? Im zweiten Fall war es überflüssig, die Betonung auf die Erlebnis Tatsache zu legen — denn alles gültig Geförnte ist selbstverständlich Erlebnis, ist mehr: nämlich dreifach, vierfach, tausendfach gesteigertes, erlebtes, erlittenes Erlebnis. Im ersten Fall aber war das Preisauschreiben vollkommen verfehlt, und jeder Preis wäre ungerecht gewesen; denn es ist überhaupt kein Verdienst, etwas zu erleben, und schon gar nicht Aufgabe eines Verlags, die Zufälligkeit des Erlebens zu belohnen.

Man wollte „Stimmen hervorrufen, die stumm geblieben wären“. Welch eine Naivität! Welch unverständige Verwechslung! Als ob Menschen, die stumm bleiben, es nicht müßten; — und als ob Menschen, die sich äußern, sich nicht äußern müßten! Wollte man Tagebücher privater Natur an die Öffentlichkeit bringen? Sie wären Material gewesen für Historiker, Schriftsteller, Betrachter und Kritiker der Zeit; Modelle für Romanciers und Dramatiker. Man hätte dann einen Preis für ihre künstlerische Bearbeitung ausschreiben müssen. Die „Luft des autobiographischen Bekenntnisses“, die Herr Arthur Cloesser um 1800 findet und heute vermisst, mag allerdings unsern Zeitgenossen vergangen sein. Es gibt viele Gründe dafür — sie gehören nicht hierher. Aber diese Luft wurde auch um das Jahr 1800 nicht etwa durch Preisauschreiben geweckt, sie erwachte von selbst und — wenn die Autobiographie gültig, das heißt: nicht privat, sondern interessant, Anteil und Teilnahme verdienend gestaltet wurde, war sie eben nicht die Folge einer „Luft“ mehr, sondern die einer Notwendigkeit. Wo aber das Autobiographische privat blieb, war es historisches oder schriftstellerisches Material, wie gerade der von Herrn Cloesser zitierte Goethe beweist. Wenn er die „Lebensbeschreibung eines der Geringsten“ herausgegeben hat, so geschah es, weil er einmal ein exemplarisches Rohmaterial herausgeben wollte. Wenn er gesagt hat, die Deutschen schrieben umso schlechter, je mehr sie philosophierten, so meinte er damit noch lange nicht, daß der Literatur etwas verloren geht, sondern er beklagte die Unfähigkeit der Deutschen, sich der Erzählung als eines Verkehrsmittels zu bedienen. Wenn Goethe „Bekenntnisse von Geschäfts- und Latinschreibern“ oder von genialen Frauenzimmern empfing, so gab er damit allen Schriftstellern ein glänzendes Beispiel. Schriftsteller — nicht Verleger — sind eben dazu verpflichtet — und sie setzen auch keine Preise dafür aus. Der Verleger soll die durch den Schriftsteller verarbeiteten Bekenntnisse drucken... wenn es ein Geschäft ist.

Wenn Herr Cloesser die Armseligkeit des eingelaufenen Materials zitiert und beklagt, so beweist es nur, daß er und seine Kollegen das Material nicht als Schriftsteller, sondern als Preisrichter betrachtet haben. Denn aus der armseligsten der eingegangenen Geschichten könnte ein berufenen Autor ein

erschütterndes Werk gestalten, das würdig wäre, im Verlag S. Fischer zu erscheinen und von den Preisrichtern gelobt zu werden. Mag sein, daß vor 100 Jahren die Menschen sich selbst strenger formten und somit gewissermaßen ihren eventuellen Autoren die halbe Arbeit abnahmen. Aber deshalb hätten sie vor hundert Jahren auch noch keinen Preis verdient. (Warum sich die Zeiten so geändert haben, gehört nicht hierher.)

Herr Cloesser teilt mit, daß „die Jugend“ sich am Preisauschreiben nicht beteiligt habe. Diese Jugend hat recht und gibt der ganzen Veranstaltung unrecht. Diese Jugend hat keine dilettantischen Bekenntniswünsche. Wenn sich in ihren Reihen Schriftsteller finden, so schreiben sie und nur sie. Die anderen haben sich am Preisauschreiben nicht etwa deshalb nicht beteiligt, weil sie lieber Fußball spielen statt zu schreiben, sondern weil sie ohne Schriftsteller zu sein, ohne schreiben zu müssen, niemals schreiben würden, auch wenn sie nicht Fußball spielten. Wenn einige unter ihnen sich selbst Rechenschaft geben, so schicken sie diese Korrespondenz mit sich selbst keinem Preisgericht ein. Die jungen Menschen haben mehr Geschmack und weniger Zeit.

Eine andere Frage aber erscheint mir wichtiger: Es wäre zu wünschen, daß man öffentlich die würdigsten und bedürftigsten Autoren — es müssen nicht gleich neuentdeckte sein — mit dem ausgefakten Preis auszeichnet. Er wird manchem von ihnen ein wichtiges Erlebnis bedeuten...

## Einbände und was darunter ist.

Von Hja Ehrenburg.

Man gab mir nicht sofort das deutsche Visum. Zuerst mußte ich dem Konsulat die Uebersetzung meiner Romane vorlegen. Ich schleppte sie herbei, wie einen Armboll Holzschichte: hier sind sie!... Der Sekretär hatte es offenbar mit der gekränkten Würde des Buches — er schnürte die Bände sorgfältig zusammen. Man gab mir das Visum. Nicht der Inhalt der Bücher sprach selbstverständlich für mich, nein, ihr bekanntes Qualitätsäußere, die akkuraten Kalikofleiden, die Goldprägung. Ich weiß nicht, ob man hierzulande die Literatur achtet, doch achtet man hier zweifellos das Buch.

In Rußland geht man mit dem Buch wie mit einer Prostituierten um: man nimmt es nur für eine Nacht. Man vergießt darüber Tränen oder Suppe; man zerknüllt es. Es bekommt Bewühnungen, zarte Geständnisse und Berrücktheiten zu hören. Ist es aber gelesen, so erwirbt es nicht einmal ein Anrecht auf ein bescheidenes Plätzchen im hölzernen Altersheim. Man läßt es zurück im leeren Eisenbahnwagen, zusammen mit Zigarettenstummeln und Eierchalen.

Was Paris anbelangt, so liebt man dort hauptsächlich

die alten Einbände. Wozu, jaget mir, braucht man das Buch, wenn ein schöner Einband vorhanden ist?... Dreihundert Seiten — sie sind wie die lästigen „Erlebnisse“ einer hübschen Frau, es wäre schöner ohne sie! Darum werden in Paris Bücherschränke mit eingebauten Rücken alter Bücher zum Kauf angeboten, nichts als nur Saffianrücken ohne überflüssigen Papierplunder. Man kann im Möbelgeschäft zugleich einen Schrank und hundert Buchrücken kaufen. Man ist in der Lage, eine Bonbonniere in Buchform zu erstehen, auf dem Rücken steht: „Pensées de Blaise Pascal“, innen drin aber befindet sich Schokolade mit Pistazien gefüllt; in einem Strumpfladen kann man eine Schatulle in Buchform mit sechs Paar seidenen Strümpfen kaufen.

In Deutschland hingegen wird mit dem Buch kein Unfug getrieben, mit ihm wird nicht gespielt, es ist ein unzertrennlicher Bestandteil des Familienlebens. Man meißt daraus nützliche Aphorismen und stäubt es sorgfältig ab. Es verkürzt die Abende und hebt den geistigen Kredit des Besitzers. Ein ungebundenes Buch wirkt hier anstößig wie ein nacktes Weib, ein Einband ohne Buch jedoch brächte zur Entrüstung: Wie, und die erhabenen Gedanken? und die lustigen Anekdoten? und die nützlichen Aphorismen?... Das ist Betrug!

Deutschland ist das Land der Bücher, wie Frankreich jenes der Malerei. Augensfreuden sind hier keine gangbare Ware. Für die Harmonie einer Landschaft, für die Kostigkeit eines Frauenkörpers, für die traditionellen Nessel der französischen nature morte würde hierzulande niemand seine Seele verkaufen. Das Fehlen der Farbigeit ist charakteristisch für diese Orte, trotz aller Buntheit der Kabarett-Kellern und der Sportwesten. Schwarze, Weiße, Grau. Die Monotonie der Formen und die schwere bleierne Luft erlauben von dem polygraphischen Pathos des Landes zu sprechen. Die Menschen hier kommen mir wie Schrifttypen und die Lage wie die vorbildliche Arbeit einer riesenhaften Sechsmaschine vor. Sogar die ideologischen und politischen Leidenschaften erinnern an das Gezänk pflichtbewußter Korrektoren.

Ich spreche nicht von der Literatur, aber auch nicht vom Handwerk des Buchdruckers. Ich spreche vom Buch. Hier ist es nicht eine der Arten, Gedanken zu verbreiten, hier ist es ein Ding an und für sich. Sogar die Zeitungen imittieren hier unwillkürlich das Buch durch ihr Außeres, ihren soliden Umfang, das kleine Format und den bewußten Ernst der Sprache. Cafésarten, Kinoprogramme, Liebesbriefe — das alles sind Bücher, ehrwürdige Bände, Werke geheimnisvoller „Doktoren“. Nicht der Schriftsteller scheint hier das Buch zu bestimmen, sondern das Buch den Schriftsteller. Ernsthafte, solide Produktion.

Rußland hatte keine Schriftsteller — Lehrer, Prediger, Gottesnarren. In Frankreich stellt die Gestalt Stendhals, dieses genialen Dilettanten, gewissermaßen die pathetische

T. Jürg. 19. 7. 1926

420



1916

Frankfurter Zeitung

Kirchen von Palästina

418



und sonstwie stets das Richtige getroffen haben. Sie waren, offenbar an den Schulzweck denkend, bemüht, hier nur Persönlichkeiten zu behandeln, über deren literarische Bedeutung keine Diskussion mehr besteht. Aber man muß auch hier zugeben, daß keine Tendenz in die Darstellung gelegt wurde.

**Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten.** Von Alfred Biese. Mit 30 Tafeln. Leipzig, Verlag von Quelle u. Meyer. 275 Seiten. M 10.

Ein unendliches Thema aus dem großen Zusammenhang des Verhältnisses der Menschen zur Wirklichkeit. Individuum, Stamm, Volk, Kulturkreis, Epoche — sie alle haben ihre Besonderheit des Gefühls für die Natur. Und Natur selbst ist wieder zweierlei, Seele der Schöpfung und gegenständliche Gestalt, Landschaft. Bieses Werk gibt den Ertrag einer Lebensarbeit und war nur so möglich. Von Griechenland bis zur europäischen Gegenwart reichen seine Betrachtungen. In gefälliger Form wird ein überreiches Material von literarischen und kulturgeschichtlichen Äußerungen dargeboten, erhellt durch charakteristische Abbildungen. Die Einstellung des Verfassers bringt es mit sich, daß die Methode der Beschreibung charakteristischer Gefühlsweisen nur gelegentlich überschritten wird. In seiner Fülle, in der Weite des Gesichtsfeldes wird man dies Buch so bald nicht überbieten können. Aber es bliebe noch, die Bedeutung der so sorgfältig gebuchten Einzeläußerungen für das geistige Gesamtsein der Epochen und Gemeinschaftskreise zu zeigen. Da würde sich für manches eine andere geschichtliche Einordnung und Deutung ergeben. Doch ist bis dahin dies für einen breiten Leserkreis gedachte Werk ein vortreffliches und unentbehrliches Lesebuch.

Prof. K. Viëtor.

**Erinnerungen an Johannes von Mikulicz und Karl Schönborn.** Aus den Jugendtagen der modernen Chirurgie. Von Georg Kraft. Mit 12 Tafeln. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 84 Seiten. M 3.60.

Das in anspruchslosem Plauderton geschriebene Bändchen ist jedem, der sich für die Anfänge der modernen Chirurgie interessiert, aufs wärmste zu empfehlen. Aus der Schule von Mikulicz ist eine große Zahl von jetzt noch tätigen Chirurgen hervorgegangen. Aus jeder Zeile des Buches leuchtet die innige Verehrung des Verfassers für den großen Meister hervor.

Prof. B. Valentin.

**Die Familienärztin.** Aerztliches Nachschlagewerk der Gesundheitspflege und Heilkunde mit besond. Berücksichtigung der neuesten Heilverfahren. Von Bella Müller. Mit 127 Tfln. und zerlegbaren Modellen. München, Süddeutsches Verlags-Institut. XII, 1100 Seiten. Geb. M 30.

Das großangelegte Buch, das eine Münchener Ärztin verfaßt hat, dient vor allem der Belehrung, nicht der Selbstbehandlung. Besonders sympathisch sind die Ausführungen über das Sexualleben der Frau, über Geburtenrückgang etc., die mit großer Deponz in Anlehnung an die bewährten Grundsätze der deutschen Schulmedizin vorgetragen werden. Das Werk wird der Hausfrau und Mutter, der Hüterin der Familie, der es gewidmet ist, die besten Dienste leisten.

F.

## BÜCHER VON SOLDATEN

Frankreich — Tschechoslowakei — Deutschland.

419

Von Joseph Roth.

Joseph Delteil, der berühmte Verfasser der „Jeanne d'Arc“, hat versucht, ein Epos über den Weltkrieg zu schreiben; die „Poilus“ — so heißt sein in der Edition du Loup (Paris) erschienenes Buch — zu besingen; nicht die historischen Tatsachen zu behandeln, sondern den Atem der historischen Tatsachen; nicht das Faktum, sondern den Spiritus. Delteil versucht, die Menschlichkeit von dem Schauder und aus dem Historisch-Offiziösen zu lösen, das Private (Tragische und Schöne) von dem Monumentalen — den „poilu“ also wiederzugeben und nicht den Soldaten.

Dieses Buch, das in Frankreich eine Zeitlang umstrittene Sensation war, konnte nur in Frankreich geschrieben werden. Es ist ein gut angelegter Versuch geblieben. Die zeitliche Nähe verhindert die epische Objektivität. Aber selbst aus einer zeitlichen Ferne ist der Weltkrieg 1914 bis 1918 nicht etwa wie ein trojanischer zu behandeln; und auch wenn Delteil Homer wäre, er könnte über die Belagerung von Paris keine Ilias schreiben. Ein Krieg, den man so überwunden hat, den man so durchschaut hat, dessen unermeßliche Tragik aus so kleinlichem Diplomaten-Kaiser- und Phrasenspiel erwuchs, ist nicht mehr (auch in Frankreich nicht) ekstatisch-episch, sondern satirisch zu behandeln. Delteil hat subjektiv geschrieben, ein lyrisches Dokument geliefert, die atmosphärischen Schwankungen der „Großen Zeit“ aufgezeichnet.

\*

Die „Große Zeit“ erweist ihre ganze grausame Wahrhaftigkeit nur in der Karikatur. Der tschechische Dichter Jaroslav Hašek hat sie gezeichnet. Sein Buch heißt: „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“ (Prag, Adolf Synek. 334 Seiten. Geb. M 5.20).

Der brave Soldat Schwejk ist ein kleiner tschechischer Hundehändler, ein österreichischer „Tepp“, dumm und harmlos, ahnungslos gegenüber den großen Dingen dieser Welt und ihnen

tiker, Kaiser, Könige, Präsidenten, Industrielle und Dichter aufgerichtet haben.

Von Gott sagt man, er spreche durch den Mund der Narren. Im Buch Jaroslav Hašeks spricht der Ewige sogar durch den Mund eines wegen ärztlich bescheinigten Schwachsinnens aus dem Militär Entlassenen. Das verlogene Pathos enthüllt der Idiot besser und nachhaltiger als der Satiriker. Der brave Soldat Schwejk ist bereits in dem Grade dumm, daß er weise wird. Es gibt noch etwas Dümmeres als Dummheit: das ist die Torheit. Der Weltkrieg war eine. Schwejk beweist es.

Das Buch Hašeks ist aus gesammelten Feuilletons entstanden, die der Autor in Rußland während des Krieges in einer für die tschechischen Legionäre herausgegebenen Zeitung täglich erscheinen ließ. Hašek ist später Kommunist geworden. Wäre er nicht allzu früh gestorben, wer weiß, er hätte noch ein Buch geschrieben, in dem sein neues tschechoslowakisches Vaterland eine ebenso ironische Spiegelung erfahren hätte wie sein altes österreichisches. Er hat jedenfalls sein Buch von Schwejk nicht mehr redigieren können.

Es ist manchmal weitschweifig, es bedürfte einer Kürzung. Die deutsche Uebersetzung hätte jedenfalls besser sein müssen. Ein paar Kapitel dieses Buches waren einmal in einer deutschen Zeitschrift in glänzender Uebersetzung erschienen. Warum blieb die Uebersetzung nicht? Es ist so schwer, diesen Prager Vorstadt- und Hundehändler-Dialekt lebendig im Deutschen wiederzugeben, daß der Verlag sich die Mühe hätte nehmen müssen, nach einem Uebersetzer von Rang, nach einem Kenner Prags und der deutschen Sprache zu suchen (etwa Meyringk oder E. E. Kisch).

\*

Hašek liefert die bewußte Karikatur des Soldaten. Der selige Philipp Mainländer, ein ehrenwerter, gut angeschriebener, wenn auch nicht sehr origineller Philosoph (1876 durch Selbstmord geendet), schreibt die unbewußte Karikatur. Walter Rauschenberger hat dem Gedächtnis des braven Philosophen keinen guten Dienst durch die Herausgabe der hinterlassenen Schrift: „Meine Soldatengeschichte“ (Berlin, Georg Stilke. 144 Seiten. M 6) erwiesen. Ich wünschte dem toten Mainländer, er hätte einen klügeren Verwalter für den Nachlaß gefunden und einen besseren Stilisten. Wenn Rauschenberger in der Einleitung schreibt: „In anthropologischer Richtung ist zu bemerken, daß Mainländer mittelgroß und brünett war“ — so ahne ich schon, was Mainländer selbst in militärischer Richtung zu bemerken haben wird. Und ich erfahre wirklich, daß der arme Mainländer 1866 vergeblich um Aufnahme in das Heer gebeten hat. „Im Herbst 1868“, so schreibt Mainländer, „stand ich vollkommen froh da, und mein erster Gedanke war natürlich, in die Armee einzutreten, damit ich bei Ausbruch eines Krieges gleich mitmarschieren könnte.“ Gelingt ihm nicht.

Schließlich (aber erst nach dem Krieg 1870/71) gelingt es dem Philosophen, Soldat zu werden. Bevor er einrückt, bereitet er sich folgendermaßen vor:

„Auch verfehlte ich nicht, immer eine halbe Stunde lang mich auf meinen neuen Beruf vorzubereiten. Ich machte „langsamen Schritt“ (die blauen Glockenblumen und der gelbe Ginster kicherten leise und die dicken Hummeln verspotteten mich schadenfroh) und übte Griffe: Gewehr auf! Präsentiert das Gewehr! Gewehr ein! und Hiebe: Rechts-Hieb! Links-Hieb! Stich! Dieses Ineinandergreifen zweier diametral entgegengesetzter Tätigkeiten, der reinen Sensibilität und reinen Irritabilität brachte den seltsamsten Zustand in mir hervor.“

Der arme Mainländer! Er ist kurzsichtig — frisch, fromm, fröhlich, frei, aber kurzsichtig. Deshalb begibt er sich einen Tag vor der offiziellen Musterung angstvoll zum Oberstabsarzt. versetzt diesen in große Verwunderung, erhält schließlich die Zusicherung, daß er auf jeden Fall Soldat würde, und wird es.

Er wird Soldat und beschreibt naiv, kindlich, sentimental das Soldatenleben. Und Rauschenberger gibt es heraus. Und entblößt den Mainländer, der eine brave stille Rubrik in einem philosophischen Nachschlage-Lexikon ausgefüllt hätte als einen „Dreijährig-Freiwilligen“. Und ein Verlag druckt es. Und eine Papierfabrik liefert Papier. Und Setzer setzen es. Und Buchhändler vertreiben es. Und ich — bespreche es.

Ich bespreche es als ein kleines, winziges Zeichen der deutschen Gegenwart.

## ERZÄHLENDES.

**Die Tierbücher.** Auswahl der schönsten Tiergeschichten. Hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. Berlin, Werner Kube. Geb. je M 2.80.

Die Idee, die „schönsten Tiergeschichten“ herauszusuchen und zu Bänden zusammenzustellen, ist gut; der Jugend namentlich tun solche Bücher dringend not, für Volksbibliotheken sind sie erwünscht. Im ganzen sind die sechs vorgelegten Tierbücher zu loben und zu empfehlen. Im einzelnen aber ist auf diesen und jenen Mangel hinzuweisen, zumal da die Sammlung



AR 1764

3/2

Joseph Roth Collection

II. 3

Articles, 1927

S4717

ARTICLES, 1927

ne für straf-  
grauhaarige  
en abmüht,  
chen Schul-  
Wäre nich  
zahlreicher  
wer weiß,  
Men mußte,  
an sich mit-  
Stelle ge-  
a bissigeren  
er, wie  
se, wie die  
energischen  
empfundene  
rtreter der  
em Respekt  
eser Sache.  
Men gegen-  
nn sich des  
af der Un-  
Saale Un-  
„national“  
erfall, deckt,  
soll. Darum  
enigen, die  
t zur Auf-  
werden, und  
ant Wagner,  
gelassen auf  
geschäftigen  
den Helden

wichtige persönliche und behördliche Verantwortlichkeiten aufzu-  
decken, und den Schleier zu zerreißen, der den Feme-Komplex ver-  
hüllte. Sicher ist, daß er auch bei dieser Nauheimer Affäre, die in  
ihren Zusammenhängen sonst im Dunkel geblieben wäre, einiges  
Licht hineingebracht hat.  
G. Anhäuser.

27

## Diktatur der Konfektion.

rth. Frankfurt in der Messe-Zeit.

Im Anschluß an die Messe in Frankfurt am Main  
veranstaltete die „Deutsche Liga für Schönheit und  
Körperkultur“ einen Schönheitswettbewerb, dessen fatale  
Konsequenz eine Frankfurter „Königin“ sein sollte, wie es bereits  
in vielen anderen Städten Königinnen gibt. Von einer Stadt in  
die andere zieht diese Deutsche Liga, Königinnen anwerbend und  
sie salbend. Berlin kam auf die Idee, Amerika zu kopieren. Aber  
was in Amerika noch abstrus ist, oder brutal, oder merkwürdig, —  
jedenfalls einen Stil hat: den amerikanischen, wird in Deutschland,  
wo Harry Biel den wilden Westen repräsentiert, einfach: Knorke!  
In der Provinz verwandelt sich dieses immerhin noch primäre  
Knorke in ein sekundäres Pseudo-Knorke.

In einem großen Saal im Palmengarten fand die Wahl der  
Frankfurter Königin statt, nachdem eine Modeschau die innige  
Verbindung zwischen der Konfektion und der neo-monarchistischen  
Gesinnung bewiesen hatte. Es hatten sich mehr als hundert Mäd-  
chen gemeldet, Angehörige des Kleinbürgertums und der aus dem  
Kleinbürgertum ausgebrochenen Stände. An den Tischen aber  
saßen Angehörige größeren und kleineren Bürgertums gemischt:  
Intelligenz, Konfektion, Angestellte und tranken Wein. Die Kell-  
ner servierten keine warmen Getränke. Der Diktatur der Königs-  
wähler gefellte sich die Diktatur des Schankwirts. Er zwang seine  
Gäste, mehr Geld auszugeben, als sie können und bewies ihnen so  
ihre Möglichkeiten zu sozialem Aufstieg. Freie Bahn den Tüchtigen  
in den Warenhäusern.

Die „Deutsche Liga für Schönheit und Körperkultur“, deren  
Leiter mit einem echten Grafen bekannt ist, hat es vermocht, Ange-  
hörige der sogenannten oberen Stände und einige Mittler zwischen  
oberen Ständen und den nicht Besitzenden: das sind Künstler und  
Schriftsteller als Preisrichter zu gewinnen. Sie saßen im Halbkreis  
auf der Bühne. Indessen traten die Wettbewerberinnen auf, die  
meisten in Abendkleidern, einige, von wegen der Reize, in Bade-  
kostümen. Sie gingen im Glanz der Scheinwerfer über einen  
schmalen Tisch, der von der Bühne aus in die Mitte des Saales  
führte und mit Teppichen bekleidet war, — einfach Klasse. Die Musik  
schmetterte. Die armen Frauen drehten sich. Im Zuschauerraum  
saßen schon versorgte Frauen, die sich ihre Schönheit nicht bestäti-  
gen lassen wollten und brachen in kritisches Gelächter aus, sobald

sich eine Frau auf dem Tisch darbot, von der man mit Sicherheit  
annehmen konnte, daß sie für einen der Throne, welche die Ge-  
schäftswelt zu vergeben hat, nicht in Betracht kam. Ach, es gab  
dicke Frauen mit schwerem Gang, die sich nicht auf Tischen präsen-  
tieren dürfen! Es gab ein blondes Mädchen in schwarzem Trikot,  
mit lang aufgelöstem blondem Haar und jeden Moment bereit, die  
Triemhild des zwanzigsten Jahrhunderts zu werden unter den Rib-  
lungen der Warenhäuser. Nach jedem Gang schieden einige aus.  
Sie traten vor die Preisrichter im Smoking, nackt, auch wenn sie  
angezogen waren, vom Ehrgeiz bis auf die Haut, von wildgeworde-  
nen Scheinwerfern bis auf ihre schmerzliche traurige Armut ent-  
blößt und holten sich rote Zettel von den Preisrichtern, die sich  
ebenso entblößt hatten. Viele wurden ausgeschieden. Sie ver-  
schwanden hinter dem Vorhang, gingen hin und zogen sich wieder  
an und wußten nicht einmal, was sie getan hatten. Immer kleiner  
wurde die Zahl der Frauen auf dem Tisch. Dann zogen sich die  
Preisrichter zurück, mit den Ausgeschiedenen gingen sie hinter die  
Kulissen, der Macher vons Janze verkündete es laut, daß jetzt der  
große Augenblick bevorstehe.

Dann zerrte eine Preisrichterin die gekürte Königin auf das  
Podium. Jemand drückte ihr eine schimmernde Krone aus gläsernen  
Edelsteinen aufs Haupt. Die Musik entfesselte einen Lusch.

Der Tisch, auf dem die Konkurrentinnen spaziert waren,  
wurde mitten in den Festlichkeiten auseinandergenommen. Staub  
wirbelte auf. Pußfrauen lehrten ihn zusammen. Man begann zu  
tanzen. Bei mir — Charleston!

Nicht alle waren mit der Wahl einverstanden. Die Stimme des  
Volkes widersprach, während die Königin noch auf dem Podium  
stand, der Wahl der Preisrichter. Galante Männer, die sich vom  
kleinen Moriz zum Mahon-Chef emporgedient hatten, murrten ver-  
nehmlich.

So war es in Frankfurt. So ist es in Dresden, in Leipzig,  
in Chemnitz, in Königsberg, in Köln. Aus allen Städten strömen  
die Königinnen in die Mode-Ateliers. Zigarettenfirmen stiften  
Preise. In der Deulig-Woche werden sie noch einmal vorgeführt.  
Die Liga für Schönheit reist von Ort zu Ort. Während die Guts-  
besitzer noch auf die Heimkehr des Kaisers warten, krönen die  
Warenhausbesitzer schon Königinnen. Es ist der Monarchismus  
der stabilisierten Branchen. Es ist der Wleder-Aufbau Deutsch-  
lands. Es sind die Wege zu Kraft und Schönheit, die sich schon zu  
einer „Liga“ verdichtet haben.

Einfach schniete . . .

= [Frankfurter Neues Theater.] Ja, es ist richtig: Käthe  
Dorsch, die lustige Käthe Dorsch kann auch weinen. Ihre  
Thränen sind nicht die einer Kunstweinerin, die ins Taschentuch  
markiert werden, sie verheeren das liebe Gesicht, bis es blaß und

F. Z. 30.3.1927 387

30 3 27

Fremde. Zeitung

Auf das Ansehen eines  
alten Dichters

30/3 27

2

385



## Auf das Antlitz eines alten Dichters.

Statt einer Besprechung seiner „Ausgewählten Werke“.

Von Joseph Roth.

Der Dichter, von dessen Angesicht ich hier zu berichten habe, ist nicht weniger als achtzig Jahre alt. Er lebt in Linz. Der Linzer Landeschulinspektor Dr. Franz Berger hat die ausgewählten Werke des Dichters herausgegeben; in dem Linzer Verlag der ausdrücklich so benannten Hofbuchdruckerei Josef Feichtingers Erben. Dieses Buch hat der alte Dichter dem Herrn Bernhard Seuffert in dankbarer Verehrung zugeeignet. Und der ist ein Professor und lebt in Graz.

Der Dichter heißt Edward Samhaber. Im Laufe seines langen Lebens hat er reichlich Gelegenheit gefunden, unter dem Titel: „Frühlingslieder“ die so oft besungene Jahreszeit mit echtem Gefühl zu behandeln, unter dem Titel: „Herbstlied“ den Herbst, unter dem Titel: „Abschied“ den Abschied und unter dem Titel: „Lied des Armen“ die Armut, von der man nicht oft genug sprechen kann. Es ist ein schlichter Dichter; auch im Dialekt, in dem er zu Hause ist; fühlt er sich zu Hause, eines seiner Gedichte heißt naturgemäß: „s Hoamatland“, und sogar der ältesten Vergangenheit ist er nicht fremd: er hat unter anderm den „Heliand“ nachgedichtet, und seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erscheinen seine Werke.

Das sind Verdienste, gewiß. Aber der Schreiber dieser Zeilen ist ein unseliges Kind dieses unseligen Jahrhunderts, und es ist sein Fluch, an so manchen Verdiensten achtlos vorbeizugehen und seinen eigenen zu leben. Es gibt nur wenige Dinge in der Welt, die imstande sind, ihn auf seinem unfreundlichen Weg aufzuhalten. Zu diesen Dingen gehören ganz bestimmte Porträts alter Männer, auch wenn es nicht immer Dichter sind.

Der Herausgeber der „Ausgewählten Dichtungen“ Samhabers hat nun an den Anfang des Buches die schönste Dichtung gesetzt, an der allerdings der liebe Gott selbst mit den bedeutenden Mitteln seiner schon oft erwähnten Genialität und im Verein mit Herrn Samhaber gearbeitet haben dürfte: diese Dichtung ist die Photographie des achtzigjährigen Edward Samhaber. Unter dem Bild stehen von des Dichters Hand in einer sympathischen und sorgfältigen, nicht großen, aber auch nicht kleinen, nicht gewöhnlichen, aber auch

nicht gesuchten, runden und manchmal unterbrochenen lateinischen Schrift die edlen Worte:

„Dolor pater artis“

Ja, verehrter achtzigjähriger Dichter! Der Schmerz ist der Vater der Kunst. Diese Worte sind nicht Samhabers Worte — aber es gibt Zitate, die, wenn sie von bestimmten Menschen angewendet werden, von diesen Menschen auch neu erfunden sind. Es ist, als würden die lautereren Worte noch einmal so schön geläutert. Von des einen Lippen kommen sie entweicht und von des anderen Lippen tönen sie mit edlem neuem Klang. Samhaber darf sie sprechen.

Edward Samhaber trägt seinen Hut gerade auf dem Kopf. Der Hut bedeckt die Stirn des Dichters fast bis zu den Augenbrauen und beschattet das Angesicht dennoch nicht. Im Gegenteil: es ist, als würde der Hutrand gar keinen Schatten. Es ist, als käme aus dem Angesicht eine solche eigene schöne Helligkeit, daß sie jeden Schatten eines Schattens vernichtet. Unter der hochgezogenen und dennoch rund gewölbten Braue sieht ein helles Auge, von vielen freundlichen Falten umgeben und gleichsam liebend umworben, in jene Welt, in welcher der Schmerz der Vater der Kunst — und nicht nur der Kunst — ist. Dieser Blick ist geschärft an Erfahrungen, die der Verstand nicht unmittelbar angewendet hat; an Erfahrungen, aus denen der Dichter die billigen Folgen zu ziehen verschmäht hat; an Erfahrungen, die ein eifriges Herz aufgeschichtet hat, zu gar keinem Zweck, — — einfach der Kostbarkeit wegen, die sie bedeuten, wenn man sie nicht anwendet.

Die Nase des Dichters ist die große gekrümmte Nase eines trotz alledem klugen Mannes. Sie wölbt sich gleich an ihrem Anfang dem Leben entgegen, das es zu riechen gilt, nicht nur zu schauen. Sie endet mit starken, gutgebauten Flügeln, von denen man weiß, daß sie nicht nervös und sensibel vibrieren, aber zuverlässig und solide den Duft der Blumen, den Atem des Lebens und den Hauch des Todes aufnehmen. Oberlippe, Kinn und Wangen sind von einem weißen, aber nicht langen, die Form des Gesichtes nicht verhüllenden, sondern nur beleidenden Bart bedeckt, der die Schläfen mit dem Hals verbindet, ein energisches, skeptisches und gleichsam selbstgeschaffenes Kinn erraten läßt und eine vollkommene, klare, silberne Einheit der Persönlichkeit zustande bringt. Den Kopf hält der Dichter ein wenig vorgestreckt, aber nicht, wie um besser zu sehen — — denn er kennt schon so viel; sondern um den Dingen (der Dinge wegen und aus Courtoisie ihnen gegenüber) näher zu sein und ungefähr so, wie man sich Frauen entgegenneigt, wenn sie uns mitten in einem Gewirr etwas mit leisen Stimmen erzählen.

Fügen wir noch hinzu, daß der Dichter seine beiden kräftigen Hände mit den starken langen Fingern um den Griff seines Stodes hält, als säße er auf einer Bank in einem Garten; daß er, soviel an der Photographie zu erkennen ist, einen Samtrock trägt, mit sauber eingenähten Borten, wie es einem Dichter geziemt; daß der Glanz einer festlichen Zufriedenheit aus seinem Bilde nicht erstrahlt, sondern strömt: so glauben wir, den Dichter vollkommen gezeichnet zu haben.

Der Adel des Alters liegt um seine Vitalität, wie Poesie gebreitet ist um die schöne Sinnlichkeit eines vollendeten Naturwerks. Der Dichter erinnert an einen Wald und an ein Monument gleichzeitig. Seine Züge sind endgültig gemeißelt und es lebt in ihnen. Sie verändern sich und bleiben. Er erinnert an ein Märchen und zugleich an einen, der es erzählt. Er hat den Frühling besungen, den Herbst und die Heimat: Ob meisterhaft oder gewöhnlich, ich wage nicht, es zu beurteilen, nachdem ich seine Photographie gesehen habe. Er ist ein Dichter ohne Zweifel. Wer von den jungen Autoren dürfte es wagen, sein Porträt seinen ausgewählten Werken voranzustellen? Neben den Bögern in den illustrierten Zeitungen sehen die bekannten Schriftsteller schon miserabel genug aus: noch nicht Muskel und nicht mehr Geist.

Dieser Achtzigjährige aber darf sich seinen Werken voranstellen.

Er werde hundert!

## Thomas Mann für das „Massengerechte“.

Thomas Mann und H. G. Schönlauer zeichnen als Herausgeber der neuen wohlfeilen Bücherreihe „Romane der Welt“, die demnächst im Th. Anner Nachf. Verlag, Berlin, erscheint. Die Serie bringt jede Woche einen neuen Roman aus der Feder erster Autoren aller Länder. Wir sind in der Lage, die aus Thomas Manns Munde doppelt überraschende Einleitung zu dieser populären Sammlung in ihren bedeutsamsten Stellen zu zitieren.

Romane der Welt! Das ist ein weiträumiger Titel und ein Unternehmen, jenem Geiste massenfreundlicher Großzügigkeit entsprungen, der soviel Anrecht auf die Zeit und das Leben hat wie der Geist der Verfeinerung und Vertiefung, — der vielleicht mehr Anrecht auf sie hat, wenn wir gerecht und freimütig sein wollen. Etwas wild und demokratisch atmet es her aus dieser Welt abenteuerlicher Modernität. . . . Kümpern wir nicht esoterisch die Nase! Flüchten wir nicht auf ein Eisenbeintürmchen vor ihrem pöbelhaft jugendlichen Andrang! Gut denn, tun wir mit! Stellen wir uns an die Spitze! Helfen wir und machen wir uns nützlich, indem wir zugleich der Zeit dienen und das besüßte Rippen verteidigen.

30. 3. 1927 F. Roth 27

Frankfurter Zeitung

9.4.27

Besprechung  
eines nicht gedruckten  
Briefes Eines



„Es gaben Mal- und Zeichenlehrer dem Schwarzen keinen Unterricht, doch früh schon war er ein Verehrer der Dinge unter'm Sonnenlicht.“

Der Autor zeichnet und erzählt so selbstverständlich, daß ich gar nicht mehr zweifle: Freitag war sein guter Bekannter, gab ihm seine ersten Zeichenhefte und sagte: Lieber Verfasser, veröffentliche das für die weißen Menschen! Da ging der Verfasser hin, machte eine Auswahl aus Freitags Versuchen, schrieb zur Erklärung ein paar Verse und hatte selbstverständlich die deutschen Verleger genau so überschätzt, wie es der schwarze Freitag getan hätte, der das Glück hatte, einen der zehn anständigen weißen Männer kennenzulernen, welche die europäische Rasse hervorgebracht hat. Sie waren keine Verleger.

Die Versuche Freitags beginnen also mit einfachen Linien, horizontalen und vertikalen. Sie runden sich allmählich, werden Bögen, Wellen, Kreise, Spiralen und Schneckens. Dann kommen dicke, fastige Punkte, gleichsam schwarze Küsse eines gesunden lebensvollen Pinsels. Dann streichelt der Pinsel auf das Papier Giebel, Haken, Dächlein, nimmt Urlaub, tritt vor dem Bleistift zurück, um bald darauf mit ihm in Kompanie zu arbeiten — an Dreiecken, Sternen, Blättern und Blumen, an einer gelben gutgerateten Schnacke, die an ein fettes Posthorn erinnert, an einem blau-rot-gelb-grünen Ornament, das so aussieht, als hätte die Natur selbst einen Buchdeckel gezeichnet. Auf einmal steht da, umgeben von losen und dennoch blühenden, gewissermaßen gar nicht obgepflückten, sondern in der Luft wurzelnden Blättern und Beeren ein schlanker Baum, von ziegelrotem Stamm und dichter violetter Krone, eine Art erotischer Pappel, wie sie auf den heißen und einsamen Inseln der Phantasie wachsen. Auf einmal ragt da ein nackter Fels gegen einen tiefblauen, dreimal überblauten Himmel, schwarze Vögel, nur aus Schwingen bestehend, umkreisen ihn, ein Fluß bahnt sich sein gewundenes Bett durch üppiges Gesträuch dem fernen, unheimlich weißen, deshalb so grenzenlosen Horizont entgegen. Rote und blaue Käfer, grüne Heupferdchen, Zitronenfalter und Fische stehen, kriechen, hüpfen und schwimmen in schwarzen Kästchen, eingefangen, aber nicht gefangen, in Schubladen.

„Da rollt ein Klumpen Lehm herunter bis von der Hütte Eingangstor“ —

und Freitag beginnt zu kneten: zuerst Robinsons fromme, härtige, ernste, im Leben erfahrene Geiß, dann zwei Vögel auf einem gabeligen Ast, solide, lehmig, noch nicht recht geflügelt, wie die allerersten Vögel waren, die ursprünglich auch aus Lehm geformt waren — schließlich Robinson selbst, mit einer optimistischen Pfeife im Mund, mit einem langen Bart, der ein bißchen weht und ein bißchen wackelt.

Links von Robinson, er scheint gerade hinzusehen, schwimmt ein rotes schmales Schiff mit fünf Segeln, mit schwarzen Köpfchen bemant, sozusagen bepunktet, auf einer blauen, auf einer dreimal blauen, auf einer See aus absoluter Bläue, unter einem aschgrün-grauen, nicht Wolken-, sondern Unheil-verhangenen Himmel, auf dem sich Katastrophen ballen. Noch blähen sich die Segel weiß, weiß, wie Sonne und Mädchenkleider, wie Unschuld, Friede und gebleichte Wäsche. Darunter, durch einen Strich abgegrenzt, ist die Bucht, von unendlich blauen Bergen umsäumt, unter klarem Himmel, mit grünem Laubwerk geziert, das sie gleichsam in den Senopflöchern trägt, eine Bucht, heiter wie ein Sonntag, nichtsahnend von dem grauen Unheil des offenen Meeres.

Die Farben leuchten auf dem Papier wie auf Porzellan, sie wuchern üppig, in den Adern der Bäume und Pflanzen rollt das grüne Blut der Tropen, im Himmel und in den Bergen ballt sich das tiefe Blau der Sehnsucht, die unsichtbare Sonne des Südens liegt greifbar, eine konsistente Masse aus Licht auf der ganzen Landschaft, und der Verfasser ist der Maler Fried Stern. Er sucht, wir suchen einen Verleger.

Joseph Roth.

## Revue.

„Um 100 000 Dollar“, von W. Prager, Frankfurter Bilder von Th. Bachenheimer. Musik von S. Waldau und W. Czernik, Regie F. Dewald und A. Wiesner. Musikalische Leitung: W. Czernik und J. Topik. Tänze: S. S. Klüfer.

Nach dem ersten Akt wurden Berge von Blumen und Kränzen auf die Bühne getragen. Man hätte denken können, es sei ein Begräbnis erster Klasse. Es war aber Vorschuß-Larbeer auf den zweiten Akt und auf die fünfzigste Aufführung, die sicher kommen wird.

Denn: es ziehen fünfundzwanzig Bilder mit Musik und Mädchen und Tänzen über die Bühne und in diesem Wandel-Diorama wird jeder Geschmack gelobt. Sie schwärmen für Beethoven? Bitte: als Einlage Wien erscheint riesengroß des Meisters Kopf, aus dem Dunkel ertönt sein Adagio, ein Strahl glüht über das spielende Quartett. Sie sind für Potsdam? Bitte: die Friedericus-Garde exerziert und trommelt, daß es eine Art hat und er selber kommt mit dem Krückstock und trübem Stern auf kalter Brust. Die Garde aber besteht aus jungen Mädchen mit prallen Hosens und sie schmeißen die Beine exakt nach dem Reglement. Da bleibt kein

= [Das Literaturblatt.] Unser Literaturblatt vom 10. April wird mit einer psychoanalytischen Studie: „Balzaes Liebesleben“ eröffnet. Joseph Roth entwirft ein Porträt Larissa Reiskners, der Frau von den Barrikaden. Fritz Schottböfer äußert sich zu dem Buch Paul Cohen-Portheims: „Der Geist Frankreichs und Europa“. Der neue Roman Kasimir Edschmidz wird von Ernst Käfer gewürdigt.

## Besprechung eines nicht gedruckten Buches

Lebt einer so auf ferner Insel wie Freitag, Freund des Robinson, mit Zeichenstift und Malerpinsel, dann hat er seine Freude schon.

Das Buch, über das ich hier berichten will, ist noch nicht gedruckt. Es findet keinen Verleger. Die Verleger finden es nicht. Denn es ist ein schönes Buch.

Es enthält die einfachen, menschlichen, spielerischen und gläubigen Verse, die ich als Motto diesem Bericht vorangesetzt habe. Es ist ganz in solchen Versen geschrieben. Seine Sprache klingt wie ein simples Musikinstrument für Kinder, wie eines jener musikalischen Spielzeuge, die man heute in den Fabriken nicht mehr herstellen kann, die aber früher einmal, in frommen Zeiten, dichtende Handwerkerhände in Ruhepausen zu schaffen pflegten, aus Laune oder Not, jedenfalls immer mit Frömmigkeit. Die Sprache dieses Buches ist wie die Melodie einer Spielboje, behutsam, aber kräftig, dünn, aber den Zuhörer zwingend, arm an Zwischentönen, aber reich an Stimmung, arm an Schatten, reich an Farben, tänzerisch und dennoch sehr bestimmt und heiter wie ein Morgen in den großen Sommerferien. In dieser Sprache erzählt der Verfasser, wie der schwarze Freitag, Robinsons Freund, Zeichner, Maler und Plastiker wurde.

Das kann der Leser nicht nur hören, sondern auch sehen. Denn der Verfasser zeichnet, malt und knetet alles mit, was Freitag gezeichnet, gemalt und geknetet hat.

F. Z. 9. 4. 1927 Frankfurt a. M.

384

10. 4. 27

Frankef. 7.

Die Frau von den Berrickenden  
(Larissa Reosnes)



# DIE FRAU VON DEN BARRIKADEN.

Von Joseph Roth.

Larissa Reifner wurde 1895 in Lublin geboren, am ersten Mai, dem proletarischen Weltfeiertag. Ich bin geneigt, an der Zufälligkeit dieses Datums zu zweifeln, wenn ich an das spätere Schicksal der Larissa Reifner denke, das ihr den Titel: die Frau von den Barrikaden verlieh. (Ihre Genossen, die Matrosen und Soldaten im russischen Bürgerkrieg nannten sie so.) Ihr Vater war Professor, Sozialist, deutscher Abstammung, ihre Mutter Polin. Als Kind lebte Larissa Reifner einige Zeit in Deutschland. Bei Leonid Andrejew lernte sie schreiben. Im Jahre 1914 wurde sie Mitarbeiterin an der Zeitschrift ihres Vaters. In der Februar-Revolution schrieb sie Artikel in Gorkis Zeitschrift „Nascha Schischin“. Sie ging an die Rote Front, war im Dienst der Revolution Soldat, Spion, Kundschafter, Redner, Kommissar, Journalist, Leitartikler und Berichterstatter, Kommandeur, sie ritt, marschierte, schoß, verurteilte, schlich sich hinter den Rücken des Feindes, wurde erkannt, floh, kehrte zurück, sie hungerte, fror, erkrankte, gesundete, tröstete Kranke, sah Kameraden sterben, begrub Tote, liebte, siegte im großen Sieg der Revolution, kehrte heim, ging mit ihrem Mann nach Afghanistan, schrieb darüber, kam nach Deutschland und schrieb darüber, ging in den Ural und beschrieb ihn, erkrankte 1925 an Typhus und starb so schnell, so vehement, so überraschend, wie sie gelebt und geschrieben hatte. Nach acht Tagen war sie tot.

Ihre „Ausgewählten Schriften“ sind jetzt, von Karl Radek herausgegeben und eingeleitet, im Neuen Deutschen Verlag, Berlin, erschienen, unter dem Titel: „Oktober“. (XXXI, 495 S. Geb. M. 6.50.)

Von den Fingern eines alten Platina-Suchers im Ural schreibt Larissa Reifner:

„... sie sind wie zehn weiße Blinde, die sich führerlos, aber sicher umherbewegen, sie sind wie zehn schneeweiße Windhunde, welche die Spur eines silbernen Hirsches verfolgen.“ Ueber die Augen eines alten Kohlengräbers schreibt sie: „Die Augen sind fast farblos, wie Kerzen bei Sonnenlicht.“ Wenn sie erklären will, wie unvermittelt einem eine bestimmte Erkenntnis kam, sagt sie: „Diese Erenntniks kam ganz von selbst, wie der Kuckuck aus der Wanduhr.“ Sie hat übrigens nicht nur für die Revolution gekämpft, gegen die Weißen. Sie kämpfte auch nach der gelungenen Revolution für die Arbeiter gegen die rote Bürokratie: „Der bürokratische Ring schließt sich mit Befriedigung — der Arbeiter wird in ein Wanzen-Nest eingesperrt, weil wir auf dem Papier beschlossen haben, die von der Revolution angegriffene Waldwirtschaft zu retten.“ Von allen russischen Schriftstellern der jüngsten Zeit gehört sie zu den vier, fünf, die eine literarische Kultur, eine sprachliche Tradition, eine handwerkliche Zucht haben. Ihr eigentliches großes Talent ist eine Art Schlagfertigkeit der Feder. Ihre schriftstellerische Methode ist die Offensive auf das Objekt. Sie erstürmt das „Thema“. Ihre starke Wirkung kommt von ihrer absoluten Subjektivität, ihrer anarchistischen Willkür, ihrer aggressiven Melodie. Die lebendige Bildlichkeit ihrer Sprache ist das Produkt russisch volkstümlicher Unmittelbarkeit. Die Sicherheit ihrer trefflichen Metaphern und Vergleiche ist die Folge ihrer eigenen (weiblichen) Sensibilität. Die Unerbittlichkeit ihres Urteils diktiert ihr ein klares, scharfsichtiges, detaillierendes Auge. Die Wärme ihrer Sprache liefert ein großes, edles, menschliches Herz. Ihr Charakter ist human und ihre Ueberzeugung entschieden. Ihr Instinkt ist hell, wie eine Vernunft, ihre Hand flink, wie ein Gedanke, ihr Hohn scharf und kalt, wie eine Woge, ihr Spott grausam, wie ein Fluch, ihr Werkzeug elegant, wie ein Scherz, ihr Pathos dunkel, wie eine Nacht. Ihr Thema ist die Wirklichkeit, ihre Gedichte sind journalistische Nachrichten, ihre Romane sind Reportagen, ihr großes Drama ist ihr Leben, ihre Liebe und ihr Tod.

Im Krieg und manchmal auch später trug sie

Hosen, Gamaschen, eine Soldatenmütze und eine rubaschka. In Berliner, Leipziger, Hamburger Proletariervierteln trug sie Rock und Bluse, die Uniform der Proletarierin. In den Häusern, den Salons, den Direktorskanzleien berühmter deutscher und französischer Industrieller verkehrte sie unter falschem Namen, unter falschen Voraussetzungen empfohlen, eingeführt und eingeladen, in der kostspieligen, eleganten Tracht einer Dame von Welt. Im „Romanischen Café“ saß sie, sehr selten, sehr gelangweilt, unerkannt und unter Pseudonym, in der Kleidung, die einen symbolischen Kompromiß der Literatur-nahen Frauen mit den herrschenden Gesetzen der bürgerlichen Mode darstellt. Ihre Schlaubeit war so groß wie ihr Talent. Ihre Schauspielerei so überzeugend wie ihre Taten im Bürgerkrieg. Ihre Macht über Menschen und Männer so siegreich wie ihre Schönheit.

Sie war schön. Ihr Angesicht war kühn, licht und entschieden. Ihr Haar hatte den Glanz des Kupfers, es klang beinahe, wenn man es ansah. Ihre Augen waren klug und stolz, wie zwei Gedanken. Ihre Stirn war klar wie ein Mittag. Man sagt, daß ihre Liebe groß war, wie ihr Mut. Diese Frau scheint dagewesen zu sein, um in Legenden weiterzuleben.

Ich sah im letzten Winter — sie war ein Jahr vorher gestorben — ein mittelmäßiges primitives Porträt von ihr, im Kreml, im Zimmer Karl Radeks. Das Bild war mäßig, aber der Tod hatte es geweiht. Es wurde nicht besser, aber es wurde schöner. Radek sprach von der Toten, mit der stillen, lebendigen, gütigen Wärme, die nur in seltenen Fällen über scharfe dialektische Zungen kommt, wie eine Gnade. Es war ein Winterabend, eine schüchterne grüne Schreibtischlampe brannte, draußen fiel Schnee auf den Kreml, drinnen lagen tausend Bücher in Regalen, auf Stühlen, auf dem Tisch, auf dem Boden, das Bild von der jungen, toten, schönen Frau hing halb im Schatten, wie in einem jenseitigen Dämmer.

Es ist wahrscheinlich gut und in Ordnung, dachte ich später, als ich das stille verschneite Kreml-Tor verließ, es ist vielleicht gut und in Ordnung, daß sie tot ist, die junge Larissa Reifner. Sie wäre wahrscheinlich heute in der stärksten „Opposition“ — „der bürokratische Ring schließt sich mit Befriedigung“ — vielleicht in Sibirien — es ist nicht viel Platz in der Welt für eine Frau von den Barrikaden, wenn die Barrikaden abgebaut werden.

**Zwischen den Revolutionen. Der Geist der Schinkelzeit (1789—1848).** Von Ernst Heilborn. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, 317 Seiten.

Unter dem Titel: „Die gute Stube“ ließ Ernst Heilborn vor wenigen Jahren eine belebte Schilderung der Berliner Geselligkeit im 19. Jahrhundert erscheinen. Unter der anmutigen Behandlung des Stoffes, ja als ihre Voraussetzung verriet sich schon damals die tiefdringende Kenntnis besonders der Zeit zwischen den Revolutionen von 1789 und 1848. Jetzt besichert Heilborn, ein ebenso feiner Stilist wie gründlicher Erforscher, mit der umfassenden Darstellung des Geistes jener Epoche, des „Geistes der Schinkelzeit“, ein reifstes Lebenswerk. Auf dem schwierigen und doch so notwendigen Weg zu einer vergleichenden Psychologie der Zeitalter ist dies an Umfang bescheidene, an Gehalt gewichtige Buch ein bedeutsamer Schritt. In einer Folge sprühender Essays spürt ein mit vielfältigem Einfühlungsvermögen Begabter nah und näher heran an das Geheimnis des Wesens vergangener Menschen, bis dies Wesen aus sich selbst zum Leuchten und Erklaren kommt. Drei Generationen, die von 1790, von 1800, von 1815; ihr äußeres Kleid, ihre Geselligkeit, ihr Frauenideal, ihr politisches und soziales Gesicht, ihre Kunst und ihre Religiosität werden in den Gegensätzen wie in den zarten Uebergängen begreifbar und, was mehr ist, greifbar gemacht. Was den meisten nur in den erstarrten Kennwörtern „Romantik“ und „Reaktion“ geläufig ist, gewinnt neues, blutwarmes Leben und erfährt sinnvolle Deutung. „Wenn es aber wahr ist — und das trifft gewißlich zu —, daß es dieser Zeit vergönnt war, ihren Lebenswillen in allen Aeußerlichkeiten des Wohnens, Wirkens, Verkehrs zu eigen-

artigen Ausdruck zu bringen; sie ihr seelisches Empfinden in Einklang damit versetzte; sie ihr Schicksal in entsprechendem Verstehen auf sich nahm; sie ihre Gemütsregungen in der Landschaft wiedererkannte, die Antwort auf Daseinsfragen im Tode fand; sie demgemäß „Stil“ im hohen Sinne besaß und ihn schöpferisch bestätigte: — dann ist es auch wahrscheinlich, daß sie sich selbst ihren Mythos schuf.“ An großen Menschen als erschöpfendem Ausdruck des Zeitempfindens sich orientierend, hellhörig für die im Verborgenen anwachsende, von den Besten verstandene Welle sozialen und demokratischen Geistes, für eine in der Musikalität aller Künste Erlösung suchende Sehnsucht, entdeckt Heilborn jenen Mythos der trächtigen Zeitspanne zwischen den Revolutionen in der Gestalt der von sehr verschieden gearteten Dichtern erschauten Lore Lev: „Es ist wirklich vielleicht nicht das letzte, auf die Felsenriffe zu achten. Aber es scheint wichtig für die Zeit wie für den in ihr Wirkenden — und so auch für uns, die Nachgeborenen —, daß eine Stimme aus der Höhe sei.“ Hier, im bewegten Hinweis auf eine Vergangenheit, die trotz schwerer Kriegesarbeit, harter sozialer Not, hinschwindender Autorität einen organisch gewachsenen Stil schuf und ihre hohe Geistigkeit behauptete, erschließt sich dem Leser, der zu lesen versteht, die tiefste, an die Gegenwart gerichtete Botschaft gerade dieses Werkes...

Heinrich Lilienfein.

## DER GEIST FRANKREICHS UND EUROPA.

Bemerkungen zu Cohen-Portheims Buch.

Von Fritz Schotthöfer.

Man redet so viel vom europäischen Geiste, und vom geistigen Europa. Nur wenige sind sich ganz klar darüber, was mit diesen Worten gemeint ist. Soll Europäertum ein Absud sein aus den einzelnen nationalen Kulturen, ein Serum, mit dem man dann alle Völker gegen nationalistische Rückfälle immunisiert? Sollen sich die andern der Weltanschauung und den Lebensformen eines einzigen fügen, das etwa als das am weitesten vorgeschrittene anzusehen wäre? Das käme auf die Frage hinaus, ob die jüngeren Völker sich nach den älteren richten sollen. Und dicht dabei stünde die Frage, was ein junges und was ein altes Volk ist.

Das Problem öffnet noch andere Perspektiven. Vielleicht kommt es mehr auf guten Willen an als auf die Unfehlbarkeit eines bestimmten Rezepts. Vielleicht ist das Ganze mehr eine Sache der Gesinnung als der positiven Umformung der europäischen Besonderheiten: jeder in seiner Eigenart gelten lassen.

Paul Cohen-Portheim gehört nicht zu den Zweiflern. Er hat den festen Glauben an das kommende geeinigte geistige Europa. Und er weiß den Weg, der dahin führt. Der Weg geht über Frankreich.

Sein Buch: „Der Geist Frankreichs und Europa“ (Gustav Kiepenheuer, Potsdam, VII, 209 Seiten, Geb. M. 6) ist sehr verdienstlich. Es lebt von einem starken guten Willen. Es gibt in großen Zügen einen Ueberblick über die Geistesgeschichte Frankreichs. Auf dem Erbe der Antike hat sich unter Rassenmischung eine Kultur von stärkster Prägung ausgebildet. Sie hat in allen Phasen der Entwicklung klare, scharf gezeichnete Formungen ihres Inhaltes gefunden. Und diese Klarheit, im wesentlichen eine Ausscheidung des Allgemein-Menschlichen aus der eigenen Art und den fremden Einflüssen, bedingte die Leichtigkeit, mit der Französisches über die Grenzen abfließen konnte. Man wird die historischen Kapitel des Buches mit Vergnügen lesen. Man würde es mit reinem Vergnügen tun, wenn Cohen-Portheim nicht überall seine These zu sichtbar hineinwebte. Die Tatsachen allein haben genügende Beweiskraft. Sie bedürfen keines aufgeklebten Etiketts, — und es ist gar nicht gut, wenn man von ihnen mehr fordert, als sie leisten können. Der Komparativ ist meistens stärker als der Superlativ. Hier eine typische Stelle, in der Richtiges sich mit übertriebener Schlusfolgerung mischt: „Im französischen Volke hat sich die Mischung und Synthese der wichtigsten Rassen und Kulturen vollzogen, die zusammen Europa ausmachen: Lateinisches, Gallo-



## DIE FRAU VON DEN BARRIKADEN.

Von Joseph Roth.

Larissa Reifner wurde 1895 in Lublin geboren, am ersten Mai, dem proletarischen Weltfeiertag. Ich bin geneigt, an der Zufälligkeit dieses Datums zu zweifeln, wenn ich an das spätere Schicksal der Larissa Reifner denke, das ihr den Titel: die Frau von den Barrikaden verlieh. (Ihre Genossen, die Matrosen und Soldaten in russischen Bürgerkrieg nannten sie so.) Ihr Vater war Professor, Sozialist, deutscher Abstammung, Ihre Mutter Polin. Als Kind lebte Larissa Reifner einige Zeit in Deutschland. Bei Leonid Andrejew lernte sie schreiben. Im Jahre 1914 wurde sie Mitarbeiterin an der Zeitschrift ihres Vaters. In der Februar-Revolution schrieb sie Artikel in Gorkis Zeitschrift „Nascha Schisu“. Sie ging an die Rote Front, war im Dienst der Revolution Soldat, Spion, Kundschafter, Redner, Kommissar, Journalist, Leitartikler und Berichterstatler, Kommandeur, sie ritt, marschierte, schoß, verurteilte, schlich sich hinter den Rücken des Feindes, wurde erkannt, floh, kehrte zurück, sie hungerte, fror, erkrankte, gesundete, tröstete Kranke, sah Kameraden sterben, begrub Tote, liebte, siegte im großen Sieg der Revolution, kehrte heim, ging mit ihrem Mann nach Afghanistan, schrieb darüber, kam nach Deutschland und schrieb darüber, ging in den Ural und beschrieb ihn, erkrankte 1925 an Typhus und starb so schnell, so vehement, so überraschend, wie sie gelebt und geschrieben hatte. Nach acht Tagen war sie tot.

Ihre „Ausgewählten Schriften“ sind jetzt, von Karl Radek herausgegeben und eingeleitet, im Neuen Deutschen Verlag, Berlin, erschienen, unter dem Titel: „Oktober“. (XXXI, 495 S. Geb. M 6.50.)

Von den Fingern eines alten Platina-Suchers im Ural schreibt Larissa Reifner:

„... sie sind wie zehn weiße Blinde, die sich führerlos, aber sicher umherbewegen, sie sind wie zehn schneeweiße Windhunde, welche die Spur eines silbernen Hirsches verfolgen.“ Ueber die Augen eines alten Kohlengräbers schreibt sie: „Die Augen sind fast farblos, wie Kerzen bei Sonnenlicht“. Wenn sie erklären will, wie unvermittelt einem eine bestimmte Erkenntnis kam, sagte sie: „Diese Erkenntnis kam ganz von selbst, wie der Kuckuck aus der Wanduhr“. Sie hat übrigens nicht nur für die Revolution gekämpft, gegen die Weißen. Sie kämpfte auch nach der gelungenen Revolution für die Arbeiter gegen die rote Bürokratie: „Der bürokratische Sieg schließt sich mit Befriedigung — — der Arbeiter wird in ein Wanzen-Nest eingesperrt, weil wir auf dem Papier beschlossen haben, die von der Revolution angegriffene Waldwirtschaft zu retten.“ Von allen russischen Schriftstellern der jüngsten Zeit gehört sie zu den vier, fünf, die eine literarische Kultur, eine sprachliche Tradition, eine handwerkliche Zucht haben. Ihr eigentliches großes Talent ist eine Art Schlagfertigkeit der Feder. Ihre schriftstellerische Methode ist die Offensive auf das Objekt. Sie erstürmt das „Thema“. Ihre starke Wirkung kommt von ihrer absoluten Subjektivität, ihrer anarchistischen Willkür, ihrer aggressiven Lelodie. Die lebendige Bildlichkeit ihrer Sprache ist das Produkt russisch volkstümlicher Unmittelbarkeit. Die Sicherheit ihrer trefflichen Metaphern und Vergleiche ist die Folge ihrer eigenen (weiblichen) Sensibilität.

Ihr Urteil, ährt ihn ein  
tiges, detaillierendes Auge  
Sprache liefert ein großes, edles,  
Herz. Ihr Charakter ist human und ihre Überzeugung entschieden. Ihr Instinkt ist hell, wie eine Vernunft, ihre Hand flink, wie ein Gedanke, ihr Hohn scharf und kalt, wie eine Woge, ihr Spott grausam, wie ein Fluch, ihr Werkzeug elegant, wie ein Scherz, ihr Pathos dunkel, wie eine Nacht. Ihr Thema ist die Wirklichkeit, ihre Gedichte sind journalistische Nachrichten, ihre Romane sind Reportagen, ihr großes Drama ist ihr Leben, ihre Liebe und ihr Tod.

Im Krieg und manchmal auch später trug sie Hosen, Gamaschen, eine Soldatenmütze und eine rubaschka. In Berliner, Leipziger, Hamburger Proletariervierteln trug sie Rock und Bluse, die Uniform der Proletarierin. In den Häusern, den Salons, den Direktorskanzleien berühmter deutscher und französischer Industrieller, verkehrte sie unter falschem Namen, unter falschen Voraussetzungen empfohlen, eingeführt und eingeladen, in der kostspieligen, eleganten Tracht einer Dame von Welt. Im „Romanischen Café“ saß sie, sehr selten, sehr gelannweilt, unerkannt und unter Pseudonym, in der Kleidung, die einem

Herz. Ihr Charakter ist human und ihre Überzeugung entschieden. Ihr Instinkt ist hell, wie eine Vernunft, ihre Hand flink, wie ein Gedanke, ihr Hohn scharf und kalt, wie eine Woge, ihr Spott grausam, wie ein Fluch, ihr Werkzeug elegant, wie ein Scherz, ihr Pathos dunkel, wie eine Nacht. Ihr Thema ist die Wirklichkeit, ihre Gedichte sind journalistische Nachrichten, ihre Romane sind Reportagen, ihr großes Drama ist ihr Leben, ihre Liebe und ihr Tod.

Im Krieg und manchmal auch später trug sie Hosen, Gamaschen, eine Soldatenmütze und eine rubaschka. In Berliner, Leipziger, Hamburger Proletariervierteln trug sie Rock und Bluse, die Uniform der Proletarierin. In den Häusern, den Salons, den Direktorskanzleien berühmter deutscher und französischer Industrieller, verkehrte sie unter falschem Namen, unter falschen Voraussetzungen empfohlen, eingeführt und eingeladen, in der kostspieligen, eleganten Tracht einer Dame von Welt. Im „Romanischen Café“ saß sie, sehr selten, sehr gelannweilt, unerkant und unter Pseudonym in der Kleidung, die einen symbolischen Kompromiß der Literatur-nahen Frauen mit den herrschenden Gesetzen der bürgerlichen Mode darstellt. Ihre Schlaueheit war so groß wie ihr Talent. Ihre Schauspielerei so überzeugend wie ihre Taten im Bürgerkrieg. Ihre Macht über Menschen und Männer so siegreich, wie ihre Schönheit.

Sie war schön. Ihr Angesicht war kühn, licht und entschieden. Ihr Haar hatte den Glanz des Kupfers, es klang beinahe, wenn man es ansah. Ihre Augen waren klug und stolz, wie zwei Gedanken. Ihre Stirn war klar wie ein Mittag. Man sagt, daß ihre Liebe groß war, wie ihr Mut. Diese Frau scheint dagewesen zu sein, um in Legenden weiterzuleben.

Ich sah im letzten Winter — sie war ein Jahr vorher gestorben — ein mittelmäßiges primitives Porträt von ihr, im Kreml, im Zimmer Karl Radeks. Das Bild war mäßig, aber der Tod hatte es geweiht. Es wurde nicht besser, aber es wurde schöner. Radek sprach von der Toten, mit der stillen, lebendigen, gütigen Würme, die nur in seltenen Fällen über scharfe dialektische Zungen kommt, wie eine Gnade. Es war ein Winterabend, eine schüchterne grüne Schreibtischlampe brannte, draußen fiel Schnee auf den Kreml, drinnen lagen tausend Bücher in Regalen, auf Stühlen, auf dem Tisch, auf dem Boden, das Bild von der jungen, toten, schönen Frau hing halb im Schatten, wie in einem jenseitigen Dämmer.

Es ist wahrscheinlich gut und in Ordnung, dachte ich später, als ich das stille verschneite Kreml-Tor verließ, es ist vielleicht gut und in Ordnung, daß sie tot ist, die junge Larissa Reifner. Sie wäre wahrscheinlich heute in der stärksten „Opposition“ — „der bürokratische Ring schließt sich mit Befriedigung“ — — vielleicht in Sibirien — — es ist nicht viel Platz in der Welt für eine Frau von den Barrikaden, wenn die Barrikaden abgebaut werden.

**B**



28.8.27

Frankfurter Zeitung

Russenbulletin

Dearville



## EIN PAAR TAGE DEAUVILLE VON JOSEPH ROTH.

Ich liebe die gare St. Lazare und die Züge, die hier abgehen. Es ist ein lebhafter Bahnhof, mit vielen überflüssigen Läden und vielen überflüssigen Dingen, die für Reisende unentbehrlich sein sollen: zum Beispiel leicht zerbrechlichen Flakons und Spiegeln, schweren Lederköfferchen für Manikurgeräte, die man besser in der Tasche trägt, patentierten Etais für Tintenfässer, die man in der Hand halten muß, damit sie nicht aufgehen. Für wen sind diese lästigen und blinkenden Angelegenheiten? — Für die reichen Leute. Wohin fahren die reichen Leute? In die „Saison“ nach D e a u v i l l e.

Ja, es ist Saison in Deauville. Von New York gehen in diesen Wochen besondere Dampfer nach Le Havre-Deauville ab, 6 Tage sind die Schiffe unterwegs, ein Katzensprung über den Ozean. Von London kann man um 9 Uhr abends wegfahren und ist gegen 7 Uhr früh in Deauville. Von Paris dauert die Fahrt knappe drei Stunden — Deauville ist 184 Kilometer von hier entfernt.

Der Zug, in den ich steige, führt nur Wagen erster und zweiter Klasse und ist entschlossen, unterwegs überhaupt nicht zu halten. Es ist ein nobler Zug, es scheint mir, daß er die Gegend verachtet, die er durchfahren muß. Mit höhnischem Gepolter rast er durch Stationen, die keine mondänen Seebäder sind, und den Gruß der signalisierenden Beamten nimmt er kaum zur Kenntnis. Wir sind reiche Leute, wir Passagiere. Wir dürfen uns auf keinen Fall in der Eisenbahn langweilen, wir sollen es erst am Strand. Fiele es dem Zug ein, irgendwo unterwegs stehen zu bleiben, so können wir es uns leisten, ihn zu verlassen und einen Aeroplan zu besteigen. Wir wollen zu einem bestimmten Ziel und fahren zu einem bestimmten Ziel — ohne Aufenthalt. Wir sitzen in großen, breiten und hellen Wagen, die Fenster dieses Zuges sind ausnahmsweise mit zwei Fingern aufzumachen und zu schließen, die Türen sperren von selbst, so, daß keiner von uns hinausfällt, auch wenn er sich entgegen dem Verbot anlehnt, kein Passagier dritter Klasse stört uns, keiner von jenen, die aus Städten ohne Saison dazusteigen, keiner von jenen, die sogar in der Zeit zwischen dem Grand-Prix und der ersten Herbstmodeschau ekelhaften Beschäftigungen nachgehen müssen — — wir sind ganz unter uns.

Wir sind ganz unter uns, das heißt: wir sind nicht krank, sondern mondän. Auch Aerzte empfehlen uns Deauville zuweilen, sie verordnen es sogar, aber nicht, weil sie die Krankheit, sondern weil sie die Gesundheit ihrer Patienten festgestellt haben. Deauville ist das typische mondäne Seebad. Es besteht aus Strand, Horizont, sauberen, weißen, stillen Häusern, einem lauten Kasino, Sport-Rasen, einer Rennbahn, Kaffeeterrassen, Restaurants. Es ist kein Produkt der Natur, obwohl es alle Annehmlichkeiten, welche die Natur gelegentlich auch vergeben kann, mit Sorgfalt und wählerischem Sinn einkalkuliert. In dem Maße, in dem die Natur bereit ist, etwas von ihrem Reichtum den oberen Schichten der Menschheit abzugeben, und in dem Maße, in dem diese es mit ihrer Würde vereinen können, etwas vom Reichtum der Natur unentgeltlich anzunehmen, — nur in dem Maße ist Deauville natürlich. Im übrigen scheint es von einem Architek-

ten, der Sanatorien baut, erschaffen zu sein. Seine Sportrasenflächen sind doppelt und dreifach grün, die Wellen des Meeres rauschen dreifach stark. Wenn ich einen Gärtner sehe, der Blumen in Deauville besprengt, so zweifle ich daran, daß Wasser aus seiner Kanne fließt. Ich glaube, es ist Parfüm, Garten-Parfüm von Hobbigan. Hier wachsen Rosen, Veilchen, Stiefmütterchen in privaten Gärten, Blumen aus Modesalons, jene künstlichen Flora-Produkte, welche die schönen Frauen in der ganzen Welt — die unverwelkbaren Frauen — an ihre mondänen Kleider heften.

Man kommt natürlich nicht direkt in Deauville an — wie sollte man! Man kommt in Trouville an, der Schwesterstadt, der etwas vernachlässigten, die es übernommen hat, den Bahnhof zu beherbergen. Denn schon ein Bahnhof ist ungesund. Ein Bahnhof verbreitet Steinkohlendunst, und in Deauville soll es keine Art von Dunst geben. Trouville ist eine liebe, alte normannische Stadt, mit Giebelhäusern, mit Läden, mit Droschken und Automobilen. Ohne Trouville könnte Deauville nicht Deauville sein. Trouville versorgt Deauville mit den nüchternen Notwendigkeiten.

Es gibt in Trouville allerdings auch Hotels und einen Strand. Aber es sind kleinbürgerliche Hotels und ein bürgerlicher Strand. Außenseiter wie ich, wohnen in Trouville, baden in Trouville. Sie zahlen während der Saison immerhin 30 bis 50 Francs täglich für ein Zimmer. Hätten sie aber den Mut — zu dem allerdings Geld gehört — sich nach Deauville hinüberzuwagen, sie würden 200 Francs täglich für ein Zimmer zahlen.

Aber sie haben nicht den Mut, sie haben nicht das Geld. (Man weiß nie, wo die Feigheit aufhört und wo die Armut beginnt.) Was mich betrifft, so kenne ich mich nicht mehr aus. Ich wandere nur der Pflicht halber am Nachmittag nach Deauville. Ich halte mich selbst für einen Reichen. Ich lese in einer mondänen Schneiderzeitung einen Artikel mit dem Titel:

„Conseils à Jean Jacques avant son départ pour Deauville.“

Ach, was sind das für Ratschläge! „Ich sehe Dich,“ — so schreibt der Ratgeber — „mein lieber Freund, am Morgen nach Deiner Ankunft aus dem Bett steigen, in einem Pyjama von ernstem Muster, das Deinem Charakter widerspricht; in einem Farbenton, der Deiner Jugend entspricht — also trotz des Ernstes hell ist, aber keineswegs schreiend. Es ist einer von jenen englischen Pyjamas aus Crêpe de Chine, die so angenehm zu tragen sind. — — Es klopft an Deiner Tür! Du rufst herein! Und mit der Schnelligkeit, die Dir Deine Jugend gestattet, vertauschest Du Dein Pyjama mit einem Zimmer-, mit einem Frühstücksanzug von jungem und lebendigem Farbenton, sehr zart und sehr weich, ein angenehmer Kontrast zu Deinem Pyjama, dennoch ebenfalls aus Crêpe de Chine, aber an den Rändern mit zarten Mustern ausgestattet.

Du rauchst die zwei Zigaretten, die Dir erlauben, ohne sonderliche Langeweile Dein Morgenbad zu erwarten. Nachdem Du gebadet hast, suchst Du in Deinem Koffer nach der passenden Vormittagskleidung.

Was findest Du? — Schuhe aus weißem

7251  
8.82  
366



Hirschleder, von gelbem Ziegenlederrand eingefasst, — gelb, nicht rot! — Daß Du es nicht vergissegst! — ohne jedes Muster, ohne Löcher, ohne Schnallen, zarte Schuhe und dennoch starke Sohlen, Schuhe, die zu Deinem hellgelben Rock passen und Deiner weisen Hose mit punktierten blauen Streifen.“ — — —

Ach! ich trage nur einen dunkelgrauen Sommeranzug. Mein Gewissen ist auch etwas beschwert, weil ich, als es an meiner Tür klopfte, in meinem Pyjama blieb, es nicht gegen einen Morgenanzug vertauschte, und dieses Pyjama war überdies weiß, mit dunkelblauen Streifen. Auch sind meine Schuhe nicht aus weißem Hirschleder sondern aus ganz gemeinem, beinahe ekelhaftem, gelbem Chevreaux. Werde ich überhaupt ins Kasino können?

In dieses Kasino — in dem man Roulette spielt (im großen Saal) und Baccarat (im kleinen) — kann ich ungehindert eintreten. Nur Männern ist der Eintritt gestattet. Vor einem Jahr hatte die Pariser Schauspielerin Yoonne Printemps gewettet, daß sie auch hineinkommen würde. Sie gewann 10 000 Dollar und kam hinein. Sie hatte Männerkleidung angelegt. Offenbar jene Schuhe aus weißem Hirschleder, wie sie oben beschrieben sind. Herr Citroën, der Pariser Autokönig, ist ständiger Gast in diesem Kasino. Er lebt in Deauville von Juli bis Ende August, verliert im Spiel, und es geht das Gerücht, daß er jedes Jahr, vor der Abfahrt, jedem Croupier ein Citroën-Auto als Abschiedsgeschenk überreicht.

Der Herr Citroën hat in Deauville eine Villa. Sie steht weiß, leuchtend, ein Edelstein unter den Häusern, in einer Seitenstraße, in einer stillen Seitenstraße, in der nicht einmal ein Citroën-Auto tuten darf. Neben der Citroën-Villa befindet sich das Haus des Pariser Herrn Rothschild. Es ist heute geschlossen, Herr Rothschild ist noch nicht da, sein Gärtner geht mit einer Spritzkanne umher, der Lakai hat keine Livree, die Pferde wiehern im Stall, die Blumenbeete warten bunt auf Herrn Rothschild. Man erwartet ihn nächste Woche.

Villen, Villen, lauter Villen! Es gibt da einen Boulevard Eugène Corniché, in dem kein Miethaus zu stehen wagt. Alle Villen haben normannische Fassaden, trauliche Giebel, kleine Balkons, steile Dächer, Weinlaubüberhangene Veranden. Aber es ist ein Baustil, der nicht aus der Tradition kommt, sondern der sich die Tradition ausgeliehen hat, um wenigstens nicht vergessen zu lassen, daß Deauville in der Normandie liegt. Es könnte vielleicht einem der reichen Amerikaner, die hierher kommen, einfallen, eine Photographie von dem Boulevard Corniché mitzunehmen, um zu wissen, was eigentlich „normannisch“ ist. Wenn der Paddock von Deauville einen normannischen Giebel hat, mit braunen Querbalken, die wie das zartgestreifte Muster einer Vormittagshose aussehen, so bedeutet dieser „Stil“ eine Konzession der Badeverwaltung an das ethnologische Interesse der Kurgäste, denen die Erinnerung an zementierte Badekabinen nicht genügt.

Denn es gibt zementierte Badekabinen in Deauville, in denen man sich nicht erkälten kann, einen hölzernen Steg, der das Meer mit der Badedirektion verbindet, Kaffeeterrassen, in denen man im Trikot Orangeade trinken darf, ohne zu zahlen, weil man im Wasser Kredite hat und keine Briefftasche, drei Terrains für Polospiele, 200 Pferde zum Verleihen, „pompejanische Bäder“ mit Bassins von antiker Rundheit mit echten Negerjazzbandkapellen, Hotelvestibüls, in denen man Fünfuhr-Tees tanzt, einen theatralischen Mondschein für romantische Milliardäre, die vom Wetterbericht unabhängig sind, und Ebbe und Flut, die von der Kurverwaltung reguliert werden. Nur einmal im Jahr, an einem Sonntag im August, ist das volkstümliche Element zugelassen: da gibt es so eine Art normannisches Kostümfest, an dem alle Menschen in allen Volkstrachten erscheinen. Aber bei näherer Betrachtung erweist es sich, daß viele Trägerinnen der Kostüme aus der Park-Avenue in New York stammen und aus den Champs-Elysees in Paris. Man sagt, daß der Badesand von Deauville von Coty alljährlich ausgestreut wird — zur Reklame für den „Figaro“, den er gekauft hat. Aber das ist eine Uebertreibung.

In  
Journ  
und  
alte  
Bürge  
Emme  
mit d  
tags  
verna  
G  
Die  
Nirge  
fuhre  
Siren  
schw  
Dann  
ruhig  
preuf  
von  
Silbe  
Eben  
gewa  
einer  
trage  
Berg

E  
chen  
dem  
wan  
End  
Pfer  
es  
übe  
Krä  
Alt  
Bü  
von  
wei  
Stad  
tion  
Kaff  
lock  
tägl  
am  
Orso  
warr  
Fink

In  
die  
kräft  
seine  
berg  
Einer  
Kano  
dunk  
Mark  
Sie  
Rhei  
alles  
krän  
Mitt

25 9. 27

Frankf. Teubner

Die Autoren sind mir  
persönlich bekannt.

25/IX 27



**Spiel im Morgengrauen.** Novelle von Arthur Schnitzler (S. Fischer Verlag, Berlin. 159 Seiten. Geb. M 5.50).

Wieder zeigt er sich als Meister der Spannung, wie in „Fräulein Else“ und in der „Traumnovelle“. In der Art der Spannung spürt man den Dramatiker. Er stellt die Hauptpersonen vor möglichst unerbittliche Entscheidungen, die ein rasches Handeln erzwingen. Das erzeugt das hinreißende Tempo. Bei „Spiel im Morgengrauen“ werden gleich zwei Existenzen aufs Spiel gesetzt. Ganz wörtlich zu nehmen: Kartenspiel um Geld. Der ehemalige Oberleutnant von Bogner pumpt den Leutnant Wilhelm um neunhundertsechzig Gulden an, die er in vierundzwanzig Stunden haben muß. Bei Todesstrafe haben muß! Denn in gewissen Fällen bleibt einem nur das Erschießen. Wilhelm hat selber nur hundertundzwanzig Gulden, von denen er aber hundert noch diesen Nachmittag am Spieltisch für den Kameraden einsetzen wird. Und wirklich: in wenigen Stunden, so gegen Abend, hat Wilhelm tausendeinhundertundfünfzig Gulden in der Tasche. In einer Erzählung von 159 Seiten ist dieser Gewinn auf Seite 39 eine unheimliche Sache. Die Lösung kommt zu früh, man wittert Unheil. Es wird von Schnitzler in feinsten Dosen ausgeteilt. Der Leutnant, der das Spiellokal verlassen hat, wird durch die unscheinbarsten Zufälle wieder an den grünen Tisch geführt. Er spielt zum zweiten Male und gewinnt zweitausend. Geht wieder; verpaßt den Zug zur Rückfahrt; kommt wieder; spielt von neuem; und ums Morgengrauen hat er elftausend Gulden verloren. Sie müssen übermorgen bezahlt sein. Vergebliche Gänge zu einem Onkel und zu einer vom Dichter etwas aufdringlich romantisch erfundenen Dame halten das Schicksal hin. Die Dame ist überflüssig und stillos in diesem feinen Schicksalsgespinnst. Die tausend Gulden, die sie nach einer Liebesnacht dem Wilhelm als „Bezahlung“ überläßt, schänden unnötig sein Ehrgefühl. Er schickt das Geld dem Bogner zur Lebensrettung; und sich selber erschießt er. Es liegt eine grausame Symbolik in diesem Ausgang: Das böse Fatum will sein Opfer. Wird es nicht Bogner, so muß es der andere sein. Schnitzler hat wie eine Norne den Faden gesponnen und ausgezogen bis zum Reiß. Ein Meister der Spannung.

**Franz Molnár.** Die Dampfsäule. Novelle. (Berlin, Paul Zsolnay-Verlag. 125 Seiten. Geb. M 4.90.)

Auch Molnár ist wie Schnitzler zunächst Dramatiker. Aber in seiner Novelle bezieht er die Spannung nicht aus der dramaturgischen Technik. Schnitzler spannte durch die drängende Situation; Molnár durch die auf jeder Seite neu überraschende Enthüllung seiner Hauptperson. Diese wird zum Anfang vorgestellt als ein wilder k. k. Rittmeister. Aber am Schluß war es ein

fabulierender Münchhausen, ein Abenteurer, der mit einer falschen Uniform sich selber, seinen Frauen und Freunden eine Köpenickiade vorspielte. Kein Betrüger, kein Lügner; nur ein Spieler des Lebens, der sich die Heldenrolle wählte, darin aufging und schließlich unterging. Molnár erzählt im Ich-Stil — er ist dabeigewesen. Er unterbricht sich oft mit kleinen Sätzen technischer Erörterungen: wie man am besten Spannung und Wirkung erzeuge. „Den Fehler aber, bisher nicht zu verraten, daß er niemals Offizier gewesen ist, habe ich absichtlich begangen, in der Erwägung, daß ich, als er mir die Dinge erzählte, auch noch hoch und heilig glaubte, er sei Rittmeister.“ Molnár will es auch weiter glauben, denn er nennt ihn noch am Schluß der Erzählung bei seinem erschwindelten Rang. „Gesetz ist Gesetz“ — sagt der Autor von seinem geliebten Geschöpf. Rolle ist Rolle. Man ist das, was man lebt — nicht was man fälschlich scheint. Es gibt auch höheren Schwindel. Doch diese Reflexionen rücken schon abseits von der impulsiven Novelle, die dichterischer geraten ist als irgendetwas aus Molnárs dramatischen Oeuvre.

**Colette: „Mitsou“.** Roman. (Paul Zsolnay-Verlag, Berlin. 147 Seiten. Geb. M 4.50.)

Die Französin Colette nimmt für die erste Hälfte ihrer Novelle — denn dieser „Roman“ ist eine nicht zu Ende erzählte Liebesepisode — das augenscheinlichste dramatische Mittel in Anspruch: den Dialog. Dabei hat sie zuallerletzt dramatische Wirkungen in ihrer Absicht. Aber die auf Rollen verteilte Mitteilung gestattet der Dichterin die leichteste und duftigste Aussprache ihrer Liebenden: der kleinen Filmdiva, die den kleinen blauen Leutnant liebt. Die Technik dieser Geschichte, in der nichts als Seelisches passiert, wirkt wie Improvisation. Mitsous Liebe ist bei aller Zartheit und Delikatesse die aktive; der Leutnant erwidert sie mehr herzlich als leidenschaftlich; er läßt sich umarmen, von der Flamme wärmen; und entgleitet schließlich sacht dem Zauber. Sie aber schreibt lange noch Briefe über Briefe, die über die körperliche Nähe und die zeitliche Erfüllungsmöglichkeit hinaus nach einem immerwährenden Glück zielen. Man kann sagen: in die Ewigkeit. Mag mancher dieser Briefe das Bildungsniveau einer Mitsou beträchtlich überflügeln, so bleibt der Gefühlsgehalt dennoch naiv und rührend. Die Uebersetzung von Erna Redtenbacher vermag den Eigenstil der Colette zwar unmöglich ganz präzise zu treffen, vermittelt aber doch den Stimmungstimbre. Die Spannung dieser spannungslosen Geschichte drängt nur in den feinsten Nerven der Beteiligten. Es ist ein novellistisches Kammerspielchen; eine fast wienische Mischung von Sentimentalität und Humor. Marcel Proust soll Tränen darüber geweint haben.

## DIE AUTOREN SIND MIR

## PERSONLICH BEKANNT.

Von Joseph Roth.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Autoren der beiden Bücher, die vor dem Referenten liegen, ihm persönlich bekannt sind. Besäße er die untadelige, unnahbare Gerechtigkeit, die man alten legendären Richtern zuspricht, so hätte er es entweder vermieden, die Bekanntschaft mit Männern zu schließen, die imstande sind, Bücher zu schreiben, oder er hätte den Auftrag, über ein Buch eines ihm persönlich bekannten Autors zu revidieren, ohne Ent-rüstung, aber mit Entschiedenheit abgelehnt. Aber der Referent ist nicht nur ein Mensch mit materiellen Bedürfnissen, die er durch Honorare zu befriedigen vergeblich sich müht; mit einem nachgiebigen Herzen, das verschiedener Bindungen bedarf — —: der Referent ist auch überzeugt, daß es eine absolute Unbestechlichkeit nicht gibt und daß in derselben Welt, in der die Bücher geschrieben, sie auch besprochen werden. Eine Feder bespricht die andere. Jeder Mensch „vom Fach“ verbindet oder verwechselt seine literarischen Neigungen und Abneigungen mit seinen persönlichen. In diesem unmenschlichen oder allzu menschlichen Betrieb, den man: Literatur nennt, wäre heutzutage das einzig gerechte Urteil das des Lesers — wenn es ihn überhaupt noch gäbe. Aber die Erfahrungen jedes einzelnen von uns sowie die Abrechnungen, die wir von unsern Verlegern so selten bekommen, lehren uns, daß wir selbst die Bücher schreiben, lesen und besprechen. Sogar wenn es eine absolute Objektivität gäbe, wir hätten nichts mit ihr anzufangen. Aber, noch einmal: es gibt keine.

Was den „Schreiber dieser Zeilen“ betrifft, so hält er es von vornherein für eine Zudringlichkeit, dem Leser, den man so gerne schätzen möchte, wenn man ihn fände, ein fertiges Urteil darzubieten. Etwa: das Buch ist ausgezeichnet oder miserabel oder mittelmäßig. Der Referent ist, auch wenn er den Verfasser nicht kennt — was in dieser Enge unwahrscheinlich ist — gar nicht imstande, das Werk von seinem Urheber zu trennen. Es gibt überhaupt kein Werk, bei dem es möglich wäre. Er verachtet die falsche Objektivität, die sich den Talar anzieht, wenn sie sich zum Schreibtisch setzt und sich selbst vortäuscht, daß sie „ohne Ansehn der Person“ zu richten beginnt. Es ist gerechter, anständiger und würdiger zu gestehen, daß so etwas unmöglich ist. Man ist nicht „voreingenommen“, man ist nur freudig bereit, das Buch eines Mannes, den man für begabt hält, der fraglichen Öffentlichkeit zu empfehlen. Der Referent bekennt sich somit nicht von vornherein zu den Büchern seiner Bekannten. Er bekennt sich nur zu den Menschen, die er schätzt. Er ist überzeugt, daß es ungerecht ist, ein Buch so zu beurteilen, als stände es allein da, abgetrennt von seinem Urheber — wie man etwa ein Kind beurteilt, ohne nach seinem Vater zu fragen. Ein guter Schriftsteller kann kein absolut schlechtes Buch verfassen. Er kann nur irren, solange er schreibt. Oft erhält der Referent Bücher eines Menschen, mit dem er vor zwei Wochen im Kaffeehaus gesprochen hat. Nicht immer sind es Bücher mit den Bildnissen der Autoren, die es,



nebenbei gesagt, seit einigen Jahren lieben, ihre Physiognomien der Mitwelt darzubieten. Es ist, als ob die jungen Autoren anfangen, auf ihr Gesicht ebenso stolz zu werden, wie auf ihren Stil. Oder als ob eine Art dumpfer Ahnung, daß sie auf ihren Stil nichts mehr sich einzubilden hätten, sie antriebe, mit ihrem Gesicht zu prahlen. Niemals ließen sich Schriftsteller so oft und so nachdrücklich photographieren, porträtieren und veröffentlichen. Auf Prospekten der Verleger, in illustrierten Zeitungen und auf Titelblättern kann man sie sehen.) Aber ich spreche von jenen, deren Porträt nicht zu sehen ist. Vor mir taucht ihr Gesicht auf, sobald ich eines ihrer Bücher aufschlage. Ich bringe es nicht über mich, ein kühler „Kritiker“ zu sein. In ihren Zeilen suche ich nach ihrer warmen, lebendigen Menschlichkeit, die mir vertraut ist, ungefähr wie man im Laub nach dem Vogel sucht, dessen Gesang man hört. Ach, ich bin bestochen! Was ich ihnen vorzuwerfen habe, ist so unwichtig im Vergleich mit der Achtung, die sie mir einflößen. Dies und jenes in ihren Büchern hätte ich anders gewünscht. Ich werde es ihnen sagen. Aber in dieser Welt, aus der sogar die tiefere Gerechtigkeit des Herzens geschwunden ist, finde ich keinen Grund, die formale Ungerechtigkeit hochleben zu lassen. Ich werde sie nicht „kritisieren“, ich werde von ihnen erzählen. Ich werde sie nicht „besprechen“, ich werde sie dem fiktiven Leser empfehlen.

Das eine Buch hat Manfred Georg geschrieben. Es heißt „Räubergeschichten“. Der Verfasser ist einer der begabtesten jungen Journalisten Deutschlands. Er schreibt Gerichtssaalberichte sehr schnell und mit einer vornehmen Gesinnung, der die Eile nicht schadet. Um zwölf Uhr mittag ist der Prozeß. Um fünf Uhr nachmittag ist der Bericht gedruckt, sind der Angeklagte, die Zeugen, die Richter, die Rechtsanwälte geschildert, sind alle Armseligkeiten armseliger Menschen, die der Prozeß aufgedeckt hat, mit dem Licht der Menschlichkeit erhellt, das alle Fehler verschönert und alle Schuld verzeiht. Der Verfasser schreibt Reiseberichte. Der Verfasser schreibt kleine Skizzen von der großen Not der großen Stadt. Der Verfasser ist nicht nur ein Schriftsteller. Er ist ein Mensch.

Seine „Räubergeschichten“ (Spiegel-Verlag, Wien, Berlin, Leipzig) enthalten kurze, spannende, düstere und lächelnde, abenteuerliche Geschichten. Manche sind allzu flüchtig geschrieben, die Sorgfalt fehlt ihnen (und der Sorgfalt fehlte die Zeit). Alle sind dichterisch — nicht im formalen, sondern im menschlichen Sinn. Jede Geschichte zeugt von der mutigen, anständigen, ehrlichen Gesinnung des Autors. Sie geben dem flüchtigen Leser, was er verlangt: Zerstreung. Dem Bedächtigen, was er verlangt: Grund zur Nachdenklichkeit.

Das andere Buch hat der stille Dichter Franz Hessel geschrieben. Es heißt „Heimliches Berlin“, ist ein Roman und im Verlag Ernst Rowohlt, Berlin erschienen.

Es ist sehr sorgfältig geschrieben — langsame Sorgfalt ist die Tugend Hessels, wie rasche Leidenschaftliche Gesinnung die Tugend Georgs ist. Es ist ein klares, gutes und zartes Deutsch. Das Buch erzählt ein paar Begebenheiten aus einem kleinen, sehr gewählten, geistigen Kreis Berlins. Zart und bedächtig blühen die Begebenheiten zu Schicksalen auf. Das Notwendige sieht wie zufällig aus. Am Schluß erst ahnt man, daß hinter oder über dem geschilderten Geschehen eine große, starke, übermenschliche Unerbittlichkeit steht — am Horizont des Buches steht sie, ein Gewitter.

Diese beiden Bücher empfiehlt der Referent, obwohl ihm die Verfasser persönlich bekannt sind.

## CHRISTIAN MORGENSTERN NACHLAß

Von Efraim

Margareta Morgenstern und Michael Bauer haben nach langer Vorbereitung jetzt Morgensterns lyrischen Nachlaß in chronologischer Folge vom Jahre 1887 bis 1914 unter dem Titel „Mensch Wanderer“ (R. Piper u. Co., München. 281 Seiten. Geb. M 7) herausgegeben; eine reiche und gewichtige Gabe, für welche sie großen Dank verdienen. Denn was hier dargeboten wird, hat nicht verehrende Pietät, wie so oft bei Nachlässen, an minder Geglücktem und dem Dichter als zweifelhaft Verworfenem noch aufzulegen, es ist vielmehr eine erstaunliche Fülle großer lyrischer Gedichte und dichterischer Prägungen, deren spätes Erscheinen die knappe Vorbemerkung der Herausgeber aufklärt. Diese Sammlung gewinnt den anderen Gedichtbänden gegenüber, denen sie sich als Lyrik ebenbürtig anreihet, noch erhöhte Bedeutung dadurch, daß die chronologische Anordnung, fast den gesamten Zeitraum seines Schaffens umfassend, ein gedrängtes Bild vom Wesen des Dichters und was ihn von andern scheidet, mit größter Klarheit widerspiegelt.

Ein lyrisches Seitenstück zu den „Stufen“ — und ebenso gehaltvoll. Der gleiche Zug und Atem zum freiesten seelischen Durchbruch weht uns auf jeder Seite ergreifend an. Was dort als schwere Arbeit an der Befreiung des Ich erscheint — das schmerzliche stückweise Herausheben des Göttlich-Menschlichen aus dem Block der eignen Individualität — enthüllt sich hier als formende Kraft an der Welt der Erscheinung und Empfindung, als ein Anpacken, Durchdringen und stetiges Verwandeln des Angeschauten und Gefühlten, bis es als geistige Gestalt seinen letzten Sinn sagt. Ergreifend, weil die rastlose, nimmermüde Bemühung bekenntnishaft neben dem Gelungenen und Meisterlichen steht und nicht hinter einer kühlen Könnergeste verschwindet.

Es heißt Morgenstern mißverstehen, das Außerordentliche und Vorbildliche an ihm verkennen, wenn man seine Bedeutung nur an dem Gültigen seiner besten Gedichte mißt. Nichts war ihm selbst ferner als der museale Kennerstolz, der mit schmeckender Zunge die „Meisterwerke“ isoliert und abgelöst sich ins schön abgestimmte und dekorierte Heiligtum hängt. Nur einer Zeit von geschwächter Schöpferkraft, aber um so größerer Schaffensgier blieb es vorbehalten, sich einen so abstrakten Begriff vom Kunstwerk zu bilden, der folgerichtig Sinn und Wert der Kunst nur zu mindern geeignet ist. Das „Können“ und die zeitlose „Gültigkeit“ Homers und Pindars sind wahrlich nicht Resultate eines Formdenkens oder einer hochgetriebenen Fertigkeit — des Talents —, sondern einer im Religiösen fundierten Identität von Werk und größtem Ethos; wenn wir schon kein besseres volleres Wort haben für die von einer ehrfürchtig angeschauten Ordnung gebändigte Lebensfülle. Was die Kenner bewundern, ist dagegen nur eine aus dem eignen Mangel abgeleitete Vollendung — ein Phantom.

Diese Bemerkung scheint mir nötig, nicht um Morgensterns Lyrik zu verteidigen — sie ist stark genug, um für sich selbst zu zeugen —, sondern um ihren Standort finden zu helfen. Nichts wäre leichter gewesen, als hier eine sogenannte repräsentative Auswahl zu treffen, sie hätte gut zwei Drittel der Sammlung ausmachen können, aber es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten der Nachlaßwallerin, mit tiefstem Verständ-

AR 1764

3/3

Joseph Roth Collection

II.3

Articles, 1928

S4717

ARTICLES

1928



29.1.28

Frankf. Zeitung

Der Amerikanismus im  
Literaturbetrieb

29/1 28

2



... und gar nicht entspre-  
... kehrt unter den Juden die  
... weisen vertreten sind. Es  
... mit der Abstammung eine  
... gegeben sei. Ein „Volk“  
... ft von Menschen, die auf  
... n oder in der Erinnerung  
... er Gemeinschaft oder im  
... ch zu einer Schicksalsge-  
... fühlen. Wer dieser Schick-  
... verbunden fühlt und ihr  
... gehört zu ihr, zu diesem  
... schließt, daß er mit einer  
... Gruppe gemeinsam religiöse  
... oder Erinnerungen hütet.  
... „Volkstheorie ist mit den  
... ist auch staatsrechtlich

... außerordentlich klare kleine  
... ller Beitrag zur kritischen  
... griffe „Volk“, „Staat“ und  
... Prof. v. Aster

... ks-Idee und deutsch.  
... Von Julius Goldstein.  
... 4 Seiten. Geh. M. 2.90.

... unigen helfen. Im Inter-  
... und des allgemeinen Fort-  
... die freie Zusammenarbeit  
... Okzident gefördert werden.

... auch der Umstand, daß die  
... Zeitschrift in Aegypten eine  
... abung gegründet hat, die  
... arbeitskreis für Erneuerung  
... rt, der in Deutschland ein  
... rift „Das werdende Zeit-  
... ch ist es noch nicht ge-  
... en der neuen Erziehung in  
... verschaffen. Dazu ist das  
... noch zu primitiv. Aber  
... sein derartiger Bestrebun-  
... Zeichen der Zeit, des sich  
... H. K.

... e äußerlich sehr anspre-  
... cherei kommt bei Julius  
... aus: „Verständliche  
... die mit drei bis vier Bän-  
... Wie der Name besagt,  
... Laien bestimmt, die sich  
... belehren lassen wollen.  
... Prof. K. v. Frisch: „Aus  
... n“ (geb. M. 4.20), Prof. R.  
... andelt „Die Lehre von der  
... 1.80) und in zwei Bänden  
... ssenschaft vom Leben oder  
... Die Sammlung ist druck-  
... et mit zahlreichem Bild-  
... Format und Ausstattung  
... fach gehalten.

... mmlung „Jedermanns  
... Ferdinand Hirt in Bres-  
... nd ihr und des Lesers  
... n neuen Bänden liegen  
... des bürgerlichen  
... Baer, „Assyrische  
... e Kunst“ von Eckhard  
... che Kunst“ von Her-  
... ik in Frankreich“  
... er. Jedes Buch ist mit  
... falt gearbeitet, klar in der  
... durch Bildbeigaben unter-  
... französische Musik ver-  
... Kunst im Zusammenh  
... heit zu spiegeln.

... wurde, die Enttaltung der Industrie, das Zurück-  
... drängen der volkswirtschaftlichen Bedeutung der  
... landwirtschaftlichen Produktion und des Rentner-  
... tums machen den Inhalt des vorliegenden Buches  
... aus. Der Verfasser geht von der wirtschaftlichen  
... Struktur des Vorkriegs-Franreich aus, dem er zu  
... unrecht fast jede Dynamik abspricht, was ihn dazu  
... führt, den industriefördernden Momenten der Kriegs-  
... und Nachkriegsjahre eine allzu große Bedeutung  
... beizulegen. Es würde lohnend sein, die Untersuchung  
... nicht mit dem Jahre 1913 beginnen zu lassen, son-

... hier insbesondere teilt nach meiner Ansicht und  
... ganz im Gegensatz zu Kammerers Meinung dem po-  
... pulären Buch das bis zu typischer Gestaltung durch-  
... gearbeitete Schema, wie man es bisher nur in  
... Ansätzen findet (z. B. in R. Goldschmidts „Asca-  
... ris“).

... Alles in allem: kein „Aufklärungsbuch“ für den  
... „gemeinen Mann“, aber ein gutes und ein ehrliches  
... Buch! „La nature vue à travers d'un tempera-  
... ment.“ Und Kammerer ist ein seltenes Tempera-  
... ment.  
... Dr. W. E. Ankel

## DER AMERIKANISMUS IM LITERATURBETRIEB

Von Joseph Both.

Mit einer Begeisterung, die in Deutschland sowohl eine Tugend als auch eine Instinktllosigkeit sein kann, die ebenso einem Wissensdurst entspringt wie einen gewissen Snobismus begleitet, die ein Zeichen der schönen deutschen Vorurteilslosigkeit ist, aber auch eines der deutschen Wahllosigkeit — mit einer Begeisterung also, die sich selbst in den Verdacht bringt, eine Mode zu sein, hat man angefangen, die amerikanischen Schriftsteller zu übersetzen, in verhältnismäßig großen Auflagen herauszugeben und mit einer Zuvorkommenheit zu loben, die man ungewöhnlich nennen könnte, wenn Zuvorkommenheit gegenüber übersetzten Werken nicht eine löbliche Gewohnheit der deutschen Buchkritik wäre. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten. Auch erheben diese Ausführungen nicht etwa den Anspruch auf eine unwidersprechbare Richtigkeit. Sie wollen weder den amerikanischen Autoren noch ihren Uebersetzern noch ihren deutschen Verlegern und Kritikern etwa Verdienste absprechen, sondern nur darauf hinweisen, daß ein Interesse von so akuter Heftigkeit notwendig eine gewaltige Ueberschätzung seines Objekts zur Folge hat.

Ein Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ hat für eine Besprechung eines der jüngst erschienenen amerikanischen Bücher einen Titel gefunden, der als Ueberschrift fast über der ganzen modernen amerikanischen Literatur stehen könnte. Dieser Titel lautet: „Zola-Ersatz“. Er tut ihr kein Unrecht, viel eher eine Ehre an und auf jeden Fall paßt er. Diese Literatur (mit wenigen „europäischen“ Ausnahmen, wie z. B. John dos Passos) demonstriert das soziale Gewissen des Anklägers am naturalistisch gewählten und behandelten Gegenstand. Sie stellt dar: das maßlose Elend des amerikanischen Proletariats und die maßlose Verlogenheit des amerikanischen Bürgers. Diese Literatur bekundet in jeder ihrer Darstellungen offen oder verhüllt eine soziale Tendenz gegen die und gegen deren Bekundung keineswegs etwas einzuwenden wäre. Das alles oder das meiste hat sie mit Zola gemein.

Wodurch aber bleibt sie nur ein Zola-Ersatz? Ich möchte sagen: durch eine primitive Beschränktheit, die sie der geistigen Qualität ihrer eigenen Objekte näher bringt, als es dem Autor gemäß ist. Durch einen Mangel an jener Ueberlegenheit, die eine produktive Distanz schafft zwischen dem Gegenstand und seinem Gestalter. Denn das Ausmaß und gewissermaßen die Beschaffenheit der Distanz, die zwischen dem Objekt und seinem Bearbeiter liegt, entscheidet die künstlerische Qualität der Bearbeitung. Der moderne amerikanische Durchschnitts-Schriftsteller ist seiner Personen intimster Nachbar auf der gleichen Horizontale. Deshalb ist die Satire des Amerikaners dem verwöhnten Geschmack des Europäers so matt. Beschreibt er einen Spießer, so ist es, als könnte es dem Spießer keineswegs schwer fallen, seinen Satiriker mit dessen eigenen Mitteln ebenfalls zu beschreiben. Und man könnte auf den Titelseiten vieler amerikanischer Bücher, die den Namen des Verfassers über dem des Helden tragen, die Namen umstellen, ohne daß sich in dem behandelten

Stück amerikanischer Realität etwas Entscheidendes geändert hätte.

Es ist eine junge Literatur. Es sind gewissermaßen ihre mythologischen Zeiten. Ihre Autoren täten besser daran, an der großen europäischen Literatur zu lernen als auf die begeisterten europäischen Kritiker zu hören, unter denen manche selbst nichts mehr von der literarischen Tradition Europas wissen und infolgedessen behaupten, daß sie ihrer nicht bedürfen. Ahnungslosigkeit bleibe den Amerikanern gestattet. Es mag für den historischen Betrachter literarischer Entwicklungen ergötzlich sein, wie sich ein paar Talente frisch, fromm, fröhlich (und aus Opposition gegen das Alkoholverbot auch feucht) an ihre unkomplizierten Objekte heranwagen, unkompliziert wie sie, mit einer simplen Gesundheit, die Vorstellungen von Turnsälen und Golfplätzen hervorruft. Europa hat dieses Stadium längst hinter sich. Nur seine technischen Mittel waren primitiver. Längst, ehe noch die Photographie erfunden war, hatten wir unsere zeichnenden und malenden Photographen. Und nur eine Gegenwart, die den Unterschied zwischen der Photographie und dem Porträt nicht kennt und das falsche Dokument der Momentaufnahme höher schätzt als das echte des Bilds, aus lauter (berechtigter) Sehnsucht nach dem authentischen Bericht, nach der falschen, weil seichten Authentizität des Polizeiberichts schnappt; nur eine solche Gegenwart ist solcher Ueberschätzung der „Platte“ fähig, und dieser katastrophalen Verwechslung des Objektivs mit dem Auge.

Es gibt einen Zusammenhang zwischen der amerikanischen Literaturmode und den aktuellen Propagandasitten unserer Verleger. Den Prospekten mit den dutzendweis photographierten Dichtern, deren privates Angesicht doch nichts zu tun hat mit ihrem offiziellen, folgen die sogenannten „Best-Sellerlisten“, die statistischen Lobeshymnen auf den Rekord, die Losung, die ganz Amerika vereint, sowohl die Hundertprozentigen als auch die Oppositionellen. Hat ein Buch Erfolg, so wird es noch einmal ausdrücklich als Erfolg gebucht, selbst von jenen, die ganz genau wissen, nach welchen geheimen und nicht immer gerechten Gesetzen Erfolge entstehen. Statt die Bücher, die man für gut hält, möglichst oft und möglichst suggestiv zu nennen, nennt man die gangbaren ohne Rücksicht auf ihre Qualität, ihren Rang, ihren Grad. Wie die Boxer in einer Sportzeitung, stehen die Gesichter der Autoren im Prospekt und im Schaufenster. Man glaube nicht, daß ich damit sagen wollte, ich schätze die Dichter höher als die Boxer. Im Gegenteil: so mancher amerikanische Boxer ist mir lieber als mancher amerikanische Autor. Aber des Boxers wie meinetwegen des Schauspielers Beruf ist es, sein Angesicht zu zeigen und der unmittelbaren, der körperlichen Gefahr auszusetzen. Des Autors Angesicht aber ist sein Stil, und seine persönliche, private Eitelkeit interessiert uns nicht im geringsten, wenn wir ihn nicht zufällig privat kennen. Aus jener Unsicherheit, die ratlos vor der Frage steht: wie der Leser zu „packen“ wäre, entsteht die gleichgültige Autobiographie des Autors und der Prospekt des Verlegers mit



Paßbildern. Als wäre man dessen sicher, daß es keine Nachwelt mehr geben wird, und als müßte man ihr zuvorkommen, macht man, was vielleicht ihre literarhistorische Aufgabe wäre: das Private der Literatur mit ihrem künstlerisch Geformten zu vergleichen. Und in der ständigen deutschen Sücht, vom Ausland (das Falsche) zu „lernen“, die schon eine Art hysterischer Tugend geworden ist, nimmt man jene amerikanischen Sitten an, die drüben wahrscheinlich aus Traditions- und Ratlosigkeit und Unerfahrenheit entstanden sind. Amerika europäisiert sich, bewußt, mittels Kunstgewerbe und mit Eifer. Indessen brennt man in Deutschland vor Begierde, es Amerika gleichzutun, und der deutsche Verleger

von 1928 erfüllt die Aufgabe des germanistischen Seminars von 1980.

Vielleicht wird es dieses Seminar nicht mehr geben? Um so weniger brauchte man ihm heute vorzuarbeiten! Auf jeden Fall ist die private Menschlichkeit, mit der man den Leser zu locken glaubt, eine Zudringlichkeit; die hundertste Aufzählung der Rekorde plump und ungerecht; die Ueberschätzung der Photographie, der Simplizität und der abnungslosen Gesundheit, die den Menschen beschreibt, wie es etwa ein Turnlehrer täte, ein Anzeichen jener harmlos-hygienischen Arroganz, die glaubt, sie hätte die Welt entdeckt, weil sie so spät und so mangelhaft die Welt erblickt hat.

## PAUL ERNST.

Zur Gesamtausgabe.

Von Otto Stoessl.

Von dem Münchener Verlag Georg Müller ist eine Gesamtausgabe von Paul Ernsts Schriften veranstaltet worden.

\*

Paul Ernst hat Dramen, Romane, eine Unzahl in vielen Bänden veröffentlichter Novellen gedichtet, er hat diese Gattungen und die ihnen zugrunde liegenden Lebensformen und Kunstbeispiele aller Zeiten und Völker, besonders die deutschen, in eingehenden kritischen Darstellungen untersucht und ist jetzt — ein kräftiger Sechziger — dabei, ein weit angelegtes Epos „Das Kaiserbuch“ zu vollenden, welches Werden und Sein der deutschen Nation als innerer Einheit als das Werk des sogenannten Mittelalters schildert.

Die Gesamtausgabe, die regelmäßig fortgeführt werden soll, beginnt, richtig ausgewogen, mit einem „schweren“ und einem „leichten“ Band, mit dem „Weg zur Form“ und den „Komödianten- und Spitzbuhengeschichten“. Der „schwere“ kritische Band bezeichnet in der Tat den „Weg“ selbst, den Paul Ernst in seinem Schaffen gegangen ist. Diese Studien und Auseinandersetzungen sind geschrieben worden, um sich und den Lesern die Grundfrage der Dichtung klarzumachen: wie kommen die seelischen Erregungen, die Veranlassungen des poetischen Ausdrucks, Inhalt, Sinn des Lebens, das Gefühl, die Anschauung der Dinge, der Charakter der vorschwebenden Menschen, Natur und Geist, kurz, was man obenhin „Eindruck“, „Stoff“, „Stimmung“ nennt, zur stärksten, also zur richtigen Aussage, zur „Form“?

In der unwillkürlichen, scheinbar spielerischen Betätigung der Phantasie freilich, nach und jenseits aller vorhergegangenen Bewußtheit und Ordnung des geistigen Verfahrens erwächst die empordringende, glühende leichte Blüte, das zierliche Rankenwerk der Erfindung, die angenehme, vegetative Sicherheit des Aufbaus solcher naturgeschöpflichen Bildungen wie der „Komödiantengeschichten“. Sie gehören zu den glücklichsten Novellen des Dichters, vielleicht sogar unserer Sprache überhaupt: die Welt des Scheines, des Theaters und seiner Leute, eitler, armer, leichtsinniger und -fertiger, selig bekümmert und unbekümmert, im Licht des Augenblicks begnügt dahinflatternder Wesen wird als Welt in der Welt, gleichsam märchenhaft verkleinert, dichterisch abgezogen als „Fiktion“ mit ihrem ewig ähnlichen Ablauf stereotyper Motive und Charaktere, wie sie etwa in den italienischen Komödien und Komödianten des 17. und 18. Jahrhunderts erblickt werden können.

Die Art Paul Ernsts ruft den Vergleich mit der Architektur herbei. Er baut. Sein

erkannt und beurteilt wird als die anderen Künste, ist auch Paul Ernsts bauliche Anschauung und die aus ihr folgende Technik nicht leicht-, geschweige denn selbstverständlich. Die Aufsätze des „Weges zur Form“ enthalten gleichsam Aufrisse, Pläne, Werkzeugzeichnungen und Erläuterungen zu eigenen und fremden Arbeiten. Immer ist das Tektonische betont, manchmal bis zur Verkenning anderer dichterischer Arten des Verfahrens. Den Lesern wird viel Politisches, hart, oft befremdlich Gesagtes, fanatisch Gedachtes auffallen, gar Widerspruch erregen. Kaum hat sich ein deutscher Dichter je so energisch als politischer Denker und Wollender ausgesprochen wie Paul Ernst. Gleichwohl dürften ihn gerade darin die freieren Geister besser verstehen als die Parteileute. Er ist etwa als radikaler, ja revolutionär Konservativer anzusprechen. Schier in jedem Dichter, der eine gewisse Ruhe, Sicherheit und Ordnung auch der allgemeinen Umstände für seine besonderen bedarf, lebt — eingestanden oder nicht — ein Stück meist läßlichen Konservatismus. Paul Ernst macht sein baumeisterliches Raum- und Abstandsgefühl, seine Anschauung des Vollendeten, Ausgeformten dem gegenwärtigen werdenden und verwirrt notwendig fremd und feindlich, doch auch wieder unbekümmert um die praktische Durchsetzbarkeit seiner Politik. Der eigentliche Politiker denkt in Realitäten und arbeitet mit ihnen. Die gegenwärtigen konkreten Aufgaben sind nicht mit den alten Techniken und nicht nach den alten Mustern zu bewältigen. Wohl aber mag der uneigentliche, der potentielle Politiker, der Dichter, der heutigen ungestalteten Vielfältigkeit die Grundformen entgegenhalten, auf die er ein Ganzes zurückführen muß, um es im eigenen Sinn, für seine Lebens- und Denknöwendigkeit zu erkennen und anzuerkennen. Der Dichter verfährt bei seinen Wertungen nicht anders als der naive Mensch überhaupt: Glück gibt es nur in der Erinnerung und Sehnsucht, man möchte Gegenwart zur Vergangenheit erheben, das Eipst zur Zukunft integrieren. Daraus mag man psychologisch den revolutionären Konservatismus Paul Ernsts verstehen, auch wenn man die Gründe, die er für sein Gefühl findet, nicht durchaus teilt oder gar völlig andere für richtig hält.

\*

Paul Ernst zählt zu den wenigen formbewußten kritischen Geistern unserer Literatur und zu den vordersten. Jeder, der die Verwirrung der gegenwärtigen Produktion in Deutschland kennt — alle Gegenwart ist so verwirrt, daß man vor lauter Wald keinen Baum mehr sieht — jeder, der sich nicht auf lächelndes Gewährenlassen beschränken möchte, wird einen solchen strengen, sei's auch zuweilen einseitig

tom — darum gibt es keine lebt von seinen Ruin Gott, Paläste ohne Herrscher leer, die Spanier vergessen, täubt, die Engländer sinnlos, die zu viel Arbeit verblödet, auf Eis gelegt, die Slawen zu sp ist alt, Amerika noch älter, die Enkel Europas. Asien fügt sich schwäche die europäische hin sind korrupte Kinder. Es g dem ganzen Planeten gemein und sie ist verbraucht. Der nichts.

Und dennoch? Ganz zum Se es gibt Gesang und Tanz, es Liebe, es gibt Schnell moderne Form der Frömmigkeit duftet wie ein Apfel in d

Dieser „happy end“ ist w als der vorübergehende Pessim ehrliche Pessimismus eines Schönheitsuchers, gerade dar „junge Europäer“, und seine O so verzweifelt sucht und si Epoche so unbarmherzig krit weis dafür, daß diese Genera keinen Anlaß zur Verzweiflung

## EIN ÖSTERREICH EPOS

Kirbisch oder der Schande und das Gedicht. Von Anton Wild Staackmann. 215 Seiten. G

Anton Wildgans, der öster hat mit diesem Buch ein We der Nationalliteratur heute Der große Vorsatz, ein österr schreiben, konnte nur geleit große innere Haltung: stets Dichter, das erhabene Vorb Vollenders gelenkt. Die Wa Maßes war sonach gegeben, innert an nichts vorher Gesta Das letzte Jahr des Krieges, ter der Menschen die schle brauchten, wird in einem D das nicht ohne Bedeutung nannt ist, so geschildert, w Walten erbeischt. „Uebelbäc — das Pandämonium der M selbst ihre Hölle zeugen, ers Gesängen furchtbar glaubha stalten wie die Magd Cord Vitus, der alte gute Pfarrherr die herrlichen Landschalter und des Himmels selber aal eines Optimismus, der den ausspricht. Ein musikalische Schlußgesang voran; Musik sem Dichter zu innerst einw in der Durchführung der Kon symphonischen Form angenä Melos der Hexameter kund, sten, die unserer Zeit zu v gönnt war. Das Lob der des ausgestirnten Himmels reichen, um zu bekräftigen, „verlohte, so den Mensch rühren“.

Chorónoz. Von Paula Kurt Wolff.

Die junge Dichterin, die Petras Aufzeichnungen ber



# LITERATUR

## Beilage zur Fran

FRANKFURT A. M.

18 11 28

18. NOVEMBER

ER ZEITUNG  
E ROMAN

### Leningrad.

Von Joseph Roth.

I.

Nach Leningrad kam ich an einem eisigen Sonntagmorgen. Die Luft war aus Glas. Es flirrte. Die Straße war Schnee; weißbesonnener Schnee auf der einen Seite, auf der andern beschatteter Schnee. Die Bürgersteige waren von der Straßenmitte getrennt durch Schneehaufen, die sich in regelmäßigen Abständen erhoben. Sie erinnerten an markierte Grenzlinien. Von den Schlitten kam ein fröhliches Klingeln, von den Fußgängern ein Knirschen und ein Schnaufen. Der Gummi der Galoschen quietschte auf dem widerspenstigen Schnee, der bei jedem Schritt leuzte, als läte er unter dem Getretenwerden. Der Atem entströmte hörbar den Mündern und den Nasen der Menschen. Vor jedem Angesicht eine kleine Wolke, die sich immer wieder erneuerte. Vor den Häuptern der Schlittenpferde größere Wolken. Hoch unter dem blaßblauen Himmel schien der Frost zu singen, dünn, ein Wimmern, aber nicht eines, das Schmerz ausdrückt, sondern kalte Wollust am kalten Schmerz. Dieser Gesang des unsichtbaren Frostes unter dem winterlichen Himmel war der deutliche akustische Gegensatz zum unaufhörlichen Geschmetter unsichtbarer Verchen unter einem sommerlichen. Obwohl die Sonne sehr stark war, konnte man dennoch in sie sehen. Denn ihr weißer Glanz war im Verhältnis zum blendenden Schnee eine Beruhigung dem Auge. Und ebenso wie man etwa im Sommer, nachdem man in den Himmel geblickt, das Auge über das Grün der Erde schweifen läßt, um den geblendeten Sinn zu beruhigen, so schickte ich meinen Blick, der sich am Weiß des Bodens wechelt, zur Erholung in das Blau des Himmels. Der Schnee war stark wie die Sonne und die Sonne sanft wie Schnee. Und während von ihr Kälte kam, schien ihm Wärme zu entströmen. Man zählte 28 Grad un'er Null. Vor der Nase stand der Frost wie eine doppelt geschliffene Klinge. In den Ohrmuscheln brannte ein stehendes Feuer aus dünnen rohen Nadeln. Man fühlte das Blut im eigenen Körper kreisen und die Schnelligkeit, mit der es sich selbst heizte. Infolgedessen, und nicht weil man etwa froh, beschleunigte man den Schritt. Alles Lebendige bewegte sich sehr schnell. Die Menschen liefen fast aneinander vorbei, jeder durch den Frost vom andern isoliert. Die Schlitten huschten. Ein oder zwei der seltenen Automobile kauften Die Schellen an dem hohen Foch der kleinen Pferde galoppierten. Die einzelnen Klänge verbanden sich zu Melodien. Es war kein Klinaeln mehr, es waren geklingelte Lieber

Aber alles Stehende schien doppelt unbeweglich. Die Häuser, die Brücken, die Buden, die Laternen waren für alle Ewigkeit hingestellt, und ihre Lage schien unveränderlich wie die der Pyramiden. Ja, selbst der Schatten, den die Objekte werfen, war nicht mehr ein Spiel des Lichts, sondern eine ansehnliche Fläche, hingemalt mit grauer Farbe auf den weißen Schnee und unabhängig von dem wechselnden Stand der Sonne. Die Paläste, die in Leningrad so dicht nebeneinanderstehen wie in anderen Städten die Mietshäuser, erhielten in der Atmosphäre dieses Vormittags eine doppelte Festigkeit. Zu der Art des Dauerns, die ihnen ihre Erbauer verliehen hatten, te die monumentalisierende Kraft des Lichts, das die Paläste eckig, kam noch einmal stehen hieß, als wäre vorher Gefahr gedroht. Sie könnten sich, obwohl gründlich fundamementiert, dennoch bewegen. Aus dem Gegensatz aber zwischen der Schnelligkeit des Beweglichen und der für Jahrtausende garantierten Unbeweglichkeit alles Stehenden ergab sich ein mir ungewohnter Reiz, ein fruchtbarer, der die Produktivität des Auges steigerte und es zwang, den Zauber der Geschwindigkeit wie die Würfel des Dauerns gleichzeitig zu verzeichnen. Die Fassaden erhten sich zu Symbolen der Ewigkeit. Die eilenden Mensch und Wagen und Pferde verringerten sich zu beispielhaften Akten des ewigen Wechsels und der Wichtigkeit alles Lebens. Ich sah wie auf eine Bühne, auf der ein ergreifendes Spiel von der bedauerlichen Rapidität des Werdens und Vergehens und der grausamen Gleichgültigkeit der ewigen Mächte gespielt wird.

So sah ich Leningrad zum erstenmal. Es repräsente sich mir als die Stadt Peters des Großen, des unipolaren Europäers, der von dieser Stadt aus Asien zu regie gedachte und der sich nicht, wie andere Herrscher, ein steines Denkmal stellte, sondern eine ganze Residenz, am Gipfel eines riesigen Reiches, einem Kapitän vergleichbar, der die Kommandobrücke an dem Bug seines Schiffes placiert. Die Stadt jenes Zaren, der einen so starken Sinn für die Ewigkeit hatte, daß er seinen eigenen Leichnam im Sarkophag durch die Jahrhunderte erhielt, daß er, als man nach der Revolution einen Sarg öffnete, noch ganz und unverfehrt dalag und man vor ihm erschraf — wie man dereinst vor dem Lebenden erschrocken war.

II.

Am nächsten Morgen war der Frost gebrochen und aufgelöst in Nebel. Der Nebel stieg aus dem Fluß. Schnee war noch hart, aber er knirschte nicht mehr. Der Hiel war grau und kündigte neue Schneefälle an. Die Luft nicht mehr aus Glas, sondern aus milchigem Porzellan. Sonne

war nicht mehr als ein Himmelskörper wahrnehmbar, sondern hinter den Wolken wie gleichmäßig verschüttet über den ganzen Horizont. Ueber den Dächern der Häuser und der Paläste lag unbeweglich ein graublauer Dunst, und stand man auf einem erhöhten Punkt der Stadt oder auf einem weiten Platz, auf dem die Distanz einen Ueberblick erlaubte, so war es, als sähe man auf eine versunkene Stadt, eine Stadt unter einem leichten Meer aus Rauch. Glocken, Schlittenschellen und andere Geräusche gelangten zu mir aus einer verhüllten Nähe. Es war, als würde es mir nie gestattet sein, die Ursachen dieser Geräusche mit eigenen Augen zu sehen. Ging ich dann hinein, um die Türme, die Menschen, die Straßen wahrzunehmen, so war es, als hätte ich einen Damm aus Nebeln durchbrochen. Nicht mehr für alle Ewigkeit schienen die Fassaden auf das vergängliche Leben vor ihnen zu blicken. Sie zitterten vielmehr, sie schwankten, veränderten fast ihre Formen, wie Mauern, die man aus einer sehr großen Entfernung sieht. Es war immer noch kalt. Aber die Kälte hüllte sich gleichsam in wärmende Wolken, wie in Pelz — in ihnen war schon die besänftigende Weichheit des Schnees, den sie enthielten. Vor mir glänzte aus graublauem Nebel die Spitze des Admiralspalastes auf, wie ein goldene Lanze, die den Rauch durchstochen und aufgespießt hat. Es war ein unwahrscheinlicher Triumph im Glanz dieser Lanze. Sie triumphtierte wie das Wahrzeichen einer Welt, die den Nebel, der sie zu verschlingen droht, nicht fürchtet, weil sie ihn selbst geboren hat. Wie der ausgestreckte mahnende Finger einer Macht, die noch gefährlich werden kann, einfach weil sie noch da ist.

Den Rauch, der sie einhüllte, gebar die Stadt Leningrad wirklich selbst. Denn sie steht auf Sümpfen, weich und tückisch ist der Boden, in den die schweren Fundamente der schweren Paläste und Kirchen mehr versenkt als gebaut sind. Ein großer und eigenwilliger Zar hat seine Macht auch noch über den Sumpf beweisen wollen. Und wie Venedig über das Wasser, so triumphtierte Leningrad über den Sumpf. Aber es identifiziert sich mit ihm, seine Mauern werden feucht, sie sinken ein, und wenn es die starken Fröste seines Klimas nicht immer wieder befestigten und den weichen Boden hart machten, vielleicht stünden die Häuser nicht mehr so hoch, wie sie heute noch sind. Aber an den meisten Tagen des Jahres liegt die Stadt im sanften Nebel ihrer eigenen Sümpfe, wie ein Zeichen des Friedens, den Stein und Wasser geschlossen haben, und aus der Ferne sieht die Stadt nicht aus wie eine Wirklichkeit, sondern wie der Traum von ihr, den Sümpfe träumen. Einmal Tages — sagte Dostojewski — würde man erwachen und Petersburg wäre nicht mehr da. Ein lebendiger Peter hat es errichtet, vielleicht wird es ebenso wunderbar ein toter wieder

in nichts verwandeln. Denn diese Stadt kann nicht zerstört werden. Sie kann sich auflösen — in den Dunst, der über ihr lagert.

III.

Oh, sagten mir die Patrioten von Petersburger Färbung, hätten Sie die Stadt früher gekannt. Sie war europäischer, lebhafter, reicher als Paris! — Denn es gibt eine bestimmte Schicht überzeugter Petersburger in allen Teilen Rußlands, die immer gegen die überzeugten Moskauer waren. Moskau hatte seine alten historischen und ethnographischen Rechte nicht aufgegeben. Es hielt eine „echtere“, „russischere“ Tradition der „europäischen“ und höfischen Petersburgs entgegen. Es entstand in Petersburg, das die Zaren in ziemlich sicherer Entfernung von ihren Untertanen hielt, eine noch merkwürdigere Art Rußentum. Es entstand der gehobene russische Bürokrat mit fast deutscher Pünktlichkeit, aber mit einer leisen Verächtlichkeit, jene Mischung, die den „Sonderling“ ergibt. Da waren die breiten europäischen Straßen mit der mangelhaften russischen Kanalisierung. Man sprach französisch und deutsch und suchte auf russisch. Man war in der Nähe des Auslands, am Rande des Meeres und der fremden Schiffe, die fremden Diplomaten wohnten um die Gasse — und während man so in Rußland zu Hause blieb, sah man Europa in die Fenster. Petersburg hieß die Stadt, sie hatte keinen russischen Namen. Als der Zar Nikolaus II. sie im Kriege in „Petrograd“ umtaufte, wehlagten gerade die russischen Patrioten, denen der deutsche Name ihrer Stadt heilig geworden war. „Petersburg“ bedeutete univervale Bornehmheit, von dem größten Zaren gewollt und deshalb russisch. „Petrograd“ bedeutete eine billige Konzession an den kleinbürgerlichen Nationalismus, den pöbelhaften, eigentlich westeuropäischen Sprachpuritanismus, der die Schilder mit fremd klingenden Namen zerstört. Petersburg in Petrograd umzutauften — das bewies die kleinbürgerliche Gesinnung des letzten Zaren, der sein Nationalgefühl von den Straßendemonstranten bezog. Eine Stadt, die schon Petrograd hieß, mußte schließlich Leningrad heißen — meinen heute die russischen Reaktionäre. Sie halten noch bei Peter dem Großen. Nikolaus II. ist ihnen ein Vorläufer der Revolution.

Diese Reaktionäre leben noch in Petersburg. Manche blieben von der Revolution verschont, weil sie sich um die Politik nicht kümmerten. Sie waren zu stolz, um sich zu kümmern. Sie standen von den Schreibtischen auf, legten ihre Uniformen ab und sahen dem Untergang ihrer Welt mit der stolzen Verachtung zu, die sie auch gegen sich selbst hatten. Eine Art von aristokratischem Nihilismus. Ein Heroismus der Gleichgültigkeit. Gespenstisch wandeln sie durch die Straßen.

17. 11. 1928

No. 1 (1837)



# LITERATUR

## Beilage zur Fran

FRANKFURT A. M.

18 11 28

18. NOVE

### GESCHENK AN MEINEN ONKEL.

Von Joseph Roth.

Mein Onkel Auerbach ist Kolonialwarenhändler. Sein Laden, dessen schmale Tür und dessen kleines Schaufenster die rätselhafte und beinahe unheimliche Tiefe des Magazins nicht ahnen lassen, befindet sich in einer der alten schönen Gassen der inneren Stadt. Die Tür hat noch einen mechanischen Glockenzug, wahrscheinlich aus der Zeit des alten Auerbach, des Vaters meines Onkels, — und seit meiner Jugend verbinde ich mit dem Gedanken an meinen Onkel, seinen Laden, seine Familie und selbst an seine alte Köchin den schmetternden und dennoch sanften, sozusagen goldenen Alarm der Glocke an der Geschäftstür. In meiner Jugend, als mir noch die Namen exotischer Inseln und Städte eine vage Vorstellung vermittelten und Begriffe einer Art romantischer Geographie waren, hörte ich den behärrlichen, starken und geheimnisvollen Klang der Glocke, wenn man die Namen ferner Ortschaften und Inseln aussprach, Jamaica, Honduras, Costarica, Sumatra, Borneo und Guatemala. Diese Namen kamen nämlich im Laden meines Onkels und in seinen Gesprächen fast immer vor. Sie bezeichneten bestimmte Sorten von Tee, Kaffee und Rum, standen gedruckt in blauen, roten und goldenen Buchstaben auf den papiernen Binden bauchiger, breiter und schlanker, eleganter Flaschen und auf den kleinen Würfelpäckchen mit den kreuzförmig gebundenen zarten rotweißgrünen und schwarzgelben Schnürchen, deren Enden durch eine winzige Bleiplombe zusammengehalten waren.

Mein Onkel ist ein sparsamer Mann. Ja, in Zeiten, in denen es mir sehr schlecht ging, war ich geneigt, ihn einen Geizigen zu nennen, oder sogar einen „Geizkragen“. Niemals bekam ich von ihm ein Päckchen Schokoladepulver, als ich jung war, und später niemals eine Flasche Rum. Niemals kaufte er mir ein Buch — wie andere Onkel es manchmal zu tun pflegen —, sondern er schenkte mir zu den üblichen Gelegenheiten alte und reizvolle, aber zerlesene Bücher mit schütter gewordenen Blättern, Bücher, mit denen kein Staat zu machen war, und die ich nicht herzeigen konnte.

Sie stammten aus seiner Jugend und aus seiner Bibliothek. Es waren, wie ich erst heute weiß, schöne Bücher, vergessene Titel, vergessene Autoren, veraltete Reisebeschreibungen. Sie handelten von jenen wilden Völkern, deren Söhne heute in den Music-Halls ihre kupfer- und bronzefarbene Mondnität darbieten, oder auf Kongressen unterdrückter Minoritäten ihre nationalen Rechte verteidigen. Keineswegs aktuelle Bücher! Sie vermittelten mir falsche Begriffe von fernen Ländern und Völkern. Der Onkel Auerbach hatte die gleichen.

In seinem Zimmer, bei ihm zu Hause, habe ich nie

andere Bücher gelesen. Erbesaß nicht einmal die Werke der klassischen Autoren, die in den bürgerlichen Häusern aller meiner Verwandten die wichtige Rolle von Möbelgegenständen spielen, von unberührbaren, leichtzerbrechlichen, zum kulturellen Komfort gehörenden. Der Onkel Auerbach las nicht mehr, aber er kaufte auch keine Bücher mehr — seitdem er angefangen hatte, mir eines seiner alten Werke nach dem andern zu schenken. Er besaß noch viele, und ich wuchs schneller, als er gedacht hatte. Bald befand ich mich in dem Alter, in dem man nach Auerbachs Meinung keine Reisebücher mehr zu lesen hat. Der Rest liegt bei ihm und wird von den Kindern der kommenden Motoren- und Aviatiker-Generation wohl nicht mehr gelesen werden.

Der Onkel Auerbach liest prinzipiell nicht in Büchern. Er liebt nichts „Belletristisches“. Ja, selbst wenn er die Zeitung in die Hand nimmt, behütet er seinen Blick vor dem sogenannten „Feuilleton“ — und der traditionelle „Strich“, der es von der Politik trennt, bildete die Grenze seiner Interessen und seiner Neugier. „Du schreibst jetzt in der Zeitung?“ — fragte er mich einmal. „Ja“ — sagte ich. „Wie viel Leitartikel schreibst du in der Woche?“ — „Gar keinen.“ — „Du schreibst am Ende unter dem Strich?“ — „Ja, manchmal.“ — „Dann werde ich die Tante fragen, ob du einen guten Stil hast!“ — Und Schluß! Nie mehr sprach er ein Wort über meinen Beruf mit mir. Nur einmal, als eine Kritik über eines meiner Bücher durch einen Zufall in dem Blickfeld meines Onkels über dem Strich erschien, sagte er mir bitter: „Ich habe eine Besprechung deines Romans gelesen. Man druckt jetzt alle s in den Zeitungen!“ —

Nie hat mein Onkel das Meer gesehen. Ich hielt ihn lange Zeit für eine prinzipiell kontinentale Natur. Aber einmal, in seinem Laden, fünf Minuten vor Geschäftsschluß — ich war eingetreten, um eine Flasche Kognak zu kaufen — sagte mein Onkel: „Das Personal verschwindet heutzutage eine Stunde vor dem Chef! Und die Kunden kommen alle vor Torschluß!“ Und er ging selbst eine alte Leiter hinauf und kam mit zwei Flaschen zurück. „Möchtest du nicht lieber eine Flasche Rum?“ — fragte er. „Ich habe noch zufällig einen alten Jamaica — aber einen, wie du ihn nicht mehr bekommst. Man sagt sonst immer: Jamaica! Und hat keine Ahnung! Jamaica! Es ist ein guter Rum!“

„— Und ein schöner Name!“ — sagte ich leichtfertig. Zu meiner größten Verwunderung ging Auerbach darauf ein: „ein schöner Name!“ — wiederholte er und ging in die Ecke und holte die Schlüssel und schloß die Tür ab. Dann verließen wir den Laden durch die Flurtür. „Beinah' wäre ich nach Jamaica

selbst gekommen!“ sagte er und in den Regen und aufspannte. Und während Regen gingen, erzählte Au Jugend zur See hatte gehen orte all der Waren kennen lichen Laden aufgestapelt starb, ein Bruder wurde lebte noch und mußte erhalt mein Onkel auf das weite erinnerte mich an die Reiseb geschenkt hatte, erwähnte mir auf einmal klar, weshalb wenn er die Brille ablegte, den kleinen Augen erzeugt das nie benutzt wurde, au und ein kleiner Kompaß Und von nun an dachte schönen, weißen Backenbart an Möwen...

Jedes Jahr zu Weihnach Kleinigkeit: eine überflüss becher, eine Füllfeder, ein N Er gab mir immer ein u Alkohol, das ich in der konnte. Seitdem ich seine G ich ihm einen Atlas, eine Stundenglas. Schließlich ke schen Gegenstände und Syn schlossen, ihm in diesem Ja — und weil es einen Wa Interesse an „Belletristik“ folgendes sagen:

„Lieber Onkel, ich weiß lesen. Trotzdem gebe ich Ih sie geschrieben, namens J war ein Pole von Geburt. Er nent geboren, nämlich in V fünfundzwanzigsten und de östlich von Greenwich, und die polnische, die zu den kon Welt gehört. Aber er ging seille, bestieg ein Schiff, wu durch die Meere und wurde der ozeanischesten Sprachen sind seine Bücher. Sie sind ruhig wie das Meer und tie nicht mehr jung, lieber On nicht mehr kennen lernen, teuer. Lesen Sie den Ozean

Und Auerbach wird z ein winziges Fläschchen K schenken. —

AR 1764

3/4

Joseph Roth Collection

II. 3

Articles - the Balkans and Albania, 1927

S47/7

THE BALKANS



21.7.27

Frankfurter Zeitung

21/7.27

Das albanische Volk.

# Wing

Frankfurter Zeitung  
Frankfurt (Main) 4430

**GESCHAFTSSTELLEN**  
u. Generalvertretungen:  
Frankfurt a.M., Gr. Eschenheimer Str.  
31-37, Schillerstr. 18-24 Berlin W 9,  
Potsdam, Str. 133. Hamburg, Gr. Bäcker-  
str. 9. Köln, Rh. Kaiser-Wilhelm-Ring  
10 u. Mauritius Steinweg 12. München,  
Perusastr. 5 u. O. 9, Emeranstr. 20. Stutt-  
gart, Poststr. 7. Hannover, Leisewitzstr.  
53a. Leipzig-Leu., Friedrich-Ebert-Str.  
66. Brüssel, Rue Montagne aux Herbes  
Potagères 47. Wien I, Wollzeile 11. Zü-  
rich, Weinbergstr. 24. London E. C. 1,  
Holborn Viaduct House, Holborn Via-  
duet, A. W. C. Frost. New York Brook-  
lyn, 11 Montague Terrace, Dr. Matfeld.  
Rio de Janeiro, Caixa-postal 2401, Dr.  
Walter Schück. Anfragen u. unverlang-  
ten Einsendung ist Rückporto beizuf.

Verlag und Druck: Frankfurter  
Societäts-Druckerei G.m.b.H.

## Das albanische Volk.

Von Joseph Roth (Tirana).

Wir setzen mit dem nachstehenden Artikel die interessan-  
ten Schilderungen unseres Spezialkorrespondenten über  
Albanien und seine Nachbarländer fort. Red.

Auf albanischem Staatsgebiet leben heute ungefähr  
805 000 Albanier und Minderheiten. (Das Land ist 28 000  
Quadratkilometer groß.) In Anbetracht der großen Zahl der  
Analphabeten, der vielen unzugänglichen Gebiete und der Tat-  
sache, daß einige Hirtenstämme überhaupt kein abgeschlossenes  
Gebiet bewohnen, sondern ein Nomadenleben führen, ist eine  
genaue Volkszählung natürlich niemals möglich gewesen.  
Außer den reinen Albanern gibt es auch noch Fremde  
in Albanien: Kuzo-Walachen, Serben, Zigeuner, Italiener,  
Griechen und viele Angehörige der früheren österreichisch-ung-  
garischen Monarchie.

In den Dörfern lebt das Volk heute noch wie vor zwei-  
tausend Jahren. Es baut seine primitiven Häuser, Höfe und  
Türme aus Stein und Lehm und geflochtenen Weiden, es  
bearbeitet das Feld mit hölzernem Pflug, die öffentlichen  
Angelegenheiten berät und erledigt die Ratsversammlung der  
Ältesten im Dorf, das Verhältnis zwischen Herrn und Knecht  
ist ein patriarchalisches, die Schaf- und Ziegenhirten sind die  
Autoren des größten Teils der albanischen Volks-Literatur,  
auf den Weiden entstehen die Volkslieder, ihre Veröffent-  
lichung und Verbreitung ist immer noch mündliche Ueberliefe-  
rung; vielhundert Hirten im Kurvelest haben namenlos ge-  
dichtet. Das Rechtsleben hat zum größten Teil mittelalterliche  
Formen, die Bevölkerung teilt sich in Stämme, die ängstlich  
jede Blutmischung meiden, die Blutrache ist ebenso lebendig  
wie das Lösegeld und wie die Unverletzlichkeit eines Gastes —  
auch wenn er ein Mörder ist. Die Tracht ist alt und bunt wie  
vor Jahrhunderten und von der ganzen europäischen Zivili-  
sation der letzten hundert Jahre haben die Albanier in den  
Dörfern nur die Mannlicher-Gewehre übernommen und einige  
Systeme amerikanischer Trommelrevolver. Die religiöse Zer-  
splitterung des Volkes (ungefähr zwei Drittel sind moham-  
medanisch, der Rest orthodox und römisch-katholisch) ist oft  
von religiösem Fanatismus begleitet, der von den Städ-  
ten seinen Ausgang nimmt, und das religiöse Moment be-  
stimmt die Politik sehr wesentlich. Die Landbevölkerung, die  
keinen Grund hat, pachtet Land bei den Großbauern gegen  
ein Drittel des Ernteertrages, zahlt nach vor-  
sintflutlicher Weise Steuern in der Form des Zehnts, für  
geliehenes Geld bis zu sechs und dreißig Prozent  
Zinsen und eine Unmenge Bestechungsgelder an die Steuer-  
und Schätzungskommission. Es gibt nirgends mehr in Europa  
eine so arme Landbevölkerung und nirgends eine so wehrlose.  
Der Pächter darf sein Getreide nicht verkaufen, solange seine  
Erträge nicht abgeschätzt sind. Wenn er den Regierungs-  
beamten nicht besticht, damit die Schätzung schneller erfolge,  
kann er zusehen, wie das Getreide auf den Feldern verkauft.  
Hat der kleine Grundbesitzer einen geringeren Ernteertrag, so  
kauft er den Zehnt dem Staat ab. Die Schätzungskommission  
bestimmt einen Preis, den er — nicht zahlen kann. Er leiht  
also beim reichen Großgrundbesitzer — weil ihm sonst alles  
beschlagnahmt wird — gegen Zinsen, die nicht tragbar sind —  
und allmählich fällt das Land der kleinen Bauern den all-  
mächtigen Großen anheim. Die Armen besonders der südlichen  
Gebiete wandern nach Amerika aus, kehren nach einigen Jahr-  
zehnten mit kleinem erspartem Kapital zurück und leben von  
ihren Ersparnissen. Die Städter haben irgendein Handwerk  
gelernt, das sie nun in einem ärmlichen Laden ausüben, oder  
sie betreiben einen kleinen Handel mit Seifen, Sardinen, Stof-  
fen oder sie widmen sich dem Gastgewerbe. Sie sind sparsam,  
eifrig, genügsam und kleinlich. Aber sie machen in den Städ-  
ten genau die gleichen oder ähnlichen Erfahrungen, wie die  
Bauern auf dem Lande. Die Handwerker sind der Willkür der  
Steuerbeamten, der Wucherer, der Hausherrn und Vermieter

der englischen Flottenbasis in Singapore bedroht fühlen. In  
dieser Hinsicht haben sie indessen keine starke Position, da sich  
beide Stützpunkte außerhalb der Grenzlinie befinden, inner-  
halb deren nach dem Washingtoner Abkommen mit Rücksicht  
auf Japan keine Seebefestigungen auf dem Pacific angelegt  
werden dürfen. Es mag sein, daß England das Totalver-  
bot oder eine sehr starke Beschränkung von Unter-  
seebooten anregen wird. Dabei dürfte es aber ebenfalls  
bei den Amerikanern und Japanern auf sehr starke Wider-  
stände stoßen.

Die Konferenz beginnt heute nachmittag um 3 Uhr mit  
Ansprachen der Hauptdelegierten. Ob diese dabei ihre Kar-  
ten von vornherein auf den Tisch legen werden, steht dahin.

369

16.7.27

Frankf. Trip

16/7 1927

Blick nach Luchslawen



## Lindbergh kommt! Telegrafieren Sie!

Die amerikanische Post- und Telegraphen-Gesellschaft verteilte vor der Ankunft Lindberghs in New York Formulare folgenden Inhalts:

### Telegrammvorschläge,

um Hauptmann Lindbergh bei seiner Heimkehr zu bewillkommen:

Wählen Sie zum Preise für ein zehn-Worte-Nachtelegramm von 48 Cents! Schreiben Sie das Gewünschte an und setzen Sie Ihren Namen darunter! Schreiben oder telephonieren Sie zur nächsten Telegramm-Aufnahme. Das genügt. Das übrige erledigen wir. Ihr Gruß wird auf einem eigens für diese Gelegenheit verzierten Formular übermittelt werden.

Nr. 1: Amerikas Herz schlägt Ihnen entgegen. Willkommen daheim. (Unterschrift.)

Nr. 2: Froh, daß Sie zurück sind, Hauptmann. Wenn Sie nächstes Mal vorbeisliegen, schauen Sie bei uns rein. (Unterschrift.)

Nr. 3: Fabelhafter Flug, königlicher Empfang, vollendete Haltung Ihrerseits, wahrlich blendender Rekord, Hauptmann. Willkommen daheim. (Unterschrift.)

Nr. 4: Sie haben ebensoviel für die guten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Europa wie für den Luftverkehr getan. Amerika begrüßt Sie. (Unterschrift.)

Nr. 5: Hundert Millionen stark stehen wir zu Ihnen. Willkommen daheim. (Unterschrift.)

Nr. 6: Auf den Rückflug mit Georg und Albert! Wir sind stolzer als Könige! Willkommen daheim. (Unterschrift.)

Nr. 7: Hier gilt es Lindbergh, Meisterflieger, glänzender Diplomat, Abgott von einem Duzend Nationen! Amerika bewillkommt Sie daheim. (Unterschrift.)

Nr. 8: An glänzendem Mut, hohem Zielbewußtsein, gesundem Menschenverstand sind Sie unübertrefflich. Amerika begrüßt Sie. (Unterschrift.)

Nr. 9: Sie sind jetzt Weltbürger, aber Sie werden immer unser besonderer Stolz sein. Willkommen daheim. (Unterschrift.)

Nr. 10: Es gibt keinen einzigen Amerikaner, der nicht persönlich stolz auf Ihre herrliche Leistung ist. Willkommen daheim. (Unterschrift.)

Nr. 11: Der Flug war wunderbar, der Empfang fabelhaft, aber am stolzeften sind wir auf Ihre Bescheidenheit und tiefe Einsicht in das Wesen der Dinge. Willkommen daheim. (Unterschrift.)

Nr. 12: — — — Handelskammer übersendet Ihnen eine Einladung, unsere Stadt zu besuchen. (Unterschrift.)

Nr. 13: Die ganze Nation ist stolz auf Ihre Leistung. Willkommen daheim. (Unterschrift.)

Nr. 14: Es ist die herrlichste persönliche Leistung in der Geschichte des Menschengeschlechts! Willkommen daheim. (Unterschrift.)

Nr. 15: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 16: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 17: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 18: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 19: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 20: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 21: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 22: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 23: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 24: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

Nr. 25: Der — — — begrüßt Sie! Auf gut Glück — — — wieder daheim sind. (Unterschrift.)

## Blick nach Südslawien.

Man nennt Belgrad das Paris des Balkans. Lippenstifte, Wachsbüsten, Haarschnitte und Damenmoden, die Einrichtung der Kaffeehäuser und der Restaurants, der Geschmack der Hors d'oeuvres und der Apéritifs, eine ganz bestimmte Sorglosigkeit in der Atmosphäre des abendlichen Korso, ein ganz bestimmter Glanz über jenem heiter bewegten Straßensbild, das man „Leben und Treiben“ nennt, eine gewisse phos-phoreszierende Oberfläche: all das ist Pariser Konvenienz. Es gibt auch eine französische Buchhandlung — allerdings. Aber führte sie nicht den „Sourire“ auf Lager, man könnte von einem geistigen französischen Einfluß überhaupt nicht sprechen. Delobra, Claude Aret und andere von der französischen Schriftstellerorte, die den literarischen Qualitätserport Frankreichs bildet und den geistigen Charakter ihres Landes fälscht, während sie es in fernen Gegenden repräsentiert, verleihen ihren jugendlichen Lesern die bekannte pseudo-französische Haltung, deren Kennzeichen Unbeständigkeit, Nachleben-Erotik und Kinogalanterie sind. Die jungen Männer von Belgrad sind sehr elegant. Noch stundenlang, nachdem sie ihr Haus verlassen haben, sieht man ihnen an, wie lange sie vor dem Spiegel gestanden sind. Etwas vom Widerschein des Quecksilbers ist auf ihren pikfeinen Anzügen liegen geblieben, eine Art Silberpatina der Eitelkeit. Alle Männer unter dreißig — ich meine natürlich alle Männer jener Gesellschaftsschicht, für die Kaffeehäuser, Hauptstraße und Dancings gebaut sind — tragen breite, wallende, schlotternde, amerikanische Hosen, Hosenschöße sozusagen, die sich im Winde blähen, Wein-Segele für Flanierer. Sie tragen helle, weiche, zartgetönte, leise und wie von einem immer wiederkehrenden, hartnäckigen Mobezufall eingeknickte Hüte, bunte Schleifchen am Hals, an dem nur noch ein silbernes Glöckchen fehlt, um aus dem Träger ein etwas großgeratenes Schöftier für vermögende Damen zu machen. In keinem Lande der Welt — ausgenommen in Polen — gibt es so schlecht bezahlte und gleichzeitig so elegant gekleidete Staatsbeamte. Es ist Sitte in Südslawien, nicht von seinem Gehalt zu leben, wenn man z. B. junger Attaché im Auswärtigen Amt ist. Man lebt nach alter Tradition von seinem Vater. Hat man keinen — und ein Vater, von dem man nicht leben kann, ist noch schlimmer, als überhaupt kein Vater — so wird man auch nicht so leicht Attaché im Auswärtigen Amt. Die sogenannten Zuschüsse sind das Gehalt, und das Gehalt ist ein Zuschuß.

Nirgends sind mir so elegante, flotte und — begabte Journalisten begegnet, nirgends auch so allmächtige. In Belgrad herrscht die Diktatur der Presse. Die Journalisten warten den ganzen Vormittag vor den Ministerien, mit Bleistift und Papier. Sie erwarten die kommenden und gehenden Minister,

Politiker stehen unter der ständigen, unerbittlichen Kontrolle der Reportage, es gibt da eine geheimnisvolle Beziehung zwischen der Geschichte des Landes und dem Zeilenhonorar der Reporter. Im Vestibül des Ministeriums des Äußeren telephonieren die Berichterstatter die Resultate ihrer historischen Begegnungen. Diese Journalisten haben Eisenbahn und Schiffsahrt (erster Klasse) umsonst. In Agram schenkt die Gemeinde der Presse einen Platz, auf dem ein Journalistenhaus gebaut werden soll. Von allen eleganten Männern, die man in der Hauptstraße Belgrads sehen kann, sind (natürlich nicht statistisch nachweisbar) dreißig Prozent Staatsbeamte und dreißig Prozent Journalisten. Bleiben vierzig Prozent. Von diesen sind zwanzig Prozent Anwärter auf Beamtenposten und zwanzig Prozent gewesene Beamte. Denn in diesem außerordentlich parlamentarischen Land wechseln die Beamten mit den herrschenden Parteien und den Ministern. Die Beamten steigen und fallen, kommen und gehen mit den Ministern. Es ist ein flotter Handel von Menschen und Schicksalen, die Regierenden und die Regierten wechseln miteinander die Plätze, wie bei einem Gesellschaftsspiel. Es gibt nur eine Klasse, die immer regiert wird: das sind die Arbeiter. Ich habe die proletarische Maiseier in Belgrad gesehen. Die Proletarier gingen in den Wald, tranken Sodawasser, aßen Butterbrot und sangen — weil revolutionäre Lieder verboten sind — nationale. Trotzdem waren die frieblichen Wälder voll von Polizisten und Spizeln. Gegenüber dem Wald steht eines der neuen Schlösser des Königs, umgeben von Kasernen, kein Schloß ohne Kasernen. Kein König ohne Untertanen.

Und kein König ohne Leibgarde. Vor dem Schloß stehen zwei unbewegliche Leibgardisten. Wenn sie abgelöst werden, sieht man, daß sie nicht aus Holz waren. Fangen sie aber an, in freien Stunden spazieren zu gehen, so sind sie bunte Reklamegegenstände für den Royalismus. Auf den Umschlagseiten der illustrierten Blätter ist oft der Kronprinz photographiert. Ein heiterer Knabe. Er kostet ein paar Millionen monatlich. Vor ihm präsentieren die hölzernen Leibgardisten das Gewehr. Die Burgmusik — am Nachmittag um 6 Uhr — die zur Belebung des Korso wie der Untertanentreue gleichermaßen dient, macht dem Kleinen Spaß. Gerne mischt sich der König unter's Volk. Das heißt: er geht im Park spazieren, wo das Volk aus Journalisten, Beamten und Abgeordneten besteht. Wenn man einen vernünftigen Südslawen fragt: Wozu braucht ihr einen so kostspieligen König? — so antwortet er: weil unser Volk noch nicht so fortgeschritten ist, um republikanisch regiert zu werden. Indessen ist gerade das südslawische Volk intelligent, aufgeweckt, diszipliniert, politisch selbständig, kritisch, mit einem hellen, gesunden, ländlichen Verstand begabt, human, heiter, kultiviert, von einer guten, süßlichen

Belgrad, im Juli.

Sonne gesegnet, ohne nationalistische Vorurteile, ohne jeden religiösen Fanatismus, loyal gegen andere Nationen, Stämme und Rassen. Nirgends sah ich einen solchen Gegensatz zwischen dem Geist der Verordnungen und Gesetze und dem Charakter des Volkes. Die Verwaltung ist reaktionär, das Volk ist fortschrittlich. Die Polizei ist brutal, die Menschen sind freundlich. In den Aemtern herrscht Korruption, und die Bevölkerung ist ehrlich. Die Regierung ist reichlich naiv, und die Regierten sind klug. Der König hat diktatorische Gelüste und das Volk demokratische Neigungen.

Die Sittlichkeit ist zu einer Seuche geworden, die „unehe-liche Liebe“ ist beinahe verboten, jedenfalls erschwert. In manchen Städten geht hinter jeder Prostituierten ein Polizist einher. Es ist den Mädchen verboten, Passanten anzusprechen. Jede Frau, die sich mit einem Mann in ein Hotel begibt, gerät in Gefahr, wegen „gewerblicher Unzucht“ verhaftet zu werden. Oeffentliche Häuser sind nur in bestimmten Städten erlaubt. Es gibt engbegrenzte erotische Rayons. Liebe in Wäldern ist gesetzlich verboten. Hinter jedem zehnten Baum lauert ein Polizist. Die ungesegnete Fortpflanzung ereignet sich unter zahlreichen Vorsichtsmaßnahmen. Die Frauen sind schön wie Göttinnen und keusch wie Engel. Ein Ehebruch ist leichter als eine Liebschaft. Die Liebe führt schnurstracks zur Ehe. Und diese erst ist gefährdet. Sicher ist nur die Nachkommenschaft. Denn das Volk ist Gott sei Dank fruchtbar. Joseph Roth.

## Am den Zeichenunterricht.

Wir haben im Abendblatt vom 1. Juli ein Referat über die Ausstellung von Schülerarbeiten gebracht, die der Reichsverband akademisch gebildeter Zeichenlehrer und Zeichenlehrerinnen in Karlsruhe veranstaltet hatte. Die Ausstellung gab Anlaß zu prinzipiellen Erwägungen. Ob es nämlich nicht gefährlich sei, auf Kosten der Ausnahmereitschaft fast ausschließlich von der Gestaltung auszugehen, ob nicht die Kinder, ohne das Sehen erlernt zu haben, zu rasch in eine Atmosphäre der „Kunst“ hineingerieten, die es ihnen schwer mache, das Eigene vom Uebernommenen zu unterscheiden. Die Referentin hielt ihre Bedenken für gewichtig genug, um an Stelle eines „blinden Fortschritts“ „einen Schritt zurück“ zu fordern. Diese Formulierung machte nun — mit einigen

= [Das Literaturblatt.] Unser Literaturblatt vom 17. Juli wird mit einem Aufsatz: „Ein Meister der Chirurgie im 16. Jahrhundert“ von Prof. Richard Koch eröffnet. Oscar A. S. Schmitz bespricht die neuen Romane von Gustav Meyrink und Hermann Hesse. In einem Artikel: „An Bernhardine“ würdigt Heinrich Hauser ein Werk von Francis Jammes. Besprechungen von Romanen und Kunstbüchern schließen sich an.

16.7.1921



27.27

Frankfurter Zeitung

S. 7. 27

Lütslawien und Albanien



# Der Zeitung

## GESCHAFTSSTELLEN

u. Generalvertretungen:  
Frankfurt a. M., Gr. Eschenheimer Str. 31-37, Schillerstr. 18-24 Berlin W 9, Potsdam Str. 133, Hamburg, Gr. Bäckerstr. 9, Köln, Rh. Kaiser-Wilhelm-Ring 10 u. Mauritius Steinweg 12, München, Perusastr. 5 u. O. 9, Empranstr. 20, Stuttgart, Poststr. 7, Hannover, Leisewitzstr. 53a, Leipzig-Leu., Friedrich-Ebert-Str. 66, Brüssel, Rue Montagne, aux Herbes Potagères 47, Wien I, Wollzeile 11, Zürich, Weinbergstr. 24, London E. C. 1, Holborn Viaduct House, Holborn Viaduct, A. W. C. Frost, New York Brooklyn, 11 Montague Terrace, Dr. Matfield, Rio de Janeiro, Caixa postal 2401, Dr. Walter Schück, Anfragen u. unverlangten Einsendung, ist Rückporto beizufügen.

Verlag und Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.

Abblatt.  
Gold Sonnemann.

(Neue Frankfurter Zeitung)  
Postscheckkonto Frankfurt (Main) 4430

## Südslawien und Albanien.

### Innere Probleme.

Von Joseph Roth.

Der folgende Aufsatz unseres Mitarbeiters Joseph Roth, der als unser Sonderkorrespondent die besonderen Verhältnisse einiger Balkanstaaten in Augenschein genommen hat, ist im Hinblick auf den über Pfingsten eingetretenen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Südslawien und Albanien von hohem Interesse.

Red.

Tirana, Ende Mai.

Auf die Forderung: der Balkan den Balkanvölkern legt von allen Balkanstaaten der südslawische den stärksten Nachdruck. Er ist es seiner Größe, seiner Bedeutung und seiner Zukunft schuldig. Wäre seine äußere Lage so günstig, wie sie gefährdet ist, wäre dieser Staat im Innern so konsolidiert wie er zerfahren ist, wäre die südslawische Politik der letzten Jahre so klug gewesen wie sie naiv war — so hätte Südslawien heute einen weit größeren Umfang, es hätte Bulgarien, es hätte weit weniger zu fürchten und Italien hätte weniger zu hoffen.

Vertrauensselig, kindisch war im Jahre 1925 die Erhebung Ahmed Zogus auf den albanischen Präsidentenstuhl. Südslawien hatte nicht einmal gemerkt, daß Ahmed schon während seiner Anwesenheit in Belgrad, während er serbische Geldgeschenke und alle erdenklichen Orden, die der südslawische König zu vergeben hat, erhielt, mit Italien verhandelte. Südslawien spekulierte auf seine Dankbarkeit. Er hatte nur einen provisorischen Vertrag unterschrieben — nicht einmal die Quittungen über erhaltene Gelder. Man hätte glauben sollen, daß die Serben besser mit der Psychologie von Orientalen vertraut gewesen wären, deren Vergeßlichkeit so etwas wie eine künstlerische Laune ist, die die Rankine lieben wie ein Kind das Spiel, deren Treulosigkeit kein bewußtes Verbrechen ist, sondern ein instinktiver Affekt. Südslawien aber sicherte sich nicht. Was dann kam, weiß man. Es kam Italien. Es kam die Gefahr eines Krieges. Der ist nur aufgeschoben.

Es gibt eine Anzahl Menschen in Südslawien, die einen eventuellen Krieg gegen Italien nicht fürchten. Es gibt Einige, Wenige, die ihn sogar mit einer gewissen Genugtuung erwarten. Denn Belgrad lebt immer noch von dem zum Teil verdienten, aber immerhin überraschenden Wunder, das ihm durch den Ausgang des Weltkrieges widerfahren ist. Es hat die Auflösung seiner zwei stärksten Feinde erlebt: Österreich-Ungarns und der Türkei. Es glaubt, auch mit schwächeren Feinden fertig werden zu können. Die Kroaten, Slowenen und Bosniaken, die in der österreichischen Armee gegen Italien gekämpft haben, erinnern sich mit der schmunzelnden Verachtung, die primitive Heldennaturen für physische Feigheit bekunden, an die angeblich unmilitärischen, unzuverlässigen Truppen Cadornas. Auch durchaus nicht naive Politiker Südslawiens halten in einem kommenden, allerdings lokal begrenzten Krieg, den persönlichen Mut der südslawischen Truppen für einen entscheidenden Faktor und die heroische Neigung des serbischen und kroatischen Soldaten zum Nahkampf mit Kolben und Bajonett für die halbe Gewähr eines Sieges. Aber selbst nur diese Ueberschätzung des physischen Heroismus schon naiv genug, so ist der Optimismus, mit dem man die südslawische Armee bewertet, geradezu abenteuerrisch. Diese Armee verfügt über ein ausgezeichnetes Menschenmaterial und leidet an einer schlechten Organisation. An leitenden militärischen Stellen befindet sich kein einziger Offizier aus den früheren Teilen der Monarchie. Kroatische und slowenische Stabsoffiziere wurden schleunigst in Pension geschickt. Reserviert bleiben die höheren Stellen für die rein-serbischen Offiziere, die zum großen Teil eine mangelhafte russische Ausbildung haben. Innerhalb der Armee halten sich die „echten Serben“ für überlegene Strategen und auch innerhalb dieser „echten Serben“ gibt es Gruppen, die einander bekämpfen, gibt es Persönlichkeiten, die sich der besonderen Freundschaft der Freunde des Königs rühmen und — erfreuen dürfen — und andere, die sich zurückgesetzt fühlen. Etwa, wie sie bis jetzt die Politik des Staates zu seinem Unglück bestimmt haben, bestimmen immer die Personal-Politik der Armee. Die Uniform der Offiziere ist sehr elegant, sehr farbenprächtig, die Herren von der königlichen Leibgarde zum Beispiel sind wahre Mustereemplare des Belgrader und Ugramer Abendkorsos. Zwischen dieser reichverzierten Armee und der Zivilbevölkerung besteht trotzdem ein gutes Verhältnis, die Offiziere bilden keine „Kaste“, die militärische Verfassung ist gewissermaßen demokratisch. Aber es gibt in dieser selbstverständlich königlichen Armee auch republikanische Elemente, nationalistische und republikanische Kroaten, unzufriedene und revolutionäre Mazedonier, national unbesiegbare Deutsche und Ungarn. Man kann die Armee Südslawiens ebenso wenig konsolidiert nennen wie den Staat.

Denn was die Nationalitätenpolitik betrifft und die Bürokratie, so ist der südslawische Staat der Nachfolger der alten Monarchie auf dem Balkan. Die Kroaten, Slowenen und Serben werden sich schließlich verständigen und zusammen die einheitliche „südslawische Nation“ bilden, zu der sich ein großer Teil der serbisch-kroatisch-slowenischen Jugend bekennt. Die nationalen Minderheiten aber bleiben in ständiger Opposition gegen die Slawifizierungsversuche der Majorität. Diese Versuche sind allerdings im Vergleich zu der rücksichtslosen, brutaleren Minoritätenpolitik anderer Nachfolgestaaten immerhin human zu nennen. Aber das ist nicht etwa bewußtes Prinzip der Regierung, sondern Folge des weichen, freundlichen und wirklich humanen Charakters des Südslawen, der natürlichen Güte seines Herzens und schließlich — seiner sympathischen Nachlässigkeit.

Die Deutschen Südslawiens (ungefähr 700 000) als die kulturell höchstentwickelten unter den Minderheiten empfinden natürlich am stärksten den Mangel einer Autonomie, die Schließung der meisten deutschen Schulen, die ungerechte Besteuerung, die sie stärker belastet als den slawischen Staatsbürger, das unverständliche Verbot, Lehrerseminare zu errichten und Lehrer und Priester aus Deutschland zu beziehen. Erst die letzten Versuche Südslawiens, zu Deutschland in freundschaftliche Beziehungen zu treten, bereiten eine versöhnlichere Politik der Deutschen des Landes gegenüber vor, deren Resultate allerdings noch nicht zu sehen sind. Die Ungarische Minderheit (600 000, nach der serbischen Statistik: 500 000), kann in der nächsten Zeit kein Entgegenkommen erwarten. Die Ungarn wohnen verstreut in allen Dörfern und Städten der Basca und im Banat, geschlossen im Theißgebiet, sie sind arm — im Gegensatz zu den Deutschen. Der größte Teil ihrer Intelligenz (Beamte) ist ausgewiesen worden, die reichen Familien haben das Land verlassen, die kleinen Kaufleute zahlen vier- und fünfmal mehr Steuern, als die serbischen. Die Bauernschaft besteht fast nur aus Landproletariat. Früher lebten die armen Bauern als Tagelöhner von den Großgrundbesitzern. Seitdem der Großgrundbesitz aufgeteilt ist, müssen sie auswandern. Sie gehen nach Nordamerika, Kanada, Brasilien, Argentinien. Gegen die struppellose Agitation der brasilianischen Auswanderungsagenten hat die Regierung nichts unternommen. Hunderte von armen Bauern gehen in der Sklavenarbeit auf den brasilianischen Kaffeepflanzungen zu Grunde. Nach dem Klang der Namen hat man in Südslawien die Nationalität der Schulkinder bestimmt. Es gibt aber viele Familien, die slawisch heißen und ungarisch sprechen. Uebrigens gibt es immer noch kein Gesetz über die Regelung der Staatsbürgerschaft, sodaß die früheren Staatsangestellten keine Pension bekommen und tausende Gesuche um die Anerkennung der Staatsbürgerschaft unerledigt im Ministerium des Innern liegen. In den kleinen Städten und in den Dörfern sind Firmennamen in ungarischer Sprache nicht zugelassen, Geschäftsbücher müssen in slawischer Sprache geführt werden.

Am schlimmsten ist es um die Arnauten bestellt (ungefähr 500 000), die entlang der Grenze bis Griechenland wohnen und östlich bis Bardar. Ihre Sprache ist arnautisch, ein alter illyrischer Dialekt. Sie haben keine Schulen, keine Zeitungen, nicht einmal ein Mandat in der Skupština. Sie sind meist arme Lohnarbeiter, im Winter kommen sie in die Städte als Holzhacker, sie verdienen höchstens 20 Dinar im Tag. Viele wandern nach der Türkei aus, nach Kleinasien, in die von den Griechen verlassenen Gebiete.

Die sozialen Maßnahmen der südslawischen Regierung dagegen bestehen in dem Verbot der kommunistischen Partei und der proletarischen Mafseier. Prügel in den Polizeistuben, grundlose und monatelange Untersuchungen, bürokratische Willkür in der Verwaltung sind traditionelle Sitten in allen Balkanstaaten. Auch der südslawische Parlamentarismus hat seine altserbischen Traditionen. Die Parteien werden von Persönlichkeiten bestimmt, ihr Programm ist der Wille einzelner, allmächtig sind die Präsidenten der politischen Klubs. Seitdem der stärkste Mann, Paschitsch, tot ist, gibt es überhaupt keinen Politiker von Bedeutung — es sei denn: man hielte den König Alexander für eine starke Persönlichkeit, wie es seine Freunde tun.

Dieser König über knapp 14 Millionen hat diktatorische Gelüste. Zwar behaupten manche, da in diesem Staat ein Diktator immer noch besser wäre als zehn kleine Diktatoren. Aber König Alexander ist nicht König Peter. Er ist zwar nicht unbeliebt, aber unpopulär. Sein Bruder Georg, der auf königliche Veranlassung als Geisteskranker gefangen ist, beschäftigt in ungünstiger Weise die lebhafteste Phantasie dieses lebhaften Volkes. Alexander läßt neue Kasernen bauen, kostet dem armen Staat 8 Millionen Mark monatlich, hat eine rotgoldene Leibgarde in Lackstiefeln, einen kleinen Kronprinzen, der von alten Generalen



11.6.27

Frankf. Zeitung  
Grenzsp in Albanien

11/6 27

376

## Ginzug in Albanien.

Von Josef Roth (Tirana).

Das Meer ist still, die Wolken hängen festgenagelt am Himmel, wie Bilder an der Wand, auf dem Wasser schwimmt ein Geisterboot ohne Schwanken, an einem unsichtbaren Seil, dem Schiff entgegen, um mich abzuholen. Es sind nur zwei an Bord, die nach Albanien gehen: ein Mann, der im Lande der Härte Gilette-Apparate verkaufen will, und ich.

Dort, wo der feste Boden beginnt, steht eine kleine hölzerne Hütte, mit einem idyllischen Schornstein, aus dem der Rauch an einem Lineal emporsteigt. Es ist sieben Uhr morgens, bewaldete grüne und kahle stahlblaue Berge umrahmen den Horizont, Lerchen schwirren verborgen im blauen Glanz des Himmels, in der Hütte liegt ein Gästebuch, wie in manchen Sehenswürdigkeiten, vor dem Buch sitzt ein Mann in schwarzer Uniform, dreht sich eine Zigarette und ist die albanische Grenzpolizei. Des Alphabets kundig, aber des Schreibens ungewohnt, sitzt er da und vertreibt den Ankommenden die Zeit mit der Lektüre der Pässe. Ein bucliger Levantiner wartet im Fordwagen, den er zu steuern gedenkt, bis der Polizist mit dem Studium fertig ist. Ich erlasse ihm den größten Teil der Prüfung und unterschreibe mich selbst.

In einer undurchsichtigen Wolke aus Staub, im Donner plätscherender Pneumatiks, empor- und zurückgeschleudert von echten Fordspiralen fahre ich die Landstraße entlang, Tirana entgegen. So oft ein Pneumatik ausgewechselt werden muß, steige ich aus, sehe zu, wie der Staub sich verzieht, wie die Kulissen der Landschaft sichtbar werden, Berge aus einem gespenstischen Violett, Wiesen aus doppelt übermaltem Grün, ein Himmel aus stabilem Blau, ein Himmel aus Stoff, ein Himmel ohne Fältchen, sauber gespannt, eine gebügelte Wölbung. Arbeiter bessern die Landstraße aus. Immer stehen ein paar Männer gebückt nebeneinander, wie spielende Knaben in einem Kindergarten am Vormittag sammeln sie auf winzigen Spaten oder in bloßen Händen kleine Sandhäufchen, schütten sie in Mulden und Gruben, streuen ein paar Steinchen darauf, benetzen das Ganze mit Wasser aus Gießkännchen und stampfen es fest mit nackten Füßen. Sobald der Fordwagen darüber gehopft ist, dürfen sie ihr Spiel von neuem beginnen.

Bald kommen mir Soldaten entgegen. Wie sie marschieren! In kaffigelben Doppelreihen, Stahlhelm auf den Köpfen, Rucksäcke auf den müden Rücken, von der Sonne gebraten, schwitzend und singend, marschieren sie für das neue Vaterland nach Durazzo, um zu exerzieren, begleitet von einem albanischen Major und Ledergamaschen, Oberleutnant- und Extra-

uniform. Auf den fetten Weiden treibt ein Hirte Wolken aus Lämmern einher. Böcke mit ornamental geringelten Hörnern, schwarze Ochsen, eine Art Vieh der Unterwelt, Herden des Hades. Rechts und links sind Telegraphendrähte gespannt, nicht von Masten getragen, sondern von krummen und kahlen Bäumen, denen man nur Kronen und Laub genommen hat. So wie sie einmal am Straßenrand standen, von Nachtigallen bewohnt, Stationen abendlicher Winde, so wurden sie zu Telegraphenstangen ernannt, mit kleinen, weißen Töpfchen aus Porzellan ausgestattet und instand gesetzt. Berichte der Journalisten nach Europa zu übermitteln, das Zwittern der politischen Vögel. Links am Wegrand zieht sich ein Schienenstrang dahin, schmalspuriges Andenken an die Oesterreicher im Weltkrieg, heute dem Verderben anheimgelegt und dem Rost hinterlassenden Bahn der Zeit.

Endlich tritt aus einem weißen Häuschen ein schwarzer Polizist, der deutsch sprechen kann, den Paß an sich nimmt und das Ehrenwort gibt, daß er sich morgen in der Polizei von Tirana vorfinden werde.

Da fängt also Tirana an, die Hauptstadt von Albanien. Rechts eine Moschee, links eine primitive Kaffecterrasse, auf der Gäste gebraten werden und Fesse diskutiert. Die Moschee ist eine Kaserne, Soldaten mit Gewehren bewachen sich selbst. Alle Hotels sind besetzt, Journalisten sind hierher geeilt, Diplomaten und Abgeordnete, Offiziere aus England und Italien, es tagt das Parlament, Tirana ist eine Sensationsgrube, Verwicklungen liegen auf der Straße, das ganze Land ist ein Zankapfel. Brave Bürger wandeln in der Mitte der Straße, mit langen Gewehren gegen Sonnenstich ausgerüstet, schwere Trommelrevolver in breiten, oft geschlungenen, roten Gürteln. Die Maulesel, mit dichtgefüllten Körben an den Flanken, flanieren auf dem Bürgersteig und warten, wie Hunde, vor den Läden auf die einkaufenden Herren. Da reitet herrlich der kommandierende General der albanischen Armee, Herr Dje-mal Ar-an-it-a-s auf edlem Schimmel, kleine schwarze Schuhputzer fliehen ihm aus dem Weg, ein Knappe folgt ihm, eben hat er die Armee inspiziert, deshalb marschierte sie so traurig, kein Staat ohne General, kein General ohne Schimmel. Gold blitzt auf seinen Schultern und mit lässiger Hand grüßt er Bekannte vom Stammtisch.

Es findet sich ein Mann, namens Nikola, der vermietet mir ein Zimmer. Das Bett steht mit allen vier Füßen in Petroleum, um die Wanzen abzuschrecken, das Fenster ist unten zerbrochen und oben ein Moskitonez, mein Nachbar bläst die Trompete. Er ist Mitglied des Orchesters, das jeden Nachmittag vor dem Schloß des Präsidenten konzertiert.

Ein Polizist mit schneeweißen Baumwollhandschuhen wartet in der Straßenmitte auf den Verkehr.

*A. Roth 11/6.27*



29.5.27

Frankfurter Zeitung

Beim Präsidenten  
Achmed Topu

29. V. 27



# Frankfurter Zeitung

Handelsblatt.  
Leopold Sonnemann.

(Neue Frankfurter Zeitung)  
Postscheckkonto Frankfurt (Main) 4430

**GESCHÄFTSSTELLEN**  
u. Generalvertretungen:  
Frankfurt a.M., Gr. Eschenheimer Str.  
31-37, Schillerstr. 18-24 Berlin W 9,  
Potsdam, Str. 133, Hamburg, Gr. Bäcker-  
str. 9, Köln, Rh. Kaiser-Wilhelm-Ring  
10 u. Mauritius-Steinweg 12, München,  
Perusastr. 5 u. O. 9, Emeranstr. 20, Stutt-  
gart, Poststr. 7, Hannover, Leisewitzstr.  
53a, Leipzig, Leu. Friedrich-Ebert-Str.  
66, Brüssel, Rue Montagne aux Herbes  
Potagères 47, Wien I, Wollzeile 11, Za-  
rich, Weinbergstr. 24, London E. C. 1,  
Holborn Viaduct House, Holborn Via-  
duct, A. W. C. Frost, New York Brook-  
lyn, 11 Montague Terrace, Dr. Mattfeld,  
Rio de Janeiro, Caixa-postal 2401, Dr.  
Walter Schück, Anfragen u. unverlang-  
ten Einsendung, ist Rückporto beizuf.

Verlag und Druck: Frankfurter  
Societäts-Druckerei G. m. b. H.

## Reise nach Albanien.

### Beim Präsidenten Achmed Zogu.

Von Joseph Roth (Korça).

Unser Mitarbeiter Herr Joseph Roth ist von uns auf eine längere Reise nach Albanien und den angrenzenden Gebieten entsandt worden. Wir geben nachstehend den ersten seiner darüber geschriebenen Artikel wieder. Red.

An einem Sonnabend, um fünf Uhr nachmittags, gehe ich zu dem Präsidenten der albanischen Republik. Sein Haus ist militärisch bewacht. Der Doppelposten salutiert. Der Adjutant wartet im Vorzimmer. Er ist jung, schlank, Major, liebenswürdig, bereit und imstande, über das Wetter, die albanische Landschaft und die Gefahren der Malaria zu sprechen: ein Adjutant.

Im Zimmer des Präsidenten befindet sich ein älterer Herr, Außenminister, klug und wohlbeleibt. Er ist ebenso Dolmetsch wie Aufsicht und Vorsorge. Der Präsident trägt die Uniform eines Generals. Einer Etikette gemäß, die Staatsoberhäupter an Schreibtische bindet, tritt Achmed Zogu anderthalb Schritte vor den Tisch. Begrüßung. Ich verliere mich in einem Fauteuil. Der Präsident sagt dem Minister auf albanisch, er sei erfreut, eine große Zeitung Deutschlands in Albanien zu begrüßen; der Sympathie des kleinen albanischen Volkes sei das große deutsche gewiß. Der Minister wiederholt es französisch. Der Präsident gestattet mir, frei und ungehindert und mit Unterstützung aller Behörden durch Albanien zu reisen. Der Minister wiederholt es. Verbeugung. Verbeugung. Verbeugung. Hierauf beginnt Achmed Zogu deutsch zu sprechen. (Er hat in österreichischen Diensten gestanden.) Ob ich schon lange in Albanien sei. Wie lange ich zu bleiben gedächte. Wann und wohin ich mich begeben wollte. Er wünsche nichts anderes von den Berichterstattern als die Wahrheit. Die Wahrheit — erwidere ich — sei eine relative Sache. Was dem einen wahr erscheine, halte der andere für eine Lüge. Deutsche Berichterstatter wären jedenfalls vom Drang nach Wahrheit befeelt.

Im übrigen habe ich keine Fragen zu stellen — weil ich mir alle selbst beantworten könnte. Interviews sind die bequemen Mittel journalistischer Verlegenheit.

Auferstehung aus dem Fauteuil. Lächeln auf drei Gesichtern. Verbeugung. Verbeugung. Verbeugung. Adjutant. Posten. Salutieren.

Was also die Zeremonie der Audienz betrifft, so unterscheidet sich die albanische von den durch Ueberlieferung, Sitte und Furchtsamkeit gebildeten Zeremonien in anderen Ländern überhaupt nicht. Achmed Zogu ist jünger als die Präsidenten der europäischen Republiken; er ist kaum über dreißig. Er hat eine heftiger bewegte und reichere Vergangenheit als Europäer seines Alters. Er hat tote Gegner auf dem Gewissen und lebendige im Land. Das Letzte ist eine Eigenschaft aller Staatsmänner der Welt, das Erste — nämlich eher die toten Gegner als das Gewissen — eine orientalische Spezialität. Achmed Zogu sieht harmlos aus, groß, den Verhältnissen entsprechend repräsentativ und überraschend blond. Seine Blondheit liegt wie verirrt auf seinem orientalischen Angesicht. Die Haltung, die ihm seine Aufgabe, Audienzen zu erteilen, vorschreibt, ist eher die Folge einer Vorsicht, als einer natürlichen Sicherheit. Die Sparsamkeit seiner Worte, die Langsamkeit seiner Zunge, die leere Höflichkeit seiner Fragen sind Aeußerungen nicht oft genug geübter und desto peinlicher eingehaltener Repräsentationspflichten. Er fühlt sich — ohne Grund — zu einert Art Kronprinzenhafter Banalität verpflichtet.

Man erzählt, daß seine militärischen Fähigkeiten gering seien. Er habe im Weltkrieg nicht, wie die friische Legenden-schöpfung behauptet, Durazzo an der Spitze seiner Albanesertruppe erobert. Aber es ist in diesem Land, wo jeder zehnte Bauer ein militärisches, jeder zweite ein schießtechnisches Genie ist, unwahrscheinlich schwierig, durch militärische Talente zu glänzen. — Man erzählt, daß er ein rücksichtsloser Diktator ist. Aber es ist in Albanien, wo jeder Bandenführer selbst Diktator, jeder Grundbesitzer sein Vasall, jeder, der lesen und schreiben kann, sein Sekretär sein möchten, wahrscheinlich nichts anderes möglich als rücksichtslose Diktatur. Uebrigens scheint Achmed selbst weniger diktatorisch zu sein als seine Umgebung, die erfahrener, klüger, rücksichtsloser als er ist und zum größten Teil eine langjährige türkische Schulung hinter sich hat. Vor allen Eigenschaften, die einen Diktator weniger zieren als kennzeichnen, scheint der Präsident der albanischen Republik nur die Furcht um sein Leben zu kennen — allerdings mit Recht in einem Land, in dem man nicht einmal Diktator zu sein braucht, um gelegentlich erschossen zu werden. — Achmed hat ferner eine reichdotierte Casafreundschaft bei den Südslawen genossen, hat mit Hilfe südslawischer Banden Albanien „erobert“ und knapp danach den bekannten Pakt mit Italien geschlossen. Aber seit mehr als 800 Jahren weisen die meisten

einflußreichen Menschen in der Welt des Balkans kein Geld zurück, besonders wenn es von zwei verschiedenen Seiten gezahlt wird — weshalb sollte gerade Achmed eine Ausnahme sein? Die selbstlose Freundschaft Südslawiens für Albanien ist übrigens auch noch nicht erwiesen gewesen. Aber selbst, wenn ich (mit Recht), an dem ganz selbstlosen Patriotismus Achmeds zweifelte, so deckt in vielen Punkten die vielleicht egoistische Ambition des Präsidenten die wahren Bedürfnisse des Landes, das vor der Wahl, sich in die Obhut eines höher kultivierten oder eines unsicheren und mit seinen inneren Schwierigkeiten noch kämpfenden Nachbarn zu begeben, den ersten wählt. Man wirft ferner dem Präsidenten vor, daß sein Bild alle Wände, die Marken und die Münzen ziert. Aber auch in höher kultivierten Ländern wird die vervielfältigte und gestanzte Photographie das beste Mittel sein, sich dem meist treulosen Gedächtnis der Bürger einzuprägen.

Im übrigen ist es unmöglich, die Verhältnisse eines orientalischen Staates, dessen Geschichte aus Unterdrückung besteht, dessen Sitte Korruption heißt, dessen Kultur eine Mischung aus heimischer bukolischer und wildromantischer Naivität und fremder aufstrotzender Intrige ist, mit der demokratischen Moral des Westeuropäers zu beurteilen. Wenn man plötzlich ins Mittelalter versetzt würde, könnte man sich konsequent nicht über die Hengenverbrennung entrüsten.

Man muß sich bemühen, Achmed mit vorurteilslosen Augen zu betrachten und ihn aus seiner Umgebung heraus zu erklären. Man muß wissen, daß er der Nachkomme eines albanischen Fürstengeschlechts ist, das schon im siebzehnten Jahrhundert und noch früher geherrscht hat — wahrscheinlich keineswegs mit demokratischen Methoden. Man muß wissen, daß ein Parlament in Albanien nicht anders zustande kommen kann, als es eben in Albanien zusammenkommt. Es wird noch zwanzig Jahre lang ein „Scheinparlament“ bleiben. Es ist den Einflüssen der Eliten, dem Willen des Staatsoberhauptes ebenso preisgegeben wie die südslawische Stupschitina zum Beispiel und ebenso ohnmächtig wie das Parlament in Budapest und besonders Angora. Man muß wissen, daß die Gegner und Feinde Achmed Zogus, deren ich einige kenne, nicht durchaus etwa mehr westeuropäische Moral haben als der Präsident. Von den neunhundertzwanzig westeuropäisch gebildeten Männern, die seit Achmeds Herrschaft das Land verlassen haben, von den sieben Politikern, die seit 1925 nach Südslawien geflüchtet sind, von den zwölf seit 1922 ums Leben gekommenen, vermute ich, daß sie auch keine anderen Regierungsmethoden anwenden würden, als Achmed Zogu — und verurteile sie deshalb nicht. Denn in der albanischen und in der orientalischen Politik überhaupt ist die persönliche Notwehr ein sehr weiter Begriff und spielt beinahe die Rolle, wie in der westeuropäischen das Staatsinteresse. Es muß erst eine mühsame und langsame Erziehung einsetzen, um aus Hirten, Stammeshäuptlingen, Bandenführern und religiösen Fanatikern Staatsbürger zu machen.

Ob Achmed Zogu berufen oder imstande ist, diese Erziehung in Angriff zu nehmen, ist freilich sehr ungewiß. Heute ist ihm selbst vor seiner Bindung mit Italien bange. Er ist heute allein nicht mehr im stande, geschickt Italien und Südslawien gegeneinander auszuspielen. Nichts erwartet er heute sehnlicher, als einen neuerlichen Versuch Südslawiens, sich ihm zu nähern. Aber Südslawien bereitet erbittert neue Männer und neue Verwicklungen vor. Italien schützt seine eigenen Interessen mehr, als das Leben Zogus. Und so sieht dieser junge Mann, der schon drei Aufstände niederwerfen mußte, in einer

## Aus dem Inhalt des I. Morgenblatts

### IM ALLGEMEINEN TEIL

Reise nach Albanien, von Joseph Roth / Der deutsche Partikularismus im neuen Strafgesetzentwurf, von Regierungspräsident Dr. F. Friedensburg / Jubiläumstagung des Nahrungsmittel-Großhandels.

### IM HANDELSTEIL

Preussische Finanztransaktionen.  
Schuckert-Abschluß.

### IM FEUILLETON

Kleines französisches Restaurant, von Wilhelm Hausenstein / Der Apfel, von Marieluise Fleißer.



AR 1764 3/5

Joseph Roth Collection

II.3

Briefe aus Deutschland, 1928

S47/7

BRIEFE AUS DEUTSCHLAND, 1928

Frankfurter Zeitung  
Briefe aus Deutschland  
(Pseudonym: 28. 1. 28)

Ammer

Merkmale von Saargebiet  
Bahnhof von Saarbrücken  
Reconnaissance am  
Abend

Das Werk  
Seine Antwort

19 28



# Briefe aus Deutschland.

Von Cuneus.

## Menschen im Saargebiet.

Lieber Herr A.!

Haben Sie zufällig in einer Saarbrücker Zeitung den Artikel gelesen, der sich mit einem meiner Briefe aus Deutschland auseinanderzusetzen versucht? Ein Herr Maß oder Muß hat meine Mitteilung, daß es am Abend in Saarbrücken regnete, und daß es traurig war, dementiert. Kenner polemischer Sitten sagen mir, daß „Maß“ ein Pseudonym sei. Wenn Ihnen jener Artikel entgangen sein sollte, so können Sie an diesem Namen, den sich einer aus freien Stücken zulegt, die Spezies Humor erkennen, über die der Polemiker verfügt. Es ist eine Art hämischer Zwischenruferbaß, wie er die beliebten Komiker in Provinzvarietés auszeichnet. Der Lokalpatriotismus, dem es, wenn er von der „Scholle“ spricht, um das Gedeihen des Fremdenverkehrsvereins zu tun ist, erhob sich wider meine Mitteilungen, daß Saarbrücken eine Industriestadt sei, einen häßlichen Bahnhof habe und arme, schlecht bezahlte Büro-mädchen, die sich an Schlagfahne trösten. Der Polemiker mit dem heikleren Pseudonym ist natürlich nicht der Einzige. Die deutschen Leser, die aus spartanischen Gründen so gerne mit dem Lob zurückhalten, wenn ihnen etwas gefällt, zeigen nicht mit Papier und Porto, wenn sie sich ärgern. Die Folge dieser Veranlagung sind Stöße von Zuschriften aus Saarbrücken und Neunkirchen, in denen man sich beeilt, mir mitzuteilen, es gebe nicht nur eine schöne Umgebung im Saargebiet, sondern auch eine Barockkirche; daß die Natur im Saargebiet so veranlagt sei, daß sie es zustandebringe, nicht nur regnen, sondern auch die Sonne scheinen zu lassen; daß im Frühling die Frauen weiße Kleider tragen und daß der Anblick eines Eisenwerks erhehend sei. Und so jagt ein Wiß den andern. Nicht für das Land an der Saar, dessen arbeitssame Dürstert und dessen schwerfällige Menschen ich mehr liebe, als die Muzge ahnen können, sondern für die Verfasser der Zuschriften mag die Tatsache symptomatisch sein — die Sie wahrscheinlich nicht gewußt haben: daß nämlich der einzige Dichter, der in jener Gegend geboren ist, Frau Liesbeth Dill heißt. In Dudweiler kam sie zur Welt. Und Muß ist von ihrem Stil nicht unbeeinflusst geblieben.

Wollten Sie aber aus dieser Tatsache, aus dem Ton meiner Korrespondenten und etwa aus den Witz, die im „Saarländer“ jedes Jahr erscheinen, mutwillig schließen, daß es um die Intelligenz im Saargebiet schlimm bestellt sei, so will ich Ihnen an

einigen Beispielen beweisen, daß es falsch ist, ein Land nach seinen Druckerzeugnissen zu beurteilen. Im Gegenteil: scheint es mir, als wäre gerade die außergewöhnliche politische Spannung, in der die Saarländer leben — geklemmt zwischen zwei staatliche Gewalten, deutscher Art und Sprache und mit französischem Paß, Europäer der Gesittung nach und wie Kongoneger „Schutz-befohlene“ laut Friedensvertrag — als wären gerade diese Zustände geeignet, einige Intellekte für die aktuellen geistigen Fragen zu schärfen und ihnen jene segensreiche produktive Angst zu schenken, die eine hellhörige und helllichtige Wachsamkeit zeugt. Es ist die Angst des Abgeschlossenen, dessen Auge, um nicht zu erblinden, die dicksten Mauern durchleuchtet. Es gibt ein paar außerordentliche Menschen im Saargebiet, die in einer fruchtbaren Auflehnung gegen das abschließende, einengende, besondere Schicksal ihrer Heimat, ihre eigene private Verbundenheit mit dem Schicksal deutschen und europäischen Geistes betonen und erhalten. Nirgends sah ich Bürger, deren Beruf es ist, Geld zu verdienen, so leidenschaftlich interessiert für Bücher, Wissenschaft, Kunst, Politik, mit so viel Sinn für Ironie und unpathetische Geselligkeit, mit so viel Begabung für Form und Manier und mit so viel Ueberlegenheit über jenen Maß, in dessen Zeitung sie inserieren müssen. Im Saargebiet traf ich zum ersten Mal einen Minister, dem ich zwei Stunden lang interessiert zuhören konnte, einen Warenhausbesitzer, der enge persönliche Beziehungen zur deutschen Literatur erhält, und einen Juristen, der, obwohl er die reichsten Klienten haben soll, meine Schriften liest. In allen Häusern, in die ich kam, lagen Bücher, deutsche und französische, und nicht etwa sogenannte „Geschenkliteratur“, sondern aktuelle, notwendige, unsere Ware. Daß man sich aus sozialen Gründen die verschiedenen Zauberberge der Literatur in die Bibliotheksfächer einbauen läßt, können Sie in allen deutschen Gegenden sehen. Aber im Saargebiet treffen Sie noch Menschen, die sich um jede „Neuererscheinung“ kümmern und literarische Zeitschriften lesen, obwohl sie keine Literaten sind. Was mich betrifft, so habe ich zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht Leser getroffen, denen ich in keinem Künstlerklub begegnet wäre. Es gibt noch Leser in Deutschland, die nicht schreiben.

An einem Vormittag ging ich zum Rechtsanwalt A. Er wohnt zwischen alten schweren Möbeln, die aussehen, als ob sie ererbt wären. Sie sind aber erworben. Herr A. ist nicht hier geboren. Er hat allein aus seiner Persönlichkeit so viel Atmosphäre erzeugt, daß man ihm gegenüber in seinem dunkeltapezierten Zimmer — es ist wie aus braunem, warmem Holz — in seinem breiten weichen Sessel, vor seinem starken dunklen Tisch die schöne, anregende Sicherheit gewinnt, die uns nur der Atem einer alten, guten Tradition verleiht. Herr A. ist einer von jenen Juristen, deren Angesicht mich nicht im Zweifel darüber läßt, daß sein Besitzer von den

Gesetzen lebt. Auch diese Gewißheit ist angenehm. Manche modernen Staats- und Rechtsanwälte könnten Aviatiker sein. Nicht so Herr A. Er kommt aus einer Generation und einem Geschlecht, in denen es Sitte war, einen Beruf nicht zu „ergreifen“, sondern zu erleben. Das macht den Stil des Kopfes. Herr A. ist Kleingewachsen. Es ist, als hätte sein Körper einen Teil der Kräfte hergegeben, die zu einer deutlichen, unzweideutigen Ausbildung des Angesichts nötig waren. Um seinen kräftigen, berebten Mund lagern sich starke Falten so intelligent, daß man glaubt, er hätte nicht nur Worte zu vergeben, wie jeder menschliche Mund, sondern auch Gedanken zu verbergen, wie eine Stirne. Sie selbst ist groß und breit, Gefäß für Paragraphen, passiver Lagerraum. Dagegen scheinen die kleinen hellen Augen hinter Brillengläsern eine eigene, gleichsam von der Persönlichkeit gesonderte Aktivität zu besitzen, eine Art Denktivität. Es ist, als holten sie durch die Rückwand Kenntnisse aus dem Gehirn und projizierten sie auf das Objekt, das sie betrachten. Es sind schnelle Augen, die zugleich sehr stabil sein können. Sie sammeln sehr flink Eindrücke, bewahren sie auf und sind dann für eine lange Zeit still, befriedigt, satt. Unter den Augen und vor dem Ohr, beide Schläfenflächen entlang, zwischen Nase und Wangen, zwischen Wange, Kinn und Hals, überall dort in dieser breiten Landschaft des Gesichts, wo ein Gedanke Platz fand, sein Zeichen einzugraben, schneiden sich, kreuzen sich, treffen sich unzählige Linien, gerade, schräg und geschwungen, „Paragraphen im Gesicht“ zu sagen, scheint unumgänglich. Herr A. saß zuerst, erhob sich dann, ging an den Ofen, aber es war, als er aufstand, sehr deutlich nicht etwa Ungebulb, die ihn bewegte, oder ein Platzwechsel, den nur die Laune diktiert, sondern ein Wechsel des Beobachtungspostens, des Erfahrungspostens und es war, als ruhte er, noch während er ging.

Ich möchte Ihnen noch Herrn H. beschreiben, einen Mann, der ein großes Warenhaus besitzt und so weit entfernt von allen Vorstellungen von „Konfektion“ ist, an die Sie etwa denken mögen, wie Sie und ich. Ich besuchte ihn zuerst in seinem Warenhaus. Dritter Stock, Direktion. Ein Mann unbestimmten Alters, vielleicht jung. Klug. Helle Augen. Groß, geöffnet. Sanfte Eleganz. Eine wissende Trauer im Gesicht, überdeckt von einer Art Optimismus, der die Trauer dementiert. Sehr still und kühl. Leise Stimme. Gebraucht, obwohl Warenhausbesitzer und guter Rechner, das Wort: menschlich. Ohne daß ich es gewußt hätte, fühlte ich bei ihm, daß er im Krieg war. Es geht Ihnen, lieber Freund, der Sie, wie ich, den Krieg noch nicht vergessen haben, niemals vergessen werden; wahrscheinlich auch so. Wir erkennen einander. Der Krieg hat uns imprägniert. Wir mögen sonst verschiedenen Welten, verschiedenen Parteien, verschiedenen Berufen angehören. Es leuchtet aus jedem von uns eine selbstverständliche Voreitschaft

zur Solidarität, geboren damals, vor zehn oder zwölf Jahren, als der ganze Zug an einer einzigen Zigarette rauchte. Es ist, als ob uns das Menschliche weniger fremd wäre. Es ist, als könnten zwei, die im Krieg waren, sobald sie sich treffen, ohne einander näher zu prüfen, gemeinsam etwa auf die Walz gehen — oder ins Gefängnis — oder in die Kaserne — oder in eine Gefahr — oder sonst überallhin, wo man solidarisch sein darf. Ich wittere mit einem untrüglichen Instinkt, ob einer damals entbehrlich war oder unentbehrlich. Dieser Herr H. war entbehrlich. Sein weites, materiell offenbar gesichertes Haus steht allen offen, die es besuchen wollen. Frau B. wohnte bei ihm. Der Schriftsteller H. Dem lieb er Geld, und jenem schenkte er es. Als die Revolution ausbrach, war sein Leben bedroht. (Er ist Sozialist.) Er hat einen klugen Mut, der mehr wert ist als nur Mut. Er liest und rechnet dennoch, verdient Geld und gibt es dennoch aus. In seinem Haus herrscht das Gesch der Freizügigkeit, wie nur noch in guten russischen und polnischen Häusern. (In den meisten Wohnungen im westlichen Europa fühlt sich der Gast an den Stuhl gekettet, den man ihm angewiesen hat.)

Von wievielen könnte ich Ihnen noch berichten! Ich wollte, Sie könnten sie! Den Doktor S., der stark, vital, dunkel, in die Breite gleichsam lebend, dennoch einsam bleibt, jede seiner animalischen, gefundenen Äußerungen mit einem Schuß intellektueller Bitterkeit würzt, wie man Salz streut auf Fleisch. Und nur an einen einzigen Mann — leider ist er ein Pazifist — denke ich nicht ohne Schrecken zurück. Dieser Mann, in dessen Zimmer ich eine halbe Stunde saß, vermochte es, mir meinen eingeborenen Widerwillen gegen „Opfer“ und „Heilige“ für das nächste Jahrzehnt zu bestätigen. Ich liebe die persönliche Begegnung mit dem Fanatismus nicht, es scheint mir, er habe etwas Unreines, besonders wenn er aus gleichgültigen Menschen stammt. Dieser Mann, Pazifist um jeden Preis, bildete seinen Fanatismus aus „Verdrängungen“. Er hat strahlende, blaue Augen in einem weißen gepflegten Gesicht, die Friedlichkeit blitzt kampfbereit aus ihnen, tausend kleine Weltkriege führt er im Tag. Meiner Begleiterin, die gar kein politisches Interesse hatte, las er mit jener sonoren Stimme, die zuerst für das eigene Ohr zu sprechen scheint, aber vom fremden gehört werden will, einen Artikel vor, den er eben geschrieben hatte. Wie freudig kostete die Stimme von den Lederbissen der Ironie, und dort, wo er es dem Gegner besonders gut gegeben hatte, verweilte die Stimme wie auf Gipfeln, von denen sie Ausschau halten konnte. Man erzählte mir, dieser Mann hätte viele schwere Opfer gebracht. Ich zweifle nicht daran. Ich habe nichts gegen den Mann. Nur gegen die Armseligkeit der menschlichen Natur, deren Eitelkeit noch größer sein kann — als ihr Schmerz, nur gegen diese Eitelkeit, die sich sogar vom Leid, sogar



werden. Die Regierungsparteien haben deshalb einen Initiativgesetzentwurf eingebracht, wonach die Geltungsdauer des Gesetzes über Mieterchutz und Mieteinigungsämter und des Reichsmietengesetzes bis zum 15. Februar 1928 ausgedehnt werden soll.

von der heiligen Ueberzeugung, sogar vom eigenen Fanatismus nährt und fett wird. Begegnungen mit einfachen Menschen sind mir lieber, das heißt mit jenen, deren Verstand mindestens so stark ist wie ihre Ueberzeugung.

Dem Herrn S. habe ich einige Erfahrungen zu verdanken, die ich im Warenhaus bei der Beobachtung der proletarischen Kunden sammeln konnte. Darüber will ich Ihnen nächstens schreiben.

Ihr  
Cunews.

### Bettler und Vagabunden.

Von Dr. Hans v. Sertig (München).

Zu den Kriminalpsychologischen Märchen, die unsere paragrafenschwängere Zeit immer von neuem heßt, gehört die Behauptung von dem engen Zusammenhang zwischen Landstreicher- und Verbrechertum. Die psychiatrischen Kliniken und die Gefängnisse geben nur einen bestimmten Ausschnitt des Menschenmaterials. Wer sich mit freilebenden Landstreichern abgegeben, wer einmal in einem einsam gelegenen Hause an einer der großen Wanderstraßen gelebt hat, die sie, von seltsamen Regelmäßigkeiten getrieben, heute spärlich, morgen in kaum unterbrochenem Zuge ziehen, kennt den psychologischen Typus des Landstreichers und weiß, daß er mit dem Kriminellen wenig gemein hat.

Es ist richtig, daß die Landstreicher, die der Polizei und schließlich dem Arbeitshaus vorgeführt werden, kein leeres Strafregister zeigen. Da sind kleine Strafen für Diebstähle oder Betrügereien. Sieht man näher zu, handelt es sich fast immer um Lebensmittel oder Kleidungsreste, hauptsächlich Stiefel und fast immer sind die strafbaren Handlungen mit einer rührenden Ungeschicklichkeit, Unachtsamkeit und Gleichgültigkeit begangen. Es ist, als ob diesen Menschen an der Entdeckung nichts läge, schon die muskuläre Inmersion einer Flucht oder die Erfindung einer glaubwürdigen Ausrede ist ihnen zu anstrengend. Viele kommen ja nicht zur Anzeige. Sonst aber scheint es, als wenn diese „Kriminellen“ sofort entdeckt und ohne weiteres überführt würden. Das ist der angeborene oder erworbene Schwachsinn, der sie zu Landstreichern werden ließ, weil es zu arbeitenden Menschen nicht mehr reichte.

Andere Vagabunden haben hier und dort Körperverletzungen oder Hausfriedensbrüche begangen. Wie sie dazu kamen, wäre schwer erklärlich, wenn nicht der Alkohol für kurze Zeit ihre Bewegungsunlust aufgehoben hätte. Die Sittlichkeitsdelikte älterer Landstreicher an Kindern und alten Frauen erwachsen auf der Grundlage seniler Störungen und jener eigenartigen animalischen

gebähten Vermögensstunde zu erlangen. Als Kläger tritt ein Bruder der Erschossenen, ein Kaufmann Langrod, auf. Das Landgericht hat die Klage Langrods abgewiesen, worauf dieser beim Oberlandesgericht Berufung eingelegt hat. In der umfangreichen Beweiserhebung sind die Zeugen aus dem ersten Prozeß erneut vernommen worden, wobei

Dirigierbarkeit durch den rhythmischen Umlauf der Jahreszeiten. Das Erleben dieser Menschen kennt nach langem Winterschlaf kurze, heftige Explosionen. Es ist wohl bekannt und unschwer festzustellen, daß der Vagabund im allgemeinen sexuell ebenso arbeitsfähig ist wie im Erwerbsleben. Hier liegt psychologisch und natürlich auch organisch die Abgrenzung gegen den Zuhälter hin.

Angesichts der wenig sachverständigen, in Juristenkreisen aber sehr verbreiteten und vom neuen Strafgesetzentwurf wieder betonten Anschauungen von der „Gefährlichkeit“ des Landstreichers ist es bedeutsam, daß ein Praktiker, ein erfahrener Kenner des Arbeitshausmaterials nüchtern, aber doch bildhaft diesen Menschentyp zeichnet. Georg Steigertahl, Direktor des Staatl. Versorgungsheims Hamburg, unterscheidet in seiner Schrift: „Zwangsvorkehrerische Maßnahmen gegenüber erwachsenen Personen. Ein Beitrag zur Geschichte des Arbeitshauswesens und zum Problem der Bewahrung“ (Berlin, Schumann) Troddel, Expositivmenschen und passive Psychopathen.

„... Die Mehrzahl waren Troddel,“ schreibt er, „die von Natur dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen waren und in der Jugend nicht das Glück hatten, in einen festen Rahmen überkommener Tradition eingespannt und so durchs Leben geschleift zu werden. Was sie anfaßten, ging fehl, und da Selbstvertrauen, Arbeitslust, Ausdauer und körperliche Leistungsfähigkeit nicht ihre starke Seite waren, so gerieten sie, getrieben von der Not und der mit ihr verbundenen Unsicherheit und inneren Unruhe, auf die schiefen Ebene, fanden Leidensgenossen, gesellten sich zu Verbrechern und verloren so, ohne selbst eigentlich Verbrecher zu werden, die Haltung dem Leben gegenüber und machten ihr Dasein von dem guten Willen ihrer glücklicheren Mitmenschen abhängig. Viele von diesen armseligen Brüdern der Landstraße kehrien in vorgerückten Jahren, wenn sie den Strapazen der Vagabundage nicht mehr gewachsen waren, zur Vernunft zurück und krochen in einer Wohlfahrtsanstalt oder an sonstiger passender Stelle unter. Ein erheblicher Teil konnte aber selbst nach körperlichem Verfall den Wanderdrang nicht bezähmen und mußte auch dann noch zwangsweise im Arbeitshause gehalten werden, das für ihn zum Zwangsirrenhause wurde.“

Steigertahl erwähnt eine Untersuchung von Harzer, die auf die Arbeits„scheu“ dieses Menschentyps ein helles Licht wirft. Nach Auskunft der Arbeitshausdirektoren deutscher Anstalten waren im Durchschnitt 20 Prozent der Insassen unfähig, selbst bei bestem Willen und günstigstem Arbeitsmarkt in Freiheit ihren Unterhalt zu erwerben. Bei mehreren Anstalten stieg dieser Anteil auf 30, bei einer auf 50 Prozent.

Wie armselig kommt uns neben dieser objektiven Unfähigkeit

Minister des Innern zum Landrat in Franzburg (Pommern) ausersehen. Der Gewerkschaftsbeamte Schöbel, der zuletzt im Büro des Reichskommissars Mehlich in Dortmund tätig war, dürfte auf den Posten des Polizeipräsidenten von Sagen berufen werden.

die die erfahrensten und sorgfältigsten Kenner festgestellt haben, die juristische Definition der Gewohnheitsmäßigkeit — und alle echten Landstreicher sind Gewohnheitsmäßige — vor: „Das natürliche Merkmal des Gewohnheitsmäßigen,“ sagt der Formaljurist, indem er den Homunkulus eines Kriminellen in der Retorte reiner Logik aufdampfen läßt, „liegt auf der Willensseite. Es findet nicht bei jedem neuen Delikt eine Neubildung des Entschlusses statt, die Wirklichkeit von Gegenmotiven ist eingeschränkt.“ Als ob diese Erlebnissen reichlich überlegte Entschlüsse faßten. Als ob acht Tage Haft, selbst sechs Monate Gefängnis, wie der neue Entwurf es will, mit einem soliden Dach über dem Kopfe, einem Ofen und erträglichem Essen ein Gegenmotiv jemals sein könnten gegen eine durchgehende, froststirrende Winternacht im Hausstadel. Gegenmotive überhaupt gegen die Defekte, die diese Menschen der Unterwelt aus dem Geleise werfen und für den Arbeitsmarkt entwertete: Stottern, Sehschwächen, Schwerhörigkeit, mechanische Bestümmungen aller Art, Herz- und Lungenkrankheiten, Reistenbruch und zuguterletzt Schwachsinn, Epilepsie, senile und präsenile Störungen.

Man wirft der modernen Kriminalwissenschaft Weichherzigkeit vor. Wir verteidigen angeblich die Herren Mörder und alle Arten gefährlicher Übeltäter. Wir denken nicht an die Interessen der Allgemeinheit, sagt man.

Wenn ich diese Worte höre, fallen mir die Worte des alten Kriminalisten Klapproth ein, der 1770 sich mit folgenden schrecklichen Vorwürfen gegen den großen Beccaria wandte: „Beccaria gehe im Vernunftleben zu weit, sei ein Weichling (was wir jetzt Optimist nennen würden) und habe nicht genug Jurisprudenz studiert, um darüber mit Grund rasonieren zu können.“

Gewiß, der Rechtsausschuß geht im Vernunftleben nicht zu weit, der es ablehnt, überhaupt Sachverständige zu hören, wenn es das furchtbare Problem der Todesstrafe zu lösen gilt. Wenn die moderne Kriminalwissenschaft den Verbrecher in allen Lebensäußerungen studiert, ehe sie Mittel zu seiner Bekämpfung vorschlägt, so will sie die Allgemeinheit wirksamer schützen, als es die bisherigen strammen, aber blinden und ergebnislosen Methoden vermocht haben. Wir würden den Arzt verachten, der alle Krankheiten energisch mit Nizinus behandelte. Gerade das Problem des Landstreichers und des Bettlers, das der deutsche Gesetzgeber im Widerspruch zu allen Sachverständigen mit erhöhter Strafe abtun will, zeigt die Grenzen des Behandlungsmittels, das Menschen mit normalen Interessen und normaler Strafempfindlichkeit voraussetzt.

Landtagsfraktion veranstaltete gestern abend in den Räumen des Landtages einen Festabend. Er galt dem Vertreter des hessisch-nassauischen Wahlkreises Emil Coll, der unlängst seinen Geburtstag gehabt hatte. In einer launigen Ansprache feierte der Führer der Fraktion, Justizrat Falk (Köln) das Geburtstagskind. Es gab noch viele andere lustige Reden, und zum Schluß hörte der Finanzminister Dr. Höpfer-Aschoff, der mit seinem Ministerkollegen Dr. Schreiber erschienen war, mit Heiterkeit einer Kritik seiner Besoldungsreform zu, die bekanntlich durch eine Fülle von Fußnoten ein charakteristisches Gepräge erhalten hat.

### Die Aenderung des Angestelltenversicherungsgesetzes.

(Privattelegramm der „Frankfurter Zeitung“)

¶ Berlin, 15. Dez. Der Reichstag hat in seiner gestrigen Sitzung auch einem von sämtlichen Parteien eingebrachten Gesetzentwurf zur Aenderung des Angestelltenversicherungsgesetzes zugestimmt, wonach für die freiwillige Beitragsentrichtung die Beitragsklassen g, h, i und k gebildet werden. Der freiwillige Monatsbeitrag beträgt in der Beitragsklasse g 25 Mark, h 30 Mark, i 40 Mark und k 50 Mark. Das Gesetz tritt am 1. April 1928 in Kraft.

### Eine russische Wirtschaftsdelegation in Amerika interniert.

New York, 15. Dez. (United Press.) Elf Mitglieder der Wirtschaftsrates der Sowjetregierung, die unter Führung von Iwan Markarow hier an Bord der „Berengaria“ eintrafen, wurde von den Einwanderungsbehörden der Einwanderung verweigert. Sie werden zunächst nach der Einwandererstation Ellis Island gebracht, wo sie interniert bleiben sollen, bis die Einwanderungsbehörden auf Grund eingeholter weiterer Informationen eine endgültige Entscheidung über ihre Zulassung oder Rücksendung getroffen haben. Markarow ist der Vorsitzende des russischen Metalltrustes. Die Delegation beabsichtigt, wie von hiesiger russischer Seite erklärt wird, in Amerika landwirtschaftliche Maschinen im Gesamtwerte von etwa 10 Millionen Dollar einzukaufen.

### Der Abbruch der Beziehungen zwischen der Langkinger Regierung und Sowjetrußland.

Schanghai, 15. Dez. (United Press.) Der Kommissar für auswärtige Angelegenheiten der Nanjing-Regierung überreichte dem sowjetrussischen Generalkonsul eine Note, durch die die Beziehungen zwischen Sowjetrußland und der Nanjing-Regierung abgebrochen sind. Dem Generalkonsul wurden ferner seine Pässe überreicht. Die Nanjing-Regierung ordnete ferner an, daß die Sowjethandelsorganisationen und die Dalbank sofort geschlossen werden. Der Befehl ist von C. C. Wu, dem General für auswärtige Angelegenheiten, unterzeichnet.



# Briefe aus Deutschland

Von Cuneus.

## Bahnhof von Saarbrücken.

Am Nachmittag fuhr ich nach Saarbrücken.

Man kommt eine Stunde später an, als man sollte. Die Uhr ist vorgeschoben. Mitteleuropa hat angefangen. Es scheint auch, daß es dunkler geworden ist, mehr Abend. Vielleicht ist es keine Täuschung, und die Zeiger so vieler Uhren, Milliarden Zeiger können die Dämmerung verdichten.

Der Bahnhof von Saarbrücken ist der traurigste aller Bahnhöfe, in denen ich jemals ausgestiegen bin. Man sieht, daß er einmal kleiner war und erweitert werden mußte. Aber man brachte übersichtliche Tafeln an und zwang ihn zur Ordnung, obwohl er geneigt ist, sich zu zerstreuen. Ein Bahnhof, der selbst fährt; gewissermaßen aus seiner eigenen Haut. Ein Bahnsteig ist aus sich hinausgerückt und hat einen neuen Bahnsteig gebildet. Unterabteilungen! Ost und West! Ueber vielen Treppen, die zum Ausgang führen, stehen warnende Tafeln: Kein Ausgang! Es klingt wie: Troh dem kein Ausgang!

Alle Bahnhöfe der Welt (mit Ausnahme der Schweizer, die elektrisch sind und mancher russischen, die ein Stück Natur sind) dunsten grau und schmutzig. Dieser Bahnhof ist grauer als grau. Jeder Bahnhof erzeugt seinen eigenen Schmutz vermittels seiner Lokomotiven. Dieser Bahnhof aber ist nur ein kleines Werk — und verhältnismäßig das sauberste — unter großen Werken. Rings um ihn entstehen unaufhörlich Eisen und Stahl, dampfen, flackern glühen die Hochöfen. Tief unter ihm gräbt man Kohle. Gestank der Lokomotiven? — In dieser Gegend der harmloseste, beinahe ein Parfüm! Ringsum hat die Erde Ritzen. Aus den Ritzen dampft es Pech und Gestank. Bunte Bahnsignale? — Farblos und blaß sind sie im Vergleich zu dem Feuerwerk, das die Dejen gegen den Himmel hinaufregnen. Tunnels der Züge, finster und bedrohlich? Richtige Wege sind sie im Vergleich mit den Schächten, durch die tausende Menschen zur Kohle steigen. Dieser grausame Bahnhof ist für den heimkehrenden Arbeiter die place de la Concorde. In mir aber leuchtet noch die wirkliche place de la Concorde. Es ist also mein finsterster Bahnhof.

Er steht gewissermaßen in einem Hof, eine halbe Mauer ver sucht, ihn abzugrenzen, er hat ein Tor wie eine Festung. Draußen noch eine Filiale: eine lange schmale Baracke mit Kassenschaltern. Vierte Klasse. Es scheint, daß der Bahnhof die Passagiere durch die Baracke durchzieht wie ein Geil durch ein Kanalkrohr. Passa-

giere vierter Klasse zerfallen nicht leicht in Individuen. Sie sind eine weiche Masse, der Raum bestimmt und verändert ihre Form.

Ueber dem Bahnhof mitten in der Nacht leuchtet eine Uhr, gelb und böse, der Mond der Zeit.

Es ist halb sechs Uhr abends. Donnerstag. Oktober. Ich gehe in die Stadt.

## Rekognoszierung am Abend.

Es ist Donnerstag. Oktober. Sechs Uhr abends. Ich gehe vom Bahnhof in die Stadt.

Die Stadt sieht aus wie eine Fortsetzung des Bahnhofs oder wie ein Zugang zu ihm. Die Menschen in der Straße sind wie Passagiere zwischen zwei Zügen. Sie gehen und stehen auf den Bürgersteigen wie auf Bahnsteigen. Bald müssen ihre Züge kommen. Sie werden wegfahren. Der Himmel wölbt sich über ihnen wie eine gläserne Halle. Die Bogenlampen scheinen an ihm festgeschraubt zu sein. Sterne enthält er auch, aber zu Zwecken der Täuschung und damit man ihn für einen Himmel halte. Er aber ist ein Plafond. Die Glasindustrie ist ja so stark im Saargebiet. Sie erzeugt siebzehn Millionen Kilogramm Flaschenglas im Jahr, drei Millionen Kilogramm Weichholglas und vier Millionen Quadratmeter Fensterscheiben. Warum nicht auch Himmel für Saarbrücken, solide, unzerbrechliche Tag- und Nachthimmel? Die Wolken und die Blitze, die Morgen- und die Abendröten kommen aus den Hochöfen, die Donner dieses Landes entstehen unter der Erde, wenn Kohle und Gestein gesprengt werden, und die Götter sitzen in den Büros und ihrer sind viele.

So heißt die Hauptstraße von Saarbrücken mit Recht Bahnhofstraße. Sie enthält die Warenhäuser und die größten Läden dieses Landes, sie hat Schienen, Straßenbahnen, Taximeter und Privatautos. Ihre Häuser sind meist jung und die älteren haben verjüngende Fassaden. Die Schaufenster sind hoch, tief und weit, sie sind beinahe wie Bühnen, großstädtische Schaufenster. Zu gewaltig im Verhältnis zur Stadt. Die Reklame eilt den Tatsachen voraus. Das ist ihre Aufgabe. Sie verbreitet Licht. Das liegt in ihrem eigenen Interesse. Aber sie verdient dennoch Dank. Denn in einem Land, in dem Industrie und Technik den Ernst des Lebens dem des Todes annähern, ist der Commerce fast eine heitere Angelegenheit, ein Spiel mit Waren und Geldscheinen. Im Vergleich zu einem Hüttenwert ist das Warenhaus ein Amüsierlokal.

Wenn die Arbeiter aus ihren Höhlen kommen, bleiben sie gerne vor dem Glanz der Schaufenster. Die Preise sind hoch, aber das Licht ist billig. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß der Luzus eines Schaufensters die Armut nicht in dem Maß verbittert, wie es der Schriftsteller manchmal darstellen muß, wie ich es selbst

manchmal darstellen muß. Es gibt Augenblicke im Leben des Armen, in denen er vergißt, daß er nicht laufen kann. Man steht vor der unerreichbaren Majestät eines Winterrocks, der mit praller Eleganz auf den breiten Schultern der Modepuppe ruht, befriedigt und angeregt wie bei der Ankunft eines Kaisers oder dem Begräbnis eines Generals, weiß, daß da Dinge sich abspielen, die einem immer fremd sein werden, und hat dennoch sein Elend vergessen. Eine Art Spieltrieb ist manchmal stärker als der Hunger. Wenn dem nicht so wäre, es gäbe kein Schaufenster mehr, kein Geseß schützte es vor Zertrümmerung.

Da stehen sie nun in der Bahnhofstraße, die Menschen, die sechs Kinder haben und sechshundert Francs im Monat, und sehen die Läden der Zumbeliere und der Uhrmacher, der Delikatessenhändler und der Konfektionäre und der Kürschner. Nach einer oberflächlichen Schätzung stelle ich fest, daß schlechte Textilwaren billiger sind als in Deutschland und teurer als in Frankreich. Luxusgegenstände scheinen teurer als in Frankreich zu sein. Kleider, Hüte und Schuhe sind, auch wenn französischer Herkunft, teurer als im lothringischen Grubengebiet. Ebenso billig wie in Frankreich sind Koffer zum Beispiel. (Aber ein Bergarbeiter macht keine Weltreisen.) Dieses Land kann billige Waren aus Frankreich beziehen, aber die Kaufleute zahlen viel mehr Steuern als in Frankreich. Dennoch gibt es auch schon Strümpfe zu drei und vier Francs, Hemden zu zwölf bis zwanzig Francs, Mäntel zu zweihundert Francs, Hüte zu zwanzig Francs. Die Läden sind nicht leer, aber die Anwesenheit der Kunden ist kein Beweis für einen guten Geschäftsgang. Es ist Abend, aus allen kleinen Städten der Umgebung sind die Leute nach Saarbrücken gekommen. Gestern war Zahntag und der Winter steht vor der Tür. Man kauft, aber das Billigste und mit Bedacht. An den billigen und allzu bedächtig gekauften Waren aber verbient der Kaufmann so wenig, daß ich ihm das Recht zugestehe, von seinen schlechten Zeiten zu sprechen — obwohl ich weiß, daß ihm seine Natur verbietet, jemals die guten zu erwähnen.

Man rüstet, wie ich aus der Zeitung sehe, zu einer Modeschau und zu einem Schaufensterwettbewerb. Auch kein Beweis für gute Zeiten, im Gegenteil. Man muß die Kaufkraft reizen und die Kaufkraft zu Leistungen zwingen, die ihr nicht gemäß sind. Man muß den Leuten einreden, daß notwendig sei, was sie für überflüssig hielten. Heute schon konkurriert das Licht der Schaufenster mit den Bogenlampen.

Es sind so viele Menschen in der Straße, daß man sie einen Augenblick für fröhlich halten könnte. Aber sie ist nur geschäftig. Der Geruch der Kohle ist stark wie ein Schicksal, die Luft ist fett und klebrig, ein kurzer Aufenthalt in der Straße und die Hände sind schmutzig. An den Knöcheln seht sich braun-grauer Kohlen-

staub an. Die Handteller sind grau, als hätte man zehn Waggontüren zugemacht. Ein schmaler Rand aus fettem Schmutz säumt die Manschette ein. Das Taschentuch, mit dem ich über das Gesicht fahre, ist grau. Die Gesichter sind gelb. Das sind nicht die Farben der Fröhlichkeit.

Dann schließt man die Läden. Es wird dunkel. Man sieht auf einmal, daß die Bogenlampen zu hoch hängen. Die Menschen haben sich verloren. Es beginnt zu regnen, als hätten die Wolken bis zum Geschäftschluß gewartet. Es regnet Einsamkeit, Bitternis, schmutziges Wasser, Heimweh nach dem Kino. Selbstverständlich spielt man dort den „Faust“. Ich kenne ihn bereits. Den großen Werken nationaler Filmkunst immer wieder auf ihrem Siegeslauf durch die Welt zu begegnen ist mir von Gott verhängt. Chaplins „Goldbrausch“ sah ich nur einmal. Aber in Leningrad traf mich der Riblungen-Film, in Paris „Metropolis“, in Saarbrücken der „Faust“. Dabei regnet es immer. Ich habe alles noch frisch im Gedächtnis, es ist die grausamste Gehirnapartie: den Engel aus Pappendekel und Schwanenpelz, den mysteriösen Nebel, der die Metaphysik der Branche ist, Faustens Bart aus grauer Holzwolle und Gretchens Zöpfe aus dem Flach, den sie selbst gesponnen; diese falsche Mischung aus legendarischer Rawität und hochentwickelter Großaufnahmetechnik, die beide einander nicht gewachsen sind; diese fortwährenden mühevollen Anleihen beim Urnebel, der deutschen Mystik im Filmatelier; dieses Bestreben, es nicht billiger zu geben als mit Himmel, Erde, Pest, Gotik, Hölle: Elemente, die naiv behandelt werden sollten, aber im deutschen Film natürlich pathetisch werden; und kurz und gut, um in der Sprache der Branche zu reden: aufgewachsen beim Hegeneinmaß-eins! Diesen Faust soll ich nun noch einmal sehen, in Saarbrücken, weil es regnet. Mir bleibt nichts erspart. Ich werde in ein Kaffeehaus gehen.

Diese Schlagfahne ist nicht von Pappel! Sie türmt sich, ballt sich, schwimmt, steht, verändert sich, und das alles gleichzeitig. Sie erinnert an jenen Urnebel. Sie ist wie ein Schnee und wie das Material, aus dem Schwäne gemacht werden, Urschwandl. Sie ist wie Zucker und wie Alpen, wie Watte und wie Seife. Soll man sie essen, sich mit ihr waschen oder sie besteigen? Zwanzig Menschen ringsum essen sie. Man trinkt Kaffee und bricht enorme Kuchenklumpen entzwei und hört die Musik. Sie spielen das Lied von der Wolga mit dem Glan, den die Kapellen nur erwerben, wenn sie lange Zeit Militärmärsche geübt haben. Dieses Lied aber erinnert an einen süßen Likör. Ist man dabei so etwas Substantielles wie Kuchen, Kaffee und Schlagfahne, so kommt in das Angesicht ein Zug von behaglicher zufriedener Wehmut, ein Schmerz, bei dem es einem gut geht. Die Augen aller essenden



von Soldaten der Schanzarmee ermordet worden sei. Der Geistliche wurde von sieben Soldaten auf der Landstraße gehalten, die seine Kleider von ihm verlangten und ihn, als er sich weigerte, ohne weiteres niederschossen.

¶ Berlin, 21. Nov. (Priv.-Tel.) Am 1. Dezember wird die Reichspostverwaltung den Bildtelegraphendienst mit der Uebertragung zunächst auf der Strecke Berlin--Wien eröffnen.

Davon sollen Zuschüsse erhalten das Weimarer Nationaltheater rund 587 000 Mark, das Landestheater Weimingen 209 000 Mark, Altenburg 324 000 Mark, Gotha 318 000 Mark, Rudolstadt 50 000 Mark und das Landestheater Sondershausen mit dem Logorchester 238 000 Mark.

○ München, 21. Nov. (Priv.-Tel.) Zwei kommunistische Demonstrationzüge, die einen zurückkehrenden Auslandsdelegierten begrüßten und zum Teil Vorübergehende belästigten, wurden von der Münchener Polizei am Sonntag aufgelöst.

Menschen schweifen irgendwo an der Wolga herum und gleichzeitig erscheint in ihnen jener bestimmte ausdruckslose Glanz, der die Verbannung begleitet. Was mögen das für arme Menschen sein? Kleine Kaufleute, kleine Angestellte, kleine Beamte. Manches einsame Mädchen sitzt hier, schon sitzen gelassen oder noch nicht — und zwischen beiden Zuständen ist so wenig Unterschied! Wenn sie nicht bald ein paar Männer herangezogen haben, werde ich zu weinen anfangen, so traurig ist das Leben. Sie sitzen da wie verregnete Kleider. Ihre abgeschabten Mäntel, ihre engen Kostüme wollen sie nicht ablegen. Sie tun so, als wären sie für einen Augenblick hereingekommen, um ein wenig auszuruhen auf dem Weg vom Geschäft zum Haus, einen Kaffee zu trinken und einen Blick in die Zeitung zu werfen. Aber das Lied von der Wolga macht sie so wehmütig und die Schlagfahne ist so gut süß und das Licht und die Wärme machen sie heimischer als das eigene Heim, und schließlich kann man, weiß Gott, noch eine Bekanntschaft machen. Ach, macht sie nicht, liebe Mädchen! Je länger ich die Frauen und die Männer ansehe und vergleiche, desto größer wird meine Angst, sie könnten sich ineinander verlieben. Wenn sie bald ein paar Männer herangezogen haben, die Mädchen, fang ich an zu weinen. Denn die Liebe könnte noch trauriger ausfallen als das Leben.

Wenig Menschen sprechen miteinander. Solange die Musik spielt, schweigen die meisten. Woran denken sie? Sie sehen nicht so aus, als ob sie dächten. Bestenfalls denkt etwas in ihnen. Gebilde, Gedanken ähnlich oder Hochzeits- und Begräbnisgefühlen, schweben ziellos durch ihre Köpfe, embryonisch, entwickeln sich nicht, verschwinden, verschwinden. Alle Menschen sehen aus wie vor dem Einschlafen. Zwei Stunden und länger können sie so dastehen und nichts mehr tun als essen und Musik hören. Sie entspannen sich dabei. Sie warten auf den Zustand, den sie „Weltsschwere“ nennen, und rufen ihn herbei durch einige Becher heißen oder dunklen Bieres, die auf welcher, leiser Filzpappe aufmarschieren, wie in Pantoffeln. Wie geschäftige, etwas kühle und stückweise entlohnte Schutzengel gehen die weißen Kellner von einem schlaftrigen zum andern und singen ihm die Rechnung vor. Und die Münzen klappern ein bisschen wie Katzen.

Wem, ja, wem!

Ich gehe die Hauptstraße entlang. Ich habe irgendwo gehört, daß Saarbrücken aus drei Städten entstanden ist. Sie ist nicht alt, diese Stadt. Vor zwanzig Jahren erkannten die Einheimischen noch jeden Fremden auf der Straße. Ging einer vorbei, so sagten

sie: Jetzt muß ein Zug gekommen sein. Noch heute betrachten sich die Alten nicht durchwegs als Saarbrücker. Jeder hält seinen Stadtteil für seine Stadt. Als man vor dem Kriege Wilhelm I. ein Denkmal setzen sollte, stritten sich zwei Stadtteile darum. Schließlich stellte man es mitten auf die Brücke, die beide alte Stadtelemente verbindet. Dort führt es jetzt den Verkehr — und das ist schließlich noch das Harmloseste, was ein kaiserliches Denkmal tun kann. Geht man die Bahnhofstraße bis zum Ende, so merkt man deutlich die zeitliche und die räumliche Ungleichmäßigkeit. Da werden die Häuser ärmer, älter und edler. Da weitet sich ein schöner Markt, da steht ein Brunnen, da tun sich schmale, warme Gäßchen auf. Arme Leute wohnen hier. Keine größeren Cafés mehr oder nur wenige. Konditoreien. Vogenlampen seltener und dunkler. Restaurants kleiner, wärmer, lauter. Ein Kabarett. Man trinkt Bier. Zwei Tänzerinnen, Ballett. Nicht mehr jung, charmant. Charmant in der primitiven ehrgeizlosen Ausübung des Fußwerks. Kunst und Art sind aus den Jahren der letzten Walzer. Welch ein rührender Schimmer aus der Vorkriegszeit! Ueber dem ganzen Kabarett liegt dieser legendarische Glanz. Am Ende ist es eine alte Photographie. Hier brachen meine 21 Jahre ab, hier fühle ich mich wieder heimisch (mit Maß). Als ob es kein Trommelfeuer in meinem Leben gegeben hätte! Nichts! Ausgelöst! Ein Jahr nach dem Abitur... Manche Effekte grob. Der Humorist ein hilfloser Witzbold, kräftig und echt in der Wahnsinnigkeit und im Unvermögen, in der Entrücktheit aus der Zeit. Wenn er aktuell wird, ist er der Gegenwart noch ferner. Am Ende ist er nicht da. Ich sehe ihn durch ein Teleskop. Ich höre ihn aus einem Grammophon. Echtes Neger wären mir vielleicht lieber. Aber hier gibt es nur falsche. Wenn die Zivilisation (und die provinzielle) Großstadt-Urwalb spielt, klingt es traurig. Lieber sind mir zehn Jahre Vorkriegszeit. Seliges Kabarett! Die Sonne, an der wir damals noch den Platz hatten, leuchtet über dir!...

Ich gehe weiter. Ich gelange in ein Restaurant, in dem eine Art von Bayern oder Tirolern Musik macht, in Hornsämmeln, Zuchhei, Zuchho, Zuchheidibeldei! Ganze Familien sitzen hier, gehobenen Standes. Mit Hund, Kind und Regel. Die Männer schwanken, wenn sie aufstehen. Wären sie betrunken! Aber dem Rausch sind sie so fern wie der Verliebtheit. Sie schwanken, weil sie nicht sind. Der Alkohol geht nicht in ihren Kopf, in die Beine rinkt das Bier. Die Frauen, mager, abgehärrt, in dunklen Mänteln, sehen aus wie ernste Zugtiere, vor die Männer gespannt. Noch lachen ein paar junge Mädchen, sie sitzen mit jungen Männern am Tisch. In zehn Jahren werden sie sich

vor diese Männer spannen, um sie heimzuziehen. Zuchhe, Zuchho, Zuchheidibeldei!

Oder werden sie in zehn Jahren schon Autos haben? Mechanische Heimförderung Alkoholbeschwerter? So scheint es. Diese Stadt wächst rapide. Jenes Kabarett und jene Tiroler sind ihre Reminiszenzen. Dieser Boden, auf dem wir jetzt jobeln, ist hohl. Seit fünfhundert Jahren gräbt man Kohle unter unsern Füßen. In dieser Stunde sprengt man achthundert Meter unter uns das Gestein und, kaum ein paar Kilometer von hier entfernt, flammt es rot, weiß, bläulich gegen den Himmel. Hier entsteht Elektro- und Edelstahl. Hier entstehen geschweißte Rohre und nahtlose Rohre. Riffelbleche und Rohblöcke. Eisenbahnschienen und Brammen. Knüppel und Platinen. Ein einziges der Saarhüttenwerke erzeugt in einem Monat 33 000 Tonnen Roheisen und 37 000 Tonnen Stahl. 37 000 Tonnen Roß und 28 000 Tonnen Walzware. Hier klingt eine ganz andere Musik, hier gibt es ganz andere Spektakel. Flüssiges Eisen prasselt in Kessel. Glühende Drahtschlangen winden sich zischend über krumme Bahnen. Zyklopische Hebel stoßen mit ungeheurem Geräusch auf und nieder. Ueberdimensionale Räder pfeifen wie Stürme bei Weltuntergang. Es ist Mitternacht. Dichte, schweigende, finstere Gruppen gehen zur Bahn. Nachtsicht. Man hört nur die knirschenden Schritte auf nassen Steinen und sieht nur die glimmenden Zigaretten in Mündern und Händen. Lokomotiven heulen.

Es regnet.

— [Zu Soblers Unterschrift.] Von Frau Clara Burger gehen uns zu der Unterschrift Ferdinand Soblers in jenem Prolet gegen Deutschland (Artikel „Madame Darel“ II. Morgenblatt vom 16. ds.) die folgenden Zeilen zu:

Im Jahre 1917 frug ich den Meister selbst danach, wie diese Unterschrift zustande kam. Sein Gesicht verfinsterte sich so, daß mir die Frage fast leid tat. Dann aber gab er Aufschluß:

Mitten in die Arbeit vertieft, wurde er eines Morgens durch Klingeln gestört. Jemand, den er für verlässlich halten mußte, hielt ihm eine Liste zum Unterschriften hin. „Es geht gegen die Verstärkung von Meisterwerken der Kunst!“ Ohne sich zu besinnen, habe er seinen Namen eilig hingeschrieben, um seine Ruhe zur Arbeit wieder zu haben. Nach einigen Tagen habe er mit Schrecken eingesehen, was er gemacht habe. Er habe von Korrespondenzen seien eingelassen voll Vorwürfen über seine Unterschrift. Ich sehe noch, wie er mit verzweifelter Miene die Höhe der Brückberge angab! — Da sei ihm erst ein Licht aufgegangen: Deutschland sei er zu tiefst dankbar. Alle Kunstfreunde, die ihn wirklich verstanden, seien Deutschschweizer und Deutsche gewesen. Besonders gern dachte er seines Aufenthaltes in Jena. Die große Güte Rudolf Endens,

dessen Sohn ihm für sein Fresko „Auszug der Jeneser Studenten“ Modell gestanden, bleibe ihm unvergessen. Dieser Auftrag, sowie die „Einmütigkeit“ in Hannover habe ihm große Freude und Förderung gebracht. „Das Beste über mich ist in deutscher Sprache geschrieben!“

Unvergessen bleiben mir diese Worte, im markigen Berner Deutsch gesprochen. Troß der 43 Jahre, die er in Genf verbrachte, ist er ein Deutschschweizer geblieben, auch in der Sprache seiner Kunst. — Ich riet ihm zu einer öffentlichen Darstellung. Da antwortete er mir aber auch: „Ich habe unterschrieben und muß die Folgen tragen!“

— [„Schinderhannes“ in Darmstadt.] Carl Zudmayer's „Schinderhannes“ kam am Heißischen Landestheater zur Erstaufführung. Er ist genau so treuherzig und volkstümlich, wie wenn Legensser, leicht geschminkt, in Cugboren schuhplatteln, am Nasenring vorgeführt von einem expressionistisch angehauchten Conférencier. Eine ganze Szene wird gefüllt mit Kasernenhoffblüten aus älteren Jahrgängen der „fliegenden Blätter“; fällt das Wort „Saubauer“ oder sonst eine schlechte Neuerung aus dem Volksgemüt, so sind Autor und Publikum miteinander zufrieden. Kurz, es ist ziemlich genau dasjenige Genre, dessen höchste Möglichkeit etwa in Ludwig Thomas Sinaktern erreicht ist. Kommt dazu noch eine so aufgeregte, in allen Angeln kreischende Regie wie die von Friedrich Neuhauer und ein so schlecht gesprochener Dialekt, wie er bei der Darmstädter Aufführung zu hören war, so kann das Ergebnis nur Enttäuschung sein. In Gustav v. Wangenheim's Schinderhannes (als Gast) war etwas von Frische und Jugend zu spüren, aber nicht der breite, mächtige Reiz, den Zudmayer sich vorgestellt hat, wenn auch keineswegs dargestellt hat. W. M.

— [Chronik der Künste.] Athen: Die Regierung hat kürzlich beschlossen, die frühere Residenz des deutschen Kaisers auf Korfu zum Verkauf zu stellen. Eine Abordnung von Ingenieuren und Architekten ist bereits nach Korfu entsandt worden, um eine Schätzung der Residenz, des Achilleions, vorzunehmen. Man glaubt, daß sich der Wert der Gebäude und Kunstschätze auf etwa eine Million Dollar beziffern dürfte.

Frankfurt: Das Haus Hugo Helbing teilt mit, daß die Handzeichnungsammlung Dr. Stefan von Licht, Wien, die am 7. Dezember zur Versteigerung kommt, den Interessenten jetzt schon gezeigt wird. Die Sammlung enthält ein farbiges Blatt von Rubens Blätter von Cambiaso, Guercino, Nikolaus Maes, Tiepolo, Corot, Delacroix, Gauguin, Pissarro, Toulouse-Lautrec, Trübner und viele andere mehr.

— [Theater-Dunkelheit.] Das Staatliche Schauspielhaus in Dresden führte zum 61. Geburtstag Gerhart Hauptmanns unter Anwesenheit des Dichters das Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg“ auf, das man schon vor einiger Zeit unter Kiesaus kräftig konturrierender, aber der duffigen Lebhaftigkeit ermangelnder Regie in den Spielplan eingefügt hat.



auf Darstellungen verschiedener Ziele (z. B. von Bahnanlagen und Kraftwerken) geschleudert. Die starke Zerstörungswirkung und eine Parade von 500 Flugzeugen haben ersichtlichen

## Briefe aus Deutschland

Von Cuneus.

### Nach Neunkirchen.

Ich fuhr gestern mit Frau Angelica Balabanoff nach Neunkirchen. Sie sollte dort einen Vortrag über den italienischen Faschismus halten. „Fahren Sie lieber nicht!“ rät sie mir, ehe wir ins Auto steigen. „Sie werden nichts Neues von mir hören!“ Das sagt sie mit der Bescheidenheit, die eine Schwester des Selbstbewußtseins ist. Ich fühle, daß es notwendig wäre, begeistert zu widersprechen. Aber ich bin selbst zu eingebildet, um durch eines der gänglichen Argumente zu beweisen, daß ich es für nötig halte, den Vortrag zu hören und nicht erfinderisch genug, um ein seltenes Argument zu gebrauchen. Infolgedessen steigen wir stumm in den Wagen.

Ich habe Frau Angelica Balabanoff niemals öffentlich sprechen gehört. Doch kenne ich aus der Geschichte der Arbeiterbewegung den Ruf, den sie als Rednerin genießt und bin keineswegs immun gegen Vorgänge und Erfahrungen, die mein Gedächtnis als Erlebnis und Begegnungen zu buchen entschlossen ist. Frau Balabanoff ist eine alte junge Frau, sie spricht jeden Abend in überfüllten städtigen Sälen, ihre Zuhörer sind Proletarier, die keine Zeit haben, Andacht vom Hunger, Hunger vom spärlichen Genuß und diesen vom politischen Unterricht zu trennen. Diese Frau reist durch das Saargebiet, als wäre sie dreißig Jahre alt und als wäre sie hier zu Hause, wie vor dreißig Jahren in Rußland, in Italien, in der Schweiz. Sie ist auch in allen Ländern zu Hause, in denen Proletarier leben, aber weil nicht nur Proletarier in allen Ländern leben, ist sie aus vielen ausgewiesen. Rußland hat sie freiwillig verlassen, in der Stunde, in der sie zu merken glaubte, daß es den Sozialismus verließ. Niemals hat sie einer „Gruppe“, einer „Fraktion“, einem „Flügel“ angehört. Wie man ein Christ sein kann ohne Kirche, ist sie ein Sozialist ohne Partei. Niemals sah ich einen unerbittlicheren Sozialisten und niemals einen nachsichtigeren. Nirgends sah ich einen heißeren Eifer und nirgends eine weichere Toleranz. Die Gleichzeitigkeit dieser Eigenschaften scheint mir dieser Frau besonderes Abzeichen.

Ich wollte Neunkirchen beschreiben, und nun beschrieb ich die Balabanoff. Aber stets geneigt, einen Zusammenhang zwischen Zufällen zu wittern, verfaße ich heute geradezu der Ueberzeugung,

daß die Ministerialzulagen in der Höhe ausgezahlt werden sollen. Hierauf wurde folgender Antrag Steinkopf (Soz.) angenommen, wonach eine Erhöhung der Ministerialzulagen über den Stand vom 1. April 1927 hinaus weder beim Inkrafttreten des neuen Besoldungsgesetzes noch durch den Haushaltsplan für das Rechnungsjahr 1928/29 erfolgen darf.

daß ich die Frau Balabanoff im Saargebiet treffen mußte. Wir fahren durch die breiten Straßen, die sozusagen ins Freie führen. Aber wo die Häuser aufhören, fangen die Fabriken an; und wo die Höfe aufhören, fangen die Misthaufen an; und wo die Straßen zu Ende sind, beginnen die wüsten Plätze. Manchmal ist die Erde aufgelockert wie ein Acker im Frühling, man könnte darüber mit Harten hingefahren sein. Aber nie wird sie einen Samen empfangen, niemals eine Aehre tragen. Es dampft und raucht aus allen ihren Poren, wie auf einem Schuttplatz nach einem Brand. Schienen. Ein Wall. Ein Hof. Ein Zaun. Kohle. Ein Kran. Ein Werk. Eine Fabrik. Schienen. Manchmal verbirgt sich ein kleiner echter Wald hinter Wolken am Horizont. Man glaubt, er gehöre geographisch zu einem anderen Land. Auch fährt man an Geflügel vorbei, den Symbolen der Ländlichkeit. Ein Stückchen Feld wird sichtbar, es scheint nachträglich hierher gepflanzt zu sein. Diegt vielleicht auf einem tönernen Grund, einer Art Blumenteller, Aderteller. Neunkirchen hat angefangen. Irgendwo kräht ein Hahn. Dummes Tier. Wir suchen eine bestimmte Straße. Wissen nicht den Weg. Fragen einen Schaffner. Er sagt uns den Weg. Frau Balabanoff: „Ich liebe den deutschen Proletarier, hören Sie, wie er nur Lustkunst gibt, es ist ein Klang von Solidarität in seinen Worten, er ist so einfach, so herzlich, so menschlich.“ Und plötzlich: „Ihr seid eben das Volk von Hegel und Marx.“

Halten wir uns lieber an das Konkrete, zum Beispiel an die Hauptstraße von Neunkirchen. (Vielleicht hätte das, wenn nicht Hegel, so Marx doch in diesem Fall getan.) Sie verläuft in Windungen vom Bahnhof bis zu ihrem Ende und bekommt jedesmal, ohne sichtbaren Grund, einen anderen Namen. Sie wirft Plätze wie Blasen. Das Gelände ist uneben, die Natur hat sich alle Mühe gegeben, hier die Entstehung einer Stadt zu verhindern, aber es hat ihr nichts geholfen, der Natur. Sie mußte zusehen, wie man Löcher in die Erde schnitt, in den Bauch drang, das Eingeweide entfernte, immer tiefer bohrte, höhle, Erze förderte, Werke anlegte, Eisen anzündete, dem Feuer die Eigenschaften des fließenden Wassers aufzwang und Wasser verwandelte in stinkenden Rauch. Das hat sie davon, die Natur. Jetzt ist die Oberfläche noch uneben, aber unter unsern Füßen ist es schon leer, und wollte man an das Pflaster mit einem riesigen Hammer klopfen, so tönte es vielleicht hohl zurück, wie aus unseren offiziellen Köpfen und Denkmälern.

Lösung wird die Aufgabe eines Fünferkomitees sein, in dem England, Frankreich, Italien und Japan durch ihre juristischen Vertreter vertreten sein werden. Deutschland, dessen Haltung in dieser Streitfrage und dessen Interessen an der Wahrung der Souveränität Litauens bekannt sind, ist bereit, in diesem Ausschuß mitzuwirken.

Ueber der Stadt schwimmen Wolken. Nicht echte, himmlische, sondern künstliche: Industriewolken. Wenn der Himmel klar und blau ist, so sieht man ihn von hier wie durch gelbes Flaschenglas. Die Sonne ist ein Opal, hundert Jahre vor dem Weltuntergang wird diese Atmosphäre sein. Wäre man ein Vogel, man müßte jetzt ängstlich flatternd unter eine Dachrinne schlafen fliegen. Ist der Himmel trüb und verhängt, so macht das Neunkirchen gar nichts aus, es ist, als schützten die Lokalwolken die Stadt vor den Gewittern, die sich jenseits, auf der zweiten Himmelsetage, zusammenschießen mögen. Wäre der liebe Gott nicht allgegenwärtig, sondern wirklich nur im Himmel, es gäbe von hier aus keine direkte Verbindung zu ihm. Zum Glück steht da mitten in der Straße eines seiner Wohnhäuser, eine Kirche. Man könnte sie übersehen. Die ärmlichen Schausenster sind auffälliger. Alle Waren sehen verstaubt aus. Auf allen Kleidern, allen Mauern, allen Fenstern, allen Pflastersteinen liegt dieser schwarzgraue, feinkörnige, dennoch harte Sand, den man auf den Seiten eines aufgeschlagenen Buches im Eisenbahnkuppe bemerken kann, nachdem man einige Tunnel passiert hat. Es ist der Trauerflor der Zivilisation. Er bedeckt die bunten Tom Mix-Plakate vor den zwei oder drei Kinos, so daß die leuchtenden Farben dem Auge sehr ferne sind, obwohl die Hand sie berühren kann. Man sieht sie wie durch ein dichtes, feines, engmaschiges Gitter aus braunem Draht.

In den Buchhandlungen: Karl May und ähnliche Literatur. Hier mag es ein Bedürfnis und ein Trost sein, von gesegneten Gegenden zu hören, in denen die Sonnen gleichend und golden sind, der Himmel tiefblau und rein, die Erde grün und das Grün üppig, der Sand fast ein goldener Spiegel der Sonne, die Haut der Menschen von bronzener Röte, das Fell der Tiger von brennendem Dufatengelb, die Abenteuer heiß und fröhlich und der Tod wie eine Flamme.

### Volkerversammlung.

Es ist Abend, vor den Fenstern der erleuchteten Schankstuben hängen gelbliche Vorhänge, die Kaufläden sind geschlossen, die Kinos geöffnet. Ich gehe zum Vortrag. Der Vortrag der Frau Balabanoff findet in einem jener Säle statt, in dem die Proletarier Streiks beschließen, Feste feiern, sich für Revolutionen vorbereiten.

An langen Tischen und auf langen Bänken sitzen die Zuhörer. Vor jedem ein halbgefülltes Glas Bier. Wenn einfache Menschen ihren geistigen Horizont erweitern, verdienen die Gastwirte gewöhnlich Geld.

des am 15. Dezember genehmigt, wozu mehrere Ratsmitglieder, Stresemann, ihre Zustimmung ausdrücklich ausprägen. Leiter der Minderheiten-Abteilung hatte sich Herr Colban bei den meisten interessierten, d. h. den Minderheiten, sehr wenig Sympathien zu gewinnen vermocht, und es wäre im Interesse der

haftig, verschwitzt, mit der Menglichkeit verflörten Geflügels und gleichzeitig mit der Brutalität von Schlächtern drängen sich die weißgekleideten Kellner, Altrende Gläser auf schmutzigen Brettern in den Händen, durch die dichten Reihen der Stehenden und Sitzenden. Das Angebot regelt die Nachfrage. Rauch steht in der Luft. In diesen Rauch, wie in Watte eingepackt, liegt das Gemurmel der Menge. Im Hintergrund ist die Tür, von Reichsbannerleuten bewacht. Neben der Tür ist das Büfett, die Quelle des Biers. Fortwährend plätschert Wasser. Gläser glucksen im nassen Bad. Löffel aus Zinn schlagen mit taubem Klang auf den blechbenagelten Tisch. Die dunkle Masse der Menschen und der Rauch in der Luft verdunkeln noch das gelbe Licht. Der ganze Saal ist voll. Die meisten Zuhörer sind Arbeiter, ihre Frauen, ihre Töchter und ihre Söhne. Die Frauen haben das unbestimmbare Alter der Proletarierinnen: zwischen 25 und 60. Viele sind dunkel gekleidet. Sie tragen keine Hüte. Sie tragen die Haare schütter und lang und bleich und farblos, in gleichgültigen, verlegenen Knoten zusammengebunden. Strähnen streifen sie mit harten Händen aus den Gesichtern. Lockere Haarnadeln drücken sie wie Dolche in das Haarfleisch des Knotens. Ihre Gesichter sind grau und zersurcht, Physiognomien von männlichen Denkern. Die Sorgen machen Schnäbel aus Nasen, Spalten aus Mündern, kleine blasse Lichtfünken aus Augen. Auf den Stirnen Landkarten aus Falten, die Geographie des Kummer. Die Leiber in langen, breiten Stoffen, die keine Wohnung haben von den Formen eines weiblichen Körpers. Manchmal zeigt sich ein rotes gesundes Mädchengesicht. Es muß noch sehr jung sein, sonst wäre es nicht rot und nicht gesund. Die Gesichter der Männer sind einfach, ernst, ruhig. Verborgene Krankheiten liegen in den Tiefen der Augen. Viele husten mit schnarrenden Geräuschen.

Tief im Hintergrund der Tisch mit den Veranstaltern. Der Vorsitzende eröffnet und erteilt — den Abend und das Wort — der Frau Balabanoff. Da steht sie, klein, schwach, eine Frau. Sie spricht. Ihre Stimme wird groß, steht vor ihr, überragt sie, erfüllt den Raum, zerbricht den Rauch in der Luft, übertönt Geplätscher und Geklirr. Sie hält keinen Vortrag, sie hält eine Rede gegen den Faschismus. Folgendes sagt sie:

Der Faschismus sei einer der trübsten Ausbrüche der herrschenden Reaktion.

Unzählige Bestialitäten sind auf sein Konto zu buchen: Meuchelmorde, Behandlung Mißliebiger mit Niginsöl, fetige Schandtat

Frankfurt 7. 1927



nommenen befanden sich drei Reichstagsabgeordnete auf nete und drei bayrische Landtagsabgeordnete. Von der parlamentarischen Arbeitsgemeinschaft...

gegen sozialistische Frauen. Die Faschisten treiben eine Lehrerin nackt durch die Stadt, weil sie sich an einer Kundgebung nicht beteiligt hat. Ausweisungen, Verhaftungen.

Mussolini? Ein kläglicher Feigling. Die Partei der Arbeiter hat ihn genährt, ihm zu seiner Ausbildung verholfen, schon vor dem Krieg und während des Krieges verriet er sie. Er tappt und von den Genossen zur Rede gestellt, knistert er aus, wird kleinlaut, verspricht Verzicht auf jede öffentliche Tätigkeit, versichert Scheinheiligkeit, er werde wieder im unscheinbaren Dasein eines Maurers verschwinden.

Sein Verhältnis zum Papst? Frau Balabanoff wirft dem Vatikan vor, daß er die Gläubigen auffordere, Gott auf den Knien zu danken, wenn Mussolini einem Attentat (und wer weiß, ob nicht einem singierten) entgangen ist. Wie könne das Oberhaupt der Christenheit den Schutz Gottes für einen Verräter anrufen? Vergleiche mit Judas, der verflucht durch die Jahrhunderte wandert, weil er Christus verraten hat, einen Einzelnen, wenn auch einen ungewöhnlichen Einzelnen. Was gebühre dem Verräter einer ganzen Klasse, eines Volkes?

Gefahren des Faschismus für Europa: ständige Kriegsgefahr, denn Mussolini tendiere zur Wiederherstellung des römischen Imperiums. Ist er also nur ein Feind der Arbeiterklasse?

Nein. Er ist der Feind der Welt, aller, die den Frieden wollen. Starke Beifall. Jrgendwo anders wäre er noch stärker. Diese Zuhörer haben kein überschüssiges Temperament. Die Arbeiter dieser Gebiete sind schwermütig wie Bauern. Während der Rede nickten sie mit den Köpfen. Es war, als schluckten sie, was sie hörten. Da war sie, die „Masse“. Ein paar Worte schlugen an die kleinen Sturmglöckchen, die in allen menschlichen Herzen aufgehängt sind. Ein paar Blitze fachten die Flämmchen an, die in allen menschlichen Augen schlaftrig schwelen. Ein elektrischer Strom zwang die Hände zueinander, daß es klatschte. Als die Rednerin von Judas sprach, der Jesus verraten hat, glaubte ich zu sehen wie die Leute ein Abscheu schüttelte vor Judas und Mussolini. Es mögen fromme Katholiken gewesen sein — die Gegen gehört zu den frommen, katholischen —, die einen leisen, kaum merkbaren Widerspruch zu fühlen schienen, als Vorwürfe gegen den Papst erhoben wurden. Er strich wie ein zartes Echo eines zarten Windes über die Gesichter. Keiner freilich hätte den Papst verteidigen können. Denn so viel Kenntnis jenes kunstvoll geschichteten Witzwarzes, den man diplomatische Methode nennt, besitzen diese armen Leute nicht, um etwa sagen zu können: im Interesse der Kirche begehe auch ihr Oberhaupt einen diplomatischen Tritt und der Papst sei vielleicht ein starkerer und insolgebessener auch ein klägerer...

Feind Mussolinis als Sie, edle Genossin. Nein, sie hätten so nicht antworten können! Arme, ratlose, gescholtene, unterschätzte, überschätzte Masse! Sieht man sie erbeben, wenn ein Unreiner verflucht wird, so glaubt man an die Existenz absoluter Gerechtigkeit und absoluter Tugenden, für die sie zweifellos den Maßstab besitzt. Aber im nächsten Augenblick ruhen schon die Hände, müde vom Klatschen, aber auch von der Arbeit — müde, müde Hände.

Diskussion und Sekundekehr

Dann beginnt die Diskussion. Ueberflüssig. In diesem Saal gibt es nicht einen einzigen Anhänger Mussolinis. „Mit anschließender Diskussion“ versprochen aber die Platata. Wozu? Mir scheint, daß die überlieferten Formen allmählich ersetzt werden könnten. Diese „anschließenden Diskussionen“ hängen an öffentlichen Vorträgen wie Papierschnitzel an Bäumen, nach einem Fest. Jeder ging hin und hängte dran, was er aus dem Misthaufen der Broschüren ausgeklaut hatte. — Auf, zur Diskussion!

Es erscheint auf dem Podium ein junger Mann mit tropisch wucherndem Haarwuchs, seine schwarzen Haare stehen auf seinem Kopf, eine Art krepender Naturzylinder. Der Verdacht, daß der junge Mann eitel ist, erfährt mich wie ein Haß. Von allen Arten der Eitelkeit scheint mir nur jene verrückt, die dem Äußereren die Physiognomie des revolutionären Pathos aufzuschminken bestrebt ist. Eine Eitelkeit, welche die bestehende Gesellschaftsordnung wie ein Ornament begleitet, scheltet mir nur lächerlich und manchmal sogar erlaubt. Aber eine, die sie zu zerstören droht, ist unerträglich wie ein Orden, den die Revolution verleiht.

Was sagt er? Ueber jedem seiner Worte liegt hochgehört wie das Haar über seinem Kopf, eine Wolke aus altem, fettem Dunst. Sie scheint jedem Wort seinen eingeborenen Sinn zu entziehen, so daß es daliegt wie eine Hülse, leer und schlaff, unter seinem Inhalt, der in Rauch aufgegangen ist. Es kann dennoch sein, daß alle abgenutzten Bezeichnungen ihren alten trächtigen Sinn behalten. In der Wendung: die herrschende Gesellschaftsklasse habe ich schon oft das Wesen eines biblischen Jorns vernommen. Dieser Diskussionsredner aber sagt: Proletariat, und ich höre das Klappern einer Schreibmaschine im Parteilbüro. Außerdem muß ich mich meiner gereizten Aufmerksamkeit noch einmal schämen: der Mann zischt, wenn er spricht. Jede Silbe zieht er aus seinem Mund wie einen Kiesel aus Mühlflasse mit Haut. Schlagen mir los, ehe es zu spät ist! sagt er. Bewaffnen wir uns! — Weiß er, was er redet? Womit will er bewaffnen? Wen? Die christlichen Gewerkschaften? Hat er Kanonen im Parteilbüro? Die Straße ist kalt und finster. Aus den Kinos fallen

Menschen in die Nacht. Aus dem Werk flammt es gegen den Himmel. Eine ständige, regelmäßige, Daseinerhaltende Katastrophe.

Vierter nach Saarbrücken. Viehwagen mit Bänken. Trübes Licht. Rucksäcke. Stencksäcke. Unglückssetzels. Gestichter, übergiebelt von Mützenchirmen. Dunst von nassen Kleibern. Pfeifentabak, scharf, Salmiak. Schweigen. Der Schlaf wirft seinen schweren Schatten. Der Schlaf steht in der Mitte des Waggons wie ein massives, aber torfelndes Gebäude. Ein Gewerkschaftshaus, ein Gefängnis, eine Kaserne, ein Finanzamt. Es ist elf Uhr und 50 Minuten.

[Der neue Frankfurter Theater-Almanach.] Bänke. Ich ist er wieder da, der Frankfurter Theater-Almanach, die amtliche Ausgabe der vier hiesigen Bühnen, wie jedesmal — jetzt zum 11. Male — betreut von seinem tüchtigen Verleger Max Koebe und unter redaktioneller Verantwortung des geschickten W. Müller-Waldburg. Wenn Koebe gesagt hat: „Ich verachte Alles, was Wirkung heißt!“, so gilt das für Herrn Almanach Stil hat, pompös daherkommt, in einprägsamem Gewande und nobel ausstaffiert. So auch diesmal: eine wirkungsvolle Stirnsetze, feinstes Papier, rote Tonbilder der Herrschaften vom Theater, bunte Leisten zwischen durch, Karikaturen und anderes zur Schau. Daß der Almanach das fällige Buch der Saison ist, hat sich weithin herumgesprochen, daß er die Pläne der Theater, die Spiel-Verzeichnisse, die Adressen der Künstler und Angestellten, Statistiken u. a. Material enthält, macht ihn den Theaterfreunden unentbehrlich. Nebenbei ist er ein Pruberer. Er hat sich diesmal der leichteren Unterhaltung gewidmet und eine lange Reihe von Namen zu Gast geladen, die sich darauf verstehen: H. Th. Wüst („Frankfurt. sein Theater, sein Publikum und seine Kunst“), Emil Claar („Ein heftiger Gedankensatz“), N. v. A. A. („Musik“), Bernhard Diebold („Der Nachbar neben Dir“), Rudolf Geel („Frauenschnelheit auf der Bühne“), Carl Mathern („Höllische Frankfurter“), Natur Solde („Die Musik des Applauses“), Straloch („Der Bühnen-Ruß“), F. Arnau („S. M. Zufall“), Deri Wüst („Schminktisch und Hofenpote“); man darf glauben, daß aus diesem Kreise mancherlei amüsanteres herauskommt. Man wird auch gern die kleinen Würdigungen lesen, die der Jubilare der letzten Zeit: Breitenfeld, Großmann, Pfeil, N. v. E. und Hans Freytag gedenken. Und dann wird der Leser begehren, den Almanach angesehen solchen Inhalts als nicht verifizierbar seiner Bibliothek zuzuführen, nachdem er noch vorher die alljährlich heftig erwartete Preisfrage zur Kenntnis genommen und sich vorgelesen hat, den I. Preis, das Jahres-Abonnement im Opernhaus, zu gewinnen. Diesmal ist die Preisfrage besonders originell: es wird ein Preis verlangt in dem einen Bühnenkünstler oder einer Bühnenkünstlerin Verehrung, Begeisterung oder gar Blöße ausgedrückt wird. Das hat Koebe, wie den ganzen Almanach, gut gemacht, die Aufgabe ist sehr reizvoll. Aber er wird mit ihr eine Menge Geister rufen, die er nun nicht los wird: Tausende von Stifungen werden auf ihn zufließen und den Preisrichtern den Kopf heiß machen. Wir hoffen, daß die 18 gekrönten im nächsten Almanach zu lesen sind. Einstweilen freut uns der heutige, der 27/28er.

Vorbereitungen waren und zentrale gemäß ihrer vorher gegebenen Zusage als endgültige geführt werden durften. Auch sind die Leipziger Tabakarbeiter mit der Lohnregelung, die erst im März in Kraft tritt, nicht zufrieden. Sie haben nicht nur eine höhere Zulage, sondern auch die sofortige Erhöhung verlangt.

O Hanau, 5. Dez. (Priv.-Tel.) Eine Versammlung der Tabakarbeiter von Hanau und Umgebung beschloß, auf Grund des vom Reichsarbeitsministerium gefällten Schiedspruchs die Arbeit heute wieder aufzunehmen.

Vermischte Nachrichten.

Gebung eines gesunkenen Dampfers.

wg Zürich, 5. Dez. (Priv.-Tel.) Die Hamburger Firma Gebr. Bodeborn, die den Auftrag hatte, den in einer Sturmnacht im Luganer See gesunkenen Personendampfer „Leino“ zu heben, vollendete dieses Werk in 8 1/2 Stunden, indem sie unter des gesunkenen Schiff durch Taucher 16 starke Drahtseile legte. Der Dampfer wurde mit Hilfe von Pontons auf 8 Meter unter Seespiegel gehoben und darauf nach dem mehrere Kilometer weiten Melide transportiert, wo er mit geeigneten Hebewerkzeugen höllig gehoben und an das Ufer gebracht werden soll.

← Köln, 5. Dez. (Priv.-Tel.) Alexander Zubkoff, der Gatte der ehemaligen Prinzessin von Schaumburg Lippe hat einen ersten Unfall erlitten. Bei einem Ausflug mit dem Motorrad nach Godesberg kehrte er in dem bekannten Gasthaus zum „Mensch“ ein, wo er um 1 Uhr nachts aufbrach. Kaum war er in Richtung Bonn abgefahren, als die Gummiabreibung seines Vorderrades zerplatzte und von den Felgen sprang, so daß das Rad sich überschlug. Zubkoff stürzte und blieb bewußtlos liegen. Er wurde sofort ins Krankenhaus gebracht, wo festgestellt wurde, daß die Verletzungen nicht lebensgefährlich sind.

Karlsruhe, 5. Dez. (Wolff.) Direktor Arthur Röppche vom Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk in Essen wurde von der Technischen Hochschule in Karlsruhe in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Elektrizitätsversorgung die Würde eines Dr. h. c. verliehen.

○ Weimar, 5. Dez. (Priv.-Tel.) Der Große Senat der Universität Jena hat in einer unter dem Vorsitz des Rektors Prof. Dr. Berger abgehaltenen Sitzung Stellung genommen zu dem von der thüringischen Regierung vorgeschlagenen, in der letzten Woche in der thüringischen Presse viel umstrittenen Frage der Errichtung eines pädagogischen Instituts in Jena. In einer Entschließung des Senats wird zum Ausdruck gebracht, daß er mit dem Vorschlag der Regierung, zur praktischen pädagogischen Ausbildung der Lehrerstudierenden ein pädagogisches Institut einzurichten, einverstanden ist. Er befindet sich auch in Uebereinstimmung mit der Regierung darin, daß ein solches Institut der Universität nur angegliedert, nicht eingegliedert werden solle.



# Briefe aus Deutschland.

Von Cuneus.

## Das Werk.

Lieber Freund, ich erinnere Sie an das Wort von Pierre Gamp, das Sie mir einmal zitierten, als wir vom „Segen der Arbeit“ sprachen: „Par le travail, où l'on ne chante plus, se fait un grand oeuvre d'abattement humain. L'ouvrier n'aime plus son métier, et cela ébranle le monde.“ Das schrieb Pierre Gamp in einem Lande, dessen Menschen schwieriger vielleicht als andere ein friedliches Verhältnis zur Technik finden können — die Begründung bleibe ich Ihnen vorläufig schuldig, sie gehört in ein anderes Kapitel — und in einer Zeit, in der die Maschine nur erst als ein brutaler, Menschen verzehrender Mechanismus erschien (ähnlich, wie sie in manchen heutigen verspäteten romantisch-sozialen Kunstwerken dargestellt wird) und noch nicht als das komplizierte Produkt menschlichen Geistes, von dem allein es abhängt, ob der Mechanismus ein Freund oder ein Feind des Menschen werde. Ich glaube, mich überzeugt zu haben, daß Pierre Gamp nicht überall und nicht unter allen Umständen recht hat. Der Arbeiter singt nicht mehr, weil der weit mächtigere Gesang der Maschine ihn zum Schweigen gebracht hat, und in seinem Lauschen liegt heute vielleicht ebensoviel andächtige Lust wie ehe- dem in seinem Lied. Der intelligente Arbeiter von heute liebt sogar sein „métier“. Man muß nur sehen, wie interessiert er alle technischen Entwicklungen beobachtet, die sein Spezialfach angehn. Ja, es scheint, daß seit der Zeit, in der das Mechanische sich dem Organischen anzunähern beginnt, die Symbolkraft des „laufenden Rads“ schwächer und eine Art Nervensystem der Maschine erkennbar wird, sie langsam aufhört, ein „feindliches Element“ zu werden. Nebenbei gesagt ist unter anderem auch deshalb die Romantik jener Literatur, die ich nach dem berühmten Film die „Metropolis-Literatur“ nennen möchte, vollkommen falsch, die Romantiker, die geistlose Maschinenmenschen voraussetzt und das Menschliche im Mechanischen nicht erkennt; die nicht weiß, daß es ein Stadium gibt, in dem nicht der Mensch sich der Maschine, sondern umgekehrt: sie dem Menschen sich anpaßt.

Denkt man daran, das heißt: befreit man sich von den überlieferten Vorstellungen: „Skaven der Maschine“, so ist der Besuch eines Werks nicht trauriger als der eines Spitals zum Beispiel, eines Waisenhauses oder einer Arbeiterkolonie. Er ist allerdings auch nicht „erhebend“, wie ihn die Fanatiker der „rauchenden Schloten“ und die Befinger der „flamenden Hochöfen“ nennen

mögen. Das Werk ist grau und gewöhnlich, wie der Tag war, an dem ich hinging. Man erzeugt dort keine Gedichte, sondern Schienen, Drähte, Eisen, Stahl. Die Tendenz der Werkbesitzer ist: Geld zu verdienen, und der Wunsch der Werkarbeiter: ihr Leben zu fristen. Lauter alltägliche Angelegenheiten.

Das Tor ist breit und offen. Ich vermisste hier die gewohnte Warnung: Unbefugten ist der Eintritt verboten. Aber es scheint, daß eine so mächtige Institution eines solchen Verbots nicht mehr bedarf und daß nicht damit gerechnet wird, es könnte ein Unbefugter Lust bekommen, hier einzutreten. Links hinter dem Eingang steht übrigens schon das Häuschen des Pförtners. Niedlich fast, gelbrot, aus Ziegelsteinen, ein Wetterhäuschen wie in einem Schaufenster. Dahinter ist das Verwaltungsgebäude. Noch vor dem Eingang arbeitet ein Motor. Eisenfunken sprühen — ich weiß nicht, welchen Zweck er hat — und eine Tafel mahnt: „Vorsicht!“ Er erinnert mich, der ich seinen Zweck nicht verstehe, an eine Art mechanischen Wachhundes. Das Verwaltungsgebäude ist hell, klar, fast. Livrierte Botenjungen, Glodensignale, Nummern, die auf Tafelchen herauspringen, Wartezimmer, Herren, die mit der üblichen Würde über den Korridor gehn, Schlüssel am Zeigefinger. Es ist still wie in einem Spital. Wartende rascheln mit Zeitschriften. Eine Glocke schnarrt. Man holt mich.

Zehn Minuten später verlasse ich durch eine rückwärtige Tür das Verwaltungshaus. Vor mir liegt das Werk. Wirr und öde für einen, der sich nicht auskennt. Hochöfen und Schornsteine nehmen sich in der Ferne sehr regelmäßig aus, ausgerichtet nach einem genauen und leicht übersichtlichen Plan. Tritt man in ihre Nähe, ist die Symmetrie dahin. Ein planloser Hausen sind sie. Willkür scheint sie errichtet zu haben. Dennoch ist sicherlich die Wirrsal jetzt ebenso scheinbar, wie es früher die Planmäßigkeit gewesen ist. Der größte Teil dieses Werkes liegt frei. Ich weiß nicht, ob es in allen Werken so ist. Hier jedenfalls geht ein Wind, wie durch Ruinen. Keine Wände, ihn zu hindern. Der Boden: Schutt, Geröll und Asche. Hellgrauer zäher Schlamm. Deutliche Räder- und Fußspuren. Würde ich nicht, daß hier gearbeitet wird, ich könnte glauben, es würde hier aufgeräumt. Das Tageslicht, obwohl Wände nicht seinen Einbruch hindern, bekommt hier eine ungewohnte Schattierung. Es wird braun und grau. Es säugt Eisenpitterchen und Rauchmoleküle auf, wie ein Böschblatt Tinte. Es liegt alles so zufällig nebeneinander wie auf einem Bauplatz, nicht wie zum Beispiel in einer Fabrik. Es ist, als arbeitete man hier nicht in einem bereits Errichteten, sondern an etwas zu Errichtendem. Der Raum ist gleichsam nicht eingefangen, er ist zügellos, sich selbst überlassen und seiner eigenen, brutalen Willkür, sich rohe, barbarische Formen zu schaffen. Ueber mir, vor mir, hinter

und neben mir rollen an Seilen Wägelchen, eiserne Kränchen, leere und beladene, sicherlich einem Ziele zu. Dennoch ist es so, als hätten sie keines. Vielleicht täuscht mich ihre Wirrsal und ihre Ueberzahl, vielleicht aber auch ihre Langsamkeit. Denn sie ziehen durch die Luft mit der Trägheit schwerer Insekten und eine Art grollendes Summen begleitet ihr Schweben. Dazwischen klingt der quietschende Ruffschrei eines unwilligen, wahrscheinlich rostigen Gelenks. Ueber den kleinen Wagen ziehen große, schwere, schwarze Kräne ihre Viertel- und halben Kreise, ganz langsam und fast pathetisch. Würde man nicht, daß oben in einem kleinen Glashauschen ein Mann sitzt, der sie lenkt, man fände die intelligente Sicherheit, mit der sie ruhen und sich wieder in Bewegung setzen und wieder ausruhen, unheimlich. Sie bleiben still, lassen eine riesige Zange sinken, wie einen Loderen, aber starken Arm mit gespreizten zwei Fingern, ergreifen knirschend einen Block Eisen, ziehen den Arm wieder ein, drehen sich langsam zurück, lassen den Block weich und sachte in einen Wagen fallen, legen ihn nieder, behutsam, als könnte er sich wehtun. Es ist, als würde nicht Eisen auf Eisen gelegt, sondern eine Flode auf Kissen. Eine gewisse Würde, fast von einer Symbolkraft, offenbart sich in diesen fünf, sechs langsam hin- und zurückschwebenden großen Kränen, unter denen die nur wenig gelenkigen kleinen Kränchen wie spielende Kinder aussehn. Es ist in den großen die Langsamkeit eines Zeremoniells. Sie symbolisieren sozusagen die „Weihe der Arbeit“.

Ich steige eine schmale bebende Wendeltreppe hinauf, sie ist ein bißchen rührend, zart, gebrechlich scheint sie, obwohl sie aus Eisen besteht, — und sie erinnert trotzdem an eine Schlingpflanze, frei, in der Luft emporgeraukt zu einer Art Terrasse. Es wird heiß, obwohl es ringsum frei ist und man den Himmel sehn kann. Ich stehe auf Brettern, gelegt auf einen Grund aus Schlamm, Lehm, Sand. Von irgendeinem fernem, sachten und dennoch sehr starken, gleichsam verpackten Gepolter schüttelt der Boden, auf dem ich stehe, mit mir. Zuweilen ist es, als stünde ich auf der Plattform einer Lokomotive. Vor mir sehe ich einen riesigen, schwebenden Kessel, eine Art überdimensionalen Kochtopf, dessen Öffnung sich mir langsam zuzuwenden beginnt. Flüssiges Feuer kocht in diesem Kessel. Langsam, gewichtig und dennoch mühelos dreht er sich. Jetzt gähnt mir sein Mund entgegen. Jetzt sehe ich, geblendet, was er enthält: einen silberweißen, bläulich durchsprinkelten, rötlich durchzuckten, spröden, knisternden Brei aus Feuer. Eine merkwürdige Art von Brei. Er hat die Elastizität, aber nicht die behagliche Weichheit eines Schlammes. Er ist zähflüssig wie dieser, aber nicht so klebrig. Es ist, als bewahrte das Feuer seinen Stolz, seine gefährliche schneidende Härte, seine Schwert-, Lanzen- und Messerähnlichkeit auch noch dort, wo man es fast für Wasser halten könnte. Und wo ein gewöhnlicher Schlamm vielleicht Blasen

bilden würde, sprüht dieser Feuerschlamm Funken. Sie spritzen mir entgegen, auf mein Gesicht, auf meine Kleider, meine Haare. Aber sie haben ein kurzes Leben. An der Peripherie der dichtesten, komprimiertesten Hitze gleichsam sterben sie schon und der Glanz, mit dem sie aus dem Kessel sprangen, eine Welt in Brand zu setzen, war vergeblich. Dennoch wäre es mir peinlich, den Platz jenes Arbeiters einzunehmen, der unmittelbar vor dem Kessel steht, eine Uhr in der Hand, ein Kommando rufend, in einem feuerfesten Kleid, merkwürdigerweise ohne Brille. Wenn man zehn Jahre lang jeden Tag vor diesem Kessel steht, muß das Blut, so denke ich, ein anderes Tempo bekommen haben, es rollt nicht mehr, wie von der Natur vorgesehen, durch die Adern, den Körper beherrschen andere Temperaturgesetze und selbst das Gehirn denkt nach anderen Normen. Ich stelle mir vor, daß die Gedanken dieses Mannes einen jähren Flug und eine kürzere Dauer haben müssen. Derlei hat die Wissenschaft wahrscheinlich noch nicht ergründet und es wird insolgedessen von der sozialen Gesetzgebung auch gar nicht in Betracht gezogen.

Und immer wieder neigt sich ein anderer der drei nebeneinander schwebenden Feuerkessel und schüttet seinen Inhalt aus. Dann bricht für einen Augenblick ein weißer Glanz aus, ein Glanz wie von einem der flüssigen Himmelskörper, die wir uns nur vorstellen können. Oben aus dem Hochofen regnet es in diesem Augenblick Feuer gegen den Himmel und ich sehe heute die Ursache — die ich übrigens nicht verstehe — jenes Schauspiel, das mich Nacht für Nacht beschäftigt hat. Mir ist, als hätte ich nun den Schleier eines Geheimnisses in der Hand, aber nicht gelüftet. Ich würde, wollte ich weiterforschen, wohin die Schlacke kommt und wohin die überflüssigen, übrigens immer auch noch verwendbaren Gase. Wer ich suche ja gar nicht nach diesen Realitäten. Wenn ich würde, was in diesem Augenblick in der Seele des Arbeiters vorgeht, der geradewegs ins weiße Feuer sieht! Aber ich erfahre doch nur, was mit der Schlacke geschieht!

Hinunter zu den Plätzen, wo die Schienen entstehen, die Stangen, die Drähte! Das sind die großen, ein wenig schiefen Ebenen, auf denen in vorgeschriebenen, gewundenen Bahnen die Eisen hervor-schießen, zischend, glühendrot, zornigen Schlangen gleich, ein Spektakel, das sich zehnmal in der Minute wiederholt und dessen man niemals müde wird. Am besten gefallen mir die dünnen Drähte. Ihre Kurven sind die elegantesten und lebendigsten, es ist wirklich, als gehörten sie eher in das Reich der Zoologie als in das der Technik, sie entspringen im Hintergrund ganz schmalen Löchern, lassen ein leises, geradezu distinguiertes Zischen vernehmen und sind die Aristokraten unter den feurigen Schlangen. Mit einem kühnen grellroten Glanz springen sie in die Welt. Mit einer hurtigen, sechsmal gewundenen, edlen Zartheit schlängeln

28. I. 1928. F. Z.



trifft, wie wir erfahren, ...  
suchungsrichter den Antrag auf Haftentlassung abgelehnt.

Mexiko, 27. Jan. (Wolff.) Präsident Calles hat einen Abänderungsparagrafen der Verfassung unterzeichnet, der die Amtsdauer der Staatspräsidentschaft von vier auf sechs Jahre verlängert.

Die sich die Bahn abwärts, verändern schnell das grelle Rot in ein dunkles, purpurenes, schließlich in ein braunes, sie werden alt, aber sie würden trotzdem noch eine Weile sich so fortwinden im schlanken, schiefenden Lauf, ergriffe sie nicht ein aufmerksamer Mann mit einer scharfen schneidenden Zange. Er zwick sie ab, eine Schlange nach der andern, er lauert ihnen auf, gerade wenn sie mitten im schönsten Bogen sind, unterbricht er ihren Lauf und ihr Leben, trägt sie seitwärts, löst sie aus. So ähnlich schlängeln sich vielleicht unsere Lebensfäden in der Unterwelt und die Parze steht da mit der Zwitzzange. Eine Viertelstunde später sind es keine Schlangen mehr, es sind Drähte, aus denen man Sitter machen kann und Rattenfallen und allerhand Dinge.

Sechs- bis neunhundert Francs verdienen die Werkarbeiter im Saargebiet, nicht mehr, eher weniger als die in den Kohlenruben. Ich sprach beim Mittagessen mit dem Beamten eines andern Werks darüber, der mein Einsehen merkte und mich zu trösten versuchte: „Da sind so viele Arbeiter, sie laufen auf dem großen Werk herum, viele drücken sich, arbeiten gar nichts — das wäre in den Gruben unmöglich.“ „Ja,“ erwiderte ich, „aber geben Sie zu, daß es kein Vergnügen ist, in diesem Werk spazieren zu laufen. Es sieht nicht aus wie ein Sanatoriumspart.“ Es kam als Antwort das Argument, das ich natürlich vorausgesehen hatte: „Es ist Gewohnheit.“ So lautet der Trost der Gedankenlosigkeit. Es gibt eine ganze Lehre, die sich auf der Theorie von der „Gewohnheit“ aufbaut. Man könnte von einer nationalökonomischen Richtung der Gewohnheits-Theoretiker sprechen. Als ob die Gewohnheit mit dem Schlimmen schon das Gute entbehrlich machte! Und als ob zum Beispiel einer, der sich aus Frieren gewöhnt hätte, die Wärme entbehren könnte! Der Hinweis auf die „Gewohnheit“ ist der Trost der unzulänglichen Herzensgüte.

Merkwürdig war, daß derselbe Beamte ebenfalls über seine schmalen Einkünfte klagte. Er bekam 1600 Francs, hatte eine geschiedene Frau und eine neue, drei Kinder, zwei Häuser zu versorgen. Nach seiner eigenen Theorie hätte er doch eigentlich schon daran „gewöhnt“ sein müssen. Wer offenbar kann sich niemand selbst an das Leid gewöhnen, obwohl jeder glaubt, just der andere könnte es.

Es war ein Samstag. Und ich beschloß, am nächsten Tag in die Kirche zu gehn — wo bis auf weiteres immer noch der Trost gefunden wird, den die Sozialpolitik nicht geben kann. Darüber das nächste Mal.

Ihr Cuneus.

ebenfalls viel günstiger für die Wenden als im Preussischen. In sämtlichen gemischtsprachigen evangelischen Gemeinden der sächsischen Lausitz wird wendischer und deutscher Gottesdienst gehalten. Den betreffenden Superintendenten ist ein wendischer

\*) Vergl. Erstes Morgenblatt vom 26. Jan.

## Sine Antwort von Cuneus.

In einem meiner letzten „Briefe aus Deutschland“ habe ich meinem Adressaten Mitteilung gemacht von einer Kritik meiner Berichterstattung in einem Saarbrücker Blatt, die ein Mann mit dem Pseudonym „Max“ vorgenommen hatte. Am 18. Dezember des vergangenen Jahres antwortete mir derselbe noch einmal. Ich hätte, meint er, für den Humor seines Artikels kein Verständnis gehabt, vielleicht deshalb, weil er, als der wahre Humor, die Uebertreibung liebe, während ich auch dort billige Witze machte, wo es nichts zu scherzen gäbe. Ich zählte zwar zu den „literarischen Chargen“, doch hätten sich auch andere namhafte Leute schon geirrt, ohne sich zu ärgern. Sicherlich aber wäre ich gar nicht auf die Annurfe eingegangen, wenn ich nicht vom Verlag und der Redaktion meines „Leiborgans“ zum „Einlenken genötigt“ worden wäre. Denn es sei ein Einlenken — und darüber helfe meine „geschliffene Diktion“ nicht hinweg —, wenn ich plötzlich von der Intelligenz des Saargebiets schreibe. Die „Frankfurter Zeitung“ hätte sich durch ein „unfaïres Konkurrenzmanöver“ seinerzeit ins Saargebiet „eingeschmuggelt“ und nun läge ihr daran, ihre Abonnenten nicht zu verlieren.

Ich gestehe, daß es mir unmöglich ist, auf die Vorwürfe zu erwidern, die mir persönlich von jener Zeitung gemacht wurden. Dazu fehlt mir vielleicht eine genügend ungeschliffene Diktion. Auch habe ich kein Verständnis für den Humor von Max. Ich bin viel eher geneigt, ihn für tragisch zu halten. Man wird, wenn man uns liest, allmählich gemerkt haben, daß wir zwei ganz verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Naturen sind, von denen die eine gerade dann lacht, wenn die andere weinen könnte, und umgekehrt. Es wäre also unsinnig, die Deffentlichkeit mit der Demonstration unserer Gegensätze zu beschäftigen. Jeder von uns beiden empfindet anders und reagiert anders. Infolgedessen ist die Realität für uns beide nicht die gleiche.

Wer unter allen Umständen bleibt die schriftstellerische Ehrlichkeit ein absoluter Begriff, unabhängig von der Relativität unserer subjektiven Wahrheiten. Jener nun meint, ein Verlag und eine Redaktion könnten (selbst wenn sie wollten) einen Schriftsteller bewegen, „einzulenen“, das heißt in diesem Falle: Eindrücke, die er einmal gewonnen hat, nachträglich zu korrigieren. Ohne eine entfernte Ahnung von der moralischen Ungeheuerlichkeit seiner Anschauung zu verraten, meint jener, eine geschäftliche

Weinlichkeit) zu erlernen, weil diese Sprache eben eine Welt-sprache und weil die Industrie des Landes hauptsächlich in deutscher Hand ist. Daß die Erkenntnis der tieferen, übermächtigen Kräfte, die an der vollkommenen Auflösung des Wendischen im Deutschen arbeiten, auch den Mitbürgern wendischer Abstammung nicht fremd ist, zeigt ein Brief, den die Ver-

Rückficht könnte irgendeinen Einfluß auf einen Berichterstat-ter haben, der ausgeschied wurde, Tatsachen zu schreiben. Jener meint, man hätte eine „geschliffene Diktion“ zum Vertuschen und ein Schriftsteller, dem das Wort heilig ist und der Ausdruck eine Manifestation des Gewissens, brächte jemals die Feigheit auf, sich von seinem Auftraggeber „nötigen“ zu lassen. Ist es also soweit gekommen, daß ein Journalist öffentlich mitteilen kann, ein anderer wäre von seiner Redaktion genötigt worden —, in dem Ton mitteilen kann, in dem man etwa berichtet, ein Börsenjobber hätte sich „umgestellt“?! —

Diese Zeitung, an der ich die große Ehre mitzuarbeiten habe, wird freilich kein anderer als jener Ahnungslose verdächtigen, sie gebe ihren Berichterstat-tern ebenso von Rückfichten auf das In-feratengeschäft diktierte Aufträge, wie es andere Unternehmungen viel-leicht tun mögen, mit deren Sitten mein Humorist besser vertraut ist. Von dem Blatt, das seine ganze Wirkung nur seiner lautereren Gesinnung zu verdanken hat und das mitten in einer Welt, in der man einem Schriftsteller zutraut, er lasse sich nötigen, mehr ist als eine Zeitung, nämlich: ein täglich dreimal erscheinender Appell an das Gewissen, wird kein Leser, kein Mitarbeiter anneh-men, daß es unsauberer Konkurrenzmanöver bedarf, um sich irgend-wo „einzuschmuggeln“. Es ist, als wenn man der weithin vernehmbaren Stimme eines Redners zumute, sie hätte sich mittels unsauberer Konkurrenzmanöver eine Schallwelle dienstbar gemacht; einem Theater von unermeßlicher Wichtigkeit, es hätte sich die Gunst seines Publikums erschlichen. Wie?! Ein Werk, das mit der Tendenz auftritt, ja dessen Wesen es ist, frei in der Freiheit zu erscheinen, hätte es nötig, sich „einzuschmuggeln“?! „Die Herren am Main“ — meint Max mit einer poetischen Umschreibung, deren Humor mir ewig verschlossen bleiben wird — „wissen Bescheid“. So sitzen sie halt an den Ufern des Mains und wissen Bescheid, diese Herren. Jener aber sitzt mitten im Strom des Geschehens — der auch kein zu verachtender Fluß ist — und glaubt, erst recht Bescheid zu wissen. Er glaubt zu wissen, daß ein Verlagsdirektor „seinem“ Schriftsteller sagen kann: „So dürfen Sie nicht schreiben, mein Lieber! Flugs lenken Sie ein!“... Und daß der Schrift-steller einlenkt...  
Wer ich, so wahr ich eine „literarische Charge“ bleiben möchte, weiß es nicht, habe es nie erfahren und werde es nie erfahren — nicht aus Angst um die „Charge“, sondern aus Achtung vor dem Beruf, den ich ausübe, und der Zeitung, an der ich ihn ausüben darf.

Cuneus.

lage aus dem Jahre 1925 verherrlicht er den Staatsreich als Notwehrrecht des Staates. General von Seeck hat als Zeuge be-stätigt, daß er ihn im Jahre 1923 zum Hochverrat aufgefordert hat.

Diesem Janatier des Hochverrats glaubt das Reichsgericht, daß er in einem Rechtsirrtum befangen sei und an eine legale Anwendung der Verfassung geglaubt habe, also geglaubt habe, daß man mit § 48 die Verfassung selbst stürzen könne. Herr Glaz hat man nicht verhaftet, aber den Oberstleu-nant Zeltin hat man auf eine Anzeige aus dem Kreise der Balti-kumer sofort verhaftet mit der phantastischen Behauptung eines deutsch-lettischen Krieges. Das Reichsgericht hat gegen die Kom-munisten den Grundsatz aufgestellt, daß durch geistige Ein-wirkung auf andere, insbesondere durch Verbreitung von Schriften, ein Hochverrat begangen werden könne. Aber gegen die Aufforderung zur Gewalt von rechts ist die Praxis eine andere. Nach der Judikatur des Reichsgerichts müßte schon das Buch von Glaz in der Ausgabe vom Jahre 1925 zu einer Verurteilung wegen Hochverrats führen. Aber man hat das Verfahren eingestellt. Ich bitte den Reichsjustizminister, mir diesen Zwiespalt der Rechtspre-chung zu erklären.

Das Reichsgericht hat ein Urteil aufgehoben, weil die Behaup-tung, daß niedrige Justizakte zum ausschlaggebenden Faktor der Regierungsgewalt geworden seien, nicht ohne weiteres den Trä-gern und Schützern der Republik eine schändliche Handlungs-weise nachsage. Wenn man eine ähnliche Wendung gegen das Reichsgericht gebrauchen würde, würde es wohl begreifen, daß das eine grobe Beleidigung und eine niederträchtige Schmähung ist. Wir fordern von der Regierung die Prüfung,

ob nicht jetzt schon die Justizverwaltung der Länder auf das Reich übernommen werden kann.

Das kann außerhalb einer allgemeinen Aenderung der Reichsorgani-sation geschehen. Die Duldung hochrädikalischer Antriebe gegen das Reich im Jahre 1923 zeigt die Notwendigkeit, Staatsanwalt-schaft und Gericht auf das Reich zu übertragen. Die Rechtsseinheit verlangt eine einheitliche Ausbildung der Juristen. Die Freizügigkeit der Rechtsanwälte kann sofort durchgeführt werden. Sie ist eine Forderung der Rechtsseinheit. Auch wirtschaftlich ist sie notwendig. Mehr und mehr konzentriert sich unsere Wirtschaft auf einige wenige große Zentren. Dort aber arbeitet auch die Kraft anderer deutscher Länder. Deshalb ist es ein Unrecht, obdenburgischen, bairischen, sächsischen, württembergischen, thüringischen, badischen Juristen die Niederlassung außerhalb ihres Landes zu verweigern. Die Praxis der Zulassung der Anwälte beim Reichs-gericht bedarf einer Nachprüfung. Wir brauchen höchste Beschrän-kung der Gesetzgebung auf das notwendigste. Die ständig wachsende Flut neuer Vorlagen und neuer Gesetze ist ein Unglück. Aber die besten Gesetze nützen nichts, wenn sie von ungeeigneten Männern angewandt werden. Bei all unseren Forderungen leitet uns der Gedanke, daß eine einheitliche sichere Rechtsprechung das stärkste Fundament des Staates ist. Wir erstreben den Tag, an dem wir von ganzem Herzen sagen können: Wir sind stolz auf jeden deutschen Richter; wir sind stolz auf die deutsche Rechtsprechung! (Weifall)

Reichsjustizminister Herzt

erklärt, er werde auf die verschiedenen Anfragen des Abg. Dr. Haas erst im weiteren Verlauf der Debatte antworten, da er noch weitere Redner anhören wolle. Sein vorläufiges Schweigen auf die An-griffe des demokratischen Redners dürfe also nicht als Zustimmung gedeutet werden.



...sprach, noch schneller rollen und ist wohl dazu angetan, sogar aus dem Zauberer Manin einen frischer zupackenden Führer zu machen. Zu beachten ist, daß Prinz Carl bei all dem keine Hauptrolle spielt. Es dreht sich längst nicht mehr um die Verdrängung des jungen Königs Michael ober um die Dynastie überhaupt, sondern um Demokratie oder Diktatur.

## Briefe aus Deutschland

Von Cuneus.

### Bahnhof von Saarbrücken.

Am Nachmittag fuhr ich nach Saarbrücken.

Man kommt eine Stunde später an, als man sollte. Die Uhr ist vorgeschoben. Mitteleuropa hat angefangen. Es scheint auch, daß es dunkler geworden ist, mehr Abend. Vielleicht ist es keine Täuschung, und die Zeiger so vieler Uhren, Milliarden Zeiger können die Dämmerung verdichten.

Der Bahnhof von Saarbrücken ist der traurigste aller Bahnhöfe, in denen ich jemals ausgestiegen bin. Man sieht, daß er einmal kleiner war und erweitert werden mußte. Aber man brachte übersichtliche Tafeln an und zwang ihn zur Ordnung, obwohl er geneigt ist, sich zu zerstreuen. Ein Bahnhof, der selbst fährt; gewissermaßen aus seiner eigenen Haut. Ein Bahnsteig ist aus sich hinausgerückt und hat einen neuen Bahnsteig gebildet. Unterabteilungen! Ost und West! Ueber vielen Treppen, die zum Ausgang führen, stehen warnende Tafeln: Kein Ausgang! Es klingt wie: *Trois dem kein Ausgang!*

Alle Bahnhöfe der Welt (mit Ausnahme der Schweizer, die elektrisch sind und mancher russischen, die ein Stück Natur sind) dunkeln grau und schmutzig. Dieser Bahnhof ist grauer als grau. Jeder Bahnhof erzeugt seinen eigenen Schmutz mittels seiner Lokomotiven. Dieser Bahnhof aber ist nur ein kleines Werk — und verhältnismäßig das sauberste — unter großen Werken. Rings um ihn entstehen unaufhörlich Eisen und Stahl, dampfen, flackern glühend die Hochöfen. Tief unter ihm gräbt man Kohle. Gestank der Lokomotiven? — In dieser Gegend der harmloseste, beinahe ein Parfüm! Ringsum hat die Erde Ritzen. Aus den Ritzen dampft es Ruch und Gestank. Bunte Bahnsignale? — Farblos und blaß sind sie im Vergleich zu dem Feuerwerk, das die Dämonen gegen den Himmel hinaufregnen. Tunnel der Züge, finster und bedrohlich? Lichte Wege sind sie im Vergleich mit den Schächten, durch die tausende Menschen zur Kohle steigen. Dieser graue Bahnhof ist für den heimkehrenden Arbeiter die *place de la Concorde*. In mir aber leuchtet noch die wirkliche *place de la Concorde*. Es ist also mein finsterster Bahnhof.

Er steht gewissermaßen in einem Hof, eine halbe Mauer versucht, ihn abzugrenzen, er hat ein Tor wie eine Festung. Draußen noch eine Fassade: eine lange schmale Barade mit Kassenschaltern. Vierte Klasse. Es scheint, daß der Bahnhof die Passagiere durch die Barade durchzieht wie ein Seil durch ein Kanalrohr. Passa-

### Der siebenstündige Arbeitstag in Rußland.

Moskau, 20. Nov. (Di-Expres.) Das Präsidium des Zentralrats der Gewerkschaften der Sowjetunion hat eine aus 13 Mitgliedern bestehende Kommission zur Durchführung des siebenstündigen Arbeitstages gebildet. Zum 25. Februar 1928 ist eine Plenartagung des Zentralrates angefragt worden.

gieren vierter Klasse zerfallen nicht leicht in Individuen. Sie sind eine weiche Masse, der Raum bestimmt und verändert ihre Form.

Ueber dem Bahnhof mitten in der Nacht leuchtet eine Uhr, gelb und böse, der Mond der Zeit.

Es ist halb sechs Uhr abends. Donnerstag, Oktober. Ich gehe in die Stadt.

### Rekognoszierung am Abend.

Es ist Donnerstag, Oktober. Sechs Uhr abends. Ich gehe vom Bahnhof in die Stadt.

Die Stadt sieht aus wie eine Fortsetzung des Bahnhofs oder wie ein Zugang zu ihm. Die Menschen in der Straße sind wie Passagiere zwischen zwei Zügen. Sie gehen und stehen auf den Bürgersteigen wie auf Bahnsteigen. Bald müssen ihre Züge kommen. Sie werden wegfahren. Der Himmel wölbt sich über ihnen wie eine gläserne Halle. Die Bogenlampen scheinen an ihm festgeschraubt zu sein. Sterne enthält er auch, aber zu Zwecken der Täuschung und damit man ihn für einen Himmel halte. Er aber ist ein Plafond. Die Glasindustrie ist ja so stark im Saargebiet. Sie erzeugt siebzehn Millionen Kilogramm Flaschenglas im Jahr, drei Millionen Kilogramm Weißhohlglas und vier Millionen Quadratmeter Fenster Scheiben. Warum nicht auch Himmel für Saarbrücken, sollte, unzerbrechliche Tag- und Nachthimmel? Die Wolken und die Blitze, die Morgen- und die Abendröten kommen aus den Hochöfen, die Donner dieses Landes entstehen unter der Erde, wenn Kohle und Gestein gesprengt werden, und die Götter sitzen in den Büros und ihrer sind viele.

So heißt die Hauptstraße von Saarbrücken mit Recht Bahnhofstraße. Sie enthält die Warenhäuser und die größten Läden dieses Landes, sie hat Schienen, Straßenbahnen, Taximeter und Privatautos. Ihre Häuser sind meist jung und die älteren haben verjüngende Fassaden. Die Schaufenster sind hoch, tief und weit, sie sind beinahe wie Bühnen, großstädtische Schaufenster. Zu gewaltig im Verhältnis zur Stadt. Die Reklame eilt den Tatsachen voraus. Das ist ihre Aufgabe. Sie verbreitet Licht. Das liegt in ihrem eigenen Interesse. Aber sie verdient dennoch Dank. Denn in einem Land, in dem Industrie und Technik den Ernst des Lebens dem des Todes annähern, ist der Commerce fast eine heitere Angelegenheit, ein Spiel mit Waren und Geldscheinen. Im Vergleich zu einem Hüttenwerk ist das Warenhaus ein Amüsierlokal.

Wenn die Arbeiter aus ihren Höhlen kommen, bleiben sie gerne vor dem Glanz der Schaufenster. Die Preise sind hoch, aber das Licht ist billig. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß der Luxus eines Schaufensters die Armut nicht in dem Maß verbittert, wie es der Schriftsteller manchmal darstellen muß, wie ich es selbst

ministeriums, Anregte, mit diesen Eingemeindungen eine Eingemeindung der Kreisstadt Höchst nach Frankfurt zu verbinden. Magistrat und Stadtverordnetenversammlung von Höchst erklärten ihre prinzipielle Bereitschaft, in Verhandlungen mit Frankfurt einzutreten. Diese Verhandlungen schweben zur Zeit noch. Sie gehen vor allem darum, der Stadt Höchst ihr starkes kommunales Eigenleben irgendet-

mal darstellen muß. Es gibt Augenblicke im Leben des Armen, in denen er vergißt, daß er nicht kaufen kann. Man steht vor der unerreichbaren Majestät eines Winterrocks, der mit praller Eleganz auf den breiten Schultern der Modepuppe ruht, befriedigt und angeregt wie bei der Ankunft eines Kaisers oder dem Begräbnis eines Generals, weiß, daß da Dinge sich abspielen, die einem immer fremd sein werden, und hat dennoch sein Glend vergessen. Eine Art Spieltrieb ist manchmal stärker als der Hunger. Wenn dem nicht so wäre, es gäbe kein Schaufenster mehr, kein Geßek schaute es vor Zerkümmern.

Da stehen sie nun in der Bahnhofstraße, die Menschen, die sechs Kinder haben und sechshundert Francs im Monat, und sehen die Läden der Juweliere und der Uhrmacher, der Delikatessenhändler und der Konfektionäre und der Kürschner. Nach einer oberflächlichen Schätzung stelle ich fest, daß schlechte Textilwaren billiger sind als in Deutschland und teurer als in Frankreich. Luxusgegenstände scheinen teurer als in Frankreich zu sein. Kleider, Hüte und Schuhe sind, auch wenn französischer Herkunft, teurer als im lothringischen Grubengebiet. Ebenso billig wie in Frankreich sind Koffer zum Beispiel. (Aber ein Bergarbeiter macht keine Weltreisen.) Dieses Land kann billige Waren aus Frankreich beziehen, aber die Kaufleute zahlen viel mehr Steuern als in Frankreich. Dennoch gibt es auch schon Strümpfe zu drei und vier Francs, Hemden zu zwölf bis zwanzig Francs, Mäntel zu zweihundert Francs, Hüte zu zwanzig Francs. Die Läden sind nicht leer, aber die Anwesenheit der Kunden ist kein Beweis für einen guten Geschäftsgang. Es ist Abend, aus allen kleinen Städten der Umgebung sind die Leute nach Saarbrücken gekommen. Gestern war Zahltag und der Winter steht vor der Tür. Man kauft, aber das Billigste und mit Bedacht. An den billigen und allzu bedächtig gekauften Waren aber verdient der Kaufmann so wenig, daß ich ihm das Recht zugesteh, von seinen schlechten Zeiten zu sprechen — obwohl ich weiß, daß ihm seine Natur verbietet, jemals die guten zu erwähnen.

Man rüstet, wie ich aus der Zeitung sehe, zu einer Modeschau und zu einem Schaufensterwettbewerb. Auch kein Beweis für gute Zeiten, im Gegenteil. Man muß die Kauflust reizen und die Kaufkraft zu Leistungen zwingen, die ihr nicht gemäß sind. Man muß den Leuten einreden, daß notwendig sei, was sie für überflüssig hielten. Heute schon konkurriert das Licht der Schaufenster mit den Bogenlampen.

Es sind so viele Menschen in der Straße, daß man sie einen Augenblick für fröhlich halten könnte. Aber sie ist nur geschäftig. Der Geruch der Kohle ist stark wie ein Schicksal, die Luft ist fett und klebrig, ein kurzer Aufenthalt in der Straße und die Hände sind schmutzig. An den Knöcheln setzt sich braun-grauer Kohlen-

kreis Hanau wird, das muß zugestanden werden, durch das Ausscheiden Fechenheims stark beeinträchtigt, so stark, daß auch einige andere Gemeinden wie Bergen-Enfheim und Bischofsheim den Wunsch nach Eingemeindung in Frankfurt geäußert haben. Bringt doch Fechenheim vom Durchschnitt aller Steuern allein 48 Prozent des gesamten Kreises auf. Der Landkreis wird also nicht mehr voll leistungsfähig sein. Aber

staud an. Die Handteller sind grau, als hätte man zehn Waggontüren zugemacht. Ein schmaler Rand aus fettem Schmutz säumt die Manschette ein. Das Taschentuch, mit dem ich über das Gesicht fahre, ist grau. Die Gesichter sind gelb. Das sind nicht die Farben der Fröhlichkeit.

Dann schließt man die Läden. Es wird dunkel. Man sieht auf einmal, daß die Bogenlampen zu hoch hängen. Die Menschen haben sich verloren. Es beginnt zu regnen, als hätten die Wolken bis zum Geschäftsschluss gewartet. Es regnet Einsamkeit, Bitternis, schmutziges Wasser, Heimweh nach dem Kino. Selbstverständlich spielt man dort den „Faust“. Ich kenne ihn bereits. Den großen Werken nationaler Filmkunst immer wieder auf ihrem Siegeslauf durch die Welt zu begegnen ist mir von Gott verhängt. Chaplins „Goldrausch“ sah ich nur einmal. Aber in Leningrad traf mich der Nibelungen-Film, in Paris „Metropolis“, in Saarbrücken der „Faust“. Dabei regnet es immer. Ich habe alles noch frisch im Gedächtnis, es ist die grausamste Gehirnpartie: den Engel aus Pappendedel und Schwänenpelz, den mysteriösen Nebel, der die Metaphysik der Branche ist, Faustens Bart aus grauer Holzwolle und Gretchens Zöpfe aus dem Flachs, den sie selbst gesponnen; diese falsche Mischung aus legendarischer Rawität und hochentwickelter Großaufnahmetechnik, die beide einander nicht gewachsen sind; diese fortwährenden mühevollen Anleihen beim Urnebel, der deutschen Mythik im Filmateller; dieses Bestreben, es nicht billiger zu geben als mit Himmel, Erde, Pest, Götter, Hölle: Elemente, die naiv behandelt werden sollten, aber im deutschen Film natürlich pathetisch werden; und kurz und gut, um in der Sprache der Branche zu reden: ausgewachsen beim Hereneinmal-eins! Diesen Faust soll ich nun noch einmal sehen, in Saarbrücken, weil es regnet. Mir bleibt nichts erspart. Ich werde in ein Kaffeehaus gehen.

Diese Schlagjahre ist nicht von Pappel! Sie türmt sich, ballt sich, schwinnt, steht, verändert sich, und das alles gleichzeitig. Sie erinnert an jenen Urnebel. Sie ist wie ein Schnee und wie das Material, aus dem Schwäne gemacht werden, Urschwanz. Sie ist wie Zucker und wie Alpen, wie Watte und wie Seife. Soll man sie essen, sich mit ihr waschen oder sie besteigen? Zwanzig Menschen ringsum essen sie. Man trinkt Kaffee und bricht enorme Kuchenklumpen entzwei und hört die Musik. Sie spielen das Lied von der Wolga mit dem Clan, den die Kapellen nur erwerben, wenn sie lange Zeit Militärmärsche geübt haben. Dieses Lied aber erinnert an einen süßen Likör. Ist man dabei so etwas Substantielles wie Kuchen, Kaffee und Schlagjahre, so kommt in das Angesicht ein Zug von behaglicher zufriedener Wehmut, ein Schmerz, bei dem es einem gut geht. Die Augen aller essenden

Frankfurt 7.12.27



sich vereinigen.

### Ein Deutscher in China ermordet?

Beijing, 21. Nov. (United Press) Bei der belgischen Mission in Tientsin ist die Nachricht eingelaufen, daß der deutsche katholische Missionar in Schansi attachierte Pater Hermann Bilde von Soldaten der Schanfarmee ermordet worden sei. Der Geistliche wurde von sieben Soldaten auf der Landstraße angehalten, die seine Kleider von ihm verlangten und ihn, als er sich weigerte, ohne weiteres niederschossen.

Menschen schweben irgendwo an der Wolga herum und gleichzeitig erscheint in ihnen jener bestimmte ausdruckslose Glanz, der die Verdauung begleitet. Was mögen das für arme Menschen sein? Kleine Kaufleute, kleine Angestellte, kleine Beamte. Manches einzelne Mädchen sitzt hier, schon sitzen gelassen oder noch nicht — und zwischen beiden Zuständen ist so wenig Unterschied! Wenn sie nicht bald ein paar Männer herangezogen haben, werde ich zu weinen anfangen, so traurig ist das Leben. Sie sitzen da wie verregnete Kleider. Ihre abgeschabten Mäntel, ihre engen Kostüme wollen sie nicht ablegen. Sie tun so, als wären sie für einen Augenblick hereingekommen, um ein wenig auszuruhen auf dem Weg vom Geschäft zum Haus, einen Kaffee zu trinken und einen Blick in die Zeitung zu werfen. Aber das Lied von der Wolga macht sie so wehmütig und die Schlagjahre ist so gut süß und das Licht und die Wärme machen sie heimischer als das eigene Heim, und schließlich kann man, weiß Gott, noch eine Bekanntschaft machen. Ach, macht sie nicht, liebe Mädchen! Je länger ich die Frauen und die Männer ansehe und vergleiche, desto größer wird meine Angst, sie könnten sich ineinander verlieben. Wenn sie bald ein paar Männer herangezogen haben, die Mädchen, fang ich an zu weinen. Denn die Liebe könnte noch trauriger ausfallen als das Leben.

Wenig Menschen sprechen miteinander. Solange die Musik spielt, schweigen die meisten. Woran denken sie? Sie sehen nicht so aus, als ob sie dächten. Bestenfalls denkt etwas in ihnen. Gebilde, Gedanken ähnlich oder Hochzeits- und Begräbnisgefühlen, schweben ziellos durch ihre Köpfe, embryonisch, entwickeln sich nicht, verschwinden, verschwinden. Alle Menschen sehen aus wie vor dem Einschlafen. Zwei Stunden und länger können sie so dastehen und nichts mehr tun als essen und Musik hören. Sie entspannen sich dabei. Sie warten auf den Zustand, den sie „Veltshwere“ nennen, und rufen ihn herbei durch einige Becher hellen oder dunklen Bieres, die auf weicher, leiser Filzpappe aufmarschieren, wie in Pantoffeln. Wie geschäftige, etwas kühle und stückweise entlohnte Schutengel gehen die weißen Kellner von einem schlaftrigen zum andern und singen ihm die Rechnung vor. Und die Münzen kimpfen ein, blähen wie Harfen.

Ober, zahlen!

Ich gehe die Hauptstraße entlang. Ich habe irgendwo gehört, daß Saarbrücken aus drei Städten entstanden ist. Sie ist nicht alt, diese Stadt. Vor zwanzig Jahren erkannten die Einheimischen noch jeden Fremden auf der Straße. Ging einer vorbei, so sagten

offen zum neuen Staat zu bekennen und den Gegnern gegenüberzutreten. Die richtige Abwehr im Kampf gegen die Gegner der Republik sei der Sieg. Die Republikaner müßten selbst zum Kampf vorgehen. Im Kampf für den neuen Staat liege die Aufgabe des Reichsbanners. Es gelte, diesen Kampf fortzusetzen, bis sich eines Tages das ganze Volk zur Republik bekenne.

† Berlin, 21. Nov. (Priv.-Tel.) Am 1. Dezember wird die Reichspostverwaltung den Bildtelegraphendienst mit der Uebertragung zunächst auf der Strecke Berlin — Wien eröffnen.

Ne: Jetzt muß ein Zug gekommen sein. Noch heute betrachten sich die Alten nicht durchwegs als Saarbrücker. Jeder hält seinen Stadtteil für seine Stadt. Als man vor dem Kriege Wilhelm I. ein Denkmal setzen sollte, stritten sich zwei Stadtteile darum. Schließlich stellte man es mitten auf die Brücke, die beide alte Stadtelemente verbindet. Dort führt es jetzt den Verkehr — und das ist schließlich noch das Harmloseste, was ein kaiserliches Denkmal tun kann. Geht man die Bahnhofstraße bis zum Ende, so merkt man deutlich die zeitliche und die räumliche Ungleichmäßigkeit. Da werden die Häuser ärmer, älter und edler. Da weitet sich ein schöner Markt, da steht ein Brunnen, da tun sich schmale, warme Gäßchen auf. Arme Leute wohnen hier. Keine größeren Cafés mehr oder nur wenige. Konditorien. Vogenlampen seltener und dunkler. Restaurants kleiner, wärmer, lauter. Ein Kabarett. Man trinkt Bier. Zwei Tänzerinnen, Ballett. Nicht mehr jung, charmant. Charmant in der primitiven ehrgeizlosen Ausübung des Fußwerks. Kunst und Art sind aus den Jahren der letzten Walzer. Welch ein rührender Schimmer aus der Vorkriegszeit! Ueber dem ganzen Kabarett liegt dieser legendarische Glanz. Am Ende ist es eine alte Photographie. Hier brachen meine 21 Jahre ab, hier fühle ich mich wieder heimlich (mit Maß). Als ob es kein Trommelfeuer in meinem Leben gegeben hätte! Nichts! Ausgelöscht! Ein Jahr nach dem Abitur... Manche Effekte grob. Der Humorist ein hilfloser Wikbold, kräftig und echt in der Wahllosigkeit und im Übermögen, in der Entrücktheit aus der Zeit. Wenn er aktuell wird, ist er der Gegenwart noch ferner. Am Ende ist er nicht da. Ich sehe ihn durch ein Teleskop. Ich höre ihn aus einem Grammophon. Gütige Meger wären mir vielleicht lieber. Aber hier gibt es nur falsche. Wenn die Zivilisation (und die provinzielle) Großstadt-Urwald spielt, klingt es traurig. Lieber sind mir zehn Jahre Vorkriegszeit. Seliges Kabarett! Die Sonne, an der wir damals noch den Platz hatten, leuchtet über dir!...

Ich gehe weiter. Ich gelange in ein Restaurant, in dem eine Art von Bayern oder Tirolern Musik macht, in Hemdsärmeln, Zuchel, Zuchho, Zuchelbidelbei! Ganze Familien sitzen hier, gehobenen Standes. Mit Hund, Kind und Regel. Die Männer schwanken, wenn sie aufstehen. Wären sie betrunken! Aber beim Rausch sind sie so ferne wie der Verliebtheit. Sie schwanken, weil sie schwer sind. Der Alkohol geht nicht in ihren Kopf, in die Beine rinnt das Bier. Die Frauen, mager, abgehärrt, in dunklen Mänteln, sehen aus wie ernste Jungtiere, vor die Männer gespannt. Noch lachen ein paar junge Mädchen, sie sitzen mit jungen Männern am Tisch. In zehn Jahren werden sie sich

40 000 Kronen in gefälschten Scheinen in den Verkehr brachten.

### Die Theaterzuschüsse des Landes Thüringen.

Weimar, 20. Nov. Im Haushaltsplan des Landes Thüringen sind für die Landestheater insgesamt 1 726 710 Mark eingesezt. Davon sollen Zuschüsse erhalten das Weimarer Nationaltheater rund 587 000 Mark, das Landestheater Meiningen 209 000 Mark, Altenburg 324 000 Mark, Gotha 318 000 Mark, Rudolstadt 50 000 Mark und das Landestheater Sondershausen mit dem Logorchester 238 000 Mark.

vor diese Männer spannen, um sie heimzuziehen. Zuchhe, Zuchho, Zuchelbidelbei!

Oder werden sie in zehn Jahren schon Autos haben? Mechanische Heimbeförderung Alkoholbeschwerver? So scheint es. Diese Stadt wächst rapide. Jenes Kabarett und jene Tiroler sind ihre Reminiszenzen. Dieser Boden, auf dem wir jetzt jodeln, ist hohl. Seit fünfhundert Jahren gräbt man Kohle unter unsern Füßen. In dieser Stunde sprengt man achthundert Meter unter uns das Gestein und, kaum ein paar Kilometer von hier entfernt, flammt es rot, weiß, bläulich gegen den Himmel. Hier entsteht Elektro- und Edelmetall. Hier entstehen geschweißte Rohre und nahtlose Rohre. Riffelbleche und Rohblöcke. Eisenbahnschienen und Brammen. Knüppel und Platten. Ein einziges der Saarhüttenwerke erzeugt in einem Monat 33 000 Tonnen Rohisen und 37 000 Tonnen Stahl. 37 000 Tonnen Koks und 28 000 Tonnen Walzware. Hier klingt eine ganz andere Musik, hier gibt es ganz andere Spektakel. Flüssiges Eisen präßelt in Kessel. Glühende Drahtschlangen winden sich zischend über krumme Bahnen. Zynopische Hebel stoßen mit ungeheurem Geratter auf und nieder. Ueberdimensionale Räder pfeifen wie Stürme bei Weltuntergang. Es ist Mitternacht. Dichte, schweigende, finstere Gruppen gehen zur Bahn. Nachtsicht. Man hört nur die knirschenden Schritte auf nassen Steinen und sieht nur die glimmenden Zigaretten in Mäandern und Händen. Lokomotiven heulen.

Es regnet.

[Zu Hodlers Unterschrift.] Von Frau Clara Burger gehen uns zu der Unterschrift Ferdinand Hodlers in jenem Protest gegen Deutschland (Artikel „Madame Darel“ II. Morgenblatt vom 16. ds.) die folgenden Zeilen zu:

Im Jahre 1917 frug ich den Meister selbst danach, wie diese Unterschrift zustande kam. Sein Gesicht verfinsterte sich so, daß mir die Frage fast leid tat. Dann aber gab er Aufschluß:

Mitten in die Arbeit vertieft, wurde er eines Morgens durch Klingeln gestört. Jemand, den er für verlässlich halten mußte, hielt ihm eine Liste zum Unterschreiben hin. „Es geht gegen die Zerstörung von Meisterwerken der Kunst!“ Ohne sich zu bedenken, habe er seinen Namen eilig hingeschrieben, um seine Ruhe zur Arbeit wieder zu haben. Nach einigen Tagen habe er mit Schreden eingesehen, was er gemacht habe. Stöße von Korrespondenzen seien eingelaufen voll Vorwürfen über seine Unterschrift. Ich sehe noch, wie er mit verzweifelter Miene die Höhe der Briefberge angab! — Da sei ihm erst ein Licht aufgegangen: Deutschland sei er zu tiefst dankbar. Alle Kunstfreunde, die ihn wirklich verstanden, seien Deutschschweizer und Deutsche gewesen. Besonders gern dachte er seines Aufenthaltes in Jena. Die große Güte Rudolf Eudens,

Delfino“ zusammengehört. Hinterschiff beschädigt, die „Schwarzwalde“ klaffen erlitten und hat die Ausreise aufgegeben. Wasserstand gestattet, wird die „Schwarzwalde“ auf der Deutschen West zur Reparatur gelegt werden.

○ München, 21. Nov. (Priv.-Tel.) Zwei kommunistische Demonstrationen zuge, die einen zurückkehrenden Russlandsdelegierten begrüßten und zum Teil Vorübergehende belästigten, wurden von der Münchener Polizei am Sonntag aufgelöst.

Unvergeßlich bleiben mir diese Worte, im markigen Berner Deutsch gesprochen. Trotz der 43 Jahre, die er in Genf verbrachte, ist er ein Deutschschweizer geblieben, auch in der Sprache seiner Kunst. — Ich riet ihm zu einer öffentlichen Klarstellung. Da antwortete er mir aber auch: „Ich habe unterschrieben und muß die Folgen tragen!“

[„Schinderhannes“ in Darmstadt.] Carl Zudmayer Schinderhannes kam am Hessischen Landestheater zur Erstausführung. Er ist genau so freudig und volksläulich, wie wenn Legenfeer, leicht geschminkt, in Cuzhaden schuhplatteln, am Nasenring vorgeführt von einem expressionistisch angehauchten Conférencier. Eine ganze Szene wird gefüllt mit Nasenstößblüten aus älteren Jahrgängen der „Fliegenden Blätter“; fällt das Wort „Saubauer“ oder sonst eine schlichte Anekdote aus dem Volksgemüt, so sind Autor und Publikum miteinander zufrieden. Kurz, es ist ziemlich genau dasjenige Genre, dessen höchste Möglichkeit etwa in Ludwig Thomas Einaktern erreicht ist. Kommt dazu noch eine so aufgeregte, in allen Angeln kreischende Regie wie die von Friedrich Neubauer und ein so schlecht gesprochener Dialekt, wie er bei der Darmstädter Aufführung zu hören war, so kann das Ergebnis nur Enttäuschung sein. In Gustav v. Wangenheim Schinderhannes (als Gast) war etwas von Frische und Jugend zu spüren, aber nicht der breite, mächtige Perl, den Zudmayer sich vorgestellt, wenn auch keineswegs dargestellt hat. W. M.

[Chronik der Künste.] Athen: Die Regierung hat kürzlich beschlossen, die frühere Residenz des deutschen Kaisers auf Korfu zum Verkauf zu stellen. Eine Abordnung von Ingenieuren und Architekten ist bereits nach Korfu entsandt worden, um eine Schätzung der Residenz, des Achilleions, vorzunehmen. Man glaubt, daß sich der Wert der Gebäude und Kunstschätze auf etwa eine Million Dollar beziffern dürfte.

Frankfurt: Das Haus Hugo Selbing teilt mit, daß die Handzeichnungssammlung Dr. Stefan von Licht, Wien, die am 7. Dezember zur Versteigerung kommt, den Interessenten jetzt schon gezeigt wird. Die Sammlung enthält ein farbiges Blatt von Rubens, Blätter von Cambiaso, Guercino, Nikolaus Maes, Tiepolo, Corot, Delacroix, Gauguin, Bissarro, Toulouse-Lautrec, Trübner und viele andere mehr.

[Theater-Rundschau.] Das Staatliche Schauspielhaus in Dresden führte zum 65. Geburtstag Gerhart Hauptmanns unter Anwesenheit des Dichters das Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg“ auf, das man schon vor einiger Zeit unter Kiesz aus kräftig konturrierender, aber der duffigen Lebhaftigkeit ermangelnder Regie in den Spielplan eingefügt hat.



## Briefe aus Deutschland.

Von Cuneus.

### Das Werk.

Lieber Freund, ich erinnere Sie an das Wort von Pierre Hamp, das Sie mir einmal zitierten, als wir vom „Segen der Arbeit“ sprachen: „Par le travail, où l'on ne chante plus, se fait un grand oeuvre d'abattement humain. L'ouvrier n'aime plus son métier, et cela ébranle le monde.“ Das schrieb Pierre Hamp in einem Lande, dessen Menschen schwieriger vielleicht als andere ein friedliches Verhältnis zur Technik finden können — die Begründung bleibe ich Ihnen vorläufig schuldig, sie gehört in ein anderes Kapitel — und in einer Zeit, in der die Maschine nur erst als ein brutaler, Menschen verzehrender Mechanismus erschien (ähnlich, wie sie in manchen heutigen verspäteten romantisch-sozialen Kunstwerken dargestellt wird) und noch nicht als das komplizierte Produkt menschlichen Geistes, von dem allein es abhängt, ob der Mechanismus ein Freund oder ein Feind des Menschen werde. Ich glaube, mich überzeugt zu haben, daß Pierre Hamp nicht überall und nicht unter allen Umständen recht hat. Der Arbeiter singt nicht mehr, weil der weit mächtigere Gesang der Maschine ihn zum Schweigen gebracht hat, und in seinem Lauschen liegt heute vielleicht ebensoviel andächtige Lust wie ehemals in seinem Lied. Der intelligente Arbeiter von heute liebt sogar sein „métier“. Man muß nur sehen, wie interessiert er alle technischen Entwicklungen beobachtet, die sein Spezialfach angehn. Ja, es scheint, daß seit der Zeit, in der das Mechanische sich dem Organischen anzunähern beginnt, die Symbolkraft des „laufenden Rads“ schwächer und eine Art Nervensystem der Maschine erkennbar wird, sie langsam aufhört, ein „feindliches Element“ zu werden. Nebenbei gesagt ist unter anderem auch deshalb die Romantik jener Literatur, die ich nach dem berühmten Film die „Metropolis-Literatur“ nennen möchte, vollkommen falsch, die Romantiker, die geblödelte Maschinenmenschen voraussehen und das Menschliche im Mechanischen nicht erkennen; die nicht weiß, daß es ein Stadium gibt, in dem nicht der Mensch sich der Maschine, sondern umgekehrt: sie dem Menschen sich anpaßt.

Denkt man daran, das heißt: befreit man sich von den überlieferten Vorstellungen: „Skaven der Maschine“, so ist der Besuch eines Werks nicht trauriger als der eines Spitals zum Beispiel, eines Waisenhauses oder einer Arbeiterkolonie. Er ist allerdings auch nicht „erhebend“, wie ihn die Fanatiker der „rauchenden Schloten“ und die Besten der „flammenden Hochöfen“ nennen

mögen. Das Werk ist grau und gewöhnlich, wie der Tag war, an dem ich hinging. Man erzeugt dort keine Gedichte, sondern Schienen, Drähte, Eisen, Stahl. Die Tendenz der Werkbesitzer ist: Geld zu verdienen, und der Wunsch der Werkarbeiter: ihr Leben zu fristen. Lauter alltägliche Angelegenheiten.

Das Tor ist breit und offen. Ich vermissen hier die gewohnte Warnung: Unbefugten ist der Eintritt verboten. Aber es scheint, daß eine so mächtige Institution eines solchen Verbots nicht mehr bedarf und daß nicht damit gerechnet wird, es könnte ein Unbefugter Lust bekommen, hier einzutreten. Links hinter dem Eingang steht übrigens schon das Häuschen des Pförtners. Niedlich fast, gelbrot, aus Ziegeln, ein Weiterhäuschen wie in einem Schaufenster. Dahinter ist das Verwaltungsgebäude. Noch vor dem Eingang arbeitet ein Motor. Eisensinken sprühen — ich weiß nicht, welchen Zweck er hat — und eine Tafel mahnt: „Vorsicht!“ Er erinnert mich, der ich seinen Zweck nicht verstehe, an eine Art mechanischen Wachhundes. Das Verwaltungsgebäude ist hell, klar, lahl. Vierleerte Botenjungen, Glodensignale, Nummern, die auf Tafeln herauspringen, Wartezimmer, Herren, die mit der üblichen Würde über den Korridor gehn, Schlüssel am Zeigefinger. Es ist still wie in einem Spital. Wartende rascheln mit Zeitschriften. Eine Glöde schnarrt. Man holt mich.

Zehn Minuten später verlasse ich durch eine rückwärtige Tür das Verwaltungshaus. Vor mir liegt das Werk. Wirr und öde für einen, der sich nicht auskennt. Hochöfen und Schornsteine nehmen sich in der Ferne sehr regelmäßig aus, ausgerichtet nach einem genauen und leicht überschüssigen Plan. Tritt man in ihre Nähe, ist die Symmetrie dahin. Ein planloser Haufen sind sie. Willkür scheint sie errichtet zu haben. Dennoch ist sicherlich die Wirrsal jetzt ebenso scheinbar, wie es früher die Planmäßigkeit gewesen ist. Der größte Teil dieses Werkes liegt frei. Ich weiß nicht, ob es in allen Werken so ist. Hier jedenfalls geht ein Wind, wie durch Ruinen. Keine Wände, ihn zu hindern. Der Boden: Schlutt, Geröll und Asche. Hellgrauer zäher Schlamm. Deutliche Räder- und Fußspuren. Würde ich nicht, daß hier gearbeitet wird, ich könnte glauben, es würde hier ausgeräumt. Das Tageslicht, obwohl Wände nicht seinen Einbruch hindern, bekommt hier eine ungewohnte Schattierung. Es wird braun und grau. Es saugt Eisensplittchen und Rauchmoleküle auf, wie ein Böschblatt Tinte. Es liegt alles so zufällig nebeneinander wie auf einem Bauplatz, nicht wie zum Beispiel in einer Fabrik. Es ist, als arbeitete man hier nicht in einem bereits Errichteten, sondern an etwas zu Errichtendem. Der Raum ist gleichsam nicht eingefangen, er ist zügellos, sich selbst überlassen und seiner eigenen, brutalen Willkür, sich rohe, barbarische Formen zu schaffen. Ueber mir, vor mir, hinter

und neben mir rollen an Seilen Wägelchen, eiserne Kränchen, leere und beladene, sicherlich einem Ziele zu. Dennoch ist es so, als hätten sie keines. Vielleicht täuscht mich ihre Wirrsal und ihre Ueberzahl, vielleicht aber auch ihre Langsamkeit. Denn sie ziehen durch die Luft mit der Trägheit schwerer Insekten und eine Art grollendes Summen begleitet ihr Schweben. Dazwischen klingt der quietstehende Ausschrei eines unwilligen, wahrscheinlich rostigen Gelenks. Ueber den kleinen Wagen ziehen große, schwere, schwarze Kräne ihre Viertel- und halben Kreise, ganz langsam und fast pathetisch. Würde man nicht, daß oben in einem kleinen Glashauschen ein Mann sitzt, der sie lenkt, man fände die intelligente Sicherheit, mit der sie ruhen und sich wieder in Bewegung setzen und wieder ausruhen, unheimlich. Sie bleiben still, lassen eine riesige Zange sinken, wie einen Loderen, aber starken Arm mit gespreizten zwei Fingern, ergreifen knirschend einen Block Eisen, ziehen den Arm wieder ein, drehen sich langsam zurück, lassen den Block weich und sachte in einen Wagen fallen, legen ihn nieder, behutsam, als könnte er sich weh tun. Es ist, als würde nicht Eisen auf Eisen gelegt, sondern eine Flode auf Kissen. Eine gewisse Würde, fast von einer Symbolkraft, offenbart sich in diesen fünf, sechs langsam hin- und zurückschwebenden großen Kränen, unter denen die nur wenig gelenkigen kleinen Kränchen wie spielende Kinder aussehn. Es ist in den großen die Langsamkeit eines Zeremoniells. Sie symbolisieren sozusagen die „Weihe der Arbeit“.

Ich steige eine schmale bebende Wendeltreppe hinauf, sie ist ein bißchen rührend, zart, gebrechlich scheint sie, obwohl sie aus Eisen besteht, — und sie erinnert trotzdem an eine Schlingpflanze, frei, in der Luft emporgerannt zu einer Art Terrasse. Es wird heiß, obwohl es ringsum frei ist und man den Himmel sehen kann. Ich stehe auf Brettern, gelegt auf einer Grund aus Schlamm, Lehm, Sand. Von irgendeinem fernem, sachten und dennoch sehr starkem, gleichsam verpackten Gepolter schüttelt der Boden, auf dem ich stehe, mit mir. Zuweilen ist es, als stünde ich auf der Plattform einer Lokomotive. Vor mir sehe ich einen riesigen, schwebenden Kessel, eine Art überdimensionalen Kochtopf, dessen Öffnung sich mir langsam zuzuwenden beginnt. Flüssiges Feuer kocht in diesem Kessel. Langsam, gewichtig und dennoch mühelos dreht er sich. Jetzt gähnt mir sein Mund entgegen. Jetzt sehe ich, geblendet, was er enthält: einen silberweißen, bläulich durchsprinkelten, tödlich durchjuckten, spröden, knisternden Brei aus Feuer. Eine merkwürdige Art von Brei. Er hat die Elastizität, aber nicht die behagliche Weichheit eines Schlammes. Er ist zähflüssig wie dieser, aber nicht so klebrig. Es ist, als bewahrte das Feuer seinen Stolz, seine gefährliche schneidende Härte, seine Schwert-, Lanzen- und Messerähnlichkeit auch noch dort, wo man es fast für Wasser halten könnte. Und wo ein gewöhnlicher Schlamm vielleicht Blasen

bilden würde, sprüht dieser Feuerchlamm Funken. Sie spritzen mir entgegen, auf mein Gesicht, auf meine Kleider, meine Haare. Aber sie haben ein kurzes Leben. An der Peripherie der dichtesten, komprimiertesten Hitze gleichsam sterben sie schon und der Glanz, mit dem sie aus dem Kessel sprangen, eine Welt in Brand zu setzen, war vergeblich. Dennoch wäre es mir peinlich, den Platz jenes Arbeiters einzunehmen, der unmittelbar vor dem Kessel steht, eine Uhr in der Hand, ein Kommando rufend, in einem feuerficheren Kleid, merkwürdigerweise ohne Brille. Wenn man zehn Jahre lang jeden Tag vor diesem Kessel steht, muß das Blut, so denke ich, ein anderes Tempo bekommen haben, es rollt nicht mehr, wie von der Natur vorgesehen, durch die Adern, den Körper beherrschen andere Temperaturgesetze und selbst das Gehirn denkt nach anderen Normen. Ich stelle mir vor, daß die Gedanken dieses Mannes einen jäheren Flug und eine kürzere Dauer haben müssen. Derlei hat die Wissenschaft wahrscheinlich noch nicht ergründet und es wird infolgedessen von der sozialen Gesetzgebung auch gar nicht in Betracht gezogen.

Und immer wieder neigt sich ein anderer der drei nebeneinander schwebenden Feuerkessel und schüttet seinen Inhalt aus. Dann bricht für einen Augenblick ein weißer Glanz aus, ein Glanz wie von einem der flüssigen Himmelskörper, die wir uns nur vorstellen können. Oben aus dem Hochofen regnet es in diesem Augenblick Feuer gegen den Himmel und ich sehe heute die Ursache — die ich übrigens nicht verstehe — jenes Schauspiel, das mich Nacht für Nacht beschäftigt hat. Mir ist, als hätte ich nun den Schleier eines Geheimnisses in der Hand, aber nicht gelüftet. Ich würde, wollte ich weiterforschen, wohin die Schlade kommt und wohin die überflüssigen, übrigens immer auch noch verwendbaren Gase. Aber ich suche ja gar nicht nach diesen Realitäten. Wenn ich wüßte, was in diesem Augenblick in der Seele des Arbeiters vorgeht, der geradewegs ins weiße Feuer sieht! Aber ich erführe doch nur, was mit der Schlade geschieht!

Hinunter zu den Plätzen, wo die Schienen entstehen, die Stangen, die Drähte! Das sind die großen, ein wenig schiefen Ebenen, auf denen in vorgeschriebenen, gewundenen Bahnen die Eisen hervorschießen, zischend, glühendrot, zornigen Schlangen gleich, ein Spektakel, das sich zehnmal in der Minute wiederholt und dessen man niemals müde wird. Am besten gefallen mir die dünnen Drähte. Ihre Kurven sind die elegantesten und lebendigsten, es ist wirklich, als gehörten sie eher in das Bereich der Zoologie als in das der Technik, sie entspringen im Hintergrund ganz schmalen Löchern, lassen ein leises, geradezu distinguiertes Rischen vernehmen und sind die Aristokraten unter den feurigen Schlangen. Mit einem lähnen grellroten Glanz springen sie in die Welt. Mit einer hurtigen, sechs mal gewundenen, edlen Zartheit schlängeln

28.7.1928. F. Z.



hat das Wolffbüro bereits die Entlassung des  
nominieren Junfer wären wieder entlassen worden. Das  
trifft, wie wir erfahren, nicht zu, vielmehr hat der Unter-  
suchungsrichter den Antrag auf Haftentlassung abgelehnt.

Wegko, 27. Jan. (Wolff.) Präsident Calles hat einen Abänderungsparagraphe der Verfassung unterzeichnet, der die Amts-  
dauer der Staatspräsidentenschaft von vier auf sechs  
Jahre verlängert.

Die sich die Bahn abwärts, verändern schnell das grelle Rot in ein  
dunkles, purpurenes, schließlich in ein braunes, sie werden alt,  
aber sie würden trotzdem noch eine Weile sich so fortwinden im  
schlanken, schliefenden Lauf, ergreife sie nicht ein aufmerksamer  
Mann mit einer scharfen schneidenden Zange. Er zwickt sie ab,  
eine Schlange nach der andern, er lauert ihnen auf, gerade wenn  
sie mitten im schönsten Bogen sind, unterbricht er ihren Lauf und  
ihr Leben, trägt sie seitwärts, löst sie aus. So ähnlich schlängeln  
sich vielleicht unsere Lebensfäden in der Unterwelt und die Parze  
steht da mit der Zwischzange. Eine Viertelstunde später sind es  
keine Schlangen mehr, es sind Drähte, aus denen man Gitter  
machen kann und Rattenfallen und allerhand Dinge.

Sechs- bis neunhundert Francs verdienen die Arbeiter im  
Saargebiet, nicht mehr, eher weniger als die in den Kohlenruben.  
Ich sprach beim Mittagessen mit dem Beamten eines andern Werks  
darüber, der mein Entsetzen merkte und mich zu trösten versuchte:  
„Da sind so viele Arbeiter, sie laufen auf dem großen Werk herum,  
viele drücken sich, arbeiten gar nichts — das wäre in den Ruben  
unmöglich.“ „Ja,“ erwiderte ich, „aber geben Sie zu, daß es kein  
Bergnügen ist, in diesem Werk spazieren zu laufen. Es sieht nicht  
aus wie ein Sanatoriumspart.“ Es kam als Antwort das Argument,  
das ich natürlich vorausgesehen hatte: „Es ist Gewohnheit.“  
So lautet der Trost der Gedankenlosigkeit. Es gibt eine ganze  
Lehre, die sich auf der Theorie von der „Gewohnheit“ aufbaut.  
Man könnte von einer nationalökonomischen Richtung der Ge-  
wohnheits-Theoretiker sprechen. Als ob die Gewohnheit mit dem  
Schlimmen schon das Gute entbehrlieh machte! Und als ob zum  
Beispiel einer, der sich ans Frieren gewöhnt hätte, die Wärme  
entbehren könnte! Der Hinweis auf die „Gewohnheit“ ist der Trost  
der unzulänglichen Herzensgüte.

Merkwürdig war, daß derselbe Beamte ebenfalls über seine  
schmalen Einkünfte klagte. Er bekam 1800 Francs, hatte eine ge-  
schiedene Frau und eine neue, drei Kinder, zwei Häuser zu ver-  
sorgen. Nach seiner eigenen Theorie hätte er doch eigentlich schon  
daran „gewöhnt“ sein müssen. Aber offenbar kann sich niemand  
selbst an das Leid gewöhnen, obwohl jeder glaubt, just der andere  
könnte es.

Es war ein Samstag. Und ich beschloß, am nächsten Tag in  
die Kirche zu gehn — wo bis auf weiteres immer noch der Trost  
gefunden wird, den die Sozialpolitik nicht geben kann. Darüber  
das nächste Mal.

Hr. Cuneus.

oberwendische Sprachinsel durchgehender

Kirchlich liegen die Verhältnisse im Sächsischen  
ebenfalls viel günstiger für die Wendens als im Preussischen.  
In sämtlichen gemischtsprachigen evangelischen Gemeinden der  
sächsischen Lausitz wird wendischer und deutscher Gottesdienst  
gehalten. Den betreffenden Superintendenten ist ein wendisch

\*) Vergl. Erstes Morgenblatt vom 26. Jan.

## Eine Antwort von Cuneus.

In einem meiner letzten „Briefe aus Deutschland“  
habe ich meinem Adressaten Mitteilung gemacht von einer Kritik  
meiner Berichterstattung in einem Saarbrücker Blatt, die ein Mann  
mit dem Pseudonym „Maß“ vorgenommen hatte. Am 18. Dezember  
des vergangenen Jahres antwortete mir derselbe noch einmal. Ich  
hätte, meint er, für den Humor seines Artikels kein Verständnis gehabt,  
vielleicht deshalb, weil er, als der wahre Humor, die Uebertreibung  
liebe, während ich auch dort billige Witze machte, wo es nichts zu scher-  
zen gäbe. Ich zählte zwar zu den „literarischen Chargen“, doch hätten  
sich auch andere namhafte Leute schon geirrt, ohne sich zu ärgern.  
Sicherlich aber wäre ich gar nicht auf die Anwürfe eingegangen,  
wenn ich nicht vom Verlag und der Redaktion  
meines „Reiborgans“ zum „Einlenken genötigt“  
worden wäre. Denn es sei ein Einlenken — und darüber helfe  
meine „geschliffene Diktion“ nicht hinweg —, wenn ich plötzlich  
von der Intelligenz des Saargebiets schreibe. Die „Frank-  
furter Zeitung“ hätte sich durch ein „unfares Konkurrenz-  
manöver“ seinerzeit ins Saargebiet „eingeschmuggelt“ und nun  
läge ihr daran, ihre Abonnenten nicht zu verlieren.

Ich gestehe, daß es mir unmöglich ist, auf die Vorwürfe zu  
erwidern, die mir persönlich von jener Zeitung gemacht wurden.  
Dazu fehlt mir vielleicht eine genügend ungeschliffene  
Diktion. Auch habe ich kein Verständnis für den Humor von Maß.  
Ich bin viel eher geneigt, ihn für tragisch zu halten. Man wird, wenn  
man uns liest, allmählich gemerkt haben, daß wir zwei ganz verschie-  
dene, ja sogar entgegengesetzte Naturen sind, von denen die eine gerade  
dann lacht, wenn die andere weinen könnte, und umgekehrt. Es  
wäre also unsinnig, die Dessenlichkeit mit der Demonstration  
unserer Gegensätze zu beschäftigen. Jeder von uns beiden empfindet  
anders und reagiert anders. Infolgedessen ist die Realität für  
uns beide nicht die gleiche.

Aber unter allen Umständen bleibt die schriftstellerische  
Ehrlichkeit ein absoluter Begriff, unabhängig von der Relati-  
vität unserer subjektiven Wahrheiten. Jener nun meint, ein  
Verlag und eine Redaktion könnten (selbst wenn sie wollten) einen  
Schriftsteller bewegen, „einzuweichen“, das heißt in diesem Falle:  
Eindrücke, die er einmal gewonnen hat, nachträglich zu korrigieren.  
Ohne eine entfernte Ahnung von der moralischen Ungeheuerlichkeit  
seiner Anschauung zu vermuten, meint jener, eine geschäftliche

Minorität ihres Staates (überdies einer Kleinminder-  
Minderheit) zu erlernen, weil diese Sprache eben eine Welt-  
sprache und weil die Industrie des Landes hauptsächlich in  
deutscher Hand ist. Daß die Erkenntnis der tieferen, über-  
mächtigen Kräfte, die an der vollkommenen Auflösung des  
Wendischen im Deutschen arbeiten, auch den Mitbürgern wendi-  
scher Abstammung nicht fremd ist, zeigt ein Brief, den die Ver-

Rückficht könnte irgendeinen Einfluß auf einen Berichterstat-  
ter haben, der ausgeschickt wurde, Tatsachen zu schreiben.  
Jener meint, man hätte eine „geschliffene Diktion“ zum Vertuschen  
und ein Schriftsteller, dem das Wort heilig ist und der Ausdruck  
eine Manifestation des Gewissens, brächte jemals die Feigheit  
auf, sich von seinem Auftraggeber „nötigen“ zu lassen. Ist es also  
soweit gekommen, daß ein Journalist öffentlich mitteilen kann, ein  
anderer wäre von seiner Redaktion genötigt worden —, in dem  
Ton mitteilen kann, in dem man etwa berichtet, ein Börsenjobber  
hätte sich „umgestellt“?!

Diese Zeitung, an der ich die große Ehre mitzuarbeiten habe,  
wird freilich kein anderer als jener Ahnungslose verdächtigen, sie  
gebe ihren Berichterstatlern ebenso von Rücksichten auf das In-  
teressengeschäft diktierte Aufträge, wie es andere Unternehmungen viel-  
leicht tun mögen, mit deren Sitten mein Humorist besser vertraut  
ist. Von dem Blatt, das seine ganze Wirkung nur seiner lautereren  
Bestimmung zu verdanken hat und das mitten in einer Welt, in der  
man einem Schriftsteller zutraut, er lasse sich nötigen, mehr ist  
als eine Zeitung, nämlich: ein täglich dreimal erscheinender  
Appell an das Gewissen, wird kein Leser, kein Mitarbeiter anneh-  
men, daß es unfauler Konkurrenzmanöver bedarf, um sich irgend-  
wo „einzuschmuggeln“. Es ist, als wenn man der weithin vernehmbaren  
Stimme eines Redners zumute, sie hätte sich mittels unfauler  
Konkurrenzmanöver eine Schallwelle dienstbar gemacht; einem  
Theater von unermeßlicher Wichtigkeit, es hätte sich die Gunst  
seines Publikums erschlichen. Wie?! Ein Werk, das mit der  
Tendenz auftritt, ja dessen Wesen es ist, frei in der Freiheit zu  
erscheinen, hätte es nötig, sich „einzuschmuggeln“?! „Die Herren  
am Main“ — meint Maß mit einer poetischen Umschreibung, deren  
Humor mir ewig verschlossen bleiben wird — „wissen Bescheid“. So  
süßen sie halt an den Ufern des Mains und wissen Bescheid, diese  
Herren. Jener aber sitzt mitten im Strom des Geschehens — der  
auch kein zu verachtender Fluß ist — und glaubt, erst recht Be-  
scheid zu wissen. Er glaubt zu wissen, daß ein Verlagsdirektor  
„seinem“ Schriftsteller sagen kann: „So dürfen Sie nicht schreiben,  
mein Lieber! Flugs lenken Sie ein!“... Und daß der Schrift-  
steller einlenkt...

Aber ich, so wahr ich eine „literarische Charge“ bleiben möchte,  
weiß es nicht, habe es nie erfahren und werde es nie erfahren —  
nicht aus Angst um die „Charge“, sondern aus Achtung vor dem  
Beruf, den ich ausübe, und der Zeitung, an der ich ihn ausüben  
darf.

Cuneus.

im Staatsreich aufgefordert. In der neuen Auf-  
lage aus dem Jahre 1925 verherrlicht er den Staatsreich als  
Kontinuität des Staates. General von Seckl hat als Zeuge be-  
stätigt, daß er ihn im Jahre 1923 zum Hochverrat aufgefordert hat.

Diesem Fanatiker des Hochverrats glaubt das Reichsgericht,  
daß er in einem Rechtsirrtum befangen  
sei und an eine legale Anwendung der Verfassung geglaubt habe,  
also geglaubt habe, daß man mit § 48 die Verfassung selbst stürzen  
könne. Herr Clab hat man nicht verhaftet, aber den Oberstleut-  
nant Zeltin hat man auf eine Anzeige aus dem Verlaufe der Balti-  
kumer sofort verhaftet mit der phantastischen Behauptung eines  
deutsch-lettischen Krieges. Das Reichsgericht hat gegen die Kom-  
munisten den Grundsatz aufgestellt, daß durch geistige Ein-  
wirkung auf andere, insbesondere durch Verbreitung von  
Schriften, ein Hochverrat begangen werden könne. Aber gegen  
die Aufforderung zur Gewalt von rechts ist die Praxis eine andere.  
Nach der Substantur des Reichsgerichts müßte schon das Buch von  
Clab in der Auflage vom Jahre 1925 zu einer Verurteilung wegen  
Hochverrats führen. Aber man hat das Verfahren eingestellt. Ich  
bitte den Reichsjustizminister, mir diesen Zwiespalt der Rechtspre-  
chung zu erklären.

Das Reichsgericht hat ein Urteil aufgehoben, weil die Behaup-  
tung, daß niedrige Instanzen zum ausschlaggebenden Faktor der  
Regierungsgewalt geworden seien, nicht ohne weiteres den Trä-  
gern und Schützern der Republik eine schimpfliche Handlungs-  
weise nachsage. Wenn man eine ähnliche Wendung gegen das  
Reichsgericht gebrauchen würde, würde es wohl begreifen, daß  
das eine grobe Beleidigung und eine niederträchtige Schmähung ist.  
Wir fordern von der Regierung die Prüfung,

ob nicht jetzt schon die Justizverwaltung der Länder auf das Reich  
übernommen werden kann.

Das kann außerhalb einer allgemeinen Milderung der Reichsorgani-  
sation geschehen. Die Duldung hochverräterischer Umtriebe gegen  
das Reich im Jahre 1923 zeigt die Notwendigkeit, Staatsanwaltschaft  
und Gericht auf das Reich zu übertragen. Die Rechts einheit  
verlangt eine einheitliche Ausbildung der Juristen. Die  
Freizügigkeit der Rechtsanwälte kann sofort durchgeführt werden.  
Sie ist eine Forderung der Rechts einheit. Auch wirtschaftlich ist  
sie notwendig. Mehr und mehr konzentriert sich unsere Wirtschaft  
auf einige wenige große Zentren. Dort aber arbeitet auch die Kraft  
anderer deutscher Länder. Deshalb ist es ein Unrecht, oldenburgischen,  
bairischen, sächsischen, württembergischen, thüringischen, badischen  
Juristen die Niederlassung außerhalb ihres Landes zu verweigern.  
Die Praxis der Zulassung der Anwälte beim Reichs-  
gericht bedarf einer Nachprüfung. Wir brauchen höchste Beschrän-  
kung der Gesetzgebung auf das notwendigste. Die ständig wachsende  
Flut neuer Vorlagen und neuer Gesetze ist ein Unglück. Aber die  
besten Gesetze nützen nichts, wenn sie von ungeeigneten Männern  
angewandt werden. Bei all unseren Forderungen leitet uns der  
Gedanke, daß eine einheitliche sichere Rechtsprechung  
stärkstes Fundament des Staates ist. Wir erstreben den  
Tag, an dem wir von ganzem Herzen sagen können: Wir sind  
stolz auf jeden deutschen Richter; wir sind stolz auf die deutsche  
Rechtsprechung! (Beifall)

Reichsjustizminister Herzt

erklärt, er werde auf die verschiedenen Anfragen des Abg. Dr. Haas  
erst im weiteren Verlauf der Debatte antworten, da er noch weitere  
Redner anhören wolle. Sein vorläufiges Schweigen auf die An-  
griffe des demokratischen Redners dürfe also nicht als Zustimmung  
gedeutet werden.



AR 1764

3/6

Joseph Roth Collection

II.3

Reise nach Russland, 1926-1927

S47/7

REISE NACH RUSSLAND, 1926-1927



er in gleicher Stellung eine gleiche Konzilianz gezeigt hätte! Er würde gerade auch von jenen, große Teile des deutschen Bürgertums umfassenden Kreisen verunglimpft werden, die sich um die Partei unseres gegenwärtigen Außenministers

## Reise nach Rußland.

Von Joseph Roth.

Joseph Roth ist in unserem Auftrag für mehrere Monate nach Rußland gereist. Er eröffnet mit dem folgenden Artikel die Serie seiner Berichte.

### I.

#### Die zaristischen Emigranten.

Lange bevor man noch daran denken konnte, das neue Rußland aufzusuchen, kam das alte zu uns. Die Emigranten trugen den wilden Duft ihrer Heimat, der Verlassenheit, des Blaus, der Armut, des außergewöhnlichen, romanhaften Schicksals. Es paßte zu den europäischen Klischee-Vorstellungen von den Russen, daß sie solches erlebt hatten, Ausgestoßene waren, von warmen Herden Vertriebene, Wanderer durch die Welt ohne Ziel, Entgleisende mit der alten literarischen Verteidigungs-Formel für jeden Sprung über geistliche Grenzen: „die russische Seele“. Europa kannte die Kosaken aus dem Varietés, die russischen Bauernhochzeiten aus opernhaften Bühnenszenen, die russischen Sänger und die Balalaitkas. Es erfuhr (auch nachdem Rußland zu uns gekommen war) niemals, wie sehr französische Romanciers — die konservativste der Welt — und sentimentale Dostojewski-Leser den russischen Menschen umgelogen hatten zu einer kitschigen Gestalt aus Böttlichkeit und Bestialität, Alkohol und Philosophie. Samowarstimmung und Astatismus. Was hatten sie aus der russischen Frau gemacht! — Eine Art Menschtier, mit Treue begabt und mit Leidenschaft zum Betrug, eine Verschwenkerin und eine Rebellierende, eine Literatenfrau und eine Bombenfabrikantin. Je länger die Emigration dauerte, desto näher kamen die Russen der Vorstellung, die man sich von ihnen gemacht hatte. Sie taten uns den Gefallen und assimilierten sich an unser Klischee. Das Gefühl, Träger einer „Rolle“ zu sein, linderte vielleicht ihr Glend. Sie trugen es leichter, wenn sie literarisch gewertet wurden. Der russische Fürst als Chauffeur eines Pariser Taxis steuert unmittelbar in die Literatur. Sein Schicksal mag grausam sein. Aber es ist belletristisch verwendbar.

Das anonyme Leben der Emigranten wurde eine öffentliche Produktion. Wie erst, wenn sie sich selbst zur Schau stellten. Hunderte gründeten Theater, Sängerköre, Tanzgruppen und Balalaitka-Orchester. Zwei Jahre lang waren alle neu, echt, verblüffend. Später wurden alle selbstverständlich

Washington, 12. Septbr. (United Press.) Die Genfer Ereignisse werden in hiesigen politischen Kreisen mit steigender Anteilnahme verfolgt und hinterlassen einen selbst auch nicht durch Spaniens Schritt getrübt: guten Eindruck, dem sich auch die gegen den Völkerverbund eingestellten Politiker nicht ganz entziehen können.

und langweilig. Sie verloren die Beziehung zur heimatischen Erde. Sie entfernten sich immer mehr von Rußland — und Rußland noch mehr von ihnen. Europa kannte schon Meyerhold — sie hielten immer noch bei Stanislawski. Die „blauen Vögel“ fingen an, deutsch, französisch, englisch zu singen. Schließlich flogen sie nach Amerika und verloren das Gefieder.

Die Emigranten betrachteten sich als die einzigen Vertreter des Echten-Russischen. Was nach der Revolution in Rußland wuchs und von Bedeutung wurde, verleumdete sie als „unrussisch“, „jüdisch“, „international“. Europa hatte sich längst daran gewöhnt, in Lenin einen russischen Repräsentanten zu sehen. Die Emigranten hielten noch bei Nikolaus dem Zweiten. Sie hielten mit rührender Treue an der Vergangenheit fest, aber sie vergingen sich gegen die Geschichte. Und sie selbst reduzierten ihre Tragik.

Ach! sie mußten leben. Deshalb ritten sie in Pariser Hippodromen heimatische Kosaken-Galoppe auf fremdblütigen Pferden, bekleideten sie sich mit krummen Türkenmänteln, die auf dem Flohmarkt von Mignacourt erworben waren, führten sie leere Patronentaschen und stumpfe Dolche auf dem Montmartre spazieren, setzten sie auf ihre Häupter große Bärentmähnen aus echten Katzenellen und standen furchtbar anzusehen als Häuptlinge aus Dongebieten vor den Drehtüren der Etablissements, auch wenn sie in Wolhynien zur Welt gekommen waren. Manche avanzierten auf unkontrollierbaren Manschen-Pässen zu Großfürsten. Es war ja auch gleichgültig. Alle konnten sie mit der gleichen Fertigkeit aus den Balalaitkas Heimweh und Schwermut zupfen, rote Saffianstiefel mit silbernen Sporen tragen und hochend in tiefer Kniebeuge auf einem Absatz herumwirbeln. Eine Fürstin sah ich in einem Pariser Varietés eine russische Hochzeit darstellen. Sie war eine strahlende Braut, Nachtmäcker aus der Rue Pigalle, als Bojaren verkleidet, wuchsen Spalier, wie aus Blumentöpfen, eine Kathedrale aus Pappe leuchtete im Hintergrund, aus ihr trat der Pope mit einem Bart aus Watte, gläserne Edelstein funkelten im russischen Sonnenglanz, der aus dem Scheinwerker floß und die Kapelle träufelte aus gedämpften Geigen das Lied von der Wolga in die Herzen des Publikums. Andere Fürstinnen waren Kellnerinnen in russischen Lokalen, Notizblöcke hingen an tulasilbernen Ketten an ihren Schürzen, ihre Köpfe standen stolz im Nacken, Musterbeispiele standhafter Emigrantenträgig.

Andere, Gebrochene, saßen still auf den Bänken der Tuilerien, des Luxemburggartens, des Wiener Praters, des Berliner Tiergartens, an den Ufern der Donau in Budapest und in den Caféhäusern von Konstantinopel. Mit den Reaktio-

Belgrad, 12. Septbr. (Priv.-Tel.) Wegen Beleidigung zweier Abgeordneter wurde Stefan Raditsch vom Gericht in Nova Gradiska zu 28 Tagen Arrest oder 14 000 Dinar Geldstrafe verurteilt.

nären eines jeden Landes hatten sie Verbindungen. Sie saßen da und trauerten ihren gefallen Söhnen und Töchtern nach, ihren vermählten Frauen — aber auch der goldenen Taschenuhr, dem Geschenk Alexanders des Dritten. Viele hatten Rußland verlassen, weil sie „das Glend des Landes nicht ansehen konnten.“ Ich kenne russische Juden, die, noch vor wenigen Jahren von Denikin und Petljura „enteignet“, heute dennoch nichts mehr auf der Welt hatten, als Trozki, der ihnen nichts getan hat. Sie wollen ihren falschen Taufschein wieder haben, mit dem sie sich demütig, unwürdig einen verbotenen Aufenthalt in den großen russischen Städten erschlichen hatten.

In dem kleinen Hotel im Pariser Quartier Latin, in dem ich wohnte, lebte einer der bekanntesten russischen Fürsten, mit Vater, Frau, Kindern und einer „bonne“. Der alte Fürst war noch echt. Er kochte seine Suppe auf einem Spirituskocher, und, obwohl er mir bekannt war als eine antisemitische Kapazität und eine Leuchte im Bauern-Schinden, erschien er mir dennoch rührend an feuchten herbstlichen Abenden, durch die er friert und froh, ein Symbol, kein Mensch mehr, ein Blatt, die er friert und froh, ein Symbol, kein Mensch mehr, ein Blatt, abgeweht vom Baum des Lebens. Aber sein Sohn, in der Fremde erzogen, elegant von Pariser Schneidern eingekleidet, von reicheren Großfürsten erhalten — wie anders war er! Im Telephonzimmer konferierte er mit gewissen Leibgardisten, an falsche und an echte Romanows schickte er Ergebenheitsadressen zu Geburtstagen und den Dainen im Hotel legte er kitschige rosa Liebesbriefchen in die Schlüsselfächer. Zu zaristischen Kongressen eilte er in Automobilen und er lebte wie ein kleiner emigrierter Gott in Frankreich. Wahrsager, Popen, Kartenleser, Theosophen kamen zu ihm, alle, die die russische Zukunft kannten, die Wiederkehr der großen Katharina und der Trozka, der Bärenjagden und der Kalorga, Rasputins und der Leibeigenschaft . . .

Alle verloren sich. Sie verloren das Russentum und den Adel. Und, weil sie nichts mehr gewesen waren als Adelige und Russen, hatten sie alles verloren. Sie sanken aus ihrer eigenen Tragik. Dem großen Trauerspiel entfielen die Helden. Die Geschichte ging unerbittlich ihren eisernen und blutigen Weg. Unsere Augen wurden müde, ein Glend zu betrachten, daß sich selbst so billig gemacht hatte. Wir standen vor den Ueberresten, die ihre eigene Katastrophe nicht begriffen, wir wußten mehr von ihnen, als sie uns erzählen konnten, und, Arm in Arm mit der Zeit, gingen wir über die Verlorenen hinweg, grausam und dennoch traurig. —

riedens, in der Raum für alle ist.

worden ist; das Steuerrecht wird von Fachbehörden und Fachgerichten gehandhabt, deren Beamte und Mitglieder nur selten mit anderen Rechtsgebieten in Verührung kommen. Es kann kaum ausbleiben, daß dadurch das Steuerrecht zu einer Spezialwissenschaft — nicht mit Unrecht wählt man häufig

## Eine Analysenquarzlampe.

Durch die Presse gehen Mitteilungen über die Herstellung einer Lampe, die es ermöglichen soll, Fälschungen von Banknoten und anderen Dokumenten leicht zu erkennen. Es handelt sich hierbei nicht um prinzipiell Neues. Man weiß seit langer Zeit, daß sehr viele Körper und Stoffe bei intensiver Bestrahlung in ganz bestimmten Farben aufleuchten. Bei der Bestrahlung mit unseren gewöhnlichen Lichtquellen ist dieses Aufleuchten oder Selbstleuchten nicht wahrnehmbar, weil die Fluoreszenz der betreffenden Körper nicht stark genug ist, die Lichtquelle zu überstrahlen; man benötigt dazu eine Lichtquelle, die ein für das Auge dunkles Licht ausstrahlt, aber trotzdem genügend Strahlen enthält, um die Fluoreszenz hervorzurufen.

Nun wissen wir, daß das Sonnenlicht und das Licht künstlicher Lichtquellen aus Strahlen verschiedener Wellenlängen zusammengesetzt ist. Eine bestimmte Anzahl dieser Strahlen können wir mit dem Auge wahrnehmen, sie erscheinen uns je nach ihrer Wellenlänge in einer bestimmten Farbe (rot, orange, gelb, grün, blau, violett). Strahlen mit einer Wellenlänge, deren Erkennung dem menschlichen Auge nicht mehr möglich ist, sind beispielsweise die ultravioletten Strahlen. Die bekannteste künstliche Lichtquelle für die ultravioletten Strahlen ist die Quarzlampe, die in der Medizin weitgehende therapeutische Verwendung findet.

Diese Quarzlampe (als „künstliche Höhen Sonne“ heute jedem Laien bekannt!) enthält neben den unsichtbaren (ultravioletten) Strahlen auch sichtbare Strahlen, so daß ihr Licht zur Erzeugung der gewünschten Fluoreszenz nicht ohne weiteres geeignet ist. Nun gelang es dem Physiker Wood, durch verschiedene Farblösungen die sichtbaren Strahlen des Quarzlichtes fast vollkommen zurückzuhalten, so daß nur die ultravioletten Strahlen wirken konnten.

Technische Unvollkommenheiten ließen jedoch eine weitgehende praktische Anwendung dieser Wood'schen Farblösungen als Lichtfilter nicht zu. Erst vor etwa 1 1/2 Jahren gelang es der Glastechnik, ein Farbglass herzustellen, das fast die gleichen optischen Eigenschaften wie das Wood'sche Filter aufweist: es absorbiert die Lichtstrahlen der Quarzlampe bis auf ganz geringe Reste, läßt jedoch die ultravioletten Strahlen, auf die es ankommt, passieren. Dieses „Dunkel-Ultraviolet-Filter“ ermöglicht es, die für die einzelnen Körper und Stoffe charakteristischen Fluoreszenzerscheinungen sichtbar zu machen.

Außer Technikern und Chemikern haben sich vor allem die Ärzte mit diesen Fluoreszenzerscheinungen befaßt und darin

Erkfr 14/9 26. N. 683

385



W Düsseldorf, 20. Septbr. (Priv.-Tel.) Die 89. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte wurde heute vormittag nach einer Ansprache des ersten Geschäftsführers Professor Schloßmann in dem Vorstehenden Professor von Dyd = München eröffnet.

len und kulturellen Lebensbedingungen der Beamenschaft durch Hebung der Kaufkraft der Gehälter gefordert.

Hannover, 20. Septbr. (Wolff.) Am Montag vormittag war die Zahl der an Typhus Erkrankten auf 1670 gestiegen. Die Todesfälle haben sich auf 70 erhöht.

Die Enkel werden es hören und das merkwürdige, verworrene Anliß dieser Zeit wird vor ihnen aufstauen, der Zeit an ihrer eigenen Grenze, der Zeit mit ihren ratlosen Kindern, den roten Revisoren, den weißen Reisenden, den falschen Perfern, den Rotarmisten in den langen sandgelben Mänteln, deren Saum den Boden berührt, der feuchten Nacht von Niegoreloje, dem lauten Keuchen schwer gepackter Träger.

als ungebundene, nicht zahlende Gäste, indem sie an den Hafensplätzen die großen Getreide- und Baumwolltransporte übernahm. In den großen Getreide- und Baumwolltransporten finden sich massenhaft Samen von Pflanzen, die als Unkraut an den natürlichen Standorten der Baumwolle oder des Getreides zu finden sind. Beim Ausladen an den Güterbahnhofen oder beim Reinigen in den Mühlen oder Baumwolllagerplätzen gelangen diese Samen ins Freie und keimen aus. Die meisten dieser Pflanzen können sich natürlich nicht halten, da sie aus Ländern mit ganz anderen Temperatur- und Regenverhältnissen stammen, und man kann sie nur ein Jahr finden. Im nächsten schon sind sie auf Nimmerwiederssehen verschwunden. Einige nur halten von den Lagerplätzen und Güterbahnhöfen aus ihren Einzug in die deutsche Flora, wo sie, die unmerklich eingeschlichenen, oft zu gefährlichen, nicht mehr auszurottenden Unkrautern werden.

# Reise nach Rußland.

Von Joseph Roth.

II.

## Die Grenze Niegoreloje.

Die Grenze Niegoreloje ist ein großer brauner hölzerner Saal, in den wir alle eintreten müssen. Gütige Träger haben unsere Koffer aus dem Zug geholt. Die Nacht ist sehr schwarz, es ist kalt und es regnet. Deshalb sah die Träger so gütig aus. Mit ihren weißen Schürzen und ihren starken Armen kamen sie uns helfen, als wir fremd an die Grenze stießen. Ein Mann, der dazu befugt war, hat mir noch im Zug den Paß abgenommen, mich meiner Identität beraubt. So, ganz und gar nicht ich, ging ich über die Grenze. Man hätte mich mit jedem beliebigen Reisenden verwechseln können. Später allerdings stellte es sich heraus, daß die russischen Zollrevisoren mich nicht verwechselten. Intelligenter als ihre Kollegen aus andern Ländern wußten sie, zu welchen Zwecken ich reise.

Im braunen hölzernen Saal hatte man uns schon erwartet. Gelbe, warme elektrische Lampen waren an der Decke entzündet. Auf dem Tisch, an dem der Oberste der Zollrevisoren saß, brannte, freundliche Grüßerin aus vergangenen Zeiten, eine Petroleumlampe mit Rundbrenner und Lächelte. Die Uhr an der Wand zeigte die osteuropäische Zeit. Die Reisenden, beflissen, ihr nachzukommen, rückten ihre Uhren um eine Stunde vor. Es war also nicht mehr zehn, sondern schon elf. Um zwölf mußten wir weiterfahren.

Wir waren wenige Menschen, aber viele Koffer. Die meisten gehörten einem Diplomaten. Sie blieben laut Gesetz unberührt. Keusch, wie sie vor der Abfahrt gepackt waren, mußten sie am Ziel ankommen. Sie enthalten nämlich sogenannte Staatsgeheimnisse. Dagegen werden sie sorgfältig in Listen eingetragen. Es dauerte lange. Der Diplomat beschäftigte unsere tüchtigsten Revisoren. Und indessen verstrich die osteuropäische Zeit.

Draußen, in der feuchten Schwärze der Nacht, rangierte man den russischen Zug. Die russische Lokomotive pfeift nicht, sondern heult wie eine Schiffsirene, breit, heiter und ozeanisch. Wenn man durch die Fenster die nasse Nacht sieht und die Lokomotive hört, ist es wie am Ufer des Meeres. In der Halle wird es beinahe behaglich. Die Koffer fangen an, sich auszubreiten, aufzugehen, als wäre ihnen heiß. Aus dem biden Gepäc eines Kaufmanns aus Teheran klettern hölzerne Spielzeuge, Schlangen, Hühner und Schaukelpferde, kleine

Stehaufmännchen schaukeln leise auf dem bleibeschwertem Bauch. Ihre bunten, lächerlichen Gesichter, von der Petroleumlampe grell beleuchtet, von vorüberhuschenden Schatten der Hände abwechselnd verbunkelt, werden lebendig, verändern ihren Ausdruck, grinsen, lachen und weinen. Die Spielzeuge klettern auf eine Küchenwaage, lassen sich wiegen, krollen wieder auf den Tisch und hüpfen sich in raschelndes Seidenpapier. Aus dem Koffer einer jungen, hübschen und etwas verzweifeltten Frau quillt schimmernde, schmale, bunte Seide, Streifen eines zerschnittenen Regenbogens. Dann folgt Wolle, die sich bauscht, bewußt atmet sie wieder frei nach langen Tagen Luftlofer, zusammengepreßter Existenz. Schmale graue Halbschuhe mit Silberspangen legen ihr Zeitungspapier ab, das sie verbergen sollte, die vierte Seite des „Matin“. Handschuhe mit bestickten Manschetten entsteigen einem kleinen Sarg aus Pappendeckel. Wäsche, Taschentücher, Abendkleider, groß genug, um eine Hand des Revisors zu bekleiden, schweben empor. Alle spielerischen Utensilien einer reichen Welt, alle eleganten, polierten Säckelchen liegen fremd und dreifach nutzlos in dieser harten, braunen, nächtlichen Halle, unter den schweren Balken aus Eichenholz, unter den strengen Plakaten mit den edigen Buchstaben wie geschliffene Beile, in diesem Duft von Harz, Leder und Petroleum. Da stehen die flachen und die bauchigen kristallinen Flakons mit den saphirgrünen und bernsteingelben Flüssigkeiten, leberne Maniküretuis öffnen ihre Flügel wie heilige Schreine, kleine Damenschuhe trippeln über den Tisch.

Niemals noch sah ich eine so genaue Visitation, auch nicht in den ersten Jahren nach dem Krieg, in der vollen Blütezeit der Revisoren. Es scheint doch, daß hier nicht eine gewöhnliche Grenze ist zwischen Land und Land, sie will eine Grenze sein zwischen Welt und Welt. Der proletarische Zollbeamte — der kundigste der Welt — wie oft hat er selbst verbergen und entkommen müssen! — revidiert zwar Bürger aus neutralen und selbst freundlichen Staaten, aber Menschen einer feindlichen Klasse. Das sind Abgesandte des Kapitals, Händler und Spezialisten. Sie kommen nach Rußland, vom Staat gerufen, vom Proletariat beschützt. Der Zollbeamte weiß, daß diese Kaufleute in den Säben Faturen säen und daß dann in den Schaufenstern wunderbare, teure, dem Proletarier unerreichbare Waren aufgehen werden. Er revidiert zuerst die Gesichter und dann die Koffer. Er erkennt die Heimkehrenden, die jetzt mit neuen polnischen, serbischen, persischen Pässen versehen sind.

Spät, in der Nacht noch, stehen die Reisenden im Gang und können den Zoll nicht verschmerzen. Alles erzählen sie einander, was sie mitgebracht, was sie bezahlt und was sie geschmuggelt haben. Stoff genug für lange russische Winterabende. Die Enkel werden es noch hören müssen.

Rein Zweifel, diese Grenze hat historische Bedeutung. Ich fühle sie in dem Augenblick, in dem die Sirene breit und heiser aufheult und wir hinausschwimmen in dunkles, weites, ruhiges Land. —

# Die Flora am Bahndamm.

Von Walter Schwarz.

Der Zug faucht durch das Land. Wir lassen uns gefangennehmen von seinen wechselnden Bildern und ahnen nicht, wie unter uns ein Stück Lebensgeschichte sich abrollt, die zu erassen um so interessanter ist, als wir sie verfolgen können von Beginn der Eisenbahn bis zum heutigen Tage. — Diese Geschichte erzählt uns die unbeachtete Flora des Bahndammes. Jede einzelne der Pflanzen, die sich dort angewurzelt haben, läßt uns Einblick nehmen in den Weg, der sie hierher führte.

Wir begegnen der majestätischen Erscheinung der gelben Nachtkerze, dem zierlichen Blütenköpfchen des weißen Feinstrahls, der niederliegenden bescheidenen Erscheinung des Vogelknöterichs, der blutroten, angenehm duftenden Blüte der Platterbse, der krausen grotesken Gestalt der Distel usw. Und wandern wir erst längs des Bahndammes in der Nähe der großen Güterbahnhöfe oder etwa des Rheinhafens von Mannheim, so bietet sich ein Bild, das nicht reizvoller gedacht werden kann. In allen Farben prangt eine Flora, die noch durch ihre völlige Fremdartigkeit an Reiz gewinnt. Da blüht die prachtvolle, gelbe, phönizische Königskerze (*Verbascum phoeniceum*), die aus Westasien stammt, neben einer großen, stacheligen Karde (*Dipsacus Gmelini*), die in Sibirien beheimatet ist, da finden wir die Collomie (*Collomia heterophylla*) aus Nordamerika neben einem merkwürdigen Fünffingerkraut (*Potentilla bifurca*) aus dem Kaukasus, kurz so ziemlich alle Weltteile sind mit ihrer Flora vertreten. Und es kommt manchmal vor, daß selbst ein hervorragender Kenner der Flora ratlos vor den einzelnen Pflanzen steht und erst dicke Bücher wälzen muß, um in Erfahrung zu bringen, um was für Pflanzen es sich handelt und wo sie beheimatet sind.

Hier offenbart sich das Länderverbindende, Weltumspannende der Eisenbahn; denn sie hat diese Pflanzen alle transportiert,

als ungebundene, nicht zahlende Gäste, indem sie an den Hafensplätzen die großen Getreide- und Baumwolltransporte übernahm. In den großen Getreide- und Baumwolltransporten finden sich massenhaft Samen von Pflanzen, die als Unkraut an den natürlichen Standorten der Baumwolle oder des Getreides zu finden sind. Beim Ausladen an den Güterbahnhofen oder beim Reinigen in den Mühlen oder Baumwolllagerplätzen gelangen diese Samen ins Freie und keimen aus. Die meisten dieser Pflanzen können sich natürlich nicht halten, da sie aus Ländern mit ganz anderen Temperatur- und Regenverhältnissen stammen, und man kann sie nur ein Jahr finden. Im nächsten schon sind sie auf Nimmerwiederssehen verschwunden. Einige nur halten von den Lagerplätzen und Güterbahnhöfen aus ihren Einzug in die deutsche Flora, wo sie, die unmerklich eingeschlichenen, oft zu gefährlichen, nicht mehr auszurottenden Unkrautern werden.

Auch noch in anderer Beziehung bedienen sich die Pflanzen der Eisenbahn, um sich über große Strecken hin schnell zu verbreiten. Da steht auf dem Bahndamm eine Pflanze, die kleine, leicht transportable Samenfrüchtchen besitzt. Sie werden vom Winde auf die Dächer der Züge geweht, auf lustigem Sitz ein Stück mittransportiert und dann wieder irgendwo herabgeblasen. Und die großen Gypszüge, die „von fernem Hauch aus fremdem Land“ unwittert, an uns vorbeifahren, bringen fast immer Gäste mit aus der weiten Steppe oder dem Balkan, den sie noch vor einigen Stunden durchheilten. Werden dann die Wagen gereinigt, so gelangen die Samen mit dem Schmutz auf die Eisenbahnschienen, und manch ein Eindringling hat so den Weg in die deutsche Flora gefunden.

Wir sprachen oben schon von der Nachtkerze (*Oenothera biennis*). Ihre eigentliche Heimat ist Nordamerika, von wo sie im 17. Jahrhundert als eine jener „indianischen“ Pflanzen nach Europa gelangte, denen man eine besondere Heilkraft zuschrieb. Sie kam in den botanischen Garten zu Padua und wurde dann später an manchen anderen Orten angebaut. Doch unsere Nachtkerze begnügte sich nicht damit. Ein Samen gelangte irgendwann einmal über die Umzäunung hinaus und keimte im freien Lande. Das geschieht sehr oft mit Pflanzen, die der Mensch kultiviert. Doch meistens sind dann die Keimlinge nicht konkurrenzfähig. Die Pflanze gelangt manchmal noch zum Blühen, doch oft fehlen dann die Insekten zur Bestäubung, an die sie in ihrem Heimatland vielleicht spezifisch angepaßt war, oder die Samen haben keine Zeit auszureifen.

Anders mit der Nachtkerze. Sie ist in einem Land beheimatet, das klimatisch nicht allzu verschieden von dem unrigen ist, und es gelang dem Gartenflüchtling, sich in seiner neuen Umgebung zu behaupten. Die Nachtkerze wanderte dann

Septbr 21/9 Nr 702.

390



und in eine strategisch gut geschützte Dicht mündete. Ihre wirtschaftliche Bedeutung jedoch war zu gering, ihre Rentabilität zu unsicher, um die Anleihe rechtfertigen zu können, und so zerschlug sich der Plan.

Solange die Stammesgegensätze zwischen Serben und Kroaten unausgeglichen waren, hielt Belgrad gleichwohl an

... für Beilegung des Streits zur Abstimmung vorgelegt werden dürfte. Cook erklärte, die Bergleute müßten jetzt einen geordneten Rückzug antreten und ein Kompromiß annehmen. Ich wünschte, sagte Cook, keine Aufnahme der Arbeit, bevor eine Generalabstimmung der Arbeiter über die Bedingungen stattgefunden hat, die nun jederzeit von den Bergleuten vorgenommen werden kann.

... in denen Frau Uba. M. Dönhoff über die ... in Tiflis gelandet. Der Pilot hat den Kaukasus bei Rabbed in 4600 Meter Höhe mit einer Ladung von 1500 Kilo (drei Mann Besatzung und sechs Passagiere) überflogen. Es ist beabsichtigt, diesen Sonderflug Friedrichshafen—Berlin—Moskau—Charkow—Tiflis nach Baku am Kaspiischen Meer auszudehnen. Der Rückflug erfolgt über Koftow—Charkow nach Moskau.

Kräfte innerhalb der Liga würde naturgemäß in den Ver- ... Staaten mit ... die ganze vorbereitende Abrüstungskommission wieder zusammentreten lassen zu können zur Programmaufstellung für die eigentliche Abrüstungskonferenz.

**Rückkehr der Völkerbundsdelegation.**  
≠ Berlin, 27. Septbr. (Priv.-Tel.) Die deutsche Völkerbundsdelegation, die heute vormittag 11 Uhr Genf verlassen hat, wird morgen früh 8.15 Uhr in Berlin eintreffen.

# Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

III.

## Gespenster in Moskau.

Wer leuchtet mir von den Plakatwänden entgegen? — Der „Maharadschah“. Mitten in Moskau! Gunnar Tolnaes, der stumme Tenor aus dem hohen Norden, schreitet siegreich durch Kanonendonner, Blut, Revolution, unverletzbar, wie jedes echte Gespenst. In seinem Gefolge befinden sich die ältesten Kinodramen Europas und Amerikas. Die Häuser, in denen sie gespielt werden, sind überfüllt. Hoffte ich nicht, den Maharadschahs und ihresgleichen zu entkommen, als ich hierherfuhr? Um ihn zu erblicken, bin ich nicht gekommen. Schicken sie uns den „Potemkin“ und lassen sich dafür den Gunnar kommen, die Russen? Welch ein Tausch! Sind wir die Revolutionäre und sie die Spießer? Welch eine verrückte Welt! — Mitten in Moskau spielt man den „Maharadschah“ ...

In den Auslagen der wenigen Frauen-Mode-Läden hängen alte Kostüme, lange, breite Glodenformen. Bei den Modistinnen kann man die ältesten Hutformen sehen. Auf den Köpfen der Bürgerinnen auch. Sie tragen breitrandige Hüte mit Reihern; Napoleonische Dreispitze; Kolpaks mit Schleiern; lange Haare und lange Kleider bis zu den Knöcheln. Und diese Tracht ist nicht nur die Folge einer Not, sondern zum Teil auch eine Manifestation konservativer Gesinnung. Tustament bleiben sie beim Sonnenschirm.

Ich ging in den „Maharadschah“, um zu sehen, wer ihn besuchte: es waren die alten Kolpaks, die Schleier, die Nieder und die Sonnenschirme.

Es kam die alte, geschlagene Bourgeoisie. Man sieht es ihr an, daß sie die Revolution nicht überlebt, sondern nur überstanden hat. Ihr Geschmack hat sich in den letzten Jahren nicht gewandelt. Sie ist den Weg der europäischen und amerikanischen oberen und mittleren Gesellschaftsschichten nicht gegangen, den Weg vom Sommernachtsstraum zur Regerevue, von Kriegs-Auszeichnungen zu Gedenktagen, von der Heldenverehrung zur Boyer-Verehrung, vom Ballett-Corps zum Girl-Bataillon und von der Kriegsanleihe zum Grab des Unbekanntesten Soldaten. Das alte russische Bürgertum ist im Jahre 1917 stehen geblieben. Es möchte im Kino die Sitten, Gebräuche, Schicksale, Möbelstücke seiner Zeitgenossen sehen: Offiziere, die nicht etwa bei der Roten Armee sind, sondern noch im feudalen Kasino verkehren; Siebes-Beidenschaften, die zum

Polterabend führen und nicht zur zeremoniösen Sowjet-Ehe vor einem Matrikel-Schreiber; Duellmöglichkeiten zwischen Ehrenmännern; Schreibische mit Dachgiebeln; Speisechränke mit Nippes-Sachen; und romantische Exotik. Man möchte die Welt wiedersehen, in der man zwar auch schon unsicher gelebt hat, von der man aber heute glaubt, sie wäre paradiesisch gewesen. Deshalb sind die alten Kinodramen ausverkauft. In Paris werden sie schon unter dem höhnischen Titel: „20 Minuten vor dem Krieg“ gegeben. Der französische Bürger lacht über dasselbe Schicksal, das sein russischer Klassengenosse mit ernster Spannung verfolgt.

Ich spreche jetzt vom alten russischen Bürger. Denn schon wächst ein neuer heran, mitten in der Revolution entsteht er, von ihr am Leben gelassen. Von ihren Gnaden darf er Geschäfte machen und ihre Einschränkungen versteht er zu umgehen. Stark, lebendig, aus einem ganz andern Material als sein Vorgänger, ein Freibeuter halb und halb ein Händler, trägt er mit einem gewissen Trost seinen Namen: „Nepmann“, der im ganzen Land und jenseits der Grenzen einen degradierenden Klang hat. Ohne Sentimentalität, wie er ist, läßt er sich nicht bannen, weder von einer Weltanschauung noch von Gegenständen noch von Moden noch von literarischen und künstlerischen Erzeugnissen noch von einer Moral. Er unterscheidet sich ganz deutlich vom alten Bürger, ganz deutlich vom Proletariat. Er wird erst in einigen Jahrzehnten seine ihm passenden Formen, Traditionen und konventionellen Lügen haben — wenn er am Leben bleibt ...

Ich spreche also nicht von ihm, sondern vom alten Bürger und vom alten „Intellektuellen“. Er hat keine Lebenskraft mehr. Sein ehrlicher kleiner revolutionärer Idealismus, seine gutherzige, aber enge Liberalität ist vom großen Brand der Revolution erstickt worden — wie eine Kerze erlischt in einem brennenden Hause. Er leistet dem Sowjetstaat Dienste. Er lebt von kargen Gehältern und er führt immer noch seine alte Lebensweise in einem sehr reduzierten Umfang weiter. Er hat noch ein paar häßliche Andenken aus Karlsbad, ein Familienalbum, ein Lexikon, einen Samowar und Bücher mit Leder-rücken. An stillen Abenden spielt seine Frau auf dem Klavier. Aber der Sinn seines Daseins war: ein nützliches Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu sein und seinen Sohn, wenn möglich, zu einem bedeutenden zu machen. Die äußeren Weihen seiner stillen Existenz waren kleine Auszeichnungen und kleine Rangeserhöhungen, Gehaltszulage, private Familienfeier und zuverlässiger Schwiegersohn.

Nichts von all dem ist geblieben. Seine Tochter fragt ihn nicht, bevor sie zu irgendeinem Mann ins Zimmer zieht. Seinem Sohn kann er keine „Grundsätze“ mehr fürs Leben

geben. Der Sohn kennt sich in der russischen Gegenwart genauer aus, und er führt seinen Vater in ihr herum wie einen Blinden. Der Vater wird ohne Rang und ohne Ehren zu Grabe getragen werden. (Auch der Tod hat seine Feierlichkeit verloren.) Zwar dient er heute dem neuen Auftraggeber mit der alten Ehrlichkeit und Treue, die des Bürgers schönste Tugend ist. Er mag sogar mit dieser Welt zufrieden sein und sie bejahen. Und dennoch, dennoch ist er fremd und tot in ihr. Schon, daß er sie nicht ersehnt und nicht erkämpft hat und daß sie dennoch geworden ist, stellt ihn außerhalb ihrer eigentlichen, ihrer inneren Grenzen. Die blutige Entschiedenheit, mit der sie geworden ist, wird ihm immer unbegreiflich sein. Sein stark ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl kann sich mit der Unvollkommenheit neuer Einrichtungen nicht zufrieden geben. Die Fehler der neuen Welt eripäht er mit einem viel schnelleren und kritischeren Auge als dereinst die Fehler der alten. Auch gegen diese hatte er sich aufgelehnt. Aber er war schließlich ihr Kind, auch als stiller Empörer. (Ein lauter ist er niemals gewesen.) Und so kommt es, daß in Rußland dasselbe liberale Bürgertum, das im Jahre 1905 mit dem w i r t l i c h e n meuternden Panzerkreuzer „Potemkin“ sympathisierte, das in Odessa die rote Flagge der Rebellen grüßte und das schließlich von den Kosaken niedergeschossen wurde — daß dieses Bürgertum heute den gefilmten „Potemkin“ nicht mehr sehen will.

Die Geschmacksverirrungen des Vorkriegsbürgers; eine gewisse frischfröhliche ahnungslose Ekstase der Vorkriegsjugend; ein ganz bestimmter enger Eifer, der wie ein stumpfer Pfeil ist und inselgedessen nur Oberfläch trifft; eine bewußte Abgrenzung gegen alles, was man irrtilmlicherweise „Luzus“ und „nuglos“ in den neunziger Jahren genannt hat; ein freiwilliger Verzicht auf geistige Verwöhntheit und auf jene Anmut des Menschen, die bereits ins Metaphysische hineinreicht; eine hartnäckige Verwechslung der großen und weiten, allerdings nicht tagespolitischen Tendenz mit Tendenzlos-nur-Schönem und „Bürgerlich Spielerischem“ — das alles ist wieder das Gespenst der Revolutionären. Das haben sie vom aufgeklärten Liberalismus der kleinen französischen Bourgeoisie übernommen. Das sind die gesunden, rotwangigen, robusten Tages-Gespenster. Sie haben zu viel Fleisch und Blut, und lebendig zu sein.

Man hat Homer als eine Art „Religionsunterricht“ vollkommen aus den Schulen abgeschafft. Nie mehr soll in Rußland ein Hexameter standiert werden. Es ist sozusagen eine vollkommene Trennung von Staat und Humanismus durchgeführt worden. Sophokles, Ovid, Laetius müssen alle als

Repräsentanten „bourgeois“ Geistigkeit verstanden worden sein. Was die bürgerlichen Oberlehrer der klassischen Philologie am Altertum gesündigt haben, muß es selbst offenbar büßen. Welch eine Gelegenheit wäre hier gewesen, die Verlogenheiten alter Kommentare in wirklich revolutionärer Weise aufzudecken! Zu zeigen, wie weit entfernt die historische Wirklichkeit und auch die innere Wahrheit von der überlieferten edlen und „klassischen“ Gebärde war; wie groß der Unterschied zwischen den aristokratischen Helden war, welche die Dreihunderer befehligen und den tausend Sklaven, die eng an die Ruderbänke gefesselt, die Flotte gegen einen „Feind“ führen, der ihr Bruder ist; wie grausam, sinnlos und barbarisch der Tod der Dreihundert in den Thermophlen war — für ein Vaterland, das seinen Opfern zwei ganze Verszeilen schenkt; zu fragen, was mit den Witwen und Waisen dieser Dreihundert geschehen ist; zu lehren, daß Patroklos immer begraben liegt und daß Thersites immer zurückkehrt; die fürchterliche Leichenschändung, die Achilles an Hektor begeht, so zu lesen, wie Homer sie beschreibt — nämlich so, daß jeden ein Grauen schüttelt vor dem Protektionskind blinder, ungerechter, grausamer Götter — einer sozusagen herrschenden Klasse des Altertums; Ovids untertänige Schmeichelwidmungen nicht nur als Beispiele lateinischen „früh-epischen“ Stils vorzutragen, sondern als abschreckendes Exempel einer Zeit, in der ein schaffender Mensch, also immerhin auch ein Arbeiter, seine Arbeit verrät und seine Würde verleugnet. —

Das alles will also die Revolution in Rußland ver-säumen! Sie protegiert in der Schule das „Praktische“, das ohne Zweifel für morgen taugt, aber nicht mehr für übermorgen. Sie verzichtet auf das fundamentale Material, auf dem sie ihre Häuser bauen könnte, wie die alte Welt ihre Tempel und Paläste gebaut hat ...

Es geht der Atem durch einen großen Teil des geistigen Lebens in Rußland, der bei uns vor zwanzig Jahren ein frischer war. Es war die Zeit, in der der „Schillertragen“ Rationalismus mit Naturbegeisterung auf jeder männlichen Brust entblühte. Neben ihm grassiert die „sexuelle Aufklärung“, die, wie man weiß, Schleier lüften will, aber Türen aufreißt. Hygiene wird Epidemie. Eine Literatur, die mit kleinbürgerlichen artistischen Mitteln arbeitet, hält schützend vor sich die dick aufgetragene Tendenz, so, daß man sie nicht treffen kann, will man die Revolution nicht verletzen. Eine billige Symbolik, die sprachliche Metaphern ins ursprüngliche Gemalte und Geförnte zurück-überseht, also gesprochene Bilder in Farben ausdrückt, kennzeichnet viele Ausstellungen der bildenden Kunst. Es gibt Plakate mit Buchstaben, die vor lauter Deutlichkeit unleserlich werden. Bögen, die in Gabel verwandelt sind,



heiten herumtutten wollten und uns mit Leilkonstruktionen künftige Wege vielleicht verbauen. Einen Gliedstaat nach dem anderen zu zerstören, ist die Politik der Sozialisten, seiner Finanzwirtschaft.

Utica (New York), 4. Oktbr. (Wolff.) Die Nationalkonvention der Steuer-Gesellschaft nahm eine Entschliessung an, in der die Verwerfung der Kriegsschuldfrage, sofortige Rückgabe des fremden Eigentums und Abänderung des Einwanderungsgesetzes gefordert wird.

des Staates wurde zur Kulisse, hinter der die wirkliche Macht sich immer stärker zentralisierte. Eine gesunde Dezentralisation war ja schon dadurch erschwert, daß Länder mit monar-

längst nicht mehr symbolische, sie sind rein sachliche Bestimmungen. Vielleicht werden sie einmal wieder symbolisch sein. "Sie werden es wieder sein," sagte der Amerikaner.

Wir halten vor Dörfern, deren Häuser aus Holz sind und aus Lehm, mit Schindeln und mit Stroh gedeckt. Manchmal ruht die breite mütterliche gute Kuppel einer Kirche in der Mitte der Hütten, ihrer Kinder. Manchmal steht die Kirche an der Ecke einer langen Hütten-Zeile und hat auf der Kuppel einen feinen spitzen langen Turm aufgeschliffen, wie ein vierkantiges französisches Bajonett. Es ist eine bewaffnete Kirche. Sie führt ein wanderndes Dorf an.

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

IV.

### Auf der Wolga bis Astrachan.

Der Wolga-Dampfer, der von Nischni-Nowgorod nach Astrachan geht, liegt weiß und festlich im Hafen. Er erinnert an einen Sonntag. Ein Mann schüttelt eine kleine, unerwartet starke Glocke. Die Lastträger laufen, nur mit Tricot-Hosen und einem Tragleder bekleidet, durch die hölzerne Halle. Sie sehen aus wie Ringer. Vor dem Kassenschalter stehen Hunderte. Es ist die zehnte Stunde eines hellen Vormittags. Ein fröhlicher Wind weht. Es ist hier wie bei der Ankunft eines neuen Zirkus außerhalb der Stadt.

Der Wolga-Dampfer trägt den Namen eines berühmten russischen Revolutionärs und hat vier Klassen für Passagiere. In der ersten fahren die neuen Bürger Rußlands, die Rep-Männer, dem Sommerurlaub entgegen, in den Kaukasus und in die Krim. Sie essen im Speisesaal, im spärlichen Schatten einer Palme, gegenüber dem Porträt des berühmten Revolutionärs. Es ist über der Tür mit Nägeln befestigt. Die jungen Bürgerstöchter spielen auf dem harten Klavier. Es klingt wie das Anschlagen metallener Böffel an Teegläser. Die Väter spielen Sechszehnjährig und klagen über die Regierung. Einige Mütter haben eine deutliche Vorliebe für orangefarbene Schals. Der Kellner ist keineswegs klassenbewußt. Als die Dampfer noch nach den Großfürsten hießen, war er schon Kellner. Ein Trinkgeld bringt in sein Angesicht jenen Ausdruck unterwürfigen Respekts, der die ganze Revolution ver-gessen läßt.

Die vierte Klasse befindet sich tief unten. Ihre Passagiere schleppen schwere Bündel, billige Körbe, Musikinstrumente und ländliche Geräte. Alle Nationen, die an der Wolga und weiter, in der Steppe und im Kaukasus, wohnen, sind hier vertreten: Tschumachen, Tschuwanzen, Zigeuner, Juden, Deutsche, Polen, Russen, Kasachen, Kirgisen. Es gibt hier Katholiken, Orthodoxe, Mohammedaner, Sa-maisten, Heiden, Protestanten. Hier sind Greise, Väter, Mütter, Mädchen, Kinder. Hier sind kleine Handarbeiter, arme Handwerker, wandernde Musikanten, blinde Russen,

fliegende Händler, halbwüchsige Schuhpuker und die obdach-losen Kinder, die "Bezprizorni", die von der Luft und vom Unglück leben. Die Menschen schlafen in hölzernen Schub-läden, in zwei Stagen übereinander. Sie essen Kürbisse, saugen nach Ungeziefen auf den Köpfen der Kinder, stillen Säuglinge, waschen Windeln, locken Tee und spielen Balalajka und Mundharmonika.

Am Tage ist dieser enge Raum beschämend, laut und unwürdig. In der Nacht aber weht eine Andacht durch ihn. So heilig sieht die schlafende Armut aus. Auf allen Gesichtern liegt das echte Pathos der Naivität. Alle Gesichter sind wie offene Tore, durch die man in weiße, klare Seelen sieht. Verwirrte Hände wollen die schmerzenden Lampen vertreiben wie zudringliche Fliegen. Männer beugen ihre Köpfe in den Haaren der Frauen, Bauern umklammern die heiligen Sensen, Kinder ihre schabigen Puppen. Die Lampen schaukeln im Lärm der stampfenden Maschinen. Rotbadige Mädchen entblößen lächelnd ihr offenes, weißes, starkes Gebiß. Ein großer Friede ist über der armen Welt, und als ein durchaus pazifistisches Wesen erweist sich der Mensch, solange er schläft.

Auf eine so billig symbolische Weise: oben und unten — sind reich und arm auf dem Wolga-Dampfer nicht getrennt. Unter den Passagieren der vierten Klasse sind reiche Bauern, unter den Passagieren der ersten nicht immer reiche Händler. Der russische Bauer fährt lieber in der vierten. Sie ist nicht nur billiger. Der Bauer ist in ihr auch heimischer. Die Re-volution hat ihn von der Demut gegenüber dem "Herrn" be-freit, aber noch lange nicht von der Demut gegenüber dem Objekt. In einem Restaurant, in dem ein schlechtes Klavier steht, kann der Bauer seinen Kürbis nicht mit Appetit essen. Ein paar Monate lang fuhren alle in allen Klassen. Dann schieden sie sich, beinahe freiwillig.

"Sehen Sie," sagte mir ein Amerikaner auf dem Schiff, "was hat die Revolution erreicht? Die armen Leute drängen sich unten und die reichen spielen Sechszehnjährig!"

"Das ist aber auch die einzige Tätigkeit," sagte ich, "der sie sich ohne Sorgen hingeben können! Der ärmste Schuhpuker in der vierten Klasse hat heute das Bewußtsein, daß er zu uns heraufkommen könnte, wenn er nur wollte. Die reichen Repleute fürchten aber, daß er jeden Augenblick kommen würde. Oben und unten sind auf unserem Dampfer

Der Himmel über der Wolga ist nah und flach und mit unbeweglichen Wolken bemalt. Zu beiden Seiten, hinter den Ufern, sieht man in weiten Fernen jeden emporragenden Baum, jeden aufsteigenden Vogel, jedes weibende Tier. Ein Wald wirkt hier wie ein künstliches Gebilde. Alles hat die Tendenz, sich auszubreiten und zu zerstreuen. Dörfer, Städte und Völker sind weit voneinander entfernt. Gehöfte, Hütten, Zelte wandernder Menschen stehen da, umgeben von Einsam-keit. Die vielen verschiedenen Stämme vermischen sich nicht. Auch wer sich festgesetzt hat, bleibt sein Leben lang auf der Wanderung. Diese Erde gibt das Gefühl der Freiheit, wie bei uns nur das Wasser und die Luft. Hier würden auch die Vögel nicht fliegen wollen, wenn sie wandern könnten. Der Mensch aber streicht über das Land wie über einen Himmel, beschwingt und ohne Ziel, ein Vogel der Erde.

Der Fluß ist wie das Land: breit, unendlich lang (von Nischni-Nowgorod bis Astrachan sind es mehr als zweitausend Kilometer) und sehr langsam. An seinen Ufern erwachen erst spät die "Wolga-Hügel", niedrige Würfel. Ihr nacktes felsiges Innere haben sie dem Fluß zugekehrt. Sie sind nur der Abwechslung wegen da, eine spielerische Viertelstunde Gottes hat sie geschaffen. Hinter ihnen dehnt sich wieder die Fläche, vor der die Horizonte zurückweichen, immer weiter, bis hinter die Steppe.

Ihren großen Atem schickt sie über die Hügel, über den Fluß. Man schmeckt die Bitternis der Unendlichkeit. Im An-blick der großen Berge und der uferlosen Meere fühlt man sich verloren und bedroht. Gegenüber der weiten Ebene ist der Mensch verloren, aber getröstet. Er ist nichts mehr als ein Halm, aber er wird nicht untergehen: Man ist wie ein Kind, das in der ersten Stunde eines Sommermorgens erwacht, wenn alle noch schlafen. Man ist verloren und geborgen zu-gleich in der unbegrenzten Stille. Wenn eine Fliege summt, ein gedämpfter Pendelschlag tönt, liegt in diesen Geräuschen dieselbe tröstliche, weiß überirdische und zeitlose Trauer einer weiten Ebene.

Kasjan bleibt vor uns stehen, die Hauptstadt der Tataren. Ihre bunten Verkaufszelte lärmen am Ufer. Mit offenen Fenstern grüßt sie wie mit gläsernen Fahnen. Man hört das Getrappel ihrer Droschken. Man sieht das grüne und goldene abendliche Glänzen ihrer Kuppeln.

Eine Landstraße führt vom Hafen nach Kasan. Die Straße ist ein Fluß, es hat gestern geregnet. In der Stadt plätschern stille Teiche. Ueberreste eines Pflasters ragen selten in die Höhe. Die Straßentafeln und die Ladenschilder sind vom Kot bespritzt und unleserlich. Sie sind übrigens doppelt un-leserlich, weil zum Teil in alter türkisch-tatarischer Schrift abgefaßt. Deshalb sitzen die Tataren lieber selbst vor den Läden und zählen jedem ihre Waren auf. Sie sind kluge Händler, wie man berichtet. Sie tragen schwarze Pinsel am Kinn. Seit der Revolution hat bei ihnen die alte Volkssitte des Analphabetismus um 25 Prozent abgenommen. Jetzt können viele lesen und schreiben. In den Buchhandlungen liegen tatarische Schriften, die Zeitungsjungen rufen tatarische Blätter aus. Tatarische Beamte sitzen hinter dem Postschalter. Ein Postbeamter erklärte mir, die Tataren wären das tapferste der Völker. "Sie sind aber mit Finnen gemischt" — sagte ich boshaft. Der Postbeamte war beleidigt.

Mit Ausnahme der Gastwirte und der Händler sind alle mit der Regierung zufrieden. Die tatarischen Bauern haben im Bürgerkrieg bald mit den Roten, bald mit den Weißen gekämpft. Sie wußten manchmal gar nicht, worum es ging. Heute sind alle Dörfer des Kasaner Gouvernements politisiert. Die Jugend ist in den Komsomol-Organisationen. Wie bei den meisten mohammedanischen Völkern Rußlands ist auch bei den Tataren die Religion mehr Übung als Glaube. Die Revo-lution hat eher eine Gewohnheit zerstört als ein Bedürfnis unterdrückt. Die armen Bauern sind hier zufrieden wie überall in den Wolga-Gouvernements. Die reichen Bauern, denen



heiten herumtutern wollten und uns mit Teilkonstruktionen künftige Wege vielleicht verbauen. Einen Gliedstaat nach dem andern drängen die Schwierigkeiten seiner Finanzwirtschaft, daneben auch sonstige wirtschaftliche, technische, organisatorische Umstände in die Ueberlegung hinein, ob die Erhaltung seiner staatlichen Selbständigkeit noch gerechtfertigt und wie

desstaaten wurde zur Kulisse, hinter der die wirkliche Macht sich immer stärker zentralisierte. Eine gesunde Dezentralisation war ja schon dadurch erschwert, daß Länder mit monarchischer Spitze nicht gerne zu ausführenden Organen einer Auftrag erteilenden Reichsgewalt sich herabdrücken ließen. Eine starke Reichsgewalt braucht die Deutsche Republik

immer wieder muß die richtige Gedankenverbindung „Einheitsstaat und Selbstverwaltung“ nachgewiesen, erläutert und eingehämmert werden. Dies sollte auch der Republikanische Reichsbund sich vor Augen halten, wenn er jetzt in seinen Arbeitsausschüssen die nationale Gestaltung Deutschlands vorzubereiten und fortzubilden gewillt ist.

entstanden und: Keinen- und Wollweberei, Glas, die Vereinigten Staaten zum Verzicht auf den Prioritätsanspruch, den sie auf den Erlös aus dem Verkauf von Obligationen hätten, zu bestimmen. Soweit wir unterrichtet sind, liegt die Sache folgendermaßen: Am 14. Januar 1925 war zwischen den alliierten Ländern und den Vereinigten Staaten ein Abkommen geschlossen worden,

# Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

V.

## Die Wunder von Astrachan.

In Astrachan beschäftigen sich viele Menschen mit Fischfang und Kaviarhandel. Der Geruch dieser Tätigkeit ist in der ganzen Stadt verbreitet. Wer nicht nach Astrachan kommen muß, der vermeidet es. Wer einmal nach Astrachan gekommen ist, der bleibt nicht lange dort. Zu den Spezialitäten dieser Stadt gehören die berühmten Astrachaner Pelze, die Lammfellmützen, der silbergraue „Persianerpelz“. Die Kürschner haben viel zu tun. Sommer und Winter (der Winter ist hier auch warm) tragen Russen, Kalmücken und Kirgisen Pelze.

Man erzählt mir, daß reiche Leute vor der Revolution in Astrachan gelebt haben. Ich kann es nicht glauben. Man zeigt mir ihre Häuser, von denen einige im Bürgerkrieg vernichtet wurden. An den Trümmern erkennt man noch ihre gewesene geschmacklose und prahlerische Größe. Von allen Eigenschaften eines Bauwerks erhält sich die Pracht am längsten, und noch der letzte Ziegelstein prokt. Die Erbauer sind geflüchtet, sie leben im Ausland. Daß sie mit Kaviar gehandelt haben, ist begreiflich. Aber weshalb wohnten sie hier, wo der (schwarze, blaue und weiße) Kaviar wächst und wo die Fische so unbarmherzig stinken?

In Astrachan steht ein kleiner Park mit einem Pavillon in der Mitte und einer Rotunde in der Ecke. Am Abend zahlt man Eintrittsgeld, geht in den Park und riecht die Fische. Weil es dunkel ist, meint man, sie hängen in den Bäumen. Die Kino-Vorstellungen finden unter freiem Himmel statt, die primitiven Kabarettis ebenfalls. In einigen Kabarettis spielen Musikkapellen heitere Lieder aus vergangenen Zeiten. Man trinkt Bier und ißt die billigen rosaroten Krebse. Es vergeht keine Stunde, in der man sich nicht nach Watu sehnen würde. Leider verkehrt der Dampfer nur dreimal in der Woche.

Um intensiver an den Dampfer denken zu können, gehe ich zum Hafen. Vom Hafen Nr. 18 wird man nach Watu fahren dürfen. Uebermorgen. — Wie weit ist Uebermorgen! — Kalmücken rudern in Booten, Kirgisen führen Kamele am bekanntesten Halfterband in die Stadt, Kaviarhändler lärmern im Kontor, ahnungslose Bauern lagern im Grün, zwei Tage, zwei Nächte, und warten auf das Schiff, Zigeuner spielen Karten. Weil man hier so deutlich sieht, daß noch kein Dampfer kommt, ist die Stimmung im Hafen trauriger als in der Stadt. Eine entfernte Ahnung von Abreise gewährt eine Droschkenfahrt.

Die Droschken sind schmal, ohne Rückenlehne, lebensgefährlich, ohne Dach, die Pferde tragen lange weiße Ku-Klug-Klan-Gewänder gegen den Staub — als gingen sie zum Turniere. Die Kutscher verstehen sehr wenig Russisch und hassen das Pflaster. Sie fahren durch die sandigen Straßen, weil ja das Pferd bekleidet ist. Der Fahrgast, der in einem dunklen Anzug abfährt, kommt in einem silbernen an. Wer einen weißen angezogen hatte, trägt am Ziel einen taubengrauen. Die für Astrachan ausgerüstet sind, tragen wie die Pferde lange Staubmäntel mit Kapuzen. In der spärlich beleuchteten Nacht sieht man, wie Gespenster von gespenstlichen Pferden gefahren werden.

Ungeachtet dessen gibt es eine technische Hochschule, Bibliotheken, Klubs und Theater in Astrachan, Geforenes unter einer schaukelnden Bogenlampe, Früchte und Marsipan hinter bräunlichen Gazeschleiern. Ich betete um eine Vinderung der Staubplage. Am nächsten Tag schickte Gott einen Platzregen. Die Dede meines Hotelzimmers, von Staub, Wind und Dürre verwöhnt, fiel erschrocken auf den Fußboden. Um so viel Regen hatte ich nicht gebetet. Es donnerte und bligte. Die Straße war nicht mehr zu erkennen. Die Droschken rollten stöhnend bis zur Mitte der Räder im Schlamm, von den Felgen troffen graue, schwere, weiche Klumpen. Die Gespenster schlugen die Kapuzen zurück und spannten wohlbekannte menschliche Geräte auf. Auf dem Pflaster der Hauptstraße konnten zwei nicht aneinander vorüber. Einer mußte umkehren und mindestens fünf Meter zurückgehen, damit der andere passiere. Die Straße überquerte man in periodischen Sprüngen. Es war ein Glück, daß es nur eine nennenswerte Straße gab, in der sich die notwendigsten Einrichtungen befanden: Hotel, Schreibpapier, die Post und die Konditorei.

In jenen Astrachaner Tagen schien mir die Konditorei die wichtigste Institution zu sein. Sie wurde von einer polnischen Familie betrieben, die ein unerbittliches Schicksal von Czestochau hierher verschlagen hatte. Ich beschrieb den Frauen ausführlich die Kleider, die man in Warschau trägt. Auch über die polnische Politik wußte ich divinatorisch viel zu sagen. Bedenken, die man in Astrachan in bezug auf einen Krieg zwischen Polen, Rußland und Deutschland hegte, konnte ich mit berebter Geschicklichkeit zerstreuen. In Astrachan bin ich ein amüsanter Blauderer.

Ohne diese Konditorei hätte ich nicht arbeiten können, das wichtigste Schreibmaterial ist Kaffee. Fliegen aber sind überflüssig. Und dennoch waren sie dabei, morgens, mittags, abends. Die Fliegen, nicht die Fische, machen achtundneunzig Prozent der Astrachaner Fauna aus. Sie sind ganz nutzlos, kein Handelsobjekt, niemand lebt von ihnen, sie leben von

allen. In diesen schwarzen Schwärmen lagern sie auf Speisen, Zucker, Fensterseiden, Porzellantellern, Ueberresten, auf Sträuchern und Bäumen, auf Kollachen und Misthaufen und selbst auf kalten Tischtüchern, auf denen ein menschliches Auge nichts Nahrhaftes sehen kann. Verschüttete Suppen, längst trockene Bestandteile des Stoffes, können die Fliegen aus den Molekülen schlürfen wie aus Löffeln. Auf den weißen Hemdblusen, die hier die meisten Männer tragen, sitzen tausende Fliegen, sicher und versonnen, sie fliegen nicht auf, wenn sich ihr Wirt bewegt, sie sitzen zwei Stunden auf seinen Schultern, sie haben keine Nerven, die Fliegen von Astrachan, sie haben die Ruhe großer Säugetiere, etwa der Katzen, und ihrer Feinde aus der Insektenwelt, der Spinnen. . . .

Es wundert mich und ich bedaure es, daß diese intelligenten und humanen Tiere nicht in großen Scharen nach Astrachan kommen, wo sie nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden könnten. Zwar leben acht Kreuzspinnen in meinem Zimmer, stille, kluge Tiere, freundliche Genossen durchwachter Nächte. Am Tag schlafen sie in ihren Bohnungen. In der Dämmerung beziehen sie ihre Posten — zwei, die wichtigsten und die gefährlichsten, in der Nähe der Lampe. Lange und geduldig sehen sie ahnungslosen Fliegen zu, mit feinen haardünnen Beinen klettern sie an Stricken aus Nichts und Speichel, flitzen und gehen acht, umtreiben ein Tier auf weiten, weiten Umwegen, klammern sich geschickt an vorspringenden Sandföhrchen der Wand, arbeiten schwer und geistreich — aber wie gering ist der Lohn! Tausende Fliegen summten im Zimmer, ich wünsche mir zwanzigtausend giftige Spinnen her, eine Armee von Spinnen! Blicke ich in Astrachan, ich würde sie züchten und ihnen mehr Sorgfalt zuwenden als dem Kaviar.

Aber die Menschen in Astrachan kümmern sich nur um diesen. Sie fühlen die Fliegen gar nicht. Sie sehen zu, wie diese mörderischen Insekten auf ihrem Fleisch, ihrem Brot, ihren Früchten herumnagen, und rühren keine Hand. Ja, während auf ihren Bärten, Nasen und Stirnen Fliegen spazieren, reden sie gemächlich und lachen. In der Konditorei hat man jeden Kampf gegen Fliegen aufgegeben, man schließt nicht einmal die Glaslästen, nährt sie reichlich mit Zucker und Schokolade, man verwöhnt sie geradezu. Das Fliegenpapier, das ein Amerikaner erfunden hat und das ich von allen Segnungen der Kultur am tiefsten halte, erscheint mir in Astrachan als ein Werk edler Humanität. Aber es gibt in ganz Astrachan kein einziges Stück jener köstlichen gelben Materie. Ich frage in der Konditorei: Warum haben Sie kein Fliegenpapier? Die Menschen gebrauchen Ausflüchte und sagen: Ach, wenn Sie doch Astrachan vor dem Krieg gesehen

hätten, noch zwei Monate vor der Revolution! — Der Gastwirt sagt es und der Händler. Aus passiver Resistenz unterstützen sie die reaktionären Fliegen. Eines Tages werden diese kleinen Tiere das große Astrachan aufessen, die Fische und den Kaviar.

Den Fliegen von Astrachan ziehe ich die Bettler vor, deren es hier mehr gibt als in jeder anderen Stadt. Sie wandeln, laut schluchzend, singend, ihre Leiden ausschreiend, langsam durch die Straßen, gleichsam hinter ihrer eigenen Leiche, ergießen sich in alle Bierhallen, bekommen nur von mir eine Kopfe — und von dieser einen Kopfe leben sie! Von allen Astrachan-Wundern sind sie das Erstaunlichste. . . .

## Franz Muncker zum Gedächtnis.

Von Rudolf Unger (Göttingen).

Wir Germanisten und Literaturhistoriker Deutschlands stehen in diesen witterwendischen Herbsttagen unter dem düsterergreifenden Eindruck unheimlich rasch einander folgenden Todesbotschaften. Im Zeitraum von kaum zwei Wochen sind Franz Muncker, August Sauer und Gustav Roethe von uns gegangen: alle drei jah abgerufen aus noch ungebrochener Wirkens- und Schaffenskraft und -Lust, wenn auch alle drei nicht fern von ihrem Rücktritt aus dem offiziellen akademischen Lehramt. Drei sehr verschiedene Persönlichkeiten, gewiß, als Menschen, Lehrer und Forscher. Und doch Söhne einer Generation und daher auch wiederum, selbst abgesehen von der ihnen gemeinsamen Führer- und Erzieherstellung in ihrer Wissenschaft, in nicht wenigem einander verwandt: den Geist ihrer Altersgemeinschaft widerspiegelnd im Medium des bairischen Ostfranken, des Deutschösterreichers und des preußischen Nordostdeutschen. Es könnte lehrreich sein, hier Nadlerische Gesichtspunkte der Stammespsychologie anzuwenden.

Doch nicht Hypothese und Konstruktion ziemt diesen schlichten Zeilen dankbaren Gedächtnisses. Als Schüler Franz Munders und seit Jahrzehnten ihm nahestehend darf der Verfasser vielmehr aus eigener Kenntnis und persönlicher Unmittelbarkeit Tatsachen und charakteristische Realität für sich selbst sprechen lassen. So ist es allein dem scheinlosen, aber wahrhaftigen Ethos eines ganz dem Dienst an sachlichen Werten geweihten Gelehrtenlebens gemäß.

„Der durch Wort und Schrift für die philologische Begründung der neueren Literaturgeschichte Wirkende: so darf ich mich ohne Annäherung nennen“, damit hatte einst Michael Bernhartz gleichsam als mit einem Motto den Sinn all seines wissenschaftlichen Strebens bezeichnet. Nimmt man das



bund Frankreich ein Milizheer zubilligen sollte, dann würde... gen; auch auf die separate Parteiliste Lloyd Georges. Asquith tritt ab, Lloyd George bleibt, aber der Sieger ist doch nicht dieser. Keine Person, kein Mensch, kein Gegner und gewiß auch nicht sein eigener Fehler hat Lord Oxford and Asquith

getroffen und hat mit dem fahrplanmäßigen Zug um 11.38 die... Amsterdam, 18. Okt. (Molff.) Wie veräutet hat der Minister des Innern heute vormittag in Doorn eine Unterredung mit dem ehemaligen deutschen Kaiser gehabt.

Kaufasien in Tiflis gelandet. Der Pilot hat den... enthalte, in denen Frau Abg. M. Dönhoff über die... Kulturen mit dem wirtschaftlich wenig entwickelten Osten Euro-

hofft man dann, die ganze vorbereitende Abrüstungskommission... nieder zusammentreten lassen zu können zur Programm-... Präfte innerhalb der Liga wurde naturgemäß in den Ver-... einigten Staaten mit... Friedens, in der Raum für alle ist.

### Russische Reise.

Von Joseph Roth.

VI.

#### Der auferstandene Bourgeois.

Aus den Trümmern des zerstörten Kapitalismus steigt der neue Bürger hervor (nowij burjuj), der Rep-Mann, der neue Händler und der neue Industrielle, primitiv, wie in den Urzeiten des Kapitalismus, ohne Börse und Kurszettel, nur mit Füllfeder und Wechsel. Aus dem absoluten Nichts entstehen Waren. Aus Hunger macht er Brot. Aus allen Fensterscheiben macht er Schaufenster. Eben ging er noch barfuß — schon fährt er in Automobilen. Er verdient und zahlt Steuern. Er mietet vier, sechs und acht Zimmer und zahlt Steuern. Er fährt im Schlafwagen, fliegt im teuren Aeroplan und zahlt Steuern. Der Revolution scheint er gewachsen zu sein — sie hat ihn ja selbst geboren. Das Proletariat steht vor seinen Schaufenstern und kann seine Waren nicht kaufen — als wär's ein kapitalistischer Staat. An vielen Gefängnissen streift der neue Bürger vorbei — in mehreren hat er schon gefessen. Der Verlust der „bürgerlichen Ehrenrechte“ kann ihm gleichgültig sein; denn er besitzt gar keine. Er will nicht befehlen, er will nicht regieren, er will nur erwerben. Und er erwirbt.

Diese neue russische Bourgeoisie bildet noch keine Klasse. Sie hat weder die Tradition noch die Stabilität noch die Solidarität einer sozialen Klasse. Sie ist eine dünne, lockere Schicht aus sehr beweglichen und sehr verschiedenen Elementen. Unter dem Duzend neuer Bürger, die ich kenne, war einer früher Offizier, ein anderer ist ein grusinischer Edelmann, eine Art „Hauptling“, der dritte war Bäckergehilfe, der vierte Staatsbeamter, der fünfte Kandidat der Theologie. Alle tragen die Zufallskleidung, die sie äußerlich proletariisiert. Alle sehen aus, als hätten sie sich auf der Flucht vor einer Katastrophe angezogen. Alle tragen die russische Hemdbluse, die ebenso nationales Kostüm wie revolutionäre Manifestation sein kann. Diese Kleidung des neuen Bürgers ist nicht nur die unmittelbare Folge seines Willens, nicht aufzufallen, sondern auch seiner besonderen Wesensart bezeichnender Ausdruck. Denn er ist nicht ein Bürger, wie wir ihn kennen, wie er etwa in Frankreich vorbildlich und für literarische Verwertung reif von Gott und den Verhältnissen jeden Tag erschaffen wird. Der neue russische Bourgeois hat keinen Familieninstinkt, kein intimes Verhältnis zu seinem Haus, seiner Abstammung und seinen

Nachfolgern, keine „Prinzipien“, die er ihnen vererben könnte, und keine materiellen Güter, die er ihnen vererben dürfte. In seiner gutausgestatteten Wohnung ist er selbst und seine Familie nicht zu Hause, sondern wie heimische Gäste. Ein Sohn ist kommunistisch gesinnt, ein Komfomol; mit feindseligem Blick betrachtet er sein Elternhaus, morgen wird er fortziehen, heute schon lebt er von eigener Hände Parteiarbeit. Die Tochter geht ohne eine Kopeke Mitgift, ohne väterliche Begleitung zum Standesamt und heiratet in drei Minuten einen Notarmisten. Der bürgerlich gesinnte Sohn findet keinen Platz an der überfüllten Hochschule und rüftet zu ungeseliger, also gefährlicher Abreise ins Ausland. Das Geld, das man verdient, wird nicht „angelegt“, sondern ausgegeben, vererbt oder vergraben oder gegen hohe Zinsen an gute und verschwiegene Bekannte verliehen. Die Familie — Urzelle und Festung des bürgerlichen Lebens zugleich — ist nicht mehr vorhanden. Dafür kennt der neue Bürger aber auch nicht jene lauwarme bürgerliche Atmosphäre, die schützt, aber auch schwächt; keine Fürsorge, die Liebe weckt, aber auch Enge erzeugt; keinen Opferwillen, der heroisch sein kann, aber auch belanglos ist; keine Sentimentalität, die rührend ist, aber auch falsch. Der neue Bürger ist ein revolutionärer Bürger. Er ist in seiner Art mutig, weil von Rücksichten frei; er ist hemmungslos, weil ohne Prinzip; er ist auf alles gefaßt, weil er das meiste schon erlebt hat. Er war zum Teil aktiv an der Revolution beteiligt. Das ist der Bürger, von dem Lenin 1918 schrieb: „Wie kann man so blind sein und nicht sehen, daß unser Feind der kleine Kapitalist und der Spekulant ist? Dieser fürchtet mehr als jeder andere den Staatskapitalismus; denn sein erstes Ziel ist ja, alles mögliche an sich zu raffen, alles, was nach dem Sturz der Großgrundbesitzer und großen Spekulanten übriggeblieben ist. In dieser Beziehung ist er sogar noch revolutionärer als der Arbeiter — denn er ist auch rachsüchtig. Er leistet willige Beihilfe im Kampf gegen die Großbourgeoisie — um die Früchte des Sieges für seine eigenen Interessen zu ernten.“ Acht Jahre sind seit damals vergangen. Der Spekulant erntet die Früchte des Sieges und er ist auf dem Weg, selbst ein Großkapitalist zu werden.

Es gibt in Rußland aber nicht nur diesen aktiven, sichbaren neuen Händler und Industriellen. Es gibt viele stille, maskierte, sozusagen passive Bürger. Ihnen ist es gelungen, bares Gold mitten in der Revolution zu verbergen oder sich anzueignen. Heute gehen sie in Stellungen, leben in proletarischer Enge, geben vor, mit hundert Rubel im Monat auszukommen und verleihen ihr Geld gegen hohe Zinsen an furchtlosere Freunde — die in zwei, drei Jahren ebenfalls

Kapital haben werden, um es zu verleihen. So spielt sich unter der Decke ein regelloses kapitalistisches Leben ab, ein Kaufen und Verkaufen, ein Vorgen und Verzinsen, ein gefährvolles Leben, das dem modernen tüchtigen Rep-Mann die wesentlichen Züge eines Räuberhauptmanns verleiht.

Das alles ist nicht imstande, das Proletariat zu beunruhigen. Die reichen Leute — so rechnet man — werden von den zunehmenden Staatsbetrieben erdrückt. In fünf Jahren sind sie nicht mehr vorhanden. „Es ist eine Uebergangszeit“ — sagen die Arbeiter. Sie meinen, es wäre ein Uebergang zum sozialistischen Staat.

Aber auch die Bürger sagen: „Es ist eine Uebergangszeit“ — und sie meinen, es wäre ein Uebergang zur kapitalistischen Demokratie. Beide warten auf das Kommende und führen einander vorläufig nicht merkbar. Wenn es wahr ist, daß das Proletariat die herrschende Klasse ist, so ist sicherlich das neue Bürgertum die genießende Klasse. Das Proletariat hat alle Institutionen des Staates. Die neue Bourgeoisie hat alle Institutionen der Bequemlichkeit. Es gibt beinahe kein Uebereinander. Es gibt ein Nebeneinander. Das Theater gehört dem Arbeiter. Aber in der Loge sitzt der Bürger. Der Arbeiter hat das Bewußtsein, Hausherr und Vermieter der Loge zu sein. Den Bürger stört die Umgebung, die revolutionäre Aufmachung, der Gedanke, ein Transporter würde beschlagnahmt, eine Steuer erhöht werden. Der Proletarier geht in den Klub, sieht einen Film, spielt Domino, hört einen Vortrag, trinkt einen Tee am Büfett für zehn Kopeken und weiß, daß dieses Haus, in dem sich der Klub befindet, einmal einem Kapitalisten gehört hat, der jetzt enteignet ist. Das ist ein greifbarer Erfolg. Der enteignete Kapitalist — oder ein anderer an seiner Stelle — geht am Abend in die Halle des großen Hotels, wo zwar ein Bild von Lenin hängt, aber auch eins von Fragonard, der „Combat de la Platte“ aus dem Speisezimmer meiner Tante, und wo die unvermeidliche Appetitpalme fünfzig teure Liköre beschattet. Hierher haben selbst die Bettler, die überall hinkommen, keinen Zutritt. Es ist eine ganz großbürgerliche Welt, wie im Westen Europas. Da das Trinkgeld nicht gesetzlich abgeschafft, sondern nur unwürdig geworden ist, nehmen es die Kellner mit untertänigem Dank. Hierher kommt kein Proletarier. Vor acht und neun Jahren hat er diese „Paläste“ gestürmt. Heute erwartet er, daß sie eines Tages geräumt werden.

Der neue Bürger ist nicht genossen, sie zu räumen. Auch er wartet — daß die Arbeiterklubs eines Tages geräumt werden. Beide haben Geduld...

### Das Haus des Völkerbundes und die deutschen Architekten.

Von Adolf Behne.

Der Völkerbund will sich am Genfer See ein eigenes Haus bauen, das alle Organe des Bundes aufnimmt. Die Baukosten sind auf 13 Millionen Schweizer Franken berechnet. Um den besten Plan zu finden, schreibt der Völkerbund einen Wettbewerb aus, der den Architekten aller Völkerbundsstaaten offen ist. Am 9. Juni hat der Völkerbundsrat beschlossen, daß auch die deutschen, die Danziger und die saarländischen Architekten zur Teilnahme einzuladen seien. Das bedeutet, daß der Völkerbund in einer künstlerischen Frage nicht engherzig verfahren will.

Es handelt sich um einen internationalen Wettbewerb, wie seit dem Ausschreiben für den Haager Friedenspalast keiner so wichtig gewesen ist.

Man sollte nun meinen, daß die deutschen Architekten mit besonderer Freude an diese Arbeit herangingen. Daß sie in Paris 1925 feiern mußten, war zu bedauern. Sie mußten damals feiern, weil ihre Regierung die Einladung Herriots als zu spät erfolgt nicht mehr annehmen wollte. Wir haben nun selten so viele Versicherungen des hohen Wertes unserer deutschen Baukunst vernommen wie zur Zeit der Pariser Ausstellung. Daß es eine glatte Unmöglichkeit sei, ohne Deutschland eine internationale Darstellung moderner Architektur, modernen Kunstgewerbes zu geben, war in unseren Fachblättern das stereotype Urteil.

Nun gut, der Völkerbund, über formal-amtliche Korrektheit hinausgehend, ladet die deutschen Architekten zur Teilnahme an der Arbeit für das Völkerbunds-Parlament ein... sicherlich doch auch in der Annahme, daß aus Deutschland gute Arbeit zu erwarten sei.

Und das Echo aus Deutschland? Der „Bund Deutscher Architekten“ (BDA) ist offenbar ernstlich bemüht, seinen Mitgliedern durch praktische Hilfe die Mitarbeit zu erleichtern. Seine Mitteilungen in der letzten „Baugilde“ sind interessant und wichtig deshalb, weil in ihnen ganz unverhohlen das Mißtrauen zum Ausdruck kommt, mit dem der BDA an die Prüfung der Wettbewerbsbedingungen herangegangen ist... um zum Schluß zu erklären, „daß ein Mißtrauen nach irgend einer Richtung hin unberechtigt erscheint.“

Außer der Stellungnahme des BDA liegen aber noch zwei weitere Erklärungen vor: ein „Offener Brief an die Herren Preisrichter“ von Bruno Taut und eine Erklärung des „Ringes“, d. h. der Gruppe moderner deutscher Architekten, in der wir u. a. finden Otto Bartning, Peter Behrens, Walter Gropius, Hugo Häring, Ernst May, Erich Mendelsohn, Mies van der Rohe,



bund Frankreich ein Milizheer zubilligen sollte, dann wurde Deutschland mit Fug und Recht ein gleiches fordern samt Rekonstruktion seines gesamten Kriegsmaterials, wie es für ein großes Volksherr, für eine „levée en masse“ unentbehrlich ist. Frankreich und Deutschland würden sich alsdann — wie einst im Mai — bis an die Zähne gewappnet gegen-

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth (Tiflis).

VII.

### Das Völker-Labyrinth im Kaukasus.

Wir landen am Abend in Baku. Das ist die Hauptstadt Aserbeidschans und des Petroleums. Sie besteht aus einem neuen (europäischen) und einem alten (asiatischen) Teil. Die europäischen Straßen sind breit, hell und heiter. Das asiatische Baku ist kühl, dunkel und beklemmend. Vor die breiten, stolzen, schönen Bogenfenster sind dicke Drahtgitter gespannt. Jedes Haus ist ein Palast, und alle Paläste sind Gefängnisse. Junge Mohammedanerinnen tragen weiße und blaue Tücher vor dem Mund; sie sehen aus wie eingemauert: jede ihr eigenes Gefängnis. Den mohammedanischen Bettlern vor dem großen Tor der alten Stadt braucht man nichts zu schenken: sie sind Ornamente. Alte Seiden, Nachfolger Mohammeds, im weißen, dickgeflochtenen Turban, haben Sonnenblumenkerne. Die leichtsinnigen Schalen bleiben in den gelblichgrauen Bärten hängen. Dumme, unbegabte Händler sitzen auf Steinen, zehn Blätter vergilbten Bräuspapiers liegen vor ihnen, nichts tun sie für ihre Waren. Hinter finstern, langen und schmutzigen Hausfluren leuchten weiße Höfe aus Stein, mit Zierbrunnen, weit, märchenhaft, rechteckig, langweilig. Es scheint mir, daß die tausendundeins Nächte in Baku ein verlorener Posten sind: einige Kilometer weiter spritzt Petroleum aus der Erde.

Dennoch ist der Marktplatz exotisch: viele schmale und schmutzige Gassen; Passagen, die als Markthallen verwendet werden; unzählige kleine Kaufläden mit Schildern in türkischer, persischer, armenischer Sprache. Was ist das für ein bekannter, lateinisch gedruckter Name? Wer heißt hier „Levin“? Mit Vornamen „Arvad Darzah“ allerdings? Es ist ein Bergjude. Er handelt mit Sohlenleder. Obwohl er der Rasse nach ein Latten ist, also nicht einmal Semit, spricht er dennoch ein mangelhaftes Deutsch. Vorbeiwandernden Kamelen bläst er aus einer langen Pfeife Rauch in die traurigen Gesichter. Welch unwahrscheinlich pathetische Tiere! Ihre Dummheit ist von einer ganz besonderen Art: es ist eine feierliche Dummheit. Vielleicht wirken sie in der Wüste natürlicher. Dieser exotische Marktplatz — für Kamelen ist er noch immer nicht exotisch genug. Vor dem Laden des Genossen Levin sehen sie aus wie mißlungene Pferde.

Es riecht nach brennendem Fell. An der Ecke ist die „Auschetschnaja“, ein Schnell-Imbiß. Das Fett der Lämmer

Rominen habe ergehen lassen. An den zuständigen Stellen weiß man davon nichts, es wird aber bemerkt, daß in dem Vergleich den Hohenzollern nur das Schloß selbst mit dem zugehörigen Garten verblieben ist, dagegen nicht der Forst, womit also die Vermutung, daß zu einer Jagdgesellschaft eingeladen sei, erledigt ist.

wird, glaube ich, über Gebühr gewürdigt. Es schmort prasselnd über offenem Feuer. Vorläufig bohrt der Verkäufer in der Nase. Ich passiere ein Durchgangshaus. Menschen wohnen in weitgeöffneten Läden. Halbnaakte Frauen schaukeln hart und hastig über zischenden Wascheimern. Greise schlummern auf den Steinen. Ein ruhiges Alter ist ihnen beschieden. Kinder spielen Karten in einem Tümpel. Achtung! Nicht zertreten! Verkäufer rufen mir nach. Was soll ich kaufen? Orientalische, flache, ungeläuerte Brote, „Mazzes“ der Juden; einen grünen Gürtel für sechs Rubel, ein dünnes Leder, silberne Platten hängen daran, eine „Akquisition“ für Engländer; einen Dolch in tulasilberner Scheide; grüne Schnürsenkel. Haarnadeln soll ich mir anschaffen, Manschettenknöpfe mit türkischen Segensprüchen, einen Tabakbeutel aus Ziegenleder, einen Kranz Knoblauch, ein Lendensüßchen von einem Hammel, frischgeschlachtet, blutrot, appetitlich, runden Schafskäse, Uhren ohne Zeiger, falsche Juwelen, giftgrüne Hosenträger, äußerst schlaffe Symbole der Zivilisation. Lastträger vom Hasen, groß, stark, schwarz, mit Bartstoppeln in traurigen und müden Gesichtern, stehen mir im Weg. Von Stand zu Stand gehen sie langsam. Es ist keineswegs ihre Absicht, zu kaufen: Erfahrungen wollen sie sammeln. Halbwüchsige Jungen tragen Erfrischungswasser in irdenen Krügen auf dem Kopfe. Ihre Füße laufen, ihre Köpfe stehen. Die Gefäße ruhen sicher wie auf eisernen Sockeln. Barfüßige Mädchen, ansichtskartenhaft, gehen um Wasser zu Brunnen, durstige Eimer hängen am Tragholz, das quer über der rechten Schulter liegt. Die Repräsentanten der kaukasischen Bergvölker tragen riesige, wilde, zottelige Pelzmützen. Was haben, frage ich vergeblich, diese Mützen für einen Zusammenhang mit den Bergen?

Es wimmelt hier von schweren Pelzmützen, die meisten kaukasischen Völker sind hier vertreten. Und wieviele gibt es auf dem riesigen Gebiet des Kaukasus, auf den 455 000 Quadratkilometern? Bierzig bis fünfundvierzig zählte ein veralteter Führer. Im nördlichen Kaukasus allein mußten nach der Revolution neun Republiken errichtet werden. Daß dort die Nogai, die Kara-Nogai (schwarze Nogai), die Turkmene (die heute noch Nasenringe tragen) und die schöngebildeten Karatschai leben, wußte ich. Daß in Kurdistan die Kurden, in Karabach die Armenier wohnen, haben wir alle gelernt. Von wievielen Völkern aber weiß mir ein Gelehrter, der finnische Philologe Siimamagi, im Aserbeidschani-schen Forschungsinstitut zu erzählen! Er kennt die Mughalen und Lesginen, kunstfertige Handwerker, bigestianischer Rasse; im Kubruischen Ujezd allein fünf kleine Stämme: die Chaputlingen, die Chinalupzen, die Buduchzen, die

Lscheken, die Praislen; die 50 000 Kuriner, südlich von den Lesginen; die Latten, die ein Rest alter Perser sind — im 6. und 7. Jahrhundert als lebendige Wälle gegen Chajaren und Hunnen angesiedelt; im Bezirk Nucha die Wartätschen und Nidsch; die Talschen im Lergoran-Bezirk. In den muganischen Steppen leben die russischen Bauernfekten, der Zar hat sie zwangs- und strafweise hier angesiedelt: die Duchoborzen, Molofaner, Staro vierzh und Sobotniki. In den reichen Weinbaudörfern Geudschu und Schamachow leben Landsleute, Schwaben. Sie sind zum großen Teil menonitischen Glaubens. In den Dörfern Brivolnaja und Pribosch leben die interessantesten Juden der Welt: nämlich die reinarischen. Es sind russische Bauern, die früher einmal Sobotniki waren, Sabbat-Heilige. Als sie von der offiziellen Kirche und den Behörden verfolgt wurden, gingen sie aus Born und Trost zum Judentum über. Sie nennen sich selbst „Gerim“ (hebräisch: „Fremde“), sehen slawisch aus, leben von Ackerbau und Viehzucht und sind neben den weißrussischen, semitischen, „echten“ Juden die frömmsten der Sowjet-Union.

Ein Rassenantifemit läme diesen Juden gegenüber in eine große Verlegenheit. Eine noch größere würden ihm die „Bergjuden“ bereiten. Ich habe sie besucht. Sie sind, obwohl ihre Orthodoxen es selbst behaupten, keine Semiten, — meint die Wissenschaft. Sie gehören der tattischen Rasse an. Ich erfahre, daß die Zionisten vor dem Krieg Verbindungen mit den Bergjuden angeknüpft haben. Es erwies sich, daß der bergjüdische Alerus — im Gegensatz zu seinen semitischen ostjüdischen Kollegen orthodoxer Prägung — dem Zionismus freundlich gesinnt war. Der Krieg hat diese Beziehungen unterbrochen, die Revolution hat sie zerstört. Die kommunistische bergjüdische Jugend ist nicht nur antiklerikal, sondern zeigt auch Nationalbewußtsein — nämlich tattisches, nicht etwa jüdisches. Unsere Stammesgenossen, sagen die jungen Bergjuden, sind nicht etwa die Juden der Welt, sondern die mohammedanischen und armenisch-katholischen Latten. Man hat also jetzt die ersten Schulen — vorläufig zwei — mit tattischer Unterrichtssprache eröffnet. Eine tattische Schrift hat es niemals gegeben. Man kam auf den unpraktischen Ausweg — hebräische Schriftzeichen für die tattische Sprache zu verwenden. Indessen haben sogar die Türken das lateinische Alphabet angenommen.

Nach einer — immer noch bestrittenen — Theorie sind die Völker des Kaukasus japhetischer oder alarobischer Rasse. Japhetiter sollen einmal alle Mittelmeergebiete bevölkert haben, die biblischen Chetiter waren Japhetiten, die Urarto oder Chalden, die Nairi und Mittani, die in den assyrischen Keilschriften vorkommen, die Urbevölkerung von Chypren und

hofft man dann, die ganze vorbereitende Abrüstungskommission wieder zusammentreten lassen zu können zur Programmfrage. Kräfte innerhalb der Liga würde naturgemäß in den Vereinigten Staaten mit größter Spannung verfolgt werden, da man aus einer derartigen Konstellation den Schluß ziehen könnte, in der Raum für alle ist.

Zeuge: mein, das ist meine persönliche Ansicht. Vors.: Dann werden wir öffentlich weiter verhandeln.

Der Angeklagte bekundet dann auf Befragen, sie seien von der Formation zur Disziplin verpflichtet worden und dann fünf bis sechs Wochen in Küstrin bei Arbeitskommandos als Zugführer

Arta, die Pelasger, die Etrusker und Ligurier, die Iberier — und ihr heutiger Ueberrest: die pyrenäischen Vasken. Indo-europäer haben die Japhetiten verdrängt, Franer kamen in den Kaukasus, iranisierten die von den Sasaniden angesiedelten Stämme, die Araber brachten ihnen den Islam, die Türken die türkische Sprache. Eine allgemeine Assimilation ist niemals gelungen. In den unzugänglichen Schluchten und Tälern des Kaukasus leben die letzten Ueberreste einer sonst längst verschwundenen Exotik, längst verrauchter Kulturen. Die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts ist an lebendigen Exempeln im Kaukasus zu sehen: der Weg vom primitiven Höhlenbewohner zum sesshaften Ackerbauer, vom kriegerischen Nomaden zum friedlichen Hirten, vom wilden Jäger zum pazifistischen Duchoborzen, der vegetarisch aus Religion ist.

Alle diese Völker haben heute vollkommen nationale Autonomie — soweit sie auf der Kulturstufe angelangt sind, auf der sie selbst Autonomie fordern. Von allen Postulaten der Demokratie und des Sozialismus ist das der Gleichberechtigung nationaler Minderheiten in Rußland glänzend, vorbildlich erfüllt worden. Die Lösung der Minderheitenfrage hat gerade im Kaukasus zu schweren Komplikationen geführt: in einer einzigen mittelgroßen Stadt befanden sich manchmal die Zentralbehörden dreier Republiken. Eine Stadt bildete also in Wirklichkeit drei Städte. Und jede, auch die kleinste Nation bestand auf ihren Rechten. Ein neugewecktes Nationalbewußtsein wächst sich leicht zu Nationalismus aus. Es wäre vielleicht praktischer gewesen, alle diese Nationen auf eine geeignete Weise zu russifizieren — die zaristische Regierung hat es nicht vermocht. Heute ist es zu spät — oder noch zu früh. Man hat vorläufig mit großer Mühe aus einem Völkergewirr ein nationales Labyrinth geschaffen: es ist kompliziert, aber systematisch. Der Fremde verirrt sich, aber die Einheimischen finden sich zurecht. Und wenn heute die Magazene, die heute noch ihr Ungeziefer verzehren, von ihren Bergen herabstiegen und eine beschränkte und ihnen angemessene Autonomie verlangten — sie bekämen sie. Prinzipiell kann in den Sowjetstaaten jeder Stamm auf seine Fassung „national“ werden.

Die zaristische Regierung hat von den Besonderheiten des Kaukasus gar nichts verstanden. Die zaristischen Großfürsten und Fürsten, die Polizeigouverneure und Generäle betrachteten die Eingeborenen als „Wilde“, die man von eigenen Soldaten erschießen läßt, wenn sie aufmucken, von „feindlichen“, wenn Krieg ausbricht. Die Vorstellungen eines zaristischen Statthalters von dem Volk, das er beherrscht, waren noch primitiver als die Vorstellungen, die sich diese Untertanen vom



## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

VIII.

Wie sieht es in der russischen Straße aus?

Auf den ersten Blick erscheinen die Straßen der russischen Städte bunt und lebhaft. Viele Frauen tragen rote Kopftücher glatt auf dem Haar, im Nacken breit geknotet. Es ist die einzige, übrigens praktische Galanterie der Revolution. Die alten Frauen verjüngt das rote Tuch, den jungen verleiht es einen kühnen erotischen Glanz. Von einigen Häusern wehen rote Fahnen. Ueber Türen und Schildern steht der rote Sowjetstern. Die Plakate vor den Kinotheatern sind von einer naiven, ländlichen Farbenfreude. Die Menschen stauen sich vor der Schaufenstern, sie lieben es, in Serpentina zu wandeln, es ist ein großer Reichtum an Bewegungen. In einem absichtlichen, wahrscheinlich pädagogischen Gegensatz zu den Passanten demonstrieren die öffentlichen Verkehrsmittel Tempo, Rasanz, „Amerika“. Es gibt gute englische Autobusse modernster Konstruktion, leichter und gebiegener als die Berliner und Pariser. Glatt und hurtig sausen sie dahin — auf dem furchtbarsten Pflaster der Welt: dem russischen, das wie ein steiniger, festgestampfter Meeresstrand ist. Die Straßenbahnen klingeln ganz hell, wie Weder. Die Automobile piepsen schrill, wie junge Hunde. Die Droschkensperde schnalzen lustig mit den Hufen. Die fliegenden Händler schreien und singen ihre Waren aus. — sie machen sich selbst mehr Courage als dem Käufer. Ueber den Dächern glänzen die Märchentupfeln der russischen Kirchen, blühen die goldenen Zwiebeln, Früchte eines bunten, seltsamen, erotischen Christentums.

Dennoch empfinde ich die russische Straße grau. Die Masse, die sie bevölkert, ist grau. Sie verschlingt das Rot der Tücher, der Fahnen, der Abzeichen und den goldenen Abglanz der Kirchen-Dächer. Es sind lauter arm und wahllos angezogene Menschen. Es weht ein großer, in seiner Nüchternheit überwältigender, in seiner Dürftigkeit pathetischer Ernst von ihnen. Die russische Straße erinnert an die Szenerie eines sozialen Dramas. Es erfüllt sie ein Geruch von Kohle, Leder, Speise, Arbeit und Mensch. Es ist die Atmosphäre der Volksversammlungen.

Es ist immer noch, als hätte man vor einigen Stunden erst die Tore der Stadt geöffnet und die der Fabriken, die engen Türen der Gefängnisse und die pompösen Portale der Bahnhöfe; als hätte man erst vor einer Stunde Schranken aufgehoben, Lokomotiven in Bewegung gesetzt, Tunnel durchbrochen, Ketten gesprengt: als hätte man eben erst die Masse befreit, als wäre ganz Rußland auf den Beinen. Ihm fehlt noch das heitere Weiß, das die Farbe der Zivilisation ist, wie Rot die Farbe der Revolution. Ihm fehlt der helle Frohsinn,

den nur eine alte formvollendete Welt hervorbringt, niemals eine werdende. Ihm fehlt die Leichtigkeit, die ein Kind des Ueberflusses ist. Hier sieht man nur Not — oder Notwendiges. Es kommt mir vor, daß ich durch Leder gehe, in denen lauter Kartoffeln wachsen, bitter gebrauchte, reichlich gesäte.

Vieles ist improvisiert: hölzerne Buden der Stiefelpuzer mit schwarzen und braunen Schnürsenkeln, mit kleinen armeneligen Pyramiden aus Schuhpasta-Schachteln; mit grauen großen Gummi-Abfüßen, Hufeisen für Menschen. Ein Mann bleibt stehen, hebt einen Fuß und läßt sich beschlagen. Die Funken sprühen in der Dämmerung, während der Schmied, der ein Schuster ist, den Hammer schwingt. Frauen in dicken Kleidern hocken auf dem Pflaster und verkaufen Sonnenblumenterne. Für zwei Kopfen erhält man ein volles Glas, gewissermaßen mit Schaum. Jeder fünfte Mensch sprüht die grauen Schalen um sich her. Ein Trupp obdachloser, materialistischer, zerfetzter Kinder schlendert, läuft, sitzt in den Straßen. Bettler aller Art und Größe spähen raubgierig nach edlen Herzen. Es gibt Melancholiker mit dem bekannnten stummen Anklage-Blick, Merikale, die mit dem Jenseits drohen und zu den Melodien der Kirchenlieder eigene Texte singen, Frauen mit Kindern und Kinder ohne Frauen, Amputierte und Simulanten. Da sind kleine provisorische Läden mit geteilten Schaufenstern. Links liegen Uhren, rechts schaukeln Damenhüte auf Stengeln. Links liegen Hämmer, Messer, Nägel, rechts sind Büstenhalter, Strümpfe, Taschentücher.

Dazwischen schiebt sich die Menge: Männer in billigen Blusen, viele in Lederjoppen, alle mit braunen und grauen Mützen, in grauen, braunen, schwarzen Hemden; viele Bauern und halbe Ländlichkeit, die erste Generation, die auf dem Straßenpflaster gehen gelernt hat; Soldaten in langen, gelben Mänteln, Milizmänner in dunkeln, in dunkelroten Mützen; Männer mit Aktentaschen, auch ohne diese Werkzeuge als Funktionäre erkennbar; alte Bürger, die justament beim weißen Kragen bleiben, den Hut noch tragen, ein schwarzes Bärtchen — die Mode der russischen Intelligenz der neunziger Jahre — und den unvermeidlichen Zwißer am dünnen goldenen Kettchen, das die Ohrmuschel vom Schädel abgrenzt; Debattierende, die in den Klub gehn, ihn schon unterwegs eröffnen; ein paar ängstliche, sehr primitive Mädchen der Liebe, Stappen-Typus; sehr selten eine gut angezogene Frau; niemals ein unbeschäftigter Mensch, niemals ein Mensch, dem man es ansehen würde, daß er gar keine Sorgen hat. Aus allen weht der Atem eines arbeitsreichen oder eines problemreichen Lebens. Entweder man ist Arbeiter oder Funktionär oder Büro-Angestellter. Man ist aktiv oder man wird erst aktiv. Man ist in der Partei oder man bereitet sich gerade vor, in die Partei aufgenommen zu werden. (Und selbst die „Parteilosigkeit“ ist noch eine Art Aktivität.) Man fixiert immer seine Stellung zur neuen Welt. Man korrigiert seinen Standpunkt. Man ist niemals ganz Privatmensch. Man ist immer ein sehr bewegter Bestandteil der Gesellschaft. Es wird organisiert, es wird gespart, es wird eine Kampagne eröff-

net, eine Resolution gefaßt, eine Delegation erwartet, eine Delegation begleitet, es wird einer ausgeschlossen, ein anderer aufgenommen, es wird gesammelt, abgeliefert, gestempelt — es wird, es wird, es wird! Die ganze Welt ist ein ungeheurer Apparat. Jeder Greis, jedes Kind ist beteiligt und verantwortlich. Es ist ein großes Bauen und Zuschütten und Ziegeltragen, hier liegen Trümmer, dort liegt neues Baumaterial — und alle Menschen klettern auf Gerüsten, stehen auf Leitern, steigen auf Treppen, reparieren, bauen ab, schütten zu. Noch steht niemand frei und souverän auf der Erde.

Deshalb erscheinen mir manchmal die Straßen selbst der ältesten russischen Städte (von Kiew und Moskau) wie Straßen in einem Neuland. Sie erinnern mich an die jungen Städte aus amerikanischen Westkolonien, an diese Atmosphäre von Rausch und ständiger Geburt, von Glücksjagd und Heimlosigkeit, von Kühnheit und Opfermut, von Mißtrauen und Furcht, von primitivstem Holzbau neben kompliziertester Technik, von romantischen Reitern und nüchternen Ingenieuren. Die Menschen sind auch hier von allen Seiten des großen Landes zusammengeströmt (in jeder Stadt wechselt die Bevölkerung jedes Jahr), Hunger, Durst, Kampf und Tod liegen hinter ihnen, ein blaues, aber ein sehr weites Morgen liegt vor ihnen. Das Heute bilden: Holzlatten, abgebrochene Kreuze, zerrissene Häuser, Stachelbraut vor Gärten, neue Gerüste vor halbfertigen Bauten, alte Denkmäler, von Empörung vernichtet, neue, von allzu hastigen Händen erbaut, Tempel, in Klubs verwandelt, noch kein Klub, der einen Tempel ersetzte, zertrümmerte Konvention und eine langsam werdende neue Form. Manches ist allzuneu, funkelnelne, zu sehr neu, um sehr alt zu werden, es trägt das Zeichen von Amerika an der Stirn — von Amerika, dessen Technik das vorläufige Ziel der neuen russischen Baumeister ist. Die Straße haftet vom schlaftrigen Orient zum westlichsten Westen, vom Bettler zur Lichtreflexe, vom langsamen Droschken Gaul zum ratternden Autobus, vom „Bewoschtschit“ zum Chauffeur. Noch eine ganz kleine Wendung — und diese Straße führt direkt nach New York.

Ich gestehe beschämt, daß mich manchmal in diesen Straßen eine ganz bestimmte Trauer befällt. Mitten in der Bewunderung für eine Welt, die aus eigener Kraft, mit mehr Ekstase als Material, ohne Geld und ohne Freunde, Zeitungen druckt, Bücher schreibt, Maschinen baut und Fabriken, Kanäle gräbt, nachdem sie kaum noch ihre Toten bestattet hat — mitten in der Bewunderung ergreift mich ein Heimweh nach unserem Leichtsin und unserer Berwerflichkeit, eine Sehnsucht nach dem Aroma der Zivilisation, ein süßer Schmerz um unsere wissenschaftlich schon ausgemachte Defizienz, ein kindischer, dummer, aber inbrünstiger Wunsch, noch einmal eine Modenschau bei Moulineux zu sehen, ein holdseliges Abendkleid auf einem törichtsten Mädchen, eine Nummer vom „Sourire“ und den ganzen Untergang des Abendlandes: wahrscheinlich ist das ein bourgeois Avatismus.

## Europa! Europa!

Von Rudolf S. Biding.

Der Verfasser war Mitglied der deutschen Delegation bei dem III. Kongreß des Verbandes für kulturelle Zusammenarbeit (Unions Intellectuelles) in Wien.

Europa halt! — noch immer und immer von neuem — wider von dem Ruf und der Forderung: Europa. Seit dem Kriege ist dieses Wort in den verschiedensten Lagern fast wie ein Feldgeschrei, unter dem man kämpfen und siegen will und dessen vollen Sinn und Inhalt man dabei nicht einmal ganz zu begreifen braucht. Man hatte Angst. Man suchte nach einem machtvollen Wort, das galt und Achtung gebot. Das Wort Europa war es nicht mehr; und dennoch war es das einzige, wie sich erwies, das dem Europäer gelten durfte. Europa war kaum noch eine Realität, war ein sehr erschütterter Begriff ohne bezwingenden Klang und Rang. Es wurde Ruf, es wurde Forderung.

Die Forderung Europa sollte — wie man sich dachte oder noch denkt — entweder auf politischem oder auf wirtschaftlichem oder auf dem Boden geistiger Kultur ihrer Erfüllung zugeführt werden. In allen Völkern Europas gingen solche Gedanken um und fanden, je nach der Kraft und der Einringlichkeit mit der sie vorgebracht wurden, auch je nach der Hoffnung die bald in diesen bald in jenen Grund suchend Unterwarf, ihre Anhänger.

Die Menschen, die europäischer Kultur — einer Kultur der Zukunft! —, also einer wesentlich aus Geistigem kommenden Macht, die Kraft zutrauen, den Begriff Europa aufs neue zu sichern, tun es in einem guten Instinkt von dem Beharrungsvermögen und von dem Uebernationalen alles Geistigen. Sie suchen das Lebendige, das Schöpferische — im Gegensatz zu dem Konstruktiven, Logischen und (rein) Gedanklichen, im Gegensatz zu dem (rein) Organisatorischen das immer ein Erzwingenes ist.

Solche waren es, die auf dem Kongreß des Verbandes für kulturelle europäische Zusammenarbeit sich begegneten. Dies schon ist viel. Mehr noch: nachdem der Gründungskongreß (in Paris) und der zweite Kongreß (in Mailand) ohne deutsche offiziell zugelassene und auftretende Vertreter getagt hatte, war das erstmalig einer deutschen Delegation Sitz und Stimme eingeräumt. Ihre Aufnahme war so geartet daß man aufs deutlichste sah, wie sehr alles Europäische Torso ist, wenn Deutschland in Europa, in einem Europa europäischen Geistes, fehlt. In solchem Sinne braucht man sich und vermisst sich, wie ein Leib eines seiner Glieder braucht und vermisst. Die Stimme der Deutschen war erst schwach und behutsam; es war der Keuling in einem schon eingespielten Kreis. Erst am Schluß des Kongresses fiel ihm, abgesehen von zwei bedeutenden Reden, ein Wort zu, das das Eigentliche traf worum es ging. Dester-



hingearbeitet werden, daß über die Frage der Kompensationen hinweg die Verständigung sich als die politische Notwendigkeit erweist, die sie ist. Die Verständigung muß aus den Händen der Versöhnungsreisenden, der Apostel-

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

IX.

### Die Lage der Juden in Sowjetrußland.

Auch im alten Rußland waren die Juden eine „nationale Minderheit“; aber eine mißhandelte. Durch Verachtung, Unterdrückung und Pogrom kennzeichnete man die Juden als eine eigene Nation. Man war nicht etwa bestrebt, sie durch Vergewaltigung zu assimilieren. Man war bestrebt, sie abzugrenzen. Die Mittel, die man gegen sie anwandte, sahen so aus, als wollte man sie vertilgen.

In den westlichen Ländern war der Antisemitismus vielleicht ein primitiver Abwehrinstinkt. Im christlichen Mittelalter ein religiöser Fanatismus. In Rußland war der Antisemitismus ein Mittel zu regieren. Der einfache „Muschi“ war kein Antisemit. Der Jude war ihm kein Feind, sondern ein Fremder. Rußland, das für so viele Fremde Raum hatte, war auch frei für diesen. Der Halbgebildete und der Bürger waren Antisemiten — weil der Adel es war. Der Adel war es, weil der Hof es war. Der Hof war es, weil der Zar, für den es sich nicht schickte, seine eigenen rechtgläubigen „Landeskinder“ zu fürchten, vorgab, nur die Juden zu fürchten. Man schrieb ihnen infolge dessen Eigenschaften zu, die sie allen Ständen gefährlich erscheinen ließen: für den einfachen „Mann aus dem Volke“ wurden sie Ritualmörder; für den kleinen Besitzer Besitztümer des Eigentums; für den höheren Beamten plebejische Schwindler; für den Adel gefährliche, weil kluge Sklaven; für den kleinen Beamten endlich, den Funktionär aller Stände, waren die Juden alles: Ritualmörder, Krämer, Revolutionäre und Böbel.

In den westlichen Ländern brachte das 18. Jahrhundert die Emanzipation der Juden. In Rußland begann der offizielle, legitime Antisemitismus in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts. In den Jahren 1881/82 organisierte Plehwe, der spätere Minister, die ersten Pogrome in Südrußland. Sie sollten die revolutionären jungen Juden abschrecken. Aber der gedungene Pöbel, der sich nicht für Attentate rächen, sondern nur plündern wollte, überfiel die Häuser der reichen, konservativen Juden, auf die man es gar nicht abgesehen hatte. Man ging deshalb zu den sogenannten „stillen Pogromen“ über, schuf die bekannten „Ansiedlungsbereiche“, vertrieb die jüdischen Handwerker aus den großen Städten, bestimmte einen numerus clausus für die jüdischen Schüler (3:100) und unterdrückte die jüdische Intelligenz an den Hochschulen. Da aber gleichzeitig der jüdische Millionär und Eisenbahnunternehmer Poljakow ein intimer Freund des Zaren-

hofes war und man seinen Angestellten den Aufenthalt in den großen Städten gestatten mußte, wurde Tausende russischer Juden Poljakows „Angestellte“. Derlei Auswege gab es viele. Der Schlaueit der Juden entsprach die Bestechlichkeit der Beamten. Deshalb ging man in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts wieder zu den offenen Pogromen über und zu den kleinen und großen Ritualmordprozessen...

Heute ist Sowjetrußland das einzige Land in Europa, in dem der Antisemitismus verpönt ist, wenn er auch nicht aufgehört hat. Die Juden sind vollkommen freie Bürger — mag ihre Freiheit auch noch nicht die Lösung der jüdischen Frage bedeuten. Als Individuen sind sie frei von Haß und Verfolgung. Als Volk haben sie alle Rechte einer „nationalen Minderheit“. Die Geschichte der Juden kennt kein Beispiel einer so plötzlichen und einer so vollkommenen Befreiung.

Von den 2 750 000 Juden in Rußland sind: 300 000 organisierte Arbeiter und Angestellte, 130 000 Bauern, 700 000 Handwerker und freie Berufe. Der Rest besteht: a) aus Kapitalisten und „Deklassierten“, die als „unproduktive Elemente“ gelten; b) aus kleinen Händlern, Vermittlern, Agenten, Hausierern, die als nicht produzierende, oder proletarische Elemente angesehen werden. Die Kolonisation der Juden wird eifrig betrieben — zum Teil mit amerikanischem Geld, das vor der Revolution fast ausschließlich der Palästina-Kolonisation zu gute kam. Es gibt jüdische Kolonien in der Ukraine, bei Odessa, bei Cherson, in der Krim. Seit der Revolution sind 6000 jüdische Familien zur Landarbeit herangezogen worden. Im ganzen wurden 102 000 Dekklatiner oder jüdischen Bauern zugeteilt. Gleichzeitig „industrialisiert“ man die Juden, das heißt: man versucht, die „unproduktiven Elemente“ als Arbeiter in den Fabriken unterzubringen und die Jugend in den (etwa dreißig) jüdischen „professionell-technischen“ Schulen zu Facharbeitern heranzubilden.

In allen Orten mit starker jüdischer Bevölkerung gibt es Schulen mit jüdischer Unterrichtssprache, in der Ukraine allein 350 000 frequentanten jüdischer Schulen, in Weißrußland ungefähr 90 000. Es gibt in der Ukraine 33 Gerichtskammern mit jüdischer Verhandlungssprache, jüdische Vorsteher in Kreisgerichten, jüdische Miliz-(Polizei-) Verbände. Es erscheinen drei große Zeitungen in jüdischer Sprache, drei Wochenblätter, fünf Monatshefte, es gibt einige jüdische Staatstheater, an den Hochschulen bilden die nationalen Juden einen starken Prozentsatz, in der kommunistischen Partei ebenfalls. Es gibt 600 000 jüdische Jung-Kommunisten.

Man sieht aus diesen paar Zahlen und Fakten, wie man in Sowjetrußland an die Lösung der jüdischen Frage herangeht: mit dem unbeirrbarsten Glauben an die Unfehlbarkeit der Theorie, mit einem etwas unbekümmerten, undifferenzierten, aber edlen und reinen Idealismus. Was verordnet die

Theorie? — Nationale Autonomie! — Aber um dieses Rezept vollständig anwenden zu können, muß man aus den Juden erst eine „richtige“ nationale Minderheit machen, wie es z. B. die Grusinier, die Deutschen, die Weißrussen sind. Man muß die unnatürliche soziale Struktur der jüdischen Masse verändern, aus einem Volk, das von allen Völkern der Welt am meisten unnatürliche soziale Struktur hat, ein Volk mit einer landesüblichen Physiognomie machen. Und weil dieses Volk in einem sozialistischen Staat leben soll, muß man seine kleinbürgerlichen Elemente und die „unproduktiven“ verbauern lassen und proletarisieren. Schließlich wird man ihnen ein geschlossenes Gebiet anweisen müssen.

Es ist selbstverständlich, daß ein so kühner Versuch nicht in einigen Jahren gelingen kann. Das Elend der armen Juden ist vorläufig nur gemildert durch die Freizügigkeit. Aber so viele auch in die neu erschlossenen Gebiete abwandern — die alten Gettos sind immer noch überfüllt. Ich glaube, daß der jüdische Proletarier schlechter lebt als jeder andere. Meine traurigsten Erlebnisse verdanke ich meinen Wanderungen durch die „Moldawanka“, das Judenviertel in Odessa. Da geht ein schwerer Nebel herum, wie ein Schicksal, da ist der Abend ein Unheil, der aufsteigende Mond ein Hohn. Die Bettler sind hier nicht nur die übliche Fassade der Straße, hier sind sie dreifache Bettler, denn hier sind sie zu Hause. Jedes Haus hat fünf, sechs, sieben winzige Läden. Jeder Laden ist eine Wohnung. Vor dem Fenster, das zugleich die Tür ist, steht die Werkbank, hinter ihr das Bett, über dem Bett hängen die Kinder in ihren Körben — und das Unglück wiegt sie hin und her. Große, vier-schrötige Männer kehren heim: es sind die jüdischen Lastträger vom Hafen. Inmitten ihrer kleinen, schwachen, hysterischen, blassen Stammesgenossen sehen sie fremd aus, eine wilde, barbarische Rasse, unter alte Semiten verirrt. Alle Handwerker arbeiten bis in die späten Nachtstunden. Aus allen Fenstern weint ein trübes, gelbes Licht. Das sind merkwürdige Lichter, die keine Helligkeit verbreiten, sondern eine Art Finsternis mit hellem Kern. Sie sind nicht verwandt mit dem legendreichen Feuer. Sie sind nur Seelen von Dunkelheiten —

Die alte, die wichtigste Frage stellt die Revolution überhaupt nicht: ob die Juden eine Nation sind wie jede andere, ob sie nicht weniger oder mehr sind, ob sie eine Religions-gemeinschaft, eine Stammesgemeinschaft oder „nur“ eine geistige Einheit sind, ob es möglich ist, ein Volk, das sich durch die Jahrtausende nur durch seine Religion und die Ausnahmestellung in Europa erhalten hat, unabhängig von seiner Religion als „Volk“ zu betrachten, ob in diesem besonderen Fall eine Trennung von Kirche und Nationalität möglich ist,

hofft man dann, die ganze vorbereitende Abrüstungskommission Kräfte innerhalb der Liga würde naturgemäß in den Vereinigten Staaten mit größter Spannung verfolgt werden, da man aus einer beratenden Kommission den Schluß ziehen Friedens, in der Raum für alle ist.

Man frage nicht: Was bringt uns die Verständigung? Man frage erst nach der Verständigung selbst. Man sucht nach einer breiten Basis: hier ist sie.

ob es möglich ist, aus Menschen mit ererbten geistigen Interessen Bauern zu machen, aus stark geprägten Individualitäten Individuen mit Massenpsychologie.

Ich habe jüdische Bauern gesehen: sie haben freilich keinen Getto-Typus mehr, sie sind Landmenschen, aber sie unterscheiden sich sehr deutlich von anderen Bauern. Der russische Bauer ist zuerst Bauer und dann Russe; der jüdische zuerst Jude und dann Bauer. Ich weiß, daß diese Formulierung jeden „konkret eingestellten“ Menschen sofort zu der höhnischen Frage reizt: Woher wissen Sie das?! — Ich sehe es. Ich sehe, daß man nicht umsonst viertausend Jahre Jude gewesen ist, nichts als Jude. Man hat ein altes Schicksal, ein altes, gleichsam erfahreneres Blut. Man ist ein geistiger Mensch. Man gehört einem Volk an, das seit zweitausend Jahren keinen einzigen Alphabeten gehabt hat, einem Volk mit mehr Zeitschriften als Zeitungen, einem Volk, wahrscheinlich dem einzigen der Welt, dessen Zeitschriften eine weit höhere Auflage haben als seine Zeitungen. Während ringsum die anderen Bauern erst mühselig zu schreiben und zu lesen anfangen, wälzt der Jude hinter dem Pflug die Probleme der Relativitätstheorie in seinem Hirn. Für Bauern mit so komplizierten Gehirnen sind noch keine Ackergeräte erfunden worden. Ein primitives Gerät erfordert einen primitiven Kopf. Ein Traktor selbst ist, verglichen mit dem dialektischen Verstand des Juden, ein einfaches Werkzeug. Die Kolonien der Juden mögen gut erhalten, sauber, ertragreich sein. (Bis jetzt sind es nur sehr wenige.) Aber sie sind eben „Kolonien“. Sie werden keine Dörfer.

Ich kenne den billigsten aller Einwände: daß die Axt, der Hobel, der Hammer der jüdischen Handwerker gewiß nicht komplizierter sind als der Pflug. Aber dafür ist die Arbeit eine unmittelbar schöpferische. Den schöpferischen Prozeß bei der Entstehung des Brotes besorgt die Natur. Aber die Erschaffung eines Stiefels besorgt der Mensch ganz allein.

Ich kenne auch den anderen Einwand: daß so viele Juden Fabrikarbeiter sind. Aber erstens sind die meisten gelernte Facharbeiter; zweitens halten sie ihr hungriges Gehirn schadlos für die mechanische Handarbeit durch geistige Nebenbeschäftigung, durch künstlerischen Dilettantismus, durch eine verstärkte politische Tätigkeit, durch eifrige Lektüre, durch Mitarbeit an Zeitungen; drittens kann man gerade in Rußland eine zwar nicht zahlenmäßig starke, aber ständige Abwanderung jüdischer Arbeiter aus Fabriken beobachten. Sie werden Handwerker, also selbständig — wenn auch nicht Unternehmer.

Ein kleiner jüdischer „Heirats-Vermittler“ — kann er ein Bauer werden? Seine Beschäftigung ist nicht nur unproduktiv, sie ist in einem gewissen Sinn auch unmoralisch. Er hat schlecht gelebt, wenig verdient, mehr „geschnorrt“ als gearbeitet. Aber welche eine verwickelte, schwierige, wenn auch verwerfliche Arbeit hat sein Gehirn geleistet, um „eine Partie“ zu vermitteln,



sprechungen zeigen, an sich einem Konkordat nicht abgeneigt, obgleich man auf Seiten Preußens auch mit den bisher bestehenden Vereinbarungen auskommen kann. In der alle anderen überragenden Frage der Schule wird die jetzige preußische Regierung kaum geneigt sein, in einem Konkordate

Wunsch, taliens herausfordernde Rolle nicht allzu kräftig abzustreiten, ferner durch das Bedürfnis, die Russen auf die Notwendigkeit hinzuweisen, die Schulverhandlungen mit Frankreich, die wenig versprechend sind, weiter zu bearbeiten und möglichst bald zu regeln.

Parteileitung vier dieser Versammlungen bewirkt.

Paris, 13. Novbr. (Wolff.) Die Botschafterkonferenz hat heute vormittag eine Sitzung abgehalten, in deren Verlauf sie sich auch mit der Frage der deutschen Entwaffnung beschäftigt hat.

worden ist; das Steuerrecht wird von Sachbehörden und Fachpartei und Mitarbeiter nur selten  
**Für die Frau**  
Beilage für Mode und Gesellschaft

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

X.

### Der neunte Feiertag der Revolution.

Der siebente November 1926 ist der neunte Feiertag des revolutionären Rußland. Am sechsten abends ist Illumination. Sie fällt diesmal sparsamer aus als in den letzten Jahren. Es ist feucht, frühwinterlich, neblig. Auch bei völliger Dunkelheit fühlt man den schwerbewölkten Himmel. Mit dem Nebel kämpfen silbern und rot leuchtende Inschriften. Porträts und Büsten von Lenin stehen in den Schaulustern, etwas streng drapiert. Die Kaufäden werden geschlossen. Man hört diesen ganz bestimmten Maschinenklang der Schlüssel, der nur am Vorabend der Feiertage ertönt. An Wochentagen ist es ein gewöhnliches Rasseln. Auch die Menschen haben den schlendernden Sonnabend-Schritt, mit dem man freien Tagen entgegenwandelt. Aber nirgends entsteht die aufgeregte Festlichkeit illuminierter Nächte. Dampf steigt aus der nassen Erde, Nebel schwebt über den Dächern... Man sollte überall sparen — nur nicht an Illuminationen.

Am nächsten Morgen, Sonntag, um neun Uhr früh beginnt die berühmte, schon historisch gewordene Parade der Roten Armee auf dem Roten Platz im Kreml. Diese Szenerie und diese Parade hätte Shakespeare dichten können. Der rote Platz ist so groß, daß er mindestens drei moderne breite Großstadt-Boulevards in sich fassen könnte. Ein Tor eröffnet ihn, eine vierspaltige Kirche schließt ihn ab. Vor der gezackten Kreml-Mauer steht das hölzerne Grabmal Lenins. Es ist eine ungewollte, aber symbolisch wirkende Mischung von Denkmal und Rednertribüne. Der viereckige umgitterte Rasen, der es einsäumt, ist nur wie eine leise Andeutung von Friedhof.

Auf diesem Platz stehen in breiten dichten Karrees die Soldaten: gelbgraue Mäntel, Gewehrläufe, gelbe Riemen, russische Mützen mit stumpfer niedriger Scheitelspitze; Gewehre, Mäntel, Mützen; Mützen, Mäntel, Gewehre. Im Hintergrund warten: Kavallerie, dann die „Boudjonh-Kavallerie“ mit Maschinengewehren auf kleinen flinken Wagen, die Artillerie und die Tanks. Nichts rührt sich. Man hört aus der Ferne heranziehende Musik. Ein nasser November-Morgen geht über den Platz in leisen Galoschen.

An dem niedrigen Turm klebt das große, deutliche, etwas drastische Zifferblatt der Uhr. Der schwere Zeiger tastet vor-

sichtig die Minuten ab, er geht auf ihnen, wie auf Sprossen, der römischen Neun entgegen. Wenn er sie erreicht, schlägt die Uhr, stark, metallisch, mit einem fremden, fernen Goldklang in der Kehle, halb eine Uhr und halb ein Musikinstrument, präzise und etwas kirchlich. In diesem Augenblick wird es noch stiller als vorher. Ein Kommando knallt plötzlich, ganz unerwartet, obwohl es alle erwartet haben. Drei Reiter sprengen vor. Galopp. Lange Mäntel wehen. Der Kommandeur der Armee und zwei Begleiter. Vor jedem Soldaten-Karree reißen sie die Pferde nach rechts. Jede Abteilung ruft: Hurra! Eine Minute Galopp, eine Sekunde Hurra. Rings um den Platz! Wendung! Zurück! Musik spielt die Internationale.

Der Kommandeur geht auf die Terrasse des Grabmals. An zwei Pfählen stehen zwei große Trichter, Lautsprecher schwarze Mäuler. Sie tragen die Stimme nach links und nach rechts. Es ist nicht mehr die Stimme des Sprechers. Es ist, als hätten ihm die Instrumente die Worte aus dem Mund genommen; er macht nur die Gesten zu ihren Reden. Was sagt er? — Feiertägliches, Zeitungsmäßiges: Armee, Proletariat, Arbeiter und Bauern, Bereitschaft, vorläufig noch keine Gefahr, immerhin kapitalistische Welt. Deren Vertreter stehen unten, einer im demonstrativen Zylinder, die meisten in steifen Hüten, in Pelzen, mit nassen Füßen. Schwer ist das Schicksal der Diplomaten.

Pause. — Wink von oben. — Kommando. — Dreimal wiederholtes Kommando. — Erster Zug. — Rechtswendung. — Musik. — Vorbeimarsch.

Dieser Vorbeimarsch ist das stärkste militärische Schauspiel der Gegenwart und — seit Napoleon — wahrscheinlich der Geschichte. Es ist auch das stärkste Schauspiel Sowjet-Rußlands. Es verliert — so und sovielmals wiederholt — nichts von seiner Kraft. Es bleibt immer frisch, wie ein gutes Stück nach zwanzig Aufführungen. Das ist die einzige Parade, die nichts Ueberflüssiges hat, keinen glänzenden Knopf, keinen Theaterblick, keine eitle Geste. Sie hat nur einen einzigen Traditionsfehler: die Soldaten rufen — zum zweiten Mal — Hurra, wenn sie am Kommandeur vorbeigehen. Stehende Massen sollen, marschierende dürfen nicht den Mund öffnen.

Kein übertriebener Schritt, keine unnatürliche Kopfwendung. Das Militärische ist ganz menschlich. Breite Reihen marschieren, lebendige Wände. Die langen Mäntel bedecken die breit ausschreitenden Beine. So entsteht eine Art wallenden Marsches, temperamentvolle Feierlichkeit, exakte Prozeßion.

Sie hört nicht auf. Obwohl sie immer dasselbe bleibt, ist

sie spannend. Man blickt jeder Abteilung entgegen, wie einem neuen Dramen-Akt — und weiß doch schon, was man sehen wird: graugelb, graugelb, graugelb, Mäntel, Gewehre, Mützen. Bis die letzten Abteilungen eine unerwartete Abwechslung bringen: nämlich Gesichter. Es sind Elite-Truppen: Eisenbahner, Sappeure, Techniker, Sicherheitstruppen. Die Mützen werden bunt, die Gesichter individuell.

Die Infanteriemusik verstummt. Eine ferne dünne silberne Musik ertönt. Es sind reitende Töne, die Melodie zieht daher, eine musikalische Reiterkavallade vor der körperlichen Kavallerie. Galopp, Galopp! Eben noch körperlich nahe, schon geisterhaft verschwunden. Ihnen nach die leichten Wagen mit den leichten Maschinengewehren: stehende Kutscher, scharf gezogene Zügel, flatternde Mähnen: die Wagen erinnern an römische Rom-Quadrigen. Sie streifen den Boden im Flug, während die Artillerie schon rollt, schwerer, irdischer, stabiler. Die Tanks weinen. Es sagt irgendwo in ihnen, es klingt ein gespannter Draht, es heult ein metallenes Tier. —

Die fremden Militär-Attachés stehen pflichtgemäß da. Zwei polnische Offiziere sind hart an den Rand des Trottoirs getreten. Die Rotarmisten sehen die Offiziere an. Die fremden Offiziere sind ganz offiziell, ganz Dienst, ganz internationales Völkerrecht, all das, was die rätselhafte Existenz eines uniformierten Militär-Attachés zwar nicht begründet, aber wenigstens garantiert.

Dann ist die große Pause, in der die Attachés und die Diplomaten nach Hause gehen.

Die Arbeiter kommen von weither, mit Fahnen, nach stundenlangem Warten. Es ist naß, es ist November, und es ist das neunte Jahr der Revolution. Und Regen, Nässe und neue revolutionäre Jahre, ein harter Wiederaufbau, ein bißchen Krise, ein bißchen Angina, ein bißchen schlechte Kleidung: das alles macht so müde, so mürrisch, so „zivilistisch“. Man wartet Monate lang, jetzt: ein Augenblick, wo man den Genossen oben ins Gesicht sehen könnte, dem Präsidenten Kalenin, der da mit dem Taschentuch winkt, den Männern der Partei — kann man aus Gesichtern die Zukunft lesen? Soll man rufen, soll man schauen? Und ehe man sich noch entschieden hat (noch ruft man: es lebe die einzige Partei!), ist man schon vorbei, schon vorwärts gedrängt von anderen — vorbei, vorbei, noch ein Feiertag vorbei — und hinter dem Roten Platz, in der Straße, steht die Weltgeschichte mit verischleiertem Gesicht. —

## Neidische Sterne.

Eine Erzählung.

Von Eduard Sachmann.

(2. Fortsetzung.)

Wieder nach einer Weile erst wandte sie das Antlitz dem Sohne zu und sah ihn an. Ihre Augen, in denen das Weiße fast verschwand, waren ohne Tränen. Von großem Ernst und von großer Kraft war ihr Blick, daß dem Seemann bangte. Mit der Hand fuhr sie ihm durchs Haar, und dann richtete sie das Haupt wieder den Sternen zu und hub an, mit geheimnisvoll fremder Stimme zu sprechen. Ob er die Sterne sähe dort oben. Unhörbar in ewigen Kreisen zögen sie ihre Bahn. Er kenne sie wohl alle, sie kenne nur wenige. Aber jener dort, er solle ihn ansehen, den großen im schiefen Viereck, das sei der Stern, der seinem Leben leuchte. Und er solle gut acht haben auf ihn; wenn er in der Nacht auf dem Schiff sehe um diese Stunde, so solle er ihn ansehen fest und klar, dann sähe auch sie hinauf vom Fenster hier, und wenn es auch weit sei, eine doppelte Sternenweite, so sei es doch nichts für einen Gedanken, und sie drückte ihn fest an sich. Noch ständen sie gut, die neidhaften Sterne, Jupiter lächle ihm zu und Mars scheine verhöhnt. Doch hier, und nun nannte und zeigte sie ihm die Sterne der Jüngsten; hier sähe er sie, im Hause des Todes ständen sie und seien betrübt. Ihre Rede ward dunkel, neu schien der Schmerz aufzubrechen, der Sohn drängte die Wangen an ihre. Mit hastigen Bewegungen strich sie ihm übers Haar, er solle stille sein, gut sein, stille sein. Dabei aber redete er nichts.

Und am nächsten Morgen gab es einen fast fröhlichen Abschied. Der Leutnant grüßte noch einmal militärisch mit leicht schlenkernder Handbewegung, und Vater und Mutter winkten am Gartentor dem Wagen nach, der sich rollend und schwankend entfernte.

Es schien, als ob die Sterne sich der allnächtlichen Verschönerung der Mutter neigten. Das zweite Jahr ging vorüber und nahm Tausende und Tausende auf dem Felde mit sich. Im Herbst kam der andere Sohn auf Urlaub, frisch und gesund und guter Dinge, und er wurde nicht weniger festlich und liebevoll als der Seemann empfangen. Beinahe zuviel des Glücks strahlte die Mutter aus. Durch den großen öffentlichen Park, der unfern des Hauses mit hohen alten Bäumen und weiten Rasenflächen sich dehnte, pflegte sie ein wenig spazieren zu gehen mit ihm, dem Hochgewachsenen, Arm in Arm, wobei der Sohn sie sachte führte und sie sich halb über-

402



ausdrücklich abgelehnt worden ist, diese vielmehr erst in einem möglichst frühen Abschnitt des Verfahrens gehört werden sollen. Man wird eine zwingende Vorschrift, die die Untersuchungsanstalt zum Richter über die Reinheit und Unverdorbenheit einer Ware setzt, also unter allen Umständen ab-

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

XI.

Rußland geht nach Amerika.

Wer in den Ländern der westlichen Welt den Blick nach dem Osten erhebt, um den roten Feuerchein einer geistigen Revolution zu betrachten, der muß sich schon die Mühe nehmen, ihn selbst an den Horizont zu malen. Viele tun es. Sie sind weniger Revolutionäre als Romantiker der Revolution. In dessen ist die russische Revolution schon längst in das Stadium einer gewissen Stabilität gekommen. Der illuminierte laute Feiertag ist ausgeklungen. Der nüchterne, graue, mühselige Wochentag hat angefangen. Im Westen aber wartet ein großer Teil der geistigen Elite auf das bekannte Licht vom Osten. Die Stagnation europäischen geistigen Lebens, die Brutalität politischer Reaktion, die korrupte Atmosphäre, in der das Geld gemacht und ausgegeben wird, die Hypokrisie der Offiziellen, der falsche Glanz der Autoritäten, die Tyrannei der Anciennität: das alles zwingt die Freien und die Jungen, von Rußland mehr zu erwarten, als die Revolution geben kann. Wie groß ist ihr Irrtum! Sie mögen herkommen und durch trübe, graue Strahlen wandern; überladene Menschen sprechen, die ewig zwischen einer Konferenz und einem notdürftigen Einkauf auf Rabatt und Matenzahlung im Staatlichen Warenhaus stehen; in Wohnungen sitzen, um die fortwährend Prozesse in Mietämtern schweben und deren Inassen seit Jahren in einem Provisorium leben, wie in einem Wartesaal; den emsigen, millionenarmigen Apparat dieses Riesenschaates sehen — in einer unaufhörlichen, verwirrenden und manchmal verwirrten und zwecklosen Bewegung — sie mögen das alles sehen und dann doch glauben, daß hier Zeit und Raum ist für geistige „Probleme“ und Ekstase. Die Brandsadeln der Revolution sind ausgelöscht. Sie zündet wieder die ordentlichen, guten und braven Laternen an.

Neu war das rote und grandiose Schauspiel der aktiven Revolution. Jetzt aber, o Genossen, ist die Zeit der nützlichen, disziplinierten Mäßigkeit ausgebrochen. Dieses Rußland hat keine Genies nötig und schon gar nicht Literaten. Es braucht Volksschullehrer dringender als kühne Theoretiker, es braucht eher Ingenieure als Erfinder, mehr Konstruktionen als Gedanken, mehr tagespolitische Tendenz als weltanschauliche, das heißt: mehr Agitation als Tendenz, es braucht Fabriken und keine Dichter, es braucht für die breiten Massen eine populäre körperliche Hygiene und eine geistige, die man „Auf-

klärung“ nennt, es braucht Lesebücher und keine Werke. Literarische und Kultur-„Probleme“ sind hier Luxus. Zwei sind verdächtig. Feine differenzierte Nuancen sehen heißt hier eine bürgerliche Ideologie haben. Selbstironie, Abzeichen in Blüte adeligen Geistes ist kleinbürgerlich. Die Revolution war ein verschwenderischer Aufwand der Geschichte, um die geistige Physiognomie der russischen Masse jener der westeuropäischen wenigstens ähnlich zu machen. Auf materiellen, politisch und sozialen Gebieten war sie eine Revolution. Auf geistig und geistig-moralischen war sie nur ein quantitativ gewaltig Fortschritt. Wenn bei uns eine alte und, wie man jag müde Kultur durch Gier, Faschismus, flache Romantik pathologisch banal wird, so wird hier eine eben erst geweckte, brutale Welt gesund banal. Unserer bedadenten Banalität steht gegenüber die neurussische, frische, rotbadige Banalität.

Wie ist das möglich? — höre ich fragen. Wir lesen ja hier die letzten, noch druckfrischen Uebersetzungen jüngster russischer Autoren? Wir lesen ja Romanow, Sejuslina, Babel! Ja, diese Bücher, bei uns neu, sind hier schon alt. Nicht die jungen und begabten Autoren sind Revolutionäre, „Disziplin“, wie man sie braucht, wenige sind Kommunisten, manche sind mit der Zensur nicht einverstanden. Und die Schriftsteller holen ihre Stoffe aus der großen Zeit der ersten Revolutionsjahre oder aus der großen Zeit des großen Strebens und der übermenschlichen Hungerleiden. Alle gut Filme wie „Potemkin“, „Mat“, „Wjeter“ (über die ich nicht sprechen werde) behandeln revolutionäre Episoden längst der jüngst vergangener Heldenzeiten. Aber diesen Alltag von heute diesen grauen kleinen täglichen Kampf mit Millionen grauer kleiner Sorgen — wer wagt ihn zu beschreiben, wer kann ihn beschreiben? Die Zeit der Heldenthaten ist vorbei: das ist die Zeit der fleißigen Büro-Arbeiten. Die Zeit der Epopee ist vorbei: das ist jetzt die Zeit der Statistiken.

Sowohl die Idee als auch der Aufbau des neuen Staat, der im Namen dieser Idee begonnen hat, zwingen die Individualität, sich als einen Faktor der Masse zu betrachten. Während man als Faktor einer geistig sehr hoch stehenden Masse wahrscheinlich nicht unbedingt Kompromisse zu schließen braucht und allen treu bleibt, wenn man sich selbst von heute muß der geistige Mensch im heutigen Rußland sich opfern, wenn er dienen will. Er opfert sich nicht der Idee — was kein Opfer wäre — sondern dem Alltag. Ein breiter Wirkungsbereich ist ihm gesichert, wenn er in die Breite gehen will statt in die Tiefe. Der schöpferische Mensch, ein Revolutionär nicht aus Zwang wie der Proletarier, sondern aus freier Willen oder aus Berufung, bleibt immer revolutionär — auch nach siegreichen Revolutionen. Er weiß das hohe Glück gekostet, in einem Staat zu leben, t-

alle frei machen will. Aber die materielle Freiheit ist nur eine der primärsten Vorbedingungen für seine Existenz. Es gibt keine Gesellschaftsform, die der natürlichen Aristokratie des Geistes auf die Dauer die geistige Herrschaft streitig machen könnte. Der schöpferische Aristokrat braucht keinen Titel und keinen Thron. Aber seine Gesetze diktiert ihm die Geschichte und nicht die Zensur.

Im heutigen Rußland muß man leider den Durchschnitt züchten. Man meidet die Gipfel, man baut breite Heerstraßen. Es ist allgemeine Mobilisierung. Ein zuverlässiger Marxist ist mehr wert als ein kühner Revolutionär. Ein Ziegelstein ist nützlicher als ein Turm. Traktoren! Traktoren! Traktoren! — ruft es im ganzen Land. Zivilisation! Maschinen! ABC-Bücher! Radio! Darwin! — Man verachtet „Amerika“, das heißt den seelenlosen großen Kapitalismus, das Land, in dem Gold Gott ist. Aber man bewundert „Amerika“, das heißt den Fortschritt, das elektrische Bügeleisen, die Hygiene und die Wasserleitung. Man will die vollkommene Produktionstechnik. Aber die unmittelbare Folge dieser Bestrebungen ist eine unheimliche Anpassung an das geistige Amerika. Und das ist die geistige Leere. Die großen Kulturleistungen Europas, das klassische Altertum, die römische Kirche, die Renaissance und der Humanismus, ein großer Teil der Aufklärung und die ganze christliche Romantik — sie alle sind bürgerlich. Die alten Kulturleistungen Rußlands: der Mystizismus, die religiöse Kunst, die Poesie der Slawophilie, die Romantik des Bauerntums, die gesellschaftliche Kultur des Hofes, Turgenjew und Dostojewski: sie alle sind selbstverständlich reaktionär. Woher also geistige Grundlagen für eine neue Welt nehmen? Was bleibt übrig? — Amerika! Die frische, ahnungslose, gymnastisch-hygienische rationale Geistigkeit Amerikas — ohne die Hypokrisie der protestantischen Sektiererei: aber dafür mit der Scheuklappenfrömmigkeit des strengen Kommunismus.

Die literarischen Zeitschriften haben heute in Rußland eine unwahrscheinlich hohe Auflage. Aber darunter leidet ihre Qualität. Jeder Halbgebildete kann sie lesen. Aber der Anspruchsvolle kann sie nicht lesen. Der Stil, dessen sich die meisten russischen jungen Tendenz-Schriftsteller bedienen, ist ein All-gemeinstil, jedem erreichbar, seine Bestandteile liegen wie Bleibuchstaben in Schränken. Es ist eine primitive Sprache, unfähig, Nuancen und Stimmungen haargenau wiederzugeben, jedem verständlich, aber auch jedem zur Verfügung, eine Montur für Tatsachen, Prinzipien, Agitation. Das neue Theater (von dem ich noch sprechen werde) hat eine unzulässige technische Vollkommenheit erreicht — in der Kunst, Effekte zu erzielen. Dafür geht die Feinheit des Schauspielers verloren. Nicht die Atmosphäre der Bühne ist suggestiv, sondern das technische

am 14. Uhr beginnenden Sitzung des Auswärtigen Ausschusses, deren Hauptberatungsgegenstand die Militärkontrolle bildet, wird der Reichsminister des Auswärtigen Dr. Stresemann auch über die Subventionen an die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ Auskunft geben.

„Zwei oder drei von uns sprachen zu gleicher Zeit, um erst anzuhören, als die Stimme Asquith durch die Rauchwolke seiner Zigarre schallte, in die er sich gehüllt hatte: „Ich erwarte große Neuigkeiten heute abend.“ Lloyd George gab zur Antwort: „Das tun Sie immer, aber sie kommen nie.“

Mittel. Die neue „revolutionäre“ Malerei beschränkt sich auf Metaphern, die nicht die Kraft haben, Symbole zu werden. Viele, tausend, Millionen Kräfte sind befreit. Einmal werden sie wahrscheinlich ein Licht anzünden, das heller sein wird, als das Feuer der Revolution. Aber heute noch nicht, in zwanzig Jahren noch nicht. Vorläufig bleibt immer noch die geistige Physiognomie Europas interessanter; — wenn auch ihre politische und soziale Physiognomie schauerhaft ist. —

## Die zerschlagene Utopie.

Gespräch nach einem Vortrag.

Von Spectator.

„Das Leben hat diese Utopie (die Demokratie) wohl schon so zerschlagen, daß eine theoretische Widerlegung kaum mehr nötig ist.“  
Karl Anton Rohan.

Victor: Sie erklären also rund heraus die Demokratie für eine überlebte Angelegenheit.

Karl: Ja, denn sie beruht auf der Fiktion, daß man die Menschen wie Hühnerciern behandeln kann, indem man ohne Rücksicht auf die individuelle Verschiedenheit jedem Menschen den gleichen Preis und damit den gleichen Wert gibt.

Victor: Ich lasse zunächst Ihre Irrtümer beiseite und frage: Was folgern Sie aus dieser Verschiedenheit?

Karl: Daß es zwei Klassen von Menschen geben muß — es hat sie immer gegeben — die zur Führerschaft Geborenen und — die anderen.

Victor: Also ein neuer Adel?

Karl: Gewiß, er wird sich bilden, wenn auch nicht von heute auf morgen.

Victor: Und was machen sie inzwischen? Vielleicht ein kleines Diktatürkchen à la Mussolini oder Lenin?

Karl: Nein, ich verabscheue diese gewaltsamen Methoden, wenn auch — — —

Victor: Aha, also doch eine gewisse Sympathie. Was bleibt Ihnen schließlich anderes übrig, denn zwischen der toten Demokratie und der Entstehung des neuen Adels muß ja die Zeit mit irgend etwas ausgefüllt werden.

Karl: Ich bin aber gegen Diktatur, vor allem gegen die Diktatur der Nationalisten. Sie wissen, ich arbeite für Europa und eine Vergottung des Nationalen, wie sie der Faschismus betreibt, kann immer nur als europäisches Sprengpulver wirken.

Victor: Ist das so ausgemacht? Siehe sich nicht denken, daß in jedem Land durch den Faschismus ein Ritter des



„Corriere della Sera“ auseinandersetzt hat. Sie will nicht nur einen Ausgleich der Zahlungsbilanz erreichen, sondern Ueberschüsse an Kapitalien erzielen, um die wirtschaftliche Ausdehnung, den Ausbau der Handels- und Bankenorgani-

Streitgefahr schützen und den Arbeitern das wirksamste Druckmittel für Lohnerhöhungen entziehen würde. Wenn man aber daran denkt, was das italienische Unternehmertum an offiziellen und offiziellen Auflagen zu tragen hat, wie es ganz von

✚ Berlin, 30. Novbr. (Priv.-Tel.) Heute nachmittag trifft der russische Vollkommisar für auswärtige Angelegenheiten, Tschitscherin, in Berlin ein. Er wird sich nach kurzem Aufenthalt nach Frankfurt a. M. begeben, um dort zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen Spezialisten aufzusuchen.

Seiner Tagung des Völkerbundsrates eine Viermächtekonferenz zwischen den Außenministern Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens stattfinden werde. Von einer solchen Absicht ist den hiesigen Stellen amtlich in keiner Form etw a s b e k a n n t geworden.

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

XII.

### Die Frau, die neue Geschlechtsmoral und die Prostitution.

Wer von einer häßlichen Verwirrung der Sitten in Sowjetrußland spricht, verleumdet es; wer den Anbruch einer neuen Geschlechtsmoral in Sowjetrußland sieht, ist ein heiterer Optimist; und wer hierzulande gegen alte Konventionen mit den Argumenten des braven Nebel kämpft, wie z. B. die Frau Kollontaj, ist das Gegenteil von revolutionär — nämlich: b a n a l.

Die angebliche „Sittenlosigkeit“ und die „neue Geschlechtsmoral“ beschränken sich auf eine Reduzierung der Liebe zu einer hygienisch einwandfreien Paarung zweier durch Schulvorträge, Filme und Broschüren sexuell aufgeklärten Individuen verschiedenen Geschlechts. Ihr geht in den meisten Fällen keine „Werbung“, keine „Verführung“ und kein seelischer Rausch voran. Die Sünde ist insolgedessen in Rußland langweilig, wie bei uns die Tugend. Die Natur, aller Feigenblätter beraubt, tritt unvermittelt in ihre Rechte, weil der Mensch, vor lauter Stolz über die soeben gewonnene Erfahrung, daß er vom Affen abstamme, sich der Sitten und Gebräuche der Säugetiere bedient. Das schützt ihn ebenso vor der Ausschweifung wie vor der Schönheit; es erhält ihn fromm und natürlich-tugendhaft, er bewahrt die doppelte Keuschheit des medizinisch beratenden Barbaren, er hat die Moral der sanitären Maßnahmen, die Anständigkeit der Vorsicht und die Genugtuung, mit dem Genuß eine hygienische und soziale Pflicht erfüllt zu haben. Im Sinne der „bürgerlichen“ Welt ist das alles höchst sittlich. Minderjährige werden in Rußland nicht verführt und nicht mißbraucht, weil alle Menschen den Stimmen der Natur gehorchen und die Minderjährigen, die das Gefühl haben, keine Minderjährigen mehr zu sein, mit Ernst und der sozialen Aufgabe eingedenk sich freiwillig hingeben. Die nicht mehr umworbenen Frauen verlieren ihren Reiz — nicht insolge der völligen Gleichberechtigung vor dem Gesetz, sondern insolge ihrer politisch fundierten Bereitwilligkeit, des Mangels an Zeit zur Lust und der vielen sozialen Pflichten, der unaufhörlichen Arbeit in Büros, in Fabriken, in Werkstätten, der unermüdeten öffentlichen Betätigung in Klubs, Vereinen, Versammlungen, Konferenzen. In einer Welt, in der die Frau so sehr „öffentlicher Faktor“ geworden ist und in der sie so selig darüber zu sein scheint, gibt es natürlich keine erotische Kultur. (Außerdem hatte die Erotik bei den Massen in Rußland schon immer einen herben, ländlich-utilitaristischen Bei-

geschmack gehabt.) Man fängt in Rußland dort an, wo bei uns Nebel und Grete Meisel-Hes und alle ihre belletristischen Zeit- und Gesinnungsgenossen gestanden haben.

In Rußland glaubt man ungemein „revolutionär“ zu sein, wenn man den Befehlen der Natur und den Forderungen des einfachen Verstandes wirklich gehorcht. Aber durch einige „revolutionäre“ Kultur-Reformationen ging nicht der große Geist Voltaires, sondern der durchsichtige Schatten Max Nordaus. Statt der überlieferten Heuchelei kam die theoretische Pedanterie, statt der komplizierten Sitte die banale Natürlichkeit, statt der kultivierten Sentimentalität der simple Rationalismus. Man riß alle Fenster auf — — —, um eine muffige Luft hereinzulassen.

Man scheint nicht zu verstehen, daß die Liebe immer heilig ist, daß ein Augenblick, in dem zwei Menschen zusammenkommen, immer eine Weihe hat. Man bemüht sich, das Standesamt sehr demonstrativ einfach zu machen. Es ist der Ortspolizei angegliedert, enthält drei Tische, einen für Heiraten, einen für Scheidungen, einen für Geburten. Eine Eheschließung ist einfacher als eine Anmeldung bei der Polizei. Man hat eine groteske Angst vor Formen. Eine kurze Zeit war die „kommunistische Taufe“ von einer gewissen zeremoniösen Feierlichkeit. Man schaffte sie aber ab — oder sie ist zumindest sehr selten geworden. Die Durchschnittsleute beschränken sich auf ein gemeinsames Nachtmahl in später Abendstunde (nach der üblichen Versammlung oder Konferenz oder „Berichterstattung“ oder dem „Kurs“) und einige Stunden Schlaf. Mann und Frau arbeiten und konferieren den ganzen Tag in gesonderten Betrieben. Wenn sie zufällig an einem Sonntag oder bei einer gemeinsamen Demonstration entdecken, daß sie nicht zu einander passen —, oder wenn dem einen oder andern ein Fremder besser gefällt, läßt man sich scheiden. Mann und Frau kennen einander noch weniger als die Partner der kapitalistischen Mitgift-Ehe. Scheidungen sind häufiger als bei uns, weil die Ehen „leichtfertiger“ und mit weniger Bedacht geschlossen werden. Auch der Betrug ist seltener, die Sauberkeit also größer. Aber nicht weil das Ethos so tief, sondern weil die Beziehungen so locker und die Form so simpel ist. Wir sind alle Säugetiere. Von den vierfüßigen unterscheiden wir uns durch die sexuelle Aufklärung.

Das alles schließt den Bestand einer alten spießigen „Moral“ nicht aus. Denn der Mensch in Rußland ist ein Bestandteil der Straße, sie sieht in sein Schlafzimmer. Und weil man nur ein Auge zudrücken kann, aber nicht tausend, ist die Straße kleindürgerlicher, spießiger, sauerstoffreicher als jede Lante.

Biel revolutionärer als die Sitte ist das Gesetz. Es macht keinen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Müttern und Kindern. Es bestimmt, daß einer arbeitenden schwangeren Frau nicht gekündigt werden dürfe; daß ihr zwei Monate vor, zwei Monate nach der Entbindung Urlaub gegeben werde; daß der Monat, in den die Geburt fällt, doppelt entlohnt werde; es bestimmt, daß die Mimenten der Vater zahle (wenn er nicht ohne Einkommen ist), daß eventuell einige Männer sich in die Mimentenlast teilen, wenn die Mutter es vorzieht, einige Männer als eventuelle Väter anzugeben; es gestattet den künstlichen Abortus, es befiehlt die Trennung der Ehe, auch wenn nur ein Teil sie lösen will, es stellt das sogenannte „Konkubinats“ der vor dem Standesamt geschlossenen Ehe vollkommen gleich; es berechtigt theoretisch auch den Mann unter gewissen Bedingungen, auf materielle Unterhaltung Anspruch zu erheben; es anerkennt keine Gütergemeinschaft in der Ehe; es fördert die vielen Mütter- und Kinderheime, Schutzkommissionen, Säuglingsfürsorgestellen. Es ist ein im modernen Sinn humanes Gesetz, das allerdings in der Praxis ebenso zu Schwierigkeiten wie zu Lächerlichkeiten führen kann. Die Gerichte, die vor kurzer Zeit noch mit Alimenten-Prozessen überlastet waren, sind heute immer noch mit ihnen beschäftigt. Zu einigen gründlichen Reformen geht man allmählich auch auf dem Gebiete des Ehrechts über wie auf allen anderen Gebieten. Die Theorie ist gerade daran, sich dem Leben anzupassen, die Menschen sind gerade auf dem Weg, sich den Gesetzen anzupassen. Deshalb tritt der gerechte Wunsch nach einem endgültigen Urteil hinter die Notwendigkeit zurück, sich auf Betrachtungen und Beobachtungen zu beschränken. Westeuropa kann von den neuen russischen Gesetzen m a n c h e s, von seiner sozialen Fürsorge a l l e s, von seiner angeblichen neuen Geschlechtsmoral und Sitte g a r n i c h t s lernen. Denn sie ist alt und manchmal reaktionär. Es ist zum Beispiel reaktionär, den Handfuß zu verpönen — aus Furcht, man könnte die Frau zur Dame degradieren. Es ist reaktionär, wenn bei den vielen Blumenhändlern, die in allen russischen Städten in den Straßen stehen, nur die jungen Mädchen Blumen kaufen, um sie ihren Geschlechtsgenossinnen zu schenken — indes die jungen männlichen Begleiter ungeduldig abseits stehen, erheben in ihrem „Komsomol“-Stolz über derlei „bourgeoise Sentimentalitäten“. Es ist reaktionär, die Frau durch Gleichstellung ins Neutrum zu verwandeln, es wäre revolutionär, sie durch Achtung weiblich sein zu lassen. Es ist reaktionär, sie nur frei zu machen — es wäre revolutionär, sie frei u n d schön zu machen. Die wirkliche Degradation ist nicht die vom „Menschen“ zum „Weib“, sondern vom freien, erotisch kultivierten, mit der Fähigkeit zu lieben ausgestatteten Menschen zum sexuell funktionierenden Säugetier. „Darwinismus“ ist reaktionärer, als die guten russischen Revolutionäre glauben, und

das Metaphysische, vor dem sie eine genau so große Angst haben wie Bürger vor der Kapitalsenteignung, ist revolutionärer als die atheistische Spießigkeit. Eine „konventionelle Lüge“ kann tausendmal revolutionärer sein als eine flache, banale Aufrichtigkeit. Und sogar die Prostitution, den preussischen Königinnen ebenso verhaßt wie manchen Kommunisten, ist eine humane und freie Einrichtung — verglichen mit der sauerstoffreichen, naturwissenschaftlich begründeten Geschlechtsfreiheit.

Die Prostitution ist in Rußland ein kurzes Kapitel. Das Gesetz verbietet sie. Straßenmädchen — deren es in Moskau offiziell etwa 200, in Odessa etwa 400 gibt — greift man auf, bringt man in die Polizeistelle, später in Arbeitsstellen unter. Ein paar Häuser der Liebe fristen ein bedrohliches, kümmerliches und primitives provinzielles Dasein in einigen größeren russischen Städten. Kuppelei wird streng bestraft. Insolgedessen sehen sich manche Menschen gezwungen, die wenigen Automobile, die es in Moskau gibt, dem nützlichen Bahnhofsverkehr zu entziehen. Den Chauffeuren geht es gut, eine städtische Automobil-Verleihung hat in den Abendstunden ein ewig besetztes Telefon und es liegt eine leise Ironie darin, daß auch sie mißbraucht wird. Eine Stunde Fahrt in den nicht mit Tachometer versehenen Automobilen kostet sechs Rubel. (Während ich dieses schreibe, erfahre ich von einer neuen Verfügung, der zufolge die besetzten Automobile am Abend im Innern dauernd b e l e u c h t e t sein müssen.)

Rußland ist nicht unmoralisch, keineswegs, — es ist nur hygienisch. Die moderne russische Frau ist kein Wüßling, — im Gegenteil: sie ist eine brave soziale Funktion. Die russische Jugend ist nicht hemmungslos, sie ist nur maßlos aufgeklärt. Die Ehe- und Liebesverhältnisse sind nicht unsittlich, sondern nur öffentlich. Rußland ist kein „Sündenpfuhl“, sondern ein naturwissenschaftliches Besebuch . . .

Obgleich dieser Zustand durch eine heftige Propaganda gestützt und erhalten wird, ist er zum Teil doch auch eine natürliche Reaktion gegen die verflornte Zeit der allzu schwärmerischen, sentimental und kitschigen Verlogenheit der Liebesbeziehungen. Wenn die neuen Reformatoren glauben, dieses Stadium in der Entwicklung der Erotik, das ich das „naturwissenschaftliche“ nennen möchte, wäre ein gesunder Uebergang zu einer gesunden, neuen, natürlichen Liebe, so muß man mit ihnen hoffen. Wenn sie aber glauben, es könnte eine natürliche Liebe zwischen Menschen ohne das geben, was sie als „metaphysisch“ fürchten — so irren sie sich. Die erotische Beziehung, die sich nur auf Körper und Bewußtsein be-



Standpunkt, daß die Religionsgesetze gegen die Grundsätze des Völkerrechts und die Prinzipien der Freiheit und Gerechtigkeit verstießen, wie sie von allen zivilisierten Nationen aufgestellt worden.

In weiteren Referaten wurden ähnliche agitatorische Töne angeschlagen, wobei die obererschlesischen Führer der Deutschnationalen sich besonders scharf gegen das obererschlesische Zentrum und die von diesem geforderte Provinzialverwaltung wandten.

errichteten Lehrstuhl für Soziologie an der Hamburgischen Universität abgelehnt. Er hat damit dem dringenden Wunsche des Lehrkörpers und der Studentenschaft der Heidelberger Universität entsprochen, dem die badische Universitätsverwaltung ihrerseits gleichfalls Rechnung getragen hat.

300000 Joch (ein Drittel alles kulturfähigen Bodens in Ungarn) gehört 1150 Grundbesitzern. Man braucht kein Sozialist zu sein, um zu finden, daß hier etwas nicht stimmt. Die Bauern werden in furchtbarer Rückständigkeit und Armut gehalten. Wenn man einen ungarischen Gutsbesitzer besucht, werden einem die Hände demütig geküßt, von irgend

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

### XIII.

#### Die Kirche, der Atheismus, die Religionspolitik.

Zwischen der Ueberzeugung, daß die Religion „Gift“ sei und einer feindseligen Aktivität gegen Erzeuger und Verbreiter des angeblichen Giftes ist ein Unterschied: in Sowjetrußland wird die Kirche nicht verfolgt. Nur ihre Macht wird bekämpft und ihr Einfluß. Man führt keinen Krieg gegen Gott — man bemüht sich, nachzuweisen, daß er nicht da ist. Man zerstört keine Kirche — man verwandelt einige in Museen. Man bestraft nicht die Gläubigkeit — man sucht sie auszurotten. Man verbietet nur jene religiösen Demonstrationen, die staatsfeindlich sind oder sein könnten. Man verhindert nur sehr selten eine Prozession — man versucht zu beweisen, daß sie eine Torheit sei. Die Methode des Kampfes gegen die Kirche ist mehr eine prophylaktische als eine chirurgische. Religiöse Betätigung der Jugend kann manchmal unangenehme Konsequenzen haben. Religiöse Betätigung der Alten wird höchstens ironisiert. Der Spott ist schon die schärfste Waffe, die der Staat gegen die Kirche verwendet. An der linken Wand des heutigen zweiten Sowjethauses, dort, wo früher die wundertätige iberische Mutter Gottes gestanden hat, ist heute die goldene Inschrift angebracht: „Die Religion ist Opium für das Volk.“ (Die Mutter Gottes ist, nebenbei gesagt, in ihre eigene Kapelle, zwanzig Schritt weiter, vor dem großen Fremdtor, übergesteilt und wird immer noch fleißig angebetet.) Aber auch dieses öffentliche Zitat ist eine alte Demonstration aus der Zeit der ersten Siegesfreude. Heute herrscht Waffenstillstand zwischen Staat und Kirche.

Manchmal auch Freundschaft: die religiösen Minderheiten zum Beispiel genießen im neuen Rußland eine unvergleichlich größere Freiheit, als in irgendeiner Zeit. Sie hatten einen gemeinsamen Feind, die kleinen Konfessionen und die große Revolution: den orthodoxen Zarismus. Der Beschluß des Dreizehnten Parteikongresses über die Behandlung der Sekten lautet: „Besonders vorsichtig ist die Frage des Verhaltens gegenüber den Sektierern zu lösen — zumal, da viele von ihnen vom Zarismus grausam behandelt wurden und einige überaus aktiv sind. Durch ein angemessenes Vorgehen sollte man die wirtschaftlich kulturellen Elemente unter ihnen in den großen Strom der Sowjet-Arbeit einbeziehen.“ Der „Russische Menonitische Landwirtschaftliche Verband“, dessen Statuten

einen unwahrscheinlich reaktionären Geist atmen, wurde trotzdem im Jahre 1923 von der Regierung bestätigt — und erst heute, da die kommunistische Propaganda unter den armen und mittleren menonitischen Bauern einige Erfolge zeitigt, beginnt man, den Verband zu reorganisieren. In Moskau erscheint, unter anderen religiösen Zeitschriften, die Monatschrift der Siebten-Tage-Adventisten, die eine eifrige Propaganda für das „Bibellesen im Hause“ treibt und auch sonst gewiß nicht revolutionär ist. Mohammedaner, Juden, Duchoborzen, Molokaner — alle bekannten und unbekannt Konfessionen, an denen Rußland so reich ist, leben frei und erholen sich geradezu von den Verfolgungen des Zaren — unter der Herrschaft der prinzipiellen Atheisten. Wer wollte behaupten, daß die Sowjetregierung heute noch die Religion verfolge?

Man treibt nur Propaganda gegen die Religion. Sie ist die selbstverständliche Konsequenz des „dialektischen Materialismus“. Man ist bemüht, die Propaganda sachlich, kühl, objektiv zu gestalten. Daß sie trotzdem in Aggressivität ausartet, ist nicht die Schuld ihrer Urheber. Denn erstens sind von allen Beteuerungs-Methoden die gegen den Glauben angewandten ihrer Natur nach am wenigsten behutsam. Gefühle sind eben leichter zu verletzen als zum Beispiel Meinungen. Zweitens: sind die Missionare des Atheismus nicht geeignet, gerade das zu schonen, was anzugreifen ihre Aufgabe ist. Es ist ja gerade ihre Pflicht, ihr Beruf, bei jeder methaphysisch verdächtigen Aeußerung des Lebens nach dem naturwissenschaftlich fixierten „Nerv“ zu suchen, der sie verursacht haben könnte. Es kann also höchstens ihr Bestreben sein, nicht „auf die Nerven zu fallen“. Aber sie fallen sozulagen meist auf Gefühle.

Verlezend ist nicht das Argument des „Materialismus“, sondern die Billigkeit seines Arguments. Es gibt selbstverständlich auch Diffizile. Aber sie eignen sich nicht für die alltägliche Propaganda. Der landläufige agitatorische Materialismus in Rußland hat ein paar grobe, niederschmetternde, für europäische Ohren unglaublich antiquierte „Beweise“: Zum Beispiel: Donner und Blitz sind Erscheinungen der Elektrizität; die Welt ist billionenmal älter, als die Bibel glaubt; die Welt ist nicht in sechs Tagen, der Mensch nicht aus Staub erschaffen worden: er kommt vom Affenmenschen her. Besonders über diese Entdeckung herrscht in Rußland eine unwahrscheinlich naive Freude. Die Menschen sind so stolz darauf, mit dem Pithekanthropus verwandt zu sein, als hätten sie eine Erbschaft von ihm zu erwarten und als hätten wir dieses Erbe nicht schon längst aufgezehrt. In einer Broschüre: „Antireligiöse Propaganda im Dorf“ von G. Fedorow, die für Dorf-Agitatoren bestimmt ist, stehen

folgende Definitionen: „Das Peter- und Paulsfest gehört zu jenen Feiertagen, die den Zweck haben, die Ausbeutung der arbeitenden Massen durch die Kapitalisten zu rechtfertigen und jeden Versuch, einen Aufstand zu erheben, durch eine Berufung auf die göttliche Autorität zu unterdrücken.“ Oder: „Alle unsere Seelen-Erscheinungen — Ärger, Freude, Angst, die Fähigkeit, zu denken und zu rasonieren — sind Folgen der Arbeit des Zentralhirns und der Nerven.“ Der zwanzigste Juni alten Stils, der Tag des Elias, der nach dem Glauben der Bauern über Donner und Blitz zu verfügen hat, wird im neuen Rußland auch offiziell gefeiert und zwar als „Elektrifikations-tag“. Und manchmal protestiert eine Broschüre gegen das Läuten der Kirchenglocken, weil es denerviere und weil in Zürich das Glockenläuten verboten sei. Ich weiß nicht, ob es stimmt — aber: Zürich! Zürich! Welch ein Muster für Revolutionäre!

Das ist nämlich das Un-Revolutionäre, Reaktionäre, Spießige an dieser antireligiösen Propaganda: dieser Wunsch nach stummen Glocken; dieses Peter-Paulsfest, das den Zweck hat, die Ausbeutung der Massen zu rechtfertigen; dieser „Elektrifikations-tag“; diese Seelenerscheinungen im Nervensystem und diese Genügsamkeit, die keine anderen Seelenerscheinungen kennt, als: Ärger, Freude, Angst, Denken und Rasonieren; fünf Zustände, wie fünf Finger; dieses Argument gegen die Bibel: ein „Märchen“; dieser mittelmäßige, banale, philiströse Affen-Mensch inmitten der aufgeklärten Schweizer Alpen...

Als Gorki einmal in einem Artikel schrieb: „Die Gottsucherei muß man eine Zeitlang aufschieben. — Ihr habt keinen Gott! Ihr habt ihn noch nicht geschaffen!“ — bekam er einen bösen Brief von Lenin: „Daraus geht also hervor, daß Sie nur eine Zeitlang gegen die Gottsucherei sind! — Jeder Gott ist eine Seuche — vom sozialen, nicht vom persönlichen Gesichtspunkt ist jede Gottschafferei nichts anderes als die liebevolle Selbstbetrachtung des stumpfsinnigen Kleinbürgertums — Gott ist zu allererst ein Komplex von Ideen, die durch die stumpfsinnige Niedergedrücktheit des Menschen und die äußere Natur und die Klassenunterdrückung erzeugt wurden.“

Das war im Jahre 1913. Und diese Angst vor Gott, die genau so groß war wie die Angst eines Frommen vor dem Teufel, stammt noch aus den neunziger Jahren. Indessen haben wir 1926. Dazwischen war der Krieg, der Tod; die große Revolution und der große Lenin selbst, bei dessen Tod ein Schauer durch ganz Rußland ging, der keineswegs nur wie eine „Funktion des Nervensystems“ aussah. Dazwischen

ist das Wissen von der Relativität der „Wahrheit“, von der Wahrheit des „Unwahren“. Wenn man uns heute sagt, daß etwas „nur ein Märchen“ sei, so ist das für uns noch lange kein Grund, ihm nicht zu glauben. Den Pithekanthropus haben wir längst akzeptiert, die Aufklärung haben wir längst verdaut. Wir haben den Weg schon zurückgelegt, auf dem man erst feststellt, daß die „Wunder“ „erklärbar“ sind. Wir wandern schon den Weg, auf dem man erfährt, daß auch das „Erklärliche“ ein Wunder ist. Kurz: wir sind im zwanzigsten Jahrhundert. Im geistigen — nicht im politischen — Rußland feiert man die letzten Jahrzehnte des neunzehnten.

Wenn man folgende Zuschrift eines bäuerlichen Jungkommunisten an die Zeitung liest:

„Mit Beendigung der Feldarbeit werden die Straßen unseres Dorfes wieder lebendig. Unsere Arbeiter- und Bauernjugend — — weiß nicht, wohin mit der freien Zeit. Aus diesem Grunde besucht sie erstens allsonntäglich den Gottesdienst; und zweitens treibt sie allerhand Unwesen — —“

so versteht man die unglaubliche Primitivität dieses Materialismus, der so stolz ist, den allsonntäglichen Gottesdienst endlich als „allerhand Unwesen“ entlarvt zu haben — — und hat auch vielleicht eine ferne Vorstellung von der bisher so unbekannt gewordenen Religiosität des russischen Durchschnitts-Menschen. Seine Gläubigkeit war ebenso von primitiv sinnlichen, religiösen Formen erhalten und bedingt, wie jetzt sein Unglaube vom primitiv naturwissenschaftlichen Abc. Diese Kirche, die ein so hartes Regiment gegen Abtrünnige führte, schuf selbst die Voraussetzungen für Abfall und Ablehr. Diese Kirche stand eine Zeitlang im Dienste mohammedanischer Chans gegen russische Bauern. Sie schenkte Rußland den ersten Romanow, den Sohn ihres Oberhauptes, um sich dem Zaren zu verkaufen wie früher dem Chan. Ihre Klöster lebten von der Arbeit der Leibeigenen. Das Troizko-Sergejewer Kloster hatte 106 000 Leibeigene, die Alexandro-Newsker Laura 25 000. Im Anfang des 20. Jahrhunderts besaß die Kirche in Rußland 2 611 000 Desjatinen Land. Das Jahreseinkommen des Moskauer Metropoliten betrug 81 000 Rubel, das des Nowgoroder Erzbischofs 307 500 Rubel, das des Petersburger Metropoliten 259 000 Rubel. Die Priester der orthodoxen Kirche waren und sind weniger „Diener Gottes“, als Handlanger und Betemonen-Vollstrecker. Sie waren nicht die Mittler zwischen Gebet und Gehörung. Gemissermaßen über ihre Köpfe hinweg ging der Glaube der Massen. Sie hatten keine bevorzugte Stellung, sie hatten nur Einnahmen. Sie



Städte besitzen ihre Vertretungen, deren Mitglieder aber auch hier sämtlich vom Könige ernannt werden, so daß im Gedächtnis in keiner Weise das Prinzip der absoluten Monarchie durch ein System gewählter Vertreter geschwächt wird. Die ersten Ansätze zur Eröffnung moderner Schulen sind unter-

Magdeburg, 11. Dezbr. (Priv.-Tel.) Zur Erkrankung des Oberpräsidenten Hörsing wird amtlich mitgeteilt: Wenn auch das Krankheitsbild im wesentlichen unverändert ist, so darf doch eine leichte Besserung im Befinden des Oberpräsidenten Hörsing festgestellt werden, so daß die Ärzte hoffen, eine Operation vermeiden zu können.

Bürgerchaft haben, gut zu machen. Durch das Staatsangehörigkeitsgesetz wären nicht nur die zahlreichen im Lande wohnenden Staatenlosen zu ihrem Bürgerrecht gekommen, sondern auch durch Festsetzung eines neuen Optionstermines hätten viele im Auslande weilende Landbesitzer zurückkehren können. Der Gesetzesentwurf ist mit starker Majorität abgelehnt worden.

sollen darüber entscheiden, ob ein starker Parteistich in einer Urstalt isoliert werden darf oder nicht. Sie werden auch die Befugnisse erhalten, Fälle, die vor ihrer Zeit erledigt worden sind, noch einmal genau zu prüfen. Dabei können früher ergangene Entscheidungen rückgängig gemacht werden.

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

XIV.

Die Stadt geht ins Dorf.

Die Zivilisierung des russischen Bauern, die Rehabilitierung seiner Menschlichkeit, die Ausrottung des Gutsbesthers, der privilegierten Magajka-Schwinger, dieses grotesken Sklavenhalter-Systems, der „patriarchalischen“ Prügelmuster: das sind bis jetzt die größten menschlichen und historischen Verdienste der großen Revolution. Der russische Bauer ist für immer befreit. Er hält einen schönen, roten, feierlichen Einzug in die Reihe der freien Menschheit.

Man weiß, daß in keinem Lande der Welt der Unterschied zwischen Stadt und Dorf so groß war, wie im zaristischen Rußland. Der Bauer war von der Stadt weiter entfernt als von den Sternen. Zu den wichtigsten Sorgen des revolutionären Rußland gehört deshalb: wie kommt die Stadt zum Bauern? Sie darf sich nicht damit begnügen, die Proletarisierung des Bauern der historischen, wirtschaftlichen Entwicklung zu überlassen. Sie rückt gleichsam freiwillig ins Dorf vor. Sie „industrialisiert“ es. Sie versorgt es mit Bildung, Propaganda, Zivilisation, Revolution. Sie senkt ihr eigenes Niveau — was auf allen geistigen Gebieten in Rußland fühlbar wird —, um vom Dorf verstanden zu werden. Es war einmal der romantische Traum der alten, slavophyll-narodnikischen revolutionären Intelligenz, „unten Vork zu gehen“, zu den armen Bauern, um die „Empörung“ zu entsachen. Wie anders, wie rationalistisch, mathematisch, präzise und praktisch sieht die Revolutionierung des Dorfes durch die Kommunisten aus!

Es ist eine der schwierigsten Aufgaben der Revolution: die Bauern zu revolutionieren — aber vorher alle die zivilisatorischen Leistungen zu vollbringen, die das Wert des Kapitalismus sind. Die Revolution muß gewissermaßen im Namen des Sozialismus „kapitalistische Kultur“ verbreiten. Sie muß außerdem in einem Jahrzehnt die ländlichen Massen Rußlands dorthin bringen, wohin die jahrhundertelange Entwicklung des Kapitalismus die westlichen geführt hat. Gleichzeitig soll sie jede etwa erwachende Neigung zur „bourgeoisien Psychologie“ vernichten. Und da die „Psychologie“ vom Objekt schwer zu trennen ist, wird die Aufgabe der Revolution immer schwieriger, je besser sie fortschreitet.

Wie soll man die Erziehung zur kapitalistisch-rationalen Ausnützung des Besitzes mit der zum „kollektivistischen Gefühl“ vereinigten? Hier droht der Revolution die größte Gefahr. Arbeitet sie schließlich nicht gegen ihren Willen für eine Verbürgerlichung des Primitiven? Hält sie das Wert des Sozialismus auf, während sie ihn propagiert? Verliert sie nicht zu viel Energie an der Zivilisierung — und bleibt ihr noch Intensität genug für die zweitnächste Etappe: den Sozialismus?

Vorläufig verwechselt der primitive Dorfmensch Zivilisation und Kommunismus. Vorläufig glaubt der russische Bauer, Elektrizität und Demokratie, Radio und Hygiene, Alphabet und Traktor, die ordentliche Gerichtsbarkeit, Zeitung und Kino wären Schöpfungen der Revolution. Aber diese Zivilisation emanzipiert den Bauern auch von der „Scholle“. Er wird ein „Landwirt“. Das soll die unvermeidliche Etappe auf dem Weg zum „bewußten Proletariat“ sein. Sozialismus bedeutet nur bei der Musik der Maschine. Also, Maschinen her! Traktoren! Aber der Traktor ist stärker als der Mensch — ungefähr wie das Gewehr stärker ist als der Soldat. Das Instrument der Gewinnvergrößerung erzeugt eben „bourgeoisie Psychologie“ — beim Bauern, der ohnehin für das „kollektivistische Gefühl“ gerade nicht prädestiniert erscheint.

Man darf nicht aus dem Regen in die Traufe kommen. Man darf nicht aus dem der „Proletarisierung“ unbewußt widerstrebenden Bauern einen ihr feindlich gesinnten Halb-Bourgeois machen. Was ist dagegen zu tun? Kommunistische Agitation. Propaganda. Bewußte Identifizierung oder zumindest gleichzeitige Verbreitung der Kultur und der kommunistischen Idee: durch Schulen, Klubs, Theater, Zeitungen und den Dienst in der Roten Armee. „Liquidierung des Analphabetismus“ heißt, in die Zwecksprache übersetzt, gleichzeitig: Verbürgerlichung verhindern; Eigentumsgefühle ausrotten; den Haß gegen den noch verbliebenen „Kulaken“ (Großbauern) wacherhalten.

Das sind also die zwei Prinzipien der russischen Bauern-Kulturpolitik: Mechanisierung des Betriebs und Urbanisierung des Menschen; Industrialisierung des Feldes und Proletarisierung des Bauern; Amerikanisierung des Dorfes und sozialistische Revolutionierung seiner Bewohner. Das sind die Widersprüche, aus denen alle sogenannten „inneren Schwierigkeiten“ entstehen. Ja, das ist das Problem der russischen Revolution. Hier wird es sich entscheiden, ob sie zu einer neuen Weltordnung führt oder ob sie die stärksten Reste einer alten vernichtet hat; ob sie der Anfang einer neuen Epoche ist oder das verspätete Ende einer alten; ob sie nur die Herstellung eines gewissen Gleichgewichts

zwischen der Kultur des Westens und der des Ostens bewirkt oder ob sie daran ist, die westliche Welt aus dem Gleichgewicht zu heben.

Das Gesicht des Dorfes hat sich wenig geändert. Ich kannte die ukrainischen Dörfer aus dem Krieg. Ich sah sie jetzt, nach acht Jahren, wieder. Immer noch liegen sie da wie Kindheitsträume der Welt. Krieg, Hunger, Revolution, Bürgerkrieg, Typhus, Hinrichtungen, Feuer: sie haben alles überstanden. Im nordfranzösischen Kriegsgebiet riechen heute noch die Bäume nach Brand. Wie stark ist die russische Erde! Ihre Bäume duften nach Wasser, Harz und Wind, der Gebirgsumschuß in den Dörfern ist noch größer als der — beträchtliche — in den Städten, Brot blüht aus dem Mieder der Teten, wie früher läuten die Glocken Neugeborene und Bräute ein, die Raben, die Vögel des Ostens, sammeln sich zu Hunderten in den Bäumen, der winterliche Himmel ist einheitlich grau, sehr nahe und sehr weich von den vielen Schneeflocken, die bald herunterfallen werden. Immer noch sind die Dächer aus Stroh, Schindeln und Lehm, immer noch herrscht das Dreikammer-System der Hütte vor, die Tier und Mensch beherbergt, immer noch bestreicht man die Wände und den irbenen Fußboden mit frischer Düngerflüssigkeit, die nachdenken einen scharfen Geruch verbreitet, aber dann eine wunderbar schimmernde, silbrige Farbe hat, die dauerhaft ist und — nach dem Glauben der Bauern — Wärme erhält.

Das Gesicht des jungen russischen Bauern aber ist stark verändert. Er hat den unsinnigen, erbärmlichen, feigen Respekt vor der „Kultur“, der „Stadt“, dem „Herrn“ verloren. Er grüßt immer noch den Fremden ehrerbietig, aber nur weil dieser ein Gast und er der Wirt ist. Er hat die schöne stolze Freundlichkeit des Befreiten. Er lernt im Klub am Abend das Alphabet, die Zeichnungen an den Wänden, Geographie, Agronomie, er widerspricht heftig und selbstbewußt in Versammlungen, er karikiert Beamte und öffentliche Organe in der Wandzeitung, er steht nicht mehr verwirrt vor dem Automobil, das den Fremden gebracht hat, er erkundigt sich nach Herkunft, Alter, Art der Maschine. Die Frauen lernen Hygiene für Haus, Tiere, Kinder, sie lernen schneller und freudiger als die Männer. Die Stadt ist allen vertraut. Da geht ein Junger in die „professionell-technische“ Schule, dort rückt ein anderer zur Roten Armee ein, ein Dritter kehrt heim, hält Vorträge, verfaßt Berichte, Beschwerden, wird beinahe galant zu den Frauen. Alles, was in der Stadt Banalität wird und Spießer erzeugt: die popularisiert-verflachte Wissenschaft, die plumpe sexuelle Aufklärung, die billige Tendenz im Bild und Buch: der Mensch vom Lande kann es bewerten, ohne an Unmittel-

barkeit, an Kraft, an Originalität zu verlieren. Der trodene Geruch des Papiers verliert sich im Ozen des Landes. Der Bauer wird klüger als die Broschüre, die ihn klug macht, origineller als der Agitator, der ihn aufkratzt, künstlerischer als der Dichter, der ihn besingt, wahrhaft revolutionärer als die Phrase aus dem Manifest. Heute leben die wirklich revolutionären Menschen im Dorf. In der Stadt ist der Herr dem Bürokraten gewichen, der den Beschluß der XIII. Parteikonferenz memorieren kann und die Aufnahmeprüfung in den Kommunismus mit La bestanden hat.

Fretlich klagt der Bauer (wenn er nicht zur alten Garbe der Feigen gehört) vernehmlich über die „schlechte Lage“, über Steuern, falsche Versprechungen, über Traktoren, die nicht antommen und andere, die verrotten, über wirkliche oder angebliche Ungerechtigkeiten. Aber es gibt gewiß in der ganzen Welt kein Dorf, in der ganzen Geschichte der Menschheit kein Jahr, in denen der Bauer nicht etwa geklagt hätte. Der russische Bauer weiß, was er der Revolution zu verdanken hat. Noch gedenkt er der Stockstreiche, der zaristischen Polizei, der Spitzeln, der Armees, der Wächter, der Besitzer. Noch ist der „Kulak“ da, eine ständige Gefahr, die revolutionär erhält, der Kulak, dessen Furchbarkeit immer geringer wird und der von einer diplomatischen, ausweichenden, nicht zu fassenden, schlauen Bedrohlichkeit ist.

Der großen Masse der russischen Bauern ist das selbstverständliche Gefühl, daß die Regierung Blut von ihrem Blut ist, trotzdem immer noch fremd. Sie ist dazu erzogen, in der Regierung etwas Fremdes, „oben“ Befindliches zu sehen. Manchem Theoretiker der russischen Politik fehlt auch das Verständnis für die besondere Psychologie des Bauern. Es kann sein, daß die fortschreitende Aufklärung auch im Dorf die Banalität erzeugt, die in den Städten schon ausgebrochen ist. Aber heute noch steht man auf dem Lande das schöne Schauspiel: wie aus knechten Menschen werden.

[Die graphischen Sammlungen des Stadel.] Den Klagen, daß die rund 60 000 Kupferstiche und 16 000 Zeichnungen des Stadel, die eine der reichhaltigsten Sammlungen Deutschlands darstellen, die qualitativ nur von der Berliner Sammlung übertroffen wird, dem Publikum nicht in dem wünschenswerten Maße zugänglich gemacht werden könne, soll nunmehr, da die Frage der Raumbeschaffung gelöst ist, definitiv abgeholfen werden. Im laufenden Winterhalbjahr sind zwei Sonder-Ausstellungen geplant: „Bildnisse aus vier Jahrhunderten“ und „Die Passion Christi in der graphischen Kunst“. Im Sommer 1927 soll anlässlich der 350. Wiederkehr des Geburtstages von Rubens eine große Rubens-Ausstellung stattfinden.

a  
7

108



...wollte, daß er an Staats-  
reiche oder aber an militärische Promozionen denke, und  
wenn er auch gewisse persönliche Beziehungen  
lösen würde, die seine Stellung erschweren. Man behauptet,

...die Zahl der Bergleute auf 850 000 geschätzt, die 4-4½ Millionen  
Tonnen Kohle wöchentlich fördern. Die Zahl der Bergleute, die  
am 1. Mai die Arbeit eingestellt haben, hat 1 107 000 betragen.  
Die normale Kohlenförderung wäre 5½ Millionen Tonnen.

...des Sultans  
meiner Dr. Petersen schloß.  
Reichsminister Dr. Rohne trifft heute abend in Hamburg  
ein, um sich durch Besichtigungen und Besprechungen über die  
schwebenden Kanalprojekte und ihre Beziehung zu Hamburg zu  
informieren.

...wenn sie sich  
am und fachwissenschaftlich einmündig ange stellt wird, durch-  
aus in der Mehrzahl aller Fälle, aber — sie stimmt nicht immer.  
Manche jungen Leute mit guten Prüfungsergebnissen fallen in  
der Lehrzeit ab, andere, die man mißtrauisch, auf ihr drängen

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

XV.

### Zewgraf oder der liquidierte Heroismus.

In einem Moskauer Theater sah ich ein schlechtes,  
kitschiges, rohes, aber sehr ausschlußreiches Stück. Es heißt:  
„Jewgraf, iskatjel prikljutschenij“ (Zew-  
graf, der Schmied seines Schicksals). Wer ist Zewgraf? Ein  
junger Mann, Nefte eines Friseurladenbesizers und selbst von  
Beruf Barbiergehilfe, am Geschäft seines Oheims beteiligt,  
ein aussichtsreicher Kompagnon, geliebt von der hübschen  
Kassierin des Oheims und berechtigt, eine Zukunft zu er-  
warten, die selbst in dieser verworrenen Zeit, selbst in diesem  
revolutionären Lande eine solide genannt werden kann. Zew-  
graf aber verachtet Beruf, Kassierin und Zukunft, er will  
nicht Barbier sein, er will ein Held sein. Natürlich sinkt er  
jene bekannten „Stufen“ hinunter, die es auch in Rußland  
gibt, und endet durch reinen Selbstmord, nachdem er einen  
jüdischen Nepp-Mann umgebracht hat. Weshalb will Zewgraf  
nicht Barbier und am Leben bleiben? Weil er ein revolutionä-  
rer Held war, weil er die Zeit nicht vergessen kann, in der  
er in den Reihen der Roten Armee kämpfte, Güter konfiszierte,  
fatte Bürger aus ihren Häusern hinauswarf, sie vor sich auf  
den Knien liegen sah, ihr Leben und eine verauschende Macht  
in der Hand hielt. Wie soll man denn wieder vor allen diesen  
oder vor noch schlimmeren neuen Bürgern Verbeugungen  
machen und Türen aufreißen, wie es schließlich auch Friseur-  
gehilfen in Rußland machen müssen?

„Zewgraf“ ist, wie gesagt, ein rohes Stück (eines jener  
vielen kleinbürgerlich-brutalen Stücke, die jetzt in Rußland so  
oft gespielt werden und über die ich noch sprechen werde), der  
Autor packt das Problem mit beiden Fäusten und erdrückt es  
beinahe, er übertreibt nicht künstlerisch, sondern didaktisch, also  
nach falschen Richtungen, er ist ein „Moralist“, er will zeigen,  
daß die Zeit gekommen ist, in der die Heroen Bürger werden  
müssen, soll es ihnen nicht schlecht ergehen. Aber gerade des-  
halb wird er selbst ebenso charakteristisch für diese Epoche der  
Revolution wie sein Held. Mir ist Zewgraf sympathischer als  
der Autor und als die augenblicklich im Lande der Revolution  
herrschende bürgerliche Moral; obgleich ich glaube, daß man  
Nepp-Deute rasieren und dennoch ein Revolutionär sein kann.  
Aber Zewgraf ist hier, so plump er auch gelungen ist, ein  
repräsentativer, symbolischer Typus, sein Schicksal ist das  
eines Revolutionärs, der aus den nüchternen Tagen des  
augenblicklichen oder wirklichen „Aufbaus“ herausfällt. Wer

aber nicht nur ihn und seinen Fall betrachtet, sondern auch  
den „Aufbau“ (was der Autor natürlich nicht tut), der wird  
fragen: Sind die Zewgrafs wirklich selbst schuld an ihrem  
Schicksal oder sind es die „aufbauenden Kräfte“? Gibt es nur  
zweierlei: Heroen oder Spießer? Wenn die Handgranate den  
Revolutionär, das Rasiermesser den Kleinbürger macht — was  
ist denn der „Bürger“, gegen den man so viel Handgranaten  
anwendet? Ist er nicht eher eine häßliche Schöpfung der  
Natur, als ein gefährliches Produkt wirtschaftlicher Ord-  
nungen? Wenn man nicht einmal die Methode seines Erwerbs  
zu ändern braucht, wenn man nicht einmal aus einem „Arbeit-  
nehmer“ ein „Arbeitgeber“ werden muß, sondern sich einfach  
aus einem proletarischen Revolutionär in einen proletarischen  
Spießer verwandeln kann — wo ist die Grenze zwischen  
„Bürger“ und „Freiem“? Ist es der „Geldschrank“, der den  
„fatten Bourgeois“ macht, so ist es die Liebe zur Ruhe, zum  
behaglichen Sonntag, zum Bierkrug, zum Grammophon, zu  
Frau und Kind, zum Besuch im Museum, zur Schachpartie  
im Klub, die den mageren Bourgeois macht. Auf den  
Körperumfang aber kommt es nicht an. Daß Sonntag, Bier,  
Grammophon, Museum und Schach bürgerliche Erbschaft sind  
und daß sie in einer nicht kapitalistischen Gesellschaft nicht  
hätten gedeihen können, kann kein Theoretiker behaupten: sie  
werden ja auch von der Revolution nicht abgelehnt, sondern  
freudig akzeptiert, verwaltet, gepflegt. Selbst wenn die typisch  
bürgerliche geistige Struktur als eine direkte Folge der kapita-  
listischen Wirtschaftsform erkannt wird, ist es dennoch noch  
nicht ausgeschlossen, daß eine natürliche Veranlagung zur  
„Bürgerlichkeit“ a priori vorhanden ist. Ja, die Klein-  
bürgerlichen Neigungen und Hemmungen  
des Proletariats beweisen es gerade. Es kann  
nicht der Sinn der Revolution sein, den Bürger durch Bürger  
abzulösen, den ausbeutenden Bourgeois durch den aus-  
gebeuteten Bourgeois, den grausamen Spießer durch den  
leidenden Spießer. Es kann nicht ihr Sinn sein, alle Welt  
mit Grammophon, Museen, Schach zu beglücken. Es kann  
nicht ihr Schicksal sein, zu „verbürgerlichen“.

In Rußland aber „verbürgerlicht“ sie. Fast aller revolutionä-  
ren Ideen, Einrichtungen, Organisationen hat sich der Klein-  
bürgerliche Geist bemächtigt, der in der Politik schon lange  
sichtbar ist, der den Heroismus liquidiert, die Bürokratie auf-  
baut, selbst wenn er sich einbildet, sie „abzubauen“, indem er  
Beamte entläßt. Es kommt eben nicht auf die Zahl an, wie  
die heutigen Verwalter der russischen Revolution glauben und  
wie sie immer wieder betonen. Es herrscht in Rußland ein  
Fanatismus der Statistik, eine Anbetung der  
Ziffer, die man in den Rang eines Arguments erhebt. Nie-  
mand ist, wie man weiß, stolzer, glücklicher und lächerlicher,  
als ein Ideologe, der Gelegenheit findet, „Tatsachen“ aufzu-

zählen. Jetzt, so bildet er sich ein, hat er die „Realität“ am  
Fragen gepackt. (Er ist niemals weiter von der Realität ent-  
fernt gewesen.) Auf allen Versammlungen, auf allen Konfe-  
renzen, in allen Schulvorträgen, in allen Zeitungen erklingen  
diese stolzen „Feststellungen“: „Im Jahre 1913 hatte Ruß-  
land siebzig Prozent Analphabeten, zwanzig oder dreißig  
Prozent Schulbesucher — jetzt haben wir fünfzig und fünfzig.“  
Oder: 1913 hatten wir nur soundso viel Prozent Universitäts-  
professoren, jetzt haben wir sechsmal mehr.“ (Die Zahlen sind  
willkürlich angenommen.) — So geht es seit ungeähr drei  
Jahren in einem fort. Aber aus keiner Statistik geht hervor,  
ob man nicht statt der siebzig Prozent Analphabeten fünfund-  
neunzig Prozent Spießer bekommt, kleine Reaktionäre; ob der  
sechshundertste Bauer das liest, was ihn klüger macht oder  
das, was ihn dümmer macht (denn man kann durch Lesen  
dumm werden); ob der tausendste neue Professor auch sein  
Amt ausfüllen kann; ob die dreißig Prozent proletarischer  
Universitäts Hörer auch genügend Vorbildung haben. Die ver-  
antwortlichen Männer Rußlands leben im Rausch der Zahlen,  
und die großen, runden Nullen verdecken die wahren Gesichter  
der Realitäten.

„Wir haben drei Millionen Pioniere, eine Million Komso-  
mols! Die Zukunft der Revolution!“ — Aber diese Zahlen  
betraten mir nicht, daß die ganze bürgerliche Jugend mit  
Freuden in die Pionierorganisationen strömt und daß auch  
die Proletariatskinder bürgerlich werden, daß die rote Farbe  
ihrer Fahnen nicht anders wirkt, als eine gelb-grün-blaue, daß  
gerade die braven Streiber, die typisch-kleinbürgerlichen  
Naturen, die früher zaristische Stipendien bekommen hätten,  
heute Komso-mols werden und die Parteibeschlüsse auswendig  
büffeln. Ich sah im Hause eines befreundeten Kommunisten  
eine alte gutbürgerliche jüdische Großmutter ihr Enkelkind  
wiegen und sie sprach dazu: „Bawelchen, Bawelchen wirst ein  
Komso-molchen!“ Eine achtjährige Pionierin erklärt mir deklamatorisch:  
„Ich glaube nicht an Gott, ich glaube an die Masse!“  
„Ich muß unbedingt in die Partei kommen“ sagt mir ein Kom-  
somol, „ich will ins Ausland mit einem staatlichen Stipen-  
dium.“ Die Partei ist nun glücklich von „unzuverlässigen Ele-  
menten“, revolutionären Naturen, „kleinbürgerlichen“ Anar-  
chisten gesäubert. Jetzt strömen ihr streberische, zuverlässige,  
kleinbürgerliche „Marxisten“ zu. Die Säuberung, welche die  
Partei alljährlich vornimmt, trifft höchstens die plumpen  
Karriere-Macher. Aber die braven Vorzugsschüler des Kommu-  
nismus, die eigentlichen Bürger bleiben selbstverständlich. Sie  
sind ja so schwer zu agnoszieren. Welch eine Entwicklung! Die  
Revolution, die Partei, die leitenden Männer sind gewiß  
nicht verantwortlich für die groben Geschmacklosigkeiten der  
Fabrikanten und der Händler. Und dennoch muß man an den  
Geist denken, der jetzt die Revolution verflucht, wenn man in

Briefpapierläden, in Apotheken und in Delikatessengeschäften  
häßliche Büsten revolutionärer Männer sieht, Lenin auf einem  
Tintenfaß, Marx als Papiermesser-Griff, Bassalle über Kaviar-  
büchsen, Schleier, Glasperlen, die Porträts darstellen, revolu-  
tionäre Führerphysiognomien auf Beeten in öffentlichen  
Parks, aus Gras gezeichnet. Das alles soll nicht „kleinbürger-  
lich“ sein? Den Männern der Statistik fällt dergleichen nicht  
auf und die fremden Beobachter haben so viel zu „besichtigen“,  
daß ihnen das Sehen vergeht. Es ist auch nicht jedem gegeben,  
einer Geschmacklosigkeit soviel Bedeutung beizumessen und in  
ihr die wüste Reaktion zu sehen, die revolutionäre Embleme  
herabwürdigt. Es gibt angeblich „wichtigere“ Dinge, zum Bei-  
spiel: noch eine Ziffer.

Ich kann die Zewgrafs sehr gut verstehen. Sie werden wild.  
Sie rebellieren vor Enttäuschung. Sie sehen die Revolution  
bürgerlich werden, mit der Verzweiflung, mit der man eine  
geliebte Frau die werden sieht. Ein Vergleich mit alten zaristi-  
schen Zeiten, der immer wieder als Trost gemacht wird, kann  
niemanden befriedigen. Denn der Zar ist schon lange tot und  
diese Revolution wollte ja mehr sein als eine antizaristische.  
Lenin hat sie geführt — wach ein Trost ist da ein Blick auf  
die zaristische Epoche! ...

## Utrillo.

Von F. Meier-Graefe.

Bei Fleckheim fünfzig gutgewählte Bilder aus den letzten  
zwanzig Jahren, d. h. aus dem ganzen Oeuvre; denn wenn  
auch Utrillo, geboren 1883, schon gegen 1903 zu malen be-  
gann, hat sich doch erst zwischen 1906 und 1908 sehr langsam  
seine Physiognomie ausgebildet, so langsam, daß es noch  
viele Jahre dauerte, bis außer Kneipwirten und winzigen  
Händlern auf der Butte, die für fünf und zehn Francs seine  
Bilder kauften, Paris auf ihn zu achten begann. Noch 1918  
lieferte er Händlern beträchtliche Landschaften zu dreißig  
Francs das Stück. Dem Ausland ist er erst geraume Zeit  
nach dem Kriege zugänglich geworden.

Die ersten Bilder stehen der Generation von 1870 nahe,  
und deshalb hat man ihn mit Unrecht einen Nachzügler des  
Impressionismus genannt. Der ausgewachsene Utrillo hat  
mit dem Impressionismus nicht das Geringste zu tun, ist ihn  
eher entgegengesetzt. Der Anfänger stand in der Nähe der  
frühen Bissarro und Sisley, bevor diese Maler unter den  
Einfluß Monets gerieten und sich der gereinigten Palette und  
der damit zusammenhängenden Richtung ergaben. Utrillos  
erste Palette ist schmutzig. Mit ihr und einer summarischen  
Flektentechnik hat er eine Menge Straßenbilder von Paris  
auffallend talentvoll gemalt. Noch in frühen Stadien der  
Entwicklung befreit er sich von dieser summarischen Manier







des Weltkriegs etwas genügt? Mehr denn je misstrauen Deutsche ihrem eigenen politischen Instinkt und dem ihrer Volksgenossen und erhoffen sie mit dem ganzen lächerlichen Respekt des Kur-Idealisten vor der „Realität“ alles von oben und von außen. Tatsächlich ist die Wirklichkeit gar nicht so schwierig, ist sie Material in der Hand derer, die verantwortungsbewußt und kühn sind. Schon bald nach Luthers flüchtete sich der Deutsche in seine transzendenten

Gründe gerichtet worden sei, um die Menschen davor zu bewahren, ins Wasser gedrängt zu werden. Die Polizei erklärt, daß die Menschenmenge nicht mehr im Zaum zu halten gewesen sei. Weiter wird von der Polizei versichert, daß der Rat, den Wasser-schlauch anzustellen, von Beteiligten aus der Menge selbst gekommen sei, die Lebensgefahr befürchteten.  
Kasselt, 17. Jan. (United Press.) Wegen der Vorgänge, die sich gestern beim Besuch des deutschen Kreuzers „Emden“ abgespielt haben, sind Vorstellungen beim deutschen Konsul erhoben worden.

vergangenen acht Jahren wieder Weltgeltung erobert. Aber man dürfe auf dem Erfolg nicht ausruhen. Dunkle Wolken schwebten noch über äußerer und innerer Politik. Er erinnerte u. a. an die Vertrauenskrise in der Justiz, an die Reichswehr und an die föderalistischen Bestrebungen und Engstirnigkeiten, unter denen gerade Hamburg zu leiden habe. Es sprachen dann noch der neue Polizeipräsident von Altona, der Sozialdemokrat Erwin Barth, und das sozialdemokratische Mitglied der Hamburger Bürgerschaft, Dieermann. Der gemeinsame Gesang des Deutschlandliedes schloß die Reichsgründungsfeier.

... einer Regierungserklärung, wie ursprünglich beabsichtigt war, auf die Tagesordnung zu setzen. Es werden daher nur kleine Vorlagen zur Beratung gelangen.

≠ Berlin, 15. Jan. (Priv.-Tel.) Der deutsche Botschafter in Tokio, Dr. Solj, der im Herbst vorigen Jahres wegen der Handelsvertragsverhandlungen mit Japan nach Deutschland gekommen ist, wird seinen hiesigen Aufenthalt jetzt unterbrechen und in den nächsten Tagen über Sibirien nach Japan zurückkehren, um im Auftrag des Reichspräsidenten an den Beisekungsfeierlichkeiten für den verstorbenen Kaiser von Japan teilzunehmen.

## Reise in Rußland.

Von Joseph Roth.

XVII.

### Die Schule und die Jugend.

Es galt, in einem Land, in dem eine unzuverlässige und eher unterschätzende als übertreibende Statistik 75 Prozent Analphabeten feststellte, die Massen lesen und schreiben zu lehren. Vor dieser stofflich, zahlenmäßig schwer überwindlichen Aufgabe trat die Verpflichtung einer revolutionären Schulbehörde, die Verpflichtung, revolutionäre Erziehungsmethoden auszuprobieren und anzuwenden, zuerst in den Hintergrund. Heute noch, nach sieben Jahren, in denen unzählige Experimente gelungen oder mißlungen sind, nachdem Hunderte neuer Methoden, Tausende neuer Schultypen eingeführt und wieder aufgegeben worden sind, stehen die russischen Schulbehörden noch mitten im heißen Kampf gegen den Analphabetismus. Das vergessen Fremde, die nach Rußland kommen und die Einheimischen, die den Fremden neue Schulen und neue Ergebnisse zu zeigen berufen sind. Vorläufig lautet die Frage immer noch nicht: welche Erfolge hat die neue Erziehungsmethode in Sowjetrußland? — Sie lautet immer noch: Wie viele Analphabeten hat Sowjetrußland?

Die Antwort auf diese Frage erwartet man von der Statistik. Diese ist im neuen Rußland leider nicht nur im allgemeinen unzuverlässig. Sie ist im besonderen auch optisch. Sie verleitet die Phantasie, zu der Zahlen einbringlicher sprechen als Kunstwerke, zu Additionen; besonders in einem Lande, in dem die Statistik doch beinahe keine reale Voraussetzung hat. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, was man in Rußland und in Europa bis jetzt übersehen hat, daß seit 1910 in Rußland keine Volkszählung stattgefunden hätte. Auch die vom Jahre 1910 war höchst unzuverlässig. Erst kürzlich (No 1926) begann man in Rußland die Menschen zu zählen. Und ob man damit fertig wird, weiß nicht einmal die Kommunistische Partei. Eine Volkszählung, im Jahre 1922 eingeleitet, führte zu keinem Resultat. (Damals ließen sich in einem abgelegenen Gouvernement zwanzig Bauern lebendig begraben, um nicht mitgezählt zu werden. Als der Tag, an dem der Schreiber kommen war, verstrich, grub man die Bauern wieder aus.

Fünf sollen erstickt sein.) Heute noch kann man in Rußland nicht etwa wie bei uns jeder Familie einen Fragebogen ausstellen. Man muß Beamte in die Häuser schicken und die Leute im wörtlichsten Sinne: zählen lassen. Wo ist da die Zuverlässigkeit aller bisher gemachten Statistiken? Woher weiß man, um wieviel Prozent weniger Analphabeten sind, wenn man die Zahl aller Einwohner des Landes gar nicht kennt?

Es wird, oberflächlich geschätzt, jetzt nur noch 50 Prozent Analphabeten geben. Man ermißt daran die verhältnismäßig geringe Rolle der Schulreformen. Man ermißt daran die ungeheuren Schwierigkeiten: erstens befiehlt die agitatorische Reputation, alle bürgerlichen europäischen Länder auf dem Gebiet des Schulwesens zu überholen; zweitens muß man Europa, hinter dem man um hundert Jahre zurückgeblieben ist, wenigstens erreichen. Mit etwa 20 Prozent der Bevölkerung kann man die allermodernsten Erziehungsexperimente machen. Bei weiteren dreißig Prozent muß man das Experimentiertempo mäßigen. Der ganze Rest muß erst eine mühsame Bekanntschaft mit dem Alphabet schließen.

Man sieht also in Rußland zuerst nicht etwa lauter überraschend neue Schulen — vorausgesetzt, daß man nicht zu Beschäftigungszwecken herumgeführt wird —, sondern lauter Analphabetenkurse. (Das ist kein Tadel, sondern ein Lob.) Sie sind überall eingerichtet: in den Fabriken, in den Arbeiterheimen, in manchen Sanatorien, in den Kolonaleszentenheimen, in Gefängnissen, in den Kasernen, in den Klubs auf dem Lande, in den Klubs in den Städten. Eine allgemeine Schulpflicht im westeuropäischen Sinn ist immer noch nicht durchgeführt. Immer noch kommen in den Dörfern etwa nur 50 Prozent von den schulpflichtigen Kindern in die Schule. Aber wichtiger, als eine rigorose Durchführung der allgemeinen Schulpflicht ist der allgemeine gemachte, sehr lebendige Ehrgeiz der Halbwüchsigen und der Erwachsenen, lesen und schreiben zu können. Das Alphabet, der Druck, die Zeitung und das Buch sind nicht mehr gefürchtetes oder gescheutes „Teufelswerk“ wie im zaristischen Rußland. Die Verhältnisse werden kompliziert, und das gesprochene Wort reicht selbst innerhalb der engen Gemeinschaft eines einzigen Dorfes nicht mehr als Verständigungsmittel aus. Die weitaus größere Hälfte des Budgets für Erziehung und Unterricht wird für den Kampf gegen das Analphabetentum ausgegeben.

Daneben — aber erst an zweiter Stelle — stehen die neuen Erziehungsanstalten, die neuen Schulmethoden, die neuen

— geglückten und mißlungenen — Experimente. Sie haben drei Grundtendenzen verfolgt: erstens, die Jugend mit dem sogenannten „kollektivistischen Bewußtsein“ zu erfüllen; zweitens, sie für eine praktische Tätigkeit innerhalb einer dem Sozialismus entgegenschreitenden Gemeinschaft heranzubilden; drittens, sie zur Areligiosität, wenn nicht zur Antireligiosität zu erziehen.

Man sieht, daß die Tendenzen der Erziehungsreformen viel klarer sind als die heute mögliche Einsicht in die geschichtliche Entwicklung der russischen Revolution und des russischen Landes. In diesen paar Jahren aber zeigte es sich, daß die Entwicklung nicht so grade verläuft, wie ein übersichtlich aufgezeichneter Schulplan; daß die Spannung, die schon von vornherein zwischen den Dimensionen des Lebens und den ihm nur scheinbar angepaßten Theorien besteht, sich noch vergrößert, je mehr man den Zwischenraum einengt, der zwischen der Anschauung und der Realität naturnotwendig vorhanden ist; daß zwischen dem Tempo, das man berechnete, und dem Tempo, das dann einsetzt, ein Unterschied fühlbar wird; und daß allein die Anzahl der Experimente noch nicht ihren Erfolg sichert.

Aber nur um den Erfolg handelt es sich. Wir fragen nicht nach dem Weg, sondern nach dem Ziel. Wir fragen nicht nach dem Beginnen, sondern nach dem Ergebnis. Uns interessiert der Schüler mehr als der Lehrer und die Schule — und was einer geworden ist, scheint uns wichtiger, als wie er es geworden ist. Es gibt in Sowjetrußland einige Musterschulen, die sich allen Fremden zeigen dürfen; eine Unmenge schöner pädagogischer Ideale, die man jedem vorträgt; ein ungeheures quantitatives Wachstum von Schulen, Instituten, Schülern, auf das man stolz ist; Programme, die man überall abdruckt, und die sehr repräsentativ sind. Ich wiederhole hier, was man in vielen Zeitschriften finden kann und vielleicht schon gefunden hat:

In Rußland gibt es nicht „Volls“- und „Mittelschulen“ Es gibt die sogenannte Einheitschule. Sie hat zwei Grundabteilungen: die erste für Kinder von drei bis sieben Jahren, mit Kindergärten, Spielplätzen, Erziehungshäusern; die zweite, die wieder in zwei Unterabteilungen zerfällt: in den vierjährigen Allgemeinbildungskurs und in den fünfjährigen Kurs der „praktischen Orientierung“. Der letzte fünfjährige Kurs zerfällt wieder in zwei Unterabteilungen: die ersten drei Jahre bereitet sich der Schüler praktisch und theoretisch auf seinen Beruf vor; in den letzten zwei soll er seine allgemeine

Bildung vertiefen und zugleich die Vorbereitung für seinen Beruf noch konkreter und enger erleben. Für aktive Arbeiter und Lehrlinge gibt es die sogenannte „professionell-technische Ausbildung“ und zwar: a) den vierjährigen Kurs der unteren professionell-technischen Schule und b) den vierjährigen „Spezialisierungskurs in einer technischen Lehranstalt“. Es gibt verschiedene „Technica“: mechanische, handelsökonomische, künstlerische, kunstgewerbliche, elektrotechnische, landwirtschaftliche. An „allgemeiner Bildung“ vermittelt sie: Kulturgeschichte, Gesellschaftskunde, Literatur, Politik, Ökonomie usw. Es gibt 524 derlei „technische Hochschulen“, die keineswegs unseren Hochschulen entsprechen, sondern eher unseren Gewerbeschulen. Außerdem sind bei jeder höheren Schule sogenannte „Arbeiter-Fakultäten“ („Rab-fak“) für erwachsene Arbeiter errichtet. Der dreijährige Kurs einer Arbeiter-fakultät soll den Schüler reif zum Studium an der Universität machen.

Von einer ganz besonderen Art sind die Dorfschulen, ländliche Formen der unteren Einheitschule. Sie sind das ganze Jahr offen, auch während ein Teil der Kinder bei der Sommerarbeit ist. Der Unterricht findet im Sommer im Freien statt. Es gibt keine Klassen im alten Sinn. Die Hauptgegenstände sind: Lesen, Schreiben, Rechnen, landwirtschaftliche Allgemeinkenntnisse und „politische Grammatik“, das heißt: die politischen Elementarbegriffe. Von besonderer Wichtigkeit sind die Feste und Feiertage, die geschickt zu didaktischen Zwecken ausgenutzt werden.

Selbstverständlich sind die Schultaren gering. Sie betragen 1 Rubel im Monat, wenn die Eltern bis zu 100 Rubel Einkommen haben, und steigen mit der Höhe des Einkommens bis zu 12 Rubel. Kaufleute und „unproduktive Elemente“ zahlen ungefähr 25 Rubel monatlich. Mittellose Studenten erhalten eine Bettstelle umsonst, ein Essen und 30 Rubel monatlich. Deshalb ist das Professorenonorar sehr gering, es beträgt etwa 100 Rubel. Es gibt einen gewissen, sehr schüchternen und nicht mehr aufrechtzuerhaltenden numerus clausus, dem zufolge 70 Prozent der Studierenden aus dem Arbeiter- und Bauernstand hervorgegangen sein müssen. Nach der letzten Statistik waren nur 26 Prozent Bauern- und nur 24 Prozent Arbeiterkinder. Der Rest kam aus dem Angestelltenstand und aus den Häusern geistiger Arbeiter. Selbstverständlich werden bei drohender Ueberfüllung — und überfüllt sind jetzt die meisten russischen Hochschulen — zuerst Arbeiter und Bauern beziehungsweise deren Kinder berichtigt. Nachkommen der sogenannten „unproduktiven

412



dem Gelingen des ...  
Die Inbetriebsetzung der Linie London-Kairo-Indien wird erst päter erfolgen, da die ägyptische Regierung die Gewährung der Konzession von Bedingungen politischer Art abhängig macht.

## Heinrich Diezel.

Zu seinem 70. Geburtstag.

Am 19. Januar vollendet Heinrich Diezel in Bonn sein 70. Lebensjahr. Von 1890 bis vor kurzem war er als Professor der Staatswissenschaften an der Bonner Universität tätig; fünf Jahre vorher hatte er in Dorpat doziert. Ehrenvolle Berufungen nach Freiburg, Berlin und Leipzig hat er abgelehnt. Der breiteren Öffentlichkeit ist sein Name weniger bekannt als der mancher Fachgenossen, die als Häupter von neuen „Schulen“ oder durch lauten Kampfruf in der Wirtschafts- und Sozialpolitik oder gar durch sensationelle Schriften die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Und doch gibt es unter den Nationalökonomien der Generation, die auf Schmoller, Wagner und Brentano folgte, kaum einen Forscher, der sich um die Förderung seiner Wissenschaft so große Verdienste erworben hat und aus dessen Schriften die Studierenden auch heute noch so viel lernen können, wie Diezel.

Man bedenke, auf welcher Entwicklungsstufe sich die volkswirtschaftliche Wissenschaft in Deutschland befand, als Diezel mit seinen ersten Arbeiten hervortrat. Damals, vor etwa vier Jahrzehnten, triumphtierte die „historisch-ethische“ Richtung in der Nationalökonomie auf der ganzen Linie; die bis dahin hochgehaltenen Lehren der englischen Klassiker galten als abgetan. Es habe sich, so hieß es auf der ersten Seite von Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie, eine Wandlung vollzogen, die sich als Bruch mit dem früher herrschenden „Absolutismus“ und „Kosmopolitismus“ einer abstrakten, atomistischen, materialistischen und individualistischen Theorie bezeichnen ließe. Erst jetzt reife sich die Volkswirtschaftslehre zur Wissenschaft aus, behauptete der Führer der historischen Schule. Überall wurden die „hohlen Abstraktionen“ der älteren Forschung verworfen und wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen gefordert. Von fast allen deutschen Lehrstühlen der Nationalökonomie wurde die neue, angeblich „realistische“ Lehre verkündet. Nur in Wien erhob sich Widerspruch dagegen, und es bildete sich dort eine neue Gruppe von Theoretikern, die „Grenzschule“; über auch sie stellte sich in Gegensatz zur klassischen Richtung. Nicht zu vergessen ist, daß in jener Zeit auch der Marxismus in die nationalökonomische Literatur einzubringen begann.

Der einzige bedeutende Nationalökonom der jenen Zeit, der jene Lehren nicht folgte und der Methode der Klassiker treu blieb, war Adolf Wagner; aber auch er

Land der Demokratischen Jugend findet am 22. und 23. Januar in Dessau statt, während zum gleichen Zeitpunkt die Jungdemokraten des Rheinlandes in Köln zu einem Vertretertag zusammenkommen. Hauptredner bei der Dessauer Tagung ist der Bundesvorsitzende der Demokratischen Jugend Reichstagsabgeordneter Ernst Lemmer

Theorie; in der volkswirtschaftlichen Praxis entfernte er sich — aus politischen Gründen — so weit von den Lehren Smiths und Ricardos, daß die meisten ihn nur als Staatssozialisten und Schutzgöllner kannten. Da trat sein hervorragender Schüler in die Arena und nahm mutig den Kampf gegen die Einseitigkeiten und Uebertreibungen jener Richtungen auf. Es war der junge Diezel. Wenn die Historiker und die Grenzschüler, teilweise auch die Marginalisten, nach einem Jahrzehntelangen heftigen Ringen ihre Ueberheblichkeit aufgegeben haben und in ihre Schranken verwiesen worden sind, so ist das zum großen Teil das Verdienst Diezels. Es kennzeichnet seine große geistige Energie, daß er den Kampf gleichzeitig nach mehreren Fronten führte. Mit den Historikern stritt er um den Wert der theoretischen Forschung, insbesondere um die Zweckmäßigkeit der abstrakten oder Isoliermethode. Die Angriffe der Wiener Schule auf grundlegende Theorien der englischen Klassiker, namentlich auf ihre Werttheorie, wies er zurück. Das Problem des Sozialismus behandelte er, tiefer schürfend als alle seine Vorgänger, in seinen Schriften über Rohrbertus und antike sozialistische Systeme.

In der reifsten und schönsten Frucht seiner Arbeit in jener Kampfeszeit, in seiner „Theoretischen Sozialökonomie“ (1895), faßte er zusammen, was ihm für die Entwicklung seiner Wissenschaft wesentlich zu sein schien:

„Das theoretische Lehrgebäude der Klassiker gleicht einer starken Festung mit einigen noch nicht völlig ausgebauten bzw. mangelhaft angelegten Außenwerken. Die Feinde können die Festung nicht einnehmen, wohl aber in diesen Außenwerken sich zeitweilig festsetzen — um schließlich wieder vertrieben zu werden. Aber auch dies Gleichnis hinkt. Die Realisten, Ethiker und Grenzschüler sind eigentlich gar nicht Gegner; sie glauben nur es zu sein. Sie ergänzen, wo sie zu bestreiten meinen. Der Angriff der Realisten gegen das isolierende Verfahren ist verfehlt; aber sie haben recht, wenn sie behaupten, daß eine Wissenschaft vom Wirtschaftsleben nach historischer Methode da sein müsse: die Wirtschaftstheorie kann so bleiben, wie sie von jeher gewesen; aber die Wirtschaftsgeschichte muß sie ergänzen. Das Streben der Ethiker, die Wirtschaftstheorie zu ethisieren, geht irre; aber sie haben recht, wenn sie an die Seite der ethisch farblosen Wirtschaftstheorie eine Wirtschaftspolitik auf ethischer Basis stellen. Das Verdikt der Grenzschüler über die Arbeits- und Kostentheorie trifft nicht zu; aber sie haben recht, wenn sie die Nutzentheorie dahinter setzen.“

Als glänzendster Vertreter der klassischen Richtung im neuzeitlichen Deutschland hat Diezel natürlich nicht nur die alten Lehren verteidigt und, soweit sie Unklarheiten enthielten, erläutert, sondern auch viel Neues geschaffen. Er hat, unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Erfahrung der neueren Zeit, manche ältere Theorie ergänzt, erweitert, modifiziert und

die deutschen Vertreter für die in Karlsruhe genossene Gastfreundschaft richtete, wollten kundtun, daß es auch in Polen noch Vertretungen aus den folgenden Ländern erschiener: Belgien (2), Dänemark (2), Finnland (1), Griechenland (1), Holland (3), Schweiz (1), Schweden (2) und Türkei (1). Das Kommen eines türkischen Delegierten, noch dazu eines Vertreters der regierenden türkischen Partei, erregte Ueber-

präzisiert. Manche mißverständliche oder teilweise verfehlte ältere Formel hat er durch eine klarere, treffendere, glücklichere ersetzt. Dann aber kam es ihm vor allem darauf an, die wertvollen theoretischen Erkenntnisse für die Praxis fruchtbar zu machen. So hat er in der zweiten Hälfte seiner wissenschaftlichen Laufbahn zu einer Fülle praktischer Fragen der Wirtschaft- und Sozialpolitik Stellung genommen. Besonders Interesse wandte er den Problemen der Handels-, Finanz- und Gewerkschaftspolitik zu und veröffentlichte eine Reihe ausgezeichnete Einzelstudien über diese.

Auch auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Sozialpolitik blieb er den Lehren der Klassiker treu: er war einer der entschiedensten Vorkämpfer des wirtschaftlichen Liberalismus. Aber die freiheitliche Politik, die er verfocht, war nicht ein auf Egoismus beruhender „Kapitalismus“, sondern ein sozialer, d. h. auf das Sozialprinzip gegründeter Liberalismus. Bei allen seinen Reformvorschlägen ging er vom Gesamtwohl aus und betonte, daß zur Förderung des Wohls der Gesamtheit nichts geeigneter sei als die wirtschaftliche Freiheit, nichts heilsamer als die Selbstverantwortung.

Daß ein angesehener jüngerer Gelehrter so entschieden für den wirtschaftlichen Liberalismus eintrat, war fast unerhört. Es gab um die Jahrhundertwende nur noch eine kleine „alte Garde“ von entschiedenen Liberalen, die man „Manchesterleute“ schalt und die gegenüber der wachsenden Flut von Protektionismus, Kathedersozialismus und Marxismus fast nur noch Resignation kannten. In ihrem Kreise, in der Berliner Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, hielt der ihnen bis dahin nur als Theoretiker bekannte Diezel im Jahre 1901 einen Vortrag über „Kornzoll und Sozialreform“. Seine Rede wirkte wie eine Erlösung; frohlockend rief einer der „Alten“, Alexander Meyer, nach dem Vortrage aus: „Der Fink hat wieder Samen! Dem Herrn sei Lob und Preis!“

Diezel hat keine eigentliche „Schule“ geschaffen. Das war auch nicht seine Absicht und konnte es nicht sein. Aber Tausende von ehemaligen Bonner Studierenden, die das Glück hatten, Diezels Schüler zu werden, werden am 70. Geburtstag ihres verehrten Lehrers mit Freude und Dankbarkeit seiner fesselnden und überaus klaren und schlichten Vorträgen gedenken. Zu noch größerem Danke sind ihm diejenigen verpflichtet, die den Vorzug hatten, im kleineren Kreise an seinen Seminarübungen teilzunehmen. In diesen Übungen zeigte Diezel ein ganz hervorragendes didaktisches Geschick und für jedes Seminarmitglied ergab sich eine Fülle von Anregung und Belehrung. Frühere Schüler Diezels sind gegenwärtig in größerer Zahl als Hochschullehrer tätig, so in

dürfe. Er wies auf die Bestrebungen mancher Industrie-gruppen hin, sich über die Grenzen hinweg zusammenzufinden, meinte aber, daß es nicht diesen, wie einst den Monarchen, überlassen werden sollte, wie lange der Friede und das gute Einvernehmen dauern dürften, sondern daß zugleich eine Verständigung von Volk zu Volk stattfinden müsse. In diesem Sinne hätten Begegnungen der Einzelnen, Aussprachen von Mensch zu Mensch, wie die in Genf durch den Völkerbund gebotenen und die sich hier in Karlsruhe bietende eine viel

Berlin, München, Hamburg, Frankfurt, Düsseldorf, Karlsruhe und Kottbus. Sie alle wirkten, trotz mancher individuellen Verschiedenheiten, in seinem Geiste. Erfreulicherweise ist Diezel selbst körperlich und geistig noch sehr rüstig. Die Wissenschaft kann von ihm noch manche wertvolle Gabe erwarten.

P. Urdt-Frankfurt.

## Reise in Rußland.

(Schluß.)

Der junge russische Mensch ist „Komsomol“, das heißt: er muß nicht etwa nur marschieren, trommeln, organisieren, leiten — er muß sich mit der „Ideologie“ anfüllen, er muß ein „Staatsbürger“ sein, er muß in „Kommissionen“ beraten, was in der nächsten Woche zu unternehmen sei, er muß Versammlungen einberufen, in denen „Resolutions“ abgefaßt werden — „gegen“ oder „für“ einen Lehrer, ein Buch, eine Theateraufführung, er muß einer Zeitung „berichten“, er muß mit seiner Klasse ein „Patronat“ übernehmen, für ein Dorf, für eine Fabrik, für obdachlose Kinder. Man ahnt gar nicht, wie schwer es ist, ein Staatsbürger zu sein. Man muß in Fabriken gehen, um dort „das Leben“ kennen zu lernen — denn „Leben“ ist natürlich das „rollende Rad“, und die Intensität des Lebens ermittelt man an der Zahl der „rauchenden Schöte“.

Was die sogenannten „Schul-“ und „Hausaufgaben“ betrifft, so schreibt man zum Beispiel nicht mehr die Inhaltsangabe eines kitschigen Lesebuchstückes, wie wir es taten, sondern die eines fürchterlich schlechten Feuilletons der „Istwestija“ über Traktoren, — wobei die Nützlichkeit der Traktoren-Kennntnis reichlich aufgehoben wird durch die Schädlichkeit, die ein hohler, phrasenreicher, unselbständiger Zeitungsartikel aus zehnter Hand verurteilt. Man lernt nicht mehr die Jahreszahlen der Könige und Kriege, sondern die statistischen Daten der Landwirtschaft, des Handels, der Industrie der europäischen und amerikanischen Staaten, zeichnet lange, längere und kurze Säulen mit grüner, blauer und roter Tusche — in jede Säule mit schwarzer Tinte eine Zahl und weiß dann, wieviel die Erntetrügnisse in Deutschland, England, Frankreich sind. Aber die richtigen historischen Jahreszahlen, die wir gelernt haben, waren nicht mehr totes Material als die nur relativ richtigen statistischen Zahlen, die man in Rußland auch so tot sein läßt wie unsere

\*) Vergl. Erstes Morgenblatt vom 18. ds. Mts.



Auf Verletzung der Anordnungen steht der Entwurf empfindliche Strafen. Die Unternehmer der „Darbietungen aller Art“ werden sehr aufpassen müssen. Wer entgegen der Anordnung Minderjährige zulässt, wird mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft, und wird er wiederholt rechtskräftig verurteilt, so kann ihm der Betrieb „auch für Erwachsene“ untersagt werden. Was heißt „zulassen“? Hier ist der Auslegung ein weites Feld eröffnet. Geradezu grotesk

## Russisches Theater: Im Parkett.

Aus der „Reise in Rußland“.

Von Joseph Roth.

Das Publikum in den Theatern Moskaus ist anders als das Publikum in den Theatern der russischen Provinz. In Moskau bekommen viele Menschen Freikarten, in der Provinz sind viele Leute abonniert.

In allen Städten arbeiten fast alle Theater mit Unterbilanz. Neunzig Prozent aller russischen Theater werden vom Staat subventioniert. Die Preise sind verschieden. Es gibt teure und billige Plätze. Es gibt Logen und Stehparterre. Aber in der Provinz gleicht das Publikum in den Logen dem Publikum in den letzten Rängen. Dieses Publikum erweist und bestätigt die anti-bolschewistische Forderung nach den „circenses“. Das Theater hat die „Weihe“ abgelegt. Der Arbeiter trägt eine Mütze, der Rep-Mann trägt sie auch. Die Bäuerin sitzt in der Toppe, mit dem Kopftuch, in der Loge. Man hört ein sanftes Knistern: von den Kiefern kommt es, die Sonnenblumenkerne mahlen. Man raucht in den Gängen, in denen das Rauchen verboten ist. In den Ecken stehen lange Trichter aus Blech, wenn man will, wirft man Zigarettenstummel hinein, es sieht aus wie eine milde Gabe. Es gibt noch Lehnstühle mit gebleichtem und abspringendem Goldlack. Es gibt noch eine Samtbrüstung auf dem Balkon, sie wird räumig wie ein Tier. Es gibt noch ein paar Photos alter Theatermänner in hellblonden Rahmen an der Wand. Nicht wie Reminiszenzen sehen sie aus, sondern wie Irrtümer. Es gibt noch alte vergessene Theaterdiener, wie zusammengerollte Fahnen auf dem Dachboden. Es gibt noch Säle zum Lustwandeln in der Pause, mit guten Parketts. Aber das Theater ist unfeierlich, es braucht keine Lehnstühle, keine Photos, keine alten Diener, keinen Samt. Wo noch die Pausen? Um Tee am Büfett zu trinken. Das Publikum hat den Geruch der Masse. Daß man ins Theater kam, ist ein Zufall. Man hätte ebensogut zu einer Volksversammlung gehen können. Es gibt kein gesellschaftliches Ereignis. Der Vorhang ist überflüssig. Geht ein Vorhang vor Rednerpulten auf? Zieht man Vorhänge von Bildern im Museum weg? Das Publikum — ob es bezahlt oder nicht, ob es in der Loge sitzt oder in den letzten Reihen — es sieht immer aus wie auf Staatskosten hierher geschickt — von der Zentrale für Kulturpropaganda. Es ist eine didaktische Nüchternheit

über dem Parkett, wie etwa in den Theateraufführungen an Nachmittagen für die Schule. Theaterbesuch ist eine Fleischaufgabe, eine soziale Pflicht, vielleicht ein Zehntel Unterhaltung. Kritik ist noch nicht erwacht, Beifall kommt regelmäßig nach jedem Schlusswort.

Santiago de Chile, 3. Febr. (United Press.) Der Senat hat ein neues Petroleumgesetz genehmigt, das Petroleuminteressenten eine Maximalzeit von fünf Jahren zur Erforschung von Petroleummutungen gewährt, worauf Konzessionen über 50 Jahre erteilt werden sollen. Vom Beginn der Petroleumförderung an sind die Konzessionäre verpflichtet, dem Staate eine prozentuale Abgabe zu entrichten.

In Moskau ist es anders. Das Publikum der Stanislawski-Bühnen zum Beispiel besteht nicht aus Bürgern und Intellektuellen. Die Frauen ziehen sich fürs Theater an. In den ersten sehr teuren Reihen und in den Logen (ein Platz durchschnittlich 6 Rubel) sitzen Ausländer und Freikartenbesitzer. Man raucht nur in den Rauchsälen. Die Pausen haben einen Sinn und die alten Photos sind Reminiszenzen. Der Faden der Tradition ist nicht abgerissen, der Samt ist erneuert. Die alten Diener haben eine wehmütige Würde. Hinten, in den billigsten Reihen, sitzen die Damen und Herren der Bergangenen, unter dem Schatten des Balkons, mit der alten aufgebügeltten Feierlichkeit, wenn auch in schlechten Kleidern. Knisterten dort schon die Sonnenblumen — hier klopfen noch die Herzen. Der wohlbewahrte, alte, kultivierte kritische Sinn reguliert die Begeisterung und den Apparat der beifallsfreudigen Hände. Der Schauspieler ist noch eine Individualität und kann menschliches Interesse in Anspruch nehmen. Man trifft sich in den Pausen. Einer ist immer wieder erstaunt, daß der Andere die Revolution überlebt hat. Auch Backfische kommen noch vereinzelt vor, die für Kunst begeistert sind, innige Wesen, aber etwas unwirklich — es ist, als lebten sie nur mit provisorischer Erlaubnis der Regierung. Fächte man sie am Kopf, sie könnten vielleicht zerrinnen. Würdige Herren mit Bärten zaristischer Abkunft sitzen verbindlich und fern wie hinter Fenstern, man würde auf kühles Glas stoßen, wollte man sie berühren. Ihre Frauen haben hundertmal modernisierte Kleider, Molten- und Kugellöcher sind gestopft. Die neuen Bürger, die Schieber, die Rep-Leute, die nur deshalb leben, weil der Marxismus ein Auge offiziell zugedrückt hat, sind eben daran zu erkennen. Sie sitzen nicht gern in den ersten Reihen, um Polizei und Steueramt vor einem Einschreiten zu bewahren. Die Kleider ihrer Frauen, Lippenstifte, Schminke und Puder, aus Paris geschickt und teuer verzollt, bedürfen der guten Plätze nicht, um aufzufallen. Hier und dort ist ein eleganter Notar mit zu erblickender Abteilung Flieger oder politische Militärpolizei, die Elite der Armee; Eleganz ist beim Militär das Kennzeichen der Intelligenz.

In der großen Moskauer Oper („balschoj teatr“) sitzen die Vorzugs-Freikarten in den Logen. Es sind Angehörige der kommunistischen Partei, Mitglieder des Zentralkomitees, Räder und Nädchen des Staatsapparats, offiziell, demonstrativ, tendenziös gewöhnlich angezogen, Zeitungen in überlasteten Rodtaschen. Die anderen Freikarten sind im Hause verstreut. Der Rest sind ermäßigte Karten. Das Publikum ist gleichgültig. Die Prima-Ballerinen sind alt, sie tanzten schon, als das zaristische Rußland noch ein metaphorischer Vulkan war. Operngläser würden ruhig bleiben, selbst wenn man sie besäße. Die Opern und Ballette sind beinahe ebenso alt wie die beliebtesten Damen im Reigen. Auch dieses Publikum liebt das stumme Ballett, die farbenprächtige Pantomime, einstmals die Erquickung der Zaren und der alten Gesellschaft, jetzt sozialisierter Kaviar fürs Volk.

Mit ehrlichem Entsetzen denke ich an des berühmten Meyerholds Theater — ich meine den Zuschauerraum. Meyerholds politischer und künstlerischer Charakter kommt in der Inszenierung des Zuschauerraumes stärker zum Ausdruck als in der revolutionären Regiemethode, mit der er Dramatiker meyerholdisiert. Dieser Meyerhold, Lokomotivführer auf dem Zug der Zeit, ist mit Erfolg auf die Unbequemlichkeit des Zuschauers bedacht. Das Theater — so sagte er sich — ist nicht mehr Weihestätte tagesferner Kunst oder Vergnügungsort nächtlicher Zerkreunung: es ist eine Propagandastätte politischer Wirkung. Es ist ein Raum fürs Volk. Absichtlich drängte er deshalb schmale Stühle zusammen und begab sich so in einen strikten Gegensatz zu mir, der ich zum Beispiel wünschte, alle Teilnehmer einer Volksversammlung könnten in bequemen Klubauten sitzen. Meyerhold pfeift auf Logen, und sein Wschu vor einem bürgerlich-traditionellen „Genuß“ der Kunst ist so groß, daß in seinem Theater die Teilnahme am gespielten Stück zur Qual werden kann. Der Zuschauerraum ist häßlich, kahl und kalt (während es im Vestibül warm ist), um seine vollkommene Identität mit einem Sportpalast zu beweisen. Es liegt nicht an der Heizung, sondern am Prinzip.

Meyerholds Theater lebt vom Staat, von Freikarten und von bezahlten Plätzen. Jeder Fremde, der nach Moskau kommt, besucht Meyerhold. Er repräsentiert die revolutionäre Dramaturgie — sagt man. Das Proletariat hat Freikarten, die Fremden zahlen, die Bürger auch. An Premierabend kann man's nicht verhindern, daß ein sogenanntes „gesellschaftliches Ereignis“ zustande kommt. Die Snobs — es gibt schon

trium will den liberalen Anspruch, daß die Schule eine Staatsanstalt sei, nicht anerkennen. Es will dem Staate zwar die Mitbestimmung zugestehen, aber auch außerstaatlichen Mächten Einfluß einräumen, der Familie und der Kirche. Diese Forderung ist nach seiner Meinung — im Gegensatz zu der der Deutschen Volkspartei — in der von Herrn Marx gestern vorgelegenen Formel über das kommende Schulgesetz anerkannt, und davon will sich das Zentrum nichts abhandeln lassen.

Die Aufgabe des demokratischen Redners, des Abgeord-

neten neuen Snobismus — die Kritiker und die reichen Bürger gehen zu der Premiere, auch die staatlichen Repräsentanten der Volksbildung. Man sieht also die Anfänge einer Art neuer „Gesellschaft“. „Premieren-Stimmung“ gibt es nur bei Meyerhold, mit allen Begleiterscheinungen, mit dem verbindlichen falschen Lächeln guter Bekannter, mit Händedrücken, Meinungsaustausch, sogar mit einem gewissen Kulissenlässch ohne Kulissen — denn diese sind abgeschafft oder sehr reduziert. Man spricht von den Kleidern der Frau Meyerhold (die Schauspielerin ist), von den Kosten der Aufführung, es entstehen sogar heftige Differenzen — wie bei der letzten großen Aufführung des „Revigor“, von der ich noch erzählen werde. Meyerhold ist, was Reinhard einmal in Berlin war. Wer der Meinung ist, man halte etwas auf ihn, der geht zur Premiere bei Meyerhold. Man erträgt die Stühle, nimmt die Kälte in Kauf, lustwandelt im Vestibül, obwohl es sehr eng ist. Am Schluß kommt Meyerhold, um sich zu verneigen, demonstrativ im gelben Sportanzug, einer Art Gesinnungskostüm.

Die sich für Meyerhold interessieren — ob bittere Wahrheit! — sind die Intellektuellen, Lunatscharski inbegriffen. Dem Proletariat muß man schon Freibillette geben. Experimente interessieren es wenig. Im Grunde hat es einen zu gesunden revolutionären Instinkt. Was aber gibt das intellektuell-revolutionäre Theater? — Höchstens einen oppositionellen Impuls.

Das Zentrum konnte sich nicht an einer Regierung beteiligen, die den Eindruck eines ausgesprochenen Rechtskabinetts macht. Vorher hatte die Rede des Abg. Scheidemann das Zentrum in eine schwierige Lage gebracht. Der Reichskanzler wandte sich an die Sozialdemokratie, denn wir können einer ungeschickten Rede niemals in diesem Sinne eine entscheidende Bedeutung beimessen. (Weiterkeit im Zentrum und Rufe: Das geht auf Westarp!) Wir haben die Fassung des Briefes des Reichspräsidenten an den Reichskanzler nicht als glücklich empfunden, doch enthalte ich mich weiterer Kritik aus Hochachtung vor der Person des Reichspräsidenten.

In dem bekannten Zentrumsmanifest, das von unserer

den neuen Snobismus — die Kritiker und die reichen Bürger gehen zu der Premiere, auch die staatlichen Repräsentanten der Volksbildung. Man sieht also die Anfänge einer Art neuer „Gesellschaft“. „Premieren-Stimmung“ gibt es nur bei Meyerhold, mit allen Begleiterscheinungen, mit dem verbindlichen falschen Lächeln guter Bekannter, mit Händedrücken, Meinungsaustausch, sogar mit einem gewissen Kulissenlässch ohne Kulissen — denn diese sind abgeschafft oder sehr reduziert. Man spricht von den Kleidern der Frau Meyerhold (die Schauspielerin ist), von den Kosten der Aufführung, es entstehen sogar heftige Differenzen — wie bei der letzten großen Aufführung des „Revigor“, von der ich noch erzählen werde. Meyerhold ist, was Reinhard einmal in Berlin war. Wer der Meinung ist, man halte etwas auf ihn, der geht zur Premiere bei Meyerhold. Man erträgt die Stühle, nimmt die Kälte in Kauf, lustwandelt im Vestibül, obwohl es sehr eng ist. Am Schluß kommt Meyerhold, um sich zu verneigen, demonstrativ im gelben Sportanzug, einer Art Gesinnungskostüm.

Die sich für Meyerhold interessieren — ob bittere Wahrheit! — sind die Intellektuellen, Lunatscharski inbegriffen. Dem Proletariat muß man schon Freibillette geben. Experimente interessieren es wenig. Im Grunde hat es einen zu gesunden revolutionären Instinkt. Was aber gibt das intellektuell-revolutionäre Theater? — Höchstens einen oppositionellen Impuls.

Was aber gibt das intellektuell-revolutionäre Theater? — Höchstens einen oppositionellen Impuls.

## Bemerkungen über Kessler.

Von Manfred Georg.

Die große Welle von neunzehnhundertachtzehn kam und schwand. Sie brauste mit roten Vorkantaren und Fahnen heran. Es war ein herrlicher Aufschwung der Literatur. Herzen wurden aufgerissen, ihr Gesang entfaltete sich laut, die Sonnen des Mitleidens standen strahlend über den Schlachtfeldern Europas. Wer heute am Wege rastet und zurückblickt, dem wird das Auge trübe. Aus den Scharen Begeisterter ist ein winziges Trüpplein geworden. Viele Kameraden von einst haben den Alltag nicht ertragen können und sich seitwärts in die Felder einer nachhastigeren Tageskonjunktur geschlagen. Einige stehen auch an der Landstraße der Zeit und spotten. Ober sie sitzen in den Sesseln eines gescherten Betriebslebens und preisen mit großer Geste ausgeknäppte, amerikanische Ainderweisheiten. Nicht nur der republikanische Gedanke



diesen Unterschied nicht nur der Türkei, sondern auch den europäischen Partnern des Lausanner Vertrags gegenüber in

Mark zur verlässlichen Fortsetzung der Erwerbslosenfürsorge im Wege des Kredits verlangt.

nichts geändert.

## Der liebe Gott in Rußland.

Von Joseph Roth.

Der liebe Gott geht incognito durch die Straßen des russischen Landes, aller lästigen Aufgaben ledig, die ihm die alte Staats-Religion aufzuerlegen sich vermessen hatte, mit der geschlichen Verpflichtung ausgestattet, sich um die Politik nicht zu kümmern, von den Staatsmännern als eine Art unfähiger Konkurrenz gar nicht als existent betrachtet. In seinem Namen macht man keine Pogrome mehr, in seinem Namen verbietet man keine Soldaten mehr. Polizeiliche Maßnahmen irdischer Natur braucht er nicht mehr zu ergreifen. Gott hat Ferien.

Für Donner, Blitz und Hagel macht man ihn nicht verantwortlich. Den irdischen Begriffen von Recht und Unrecht braucht er sich nicht mehr anzupassen. Zum Schutz der Großen leiht er nicht mehr seinen Namen her, den Kirchenglocken hört er mit halbem Ohr zu, die Ehen schließt er nicht mehr im Himmel, — zur Sicherheit lösen die Menschen sie doch im Standesamt. Der liebe Gott lebt noch in veralteten Redewendungen, in erschrockenen Ausrufen weiblicher Wesen, in Beuerungen lügender Rep-Männer, in allerhand gedankenlos ausgesprochenen Schwüren, die vor Gericht nicht gelten würden, Gott ist eine bedeutungslose Invocatio.

Den größten Teil seiner Funktionen hat die kommunistische Partei übernommen und auf mehrere kleine Götter aufgeteilt. Souverän geht der Mensch auf seiner Erde umher, alles kann ihm zustoßen, aber nichts kann ihm noch passieren. Die Talente der Allschlichkeit und des Allwissens hat die Staatspolizei geerbt. Gott kann sich nur noch seinen unerforschlichen Ratsschlüssen widmen, er wurde beschränkt auf die Verwaltung der Unermeßlichkeit und die Erhaltung des Ewigen. Die Regierung über das Vergängliche aber liegt nicht mehr in seinen Händen. So oft er noch etwas in Rußland zu sagen hat, gesteht er aufrechtig, daß er froh ist.

„Sagen Sie mir“ — fragte mich ein Mann —, „wie kann ein gebildeter Mensch an Gott glauben?“ — „Wir sind mit Stolz und Absicht Atheisten,“ sagte mir ein hoher Beamter des Staates. „Dieser Onkel glaubt noch an Gott!“, so stellte mich eine Mutter ihrem zwölfjährigen Kinde vor. Sie besaß ein Grammophon, und in stillen Abendstunden lauschte sie den Klängen eines Walzers von Strauß. „Der Himmel ist blaue Luft,“ sagte das Kind. „Wo soll Gott sitzen?“ „Gott lag vor uns auf den Knien, als er zu uns um „Sava“ (eine Zigarettentorte) flehte,“ — dichtet ein moderner Dichter, der die Zigaretten besingt. „Als Lenin starb,“ so berichtete mir ein bigotter Kommunist, „ging ich gar nicht hin, die Leiche sehen. Ich verchre keinen Toten, ich überlasse es den Gläubigen.“ — „Wir erziehen den Menschen zur Selbständigkeit,“ sagte ein Arbeiter, „deshalb haben wir Gott vertrieben.“ — „Wir

bauen eine elektrische Bahn. Sie können sie sehen,“ sagte mir ein Ingenieur in Balu. „Hat uns Gott je eine Bahn gebaut?“ Der Mensch glaubt, was er sieht, hört und riecht. Gott ist, wo er in der Literatur vorkommt, eine licentia poetica, bei Dostojewski zum Beispiel eine direkte Folge epileptischer Veranlagung.

Was hat Gott noch zu tun? Er geht spazieren, unerkannt, ein alter Herr, ausländisch gekleidet. Ein Richterstatter begegnet ihm in einer stillen Straße, nach einem Regen, das schadhafte Plaster ist naß und voller Pfützen. Ein abendlicher Regenbogen wölbt sich im Osten. Die Sonne geht im Westen unter.

„Ich war heute im „Institut für die kulturelle Verbindung mit dem Auslande“ sagt Gott. „Sie haben Mich herumgeführt. Ich sollte den Kreml sehen, man zeigte Mir ausgeräumte Kirchen. Ein englischer Dolmetsch übersetzte Mir alles. Ich interessierte Mich nicht für Baustile und Sarkophage toter Zaren. Ich muß den Leuten sehr komisch erschienen sein. Eine Fliege summte, eine grüne, spanische Fliege summte in einem Zimmer. „Übersetzen Sie Mir“, sagte Ich zum Dolmetscher, „was die Fliege sagt.“ — „Blöder Amerikaner“, sagte der Dolmetscher auf russisch zu dem Führer; und zu Mir: „Die Wissenschaft ist bei uns noch nicht so weit. Die Sprache der Fliegen kennen wir nicht.“ Auf dem Schnurbart des Führers hing ein Brotkrümchen. „Sie kommen aber vom Frühstück“, sagte Ich. Der Dolmetscher übersetzte es. Wissen Sie: Ich habe Mich immer für die ganz kleinen Sachen interessiert. Man zeigte Mir das Mausoleum Lenins, aber vor dem Eingang lag ein verrosteter Nagel, Ich hob ihn auf, fragte: „Was glauben Sie, woher mag dieser Nagel kommen?“ Und sie wußten nicht, was Mir zu sagen. Ich trete in eine Kirche, gebe den Bettlern ein Almosen, um nicht aufzufallen. Die Gläubigen singen ganz hübsch. Der Pope hat einen tiefen, schönen Bass. Ich sehe den Fuß eines knienden Mannes und ein Loch in einer Schuhsohle. „Wo hat er sich das Loch ausgebeten?“ frage ich meinen Begleiter. Er weiß es nicht.

Er weiß, wie der Blitz entzieht, aber Ich habe es ja niemals verheimlicht. Sehen Sie, die kleinen Dinge aber wissen die Menschen immer noch nicht, obwohl sie nicht mehr an Mich glauben. Bei Mir, Sie werden kaum glauben, wie froh Ich bin, aus diesem Komplex von Staat, Regierung, Industrie, Politik entlassen zu sein. Man mutet Mir nicht mehr zu, für die Gesundheit der Oberhäupter zu sorgen, für die Moral der Kinder, für die Koalition zwischen Generälen und Chemie. Ich segne keine Gasmasken, sogar die Weißgardisten haben eingesehen, daß Ich ihnen nicht mehr helfen werde. Ich wohne im „Savoy“, zahle zwanzig Rubel täglich und lasse Mich verleugnen. Jetzt gehe Ich in das Theater Meherholbs, man gibt dort ein Stück, in dem Ich gelästert werde. Ich brauche ja nicht mehr zu strafen, Sie glauben gar nicht, welch ein schöner Abend es wird!“

Es wurde Abend, Gott rief einen Iswoschtschik und handelte lange. „Wieviel Knoten hat Deine Peitsche?“ fragte Gott. „Herr, ich kann nicht solche Kleinigkeiten zählen,“ sagte der Kutscher. „Gott allein weiß es, Herr.“

Der Berichterstatter ging und schrieb in sein Tagebuch: „Heute sprach ich mit dem lieben Gott. Er lebt in Rußland, wie Gott in Frankreich.“

## Spinoza.

Zum 250. Todestag.

Von Carl Gebhardt.

Die Gegenwart des Spinozismus.

Am 21. Februar gedenkt die philosophische Welt des Tages, an dem es sich zum 250. Male jährt, daß Spinoza starb. Im ganzen Bereiche der europäischen Kultur bereitet man ihm die Feier; im Haag wird die Stelle bezeichnet, wo im Schatten der schönsten Barockkirche Hollands die Erde seine Gebeine bedekt; das Haus, in dem er Werk und Leben vollendet, wird der Menschheit geweiht, und am Abend werden aus dem altherwürdigen Holzaal im Binnenhof die Radiowellen das Zeugnis der Sprecher von fünf Nationen in die Welt tragen, daß Spinoza zum ewigen Besitz der Menschheit gehört.

Auch vor fünfzig Jahren hat man Spinoza die Feier im Haag bereitet. Man legte den Grundstein zu seinem Denkmal, und in form schöner Rede feierte Renan den „Seher seines Zeitalters“ und gab dem stillen Hause an der Paviljoensgracht seine unsichtbare Inschrift, daß von hier aus die Gottheit am nächsten geschaut worden sei. Aber es war doch ein wenig, als ob die Geschichte geschichtlicher Größe hulbige. Denn es ist heute, als feiere das Leben den Lebendigen.

Lessings Tiefblick und die Ehrlichkeit Friedrich Heinrich Jacobi hatten vor einhundertfünfzig Jahren Spinoza aus einer halbvergessenen literarischen Kuriosität zu dem Philosophen gemacht, der gegen Kant und mit Kant die Philosophie um die Jahrhundertwende bestimmte. Der Spinozismus ging ein in den deutschen Idealismus, fast ohne den Rest persönlicher Wirksamkeit, und mit dem deutschen Idealismus ging er unter. War aber die erste Renaissance des Spinozismus eine deutsche, so ist die zweite Renaissance des Spinozismus von Frankreich ausgegangen. Der edle Victor Delbos, der zu früh uns starb, deutete die Sittenlehre Spinozas als die Lehre vom werdenden Gott, und Léon Brunschvicg, heute die Hauptgestalt der französischen Philosophie, erneuerte bald darauf das System in eindrucksvoller Ganzheit. So hat der Spinozismus in Frankreich das Katheder erobert, in die Literatur seinen Einzug gehalten, und Spinozas Ethik gehört zu den Büchern, deren sich der Moralunterricht in den Schulen bedient.

Mehr noch: Victor Delbos war gläubiger Katholik, und so ist es gekommen, daß sich der Katholizismus ernsthaft und unpolemisch mit dem Spinozismus auseinandersetzt (wie einstmals etwa mit dem Averroismus); denn in ihm liegt nach Delbos' Wort „die stärkste Anstrengung, mit der jemals bis zum heutigen Tage versucht worden ist, die wesentlichsten theologischen Ideen mit den Tendenzen des modernen Gedankens in Übereinstimmung zu bringen“. In Palermo bin ich einem Abbate begegnet, der mir erklärt hat, Spinozist zu sein.

Der 21. Februar aber wird auch allenthalben in Sowjetrußland gefeiert werden. Der Bolschewismus ist unter dem Einfluß Plechanows und Lenins im Begriffe, über Feuerbach auf den Spinozismus als notwendige Voraussetzung des Marxismus zurückzugehen. Und wenn Spinozas Glauben zu Recht besteht, daß die Ideen nicht sind wie stumme Bilder auf der Tafel, sondern ihre Ueberzeugungskraft in sich tragen, so mag einmal die Rezeption des Spinozismus in Rußland von weittragenden Folgen werden.

Barock.

Heißt es Spinoza verkleinern, wenn man in ihm den Ausdruck des Barocks sieht? Ewig ist nur, was zeitlich ist.

Barock bedeutet die Sehnsucht nach der Unendlichkeit. Hatte die Statik der Renaissance in geformter Welt in sich beruht, so strebt die Dynamik des Barocks ins Unendliche. Die Gottheit, eben noch Weltarchitekt, wird von einem gewandelten Lebensgefühl der Unendlichkeit gleichgesetzt, und das religiöse Grunderlebnis, die Vereinigung des Menschen mit der Gottheit, zur metaphysischen Aporie: wie kann das Endliche zum Unendlichen entwerden? Spanien, im 16. Jahrhundert das Christentum neu erlebend und die Unendlichkeit in der Transzendenz suchend, weist den Weg der Ekstase. In Grecos Visionen emaniert das Göttliche in kosmischen Wirbeln zur Erde, wie der Mensch in magischer Anziehung dem Ueberirdischen zustrebt. Des hl. Ignatius „Exercitia Spiritualia“ haben die spanische Religiosität systematisiert. Man spricht von Gegenreformation.

Aber hat es nicht auch eine Gegenreformation des Nordens, eine protestantische Gegenreformation gegeben? Von gleicher Sehnsucht erfüllt, mit der Unendlichkeit Gottes sich zu vereinigen? Nur daß der Norden die Gottheit nicht in der Transzendenz, sondern in der Immanenz suchte und daß sein Weg darum nicht der Weg der Ekstase, sondern der Weg der Mystik war. Das Wiedertäufertum, spätgotisch in seinem Ursprung, darum unendlichkeitslüchtig, bot dem religiösen Barock des Nordens den Raum. In den Kreisen der Taufgenannten überwand die Mystik jede dogmatische Gebundenheit. „Gott in Allen“ ist die Lehre, die dem Glauben dieser Reformateure, der Rhijnsburger Collegianten vor allem, zugrunde liegt.

Drei Männer sind durch diesen Kreis hindurchgegangen



# Feuilleton

(Dieser Artikel wurde im Radio gelesen)

U 4

## Reise durch Rußland.

Von Joseph Roth.

### Das heilige Petroleum.

Von Baku nach Sahuntshi, wo die größten Mengen Petroleum gewonnen werden, führt eine elektrische Bahn. Sie wurde erst im letzten Jahr gebaut und ist noch nicht ganz fertig. (Auch die Straßenbahn in Baku ist ein Werk der Räteregierung.) Die Bevölkerung ist stolz auf diese Bahn. Die Sowjetmacht kann sie als einen zwar lokalen, aber propagandistisch sehr wirksamen Erfolg betrachten. Es ist wahrscheinlich, daß die früheren Industriellen das Petroleum billiger gewannen und das Gewonnene ertragreicher auszubeuten wußten als der heutige Staat-Unternehmer. Aber es ist wahr, daß weder die Nobels noch die Rothschilds ihren tausenden Arbeitern, Ingenieuren und Beamten jemals eine Bahn gebaut haben. Alle legten weite Wege zu Fuß, in Einspännern, in primitiven Bauernwagen zurück. Jetzt geht jede halbe Stunde ein breiter, hygienischer, moderner Zug von Baku ab. Der Westeuropäer wundert sich nicht darüber. Dem Bürger der Sowjet-Staaten aber ist diese Bahn nicht nur ein sehr begrüßtes, lang entbehrtes Verkehrsmittel; sie ist beinahe ein Symbol. Es ist die einzige Bahn dieser Art in ganz Rußland. Was bei uns eine Selbstverständlichkeit technischen Fortschritts wäre, bekommt in diesem europäisch-asiatischen Winkel einen politischen Sinn. Die Bahn erhält und fördert den Optimismus der Petroleum-Arbeiter, unter denen viele verhältnismäßig hohe Löhne beziehen (bis zu dreihundert Rubel im Monat), die eine alte revolutionäre Tradition haben und also schon von vornherein an den neuen Staat glauben. So können Schienen, Waggon, Zement und Ziegelsteine von politischer und historischer Bedeutung werden. Das scheinen die alten Unternehmer nicht beachtet zu haben.

Die Wagen sind voll, noch lange, bevor sich der Zug in Bewegung setzt. Es ist heiß, ein zaghafter Wind hat ausnahmsweise den sehr temperamentvollen, in dieser Gegend heimischen abgelöst, die Sonne sticht durch die Scheiben und heizt Wände, Dach und Boden. Alle Passagiere klagen über die Hitze — eine gern begrüßte Gelegenheit zu weiterführenden Unterhaltungen. Ich sehe türkische Proletarier mit der rote-Fahne-Muszeichnung, viele mit Parteiabzeichen — neben ihnen türkische Frauen, rituell verhüllte Gesichter, einen alten Scheich, dem man Platz macht, nicht gerade ehrfürchtig, aber mit jener Toleranz, die noch nicht selbstverständlich ist und einer demonstrativen Höflichkeit ähnlich. Ein armenischer Pope liest in einem Buch, ich hätte gedacht, in einem frommen; keineswegs, es ist eine der vielen neuen Broschüren aus dem neuen Lager. Ein fliegendes Bombardier verkauft orientalische Süßigkeiten, Chalmá, Sultanschat, Klebrige, zuckerbepuderte, bunte und dennoch langweilige Dinge, Rauguanni, den man schluckt, wenn er nur gewillt ist, sich vom Gaumen zu lösen. Die „Bezprizornij“, die obdachlosen Kinder, hocken auf Trittbrettern, schlängeln sich unter den Füßen der Passagiere hindurch, werden ergriffen, abgesetzt und kriechen wunderbar durch Fugen und Ritze wieder in den Zug. Es ist viel Halb- und Lumpenproletariat da — alle zieht das Petroleum an —, es steht drohend aus, aber es ist harmlos und hungrig. Viele Menschen haben während schöne Augen, strahlende und dennoch gezeigte: ich denke an den schmerzlichen Abwehrschlag der Armenier, den halbverdeckten, tragischen Blick jüdischer Bankierer, das unmöglich geschlossene, in ein volles ungenüß verstrickte Auge des Turko-Tataren, die feuchten großen Pupillen der Mohammedaner, die zwischen dichten Tüchern hervorblitzen, wie Tiere zwischen breiten Gittern. Der Schaffner bahnt sich bittend einen Weg. Er trägt eine gelbe Reinenbluse mit geschmackvollen Abzeichen und erinnert an englische Schaffner in Kolonien. Das ist modernes, technisches Rußland mit amerikanischen Ambitionen. Das ist gar nicht Rußland mehr.

Diese Türme, die plötzlich auftauchen, schwarz, dicht, eisern — diese Türme sind nicht mehr Rußland. Das sind Bohrtürme — Triumphe, Symbole und Offenbarungsstätten der großen Macht, die Petroleum heißt; „Nest“ sagen die Russen — das Wort enthält die ganze schweißige Feuchtigkeit des Materials. Ein historischer Klang und ein historischer Anblick! Eine Atmosphäre von Kapital, Abenteuer, Sensation und Roman. Die größte Kolonialmacht blickt nach diesen Türmen, und die größte Kontinentalmacht hält sie eifrig fest. In dieser Gegend allein gewinnt man mit Leichtigkeit ungefähr eine halbe Million Tonnen täglich, die kaukasische Erde ist freigiebig. Tausende Quadratkilometer liegen noch unerforscht und vielversprechend da, Vulkanen, die alle paar Monate Feuer signale geben, verraten unterirdische Milliarden. (Wie karg und kleinlich ist dagegen die galizische Erde von Drohobycz und Borys-

8  
1881 A 9N



bol. Es ist die einzige Bahn dieser Art in ganz Rußland. Was bei uns eine Selbstverständlichkeit technischen Fortschritts wäre, bekommt in diesem europäisch-asiatischen Winkel einen politischen Sinn. Die Bahn erhält und fördert den Optimismus der Petroleum-Arbeiter, unter denen viele verhältnismäßig hohe Löhne beziehen (bis zu dreihundert Rubel im Monat), die eine alte revolutionäre Tradition haben und also schon von vornherein an den neuen Staat glauben. So können Schienen, Bajonets, Zement und Ziegelsteine von politischer und historischer Bedeutung werden. Das scheinen die alien Unternehmer nicht bedacht zu haben.

Die Wagen sind voll, noch lange, bevor sich der Zug in Bewegung setzt. Es ist heiß, ein zaghafter Wind hat ausnahmsweise den sehr temperamentvollen, in dieser Gegend heimischen abgelöst, die Sonne sticht durch die Scheiben und heizt Wände, Dach und Boden. Alle Passagiere klagen über die Hitze — eine gern begrüßte Gelegenheit zu weiterführenden Unterhaltungen. Ich sehe türkische Proletarier mit der rote-Fahne-Markierung, viele mit Parteiabzeichen — neben ihnen türkische Frauen, rituell verhüllte Gesichter, einen alten Scheich, dem man Platz macht, nicht gerade ehrfürchtig, aber mit jener Toleranz, die noch nicht selbstverständlich ist und einer demüthigten Höflichkeit ähnlich. Ein armenischer Pope liest in einem Buch, ich hätte gedacht, in einem frommen; keineswegs, es ist eine der vielen neuen Broschüren aus dem neuen Lager. Ein fliegendes Konkurrent verkauft orientalische Süßigkeiten, Chalmá, Sultansbrot, Klebrige, zuckerbepuderte, bunte und dennoch langweilige Dinge, Rauquumá, den man schmeckt, wenn er nur gewillt ist, sich vom Gammeln zu lösen. Die „Bezprizornij“, die obdachlosen Kinder, hocken auf Trittbrettern, schlängeln sich unter den Füßen der Passagiere hindurch, werden ergriffen, abgesetzt und kriechen wunderbar durch Fugen und Ritzen wieder in den Zug. Es ist viel Halb- und Lumpenproletariat da — alle steht das Petroleum an —, es steht drohend aus, aber es ist harmlos und hungerig. Viele Menschen haben rührend schöne Augen, strahlende und dennoch gehegte: ich denke an den schweren mühen Arbeitsschlag der Armenier, den halbverdeckten, tragischen Blick jüdischer Kaufleute, das mongolisch-geschäftige, raslos in ein ovales Angesicht verirrte Auge des Turko-Talaren, die feuchten großen Pupillen der Mohammedaner, die zwischen dichten Tüchern hervorblicken, rote Tiere zwischen breiten Gittern. Der Schaffner bahnt sich bittend einen Weg. Er trägt eine gelbe Leinenbluse mit geschmackvollen Abzeichen und erinnert an englische Schaffner in Kolonien. Das ist modernes, technisches Rußland mit amerikanischen Ambitionen. Das ist gar nicht Rußland mehr.

Diese Türme, die plötzlich auftauchen, schwarz, dicht, eisern — diese Türme sind nicht mehr Rußland. Das sind Vohrtürme — Triumphe, Symbole und Offenbarungsjätten der großen Macht, die Petroleum heißt; „Kjeft“ sagen die Russen — das Wort enthält die ganze schweißige Feuchtigkeit des Materials. Ein historischer Klang und ein historischer Anblick! Eine Atmosphäre von Kapital, Abenteuer, Sensation und Roman. Die größte Kolonialmacht blickt nach diesen Türmen, und die größte Kontinentalmacht hält sie eifrig fest. In dieser Gegend allein gewinnt man mit Leichtigkeit ungefähr eine halbe Million Tonnen täglich, die kaukasische Erde ist freigiebig. Tausende Quadratkilometer liegen noch unerforscht und vielversprechend da, Vulkane, die alle paar Monate Feuer signale geben, verraten unterirdische Milliarden. (Wie karg und kleinlich ist dagegen die galizische Erde von Drohobycz und Boryslaw!) Gebt Geld her, Geld, Geld! — rufen die Türme. Wir sind zehntausend, wir sind zwanzigtausend — wir wollen hunderttausend, wir wollen Millionen sein!

Von dem kleinen Bahnhof in Sabuntshi dehnt sich ein grünlich-blauer Lämpel und hinter ihm ein mücker abschüssiger, aufsteigender, türkischer, kotiger, staubiger Weg. Er führt zu den Quellen und in die Stadt, einen kleinen Hügel hinan, auf dessen Gipfel eine Kirche steht, verirrt, merkwürdig, raslos, eine schwache Konkurrenz der Türme, einsam zwischen tausenden Feinden, in der nächsten Nachbarschaft der Sowjetbehörden. Links und rechts vom Lämpel warten unüberschaubare Schwärme verstaubter Droschken. Alle Kutsher stehen hochaufgerichtet, wie römische Wagenlenker, alle rufen gleichzeitig. In der Nähe von Sabuntshi liegen einige stille, vornehme, ewig sommerliche Datschen. Manchmal — aber selten — kommen einige Passagiere, die in Droschken zu den Datschen hinausfahren. Über hundertmal mehr „Phaethons“ warten. Alle Kutsher schreien: „Darin!“ (Herr) im Chor. Jeder glaubt zwanzigmal im Tag, gerade ihn werde der Passagier wählen, zwanzigmal wird er enttäuscht, tausendmal ruft er. Hier gibt es keine Wahrscheinlichkeitsrechnung, dieser Beruf ist ein Lotteriespiel. So merkwürdig sind die Menschen: um einer ganz kleinen Chance willen verlieren sie einen ganzen Tag. Droschkenkutsher sind Spielernaturen.

Auch die Händler vor den traurigen, hölzernen Buden rufen sich heiser. Die ruhigen orientalischen Seelen sind aufgeregt. Petroleum verändert den Charakter. Petroleum entzündet die Menschen, noch ehe es gewonnen ist. Hier sieht es nicht asiatisch und nicht russisch aus. Das ist die Goldgräberstadt aus dem amerikanischen Film.

Links, in einem staubigen, tiefen Viereck ist der Marktplatz. Uebernatürlich große, grüne, runde und ovale Kürbisse bedecken den Boden, Früchte für ein Geschlecht von Riesen, saftige Nahrung des Volkes. Wer verzehrt die vielen Kürbisse? Mehr als zwanzigtausend Arbeiter leben in Sabuntshi; hier sind

8  
No 4 1835



wenigstens dreimal mehr Kürbisse. Ueber diesen Exemplaren einer verschwenderischen Natur verschwinden fast die Trauben, die Datteln, die Feigen, die Birnen. An hundert Ständen verkauft man Früchte, Brot, Fleisch, fette Schweine, groß, schwarzgefleckt, schwer, aber flink, wie Hunde, Schweine, die Tempo haben: eine südliche witzige Laune der Schöpfung. Rechts, auf hügeliger Erde, stehen Wohnhäuser, traurig, nackt, rötlich: sie sehen aus, als hätte man ihnen die Haut abgezogen. Die Flure sind schwarz und tief, die Wohnungen sind offen, die Zimmer strömen Dampfsheit und Wärme aus, den dichten Geruch eines engen Lebens, der so verwandt ist dem Geruch des Todes. Ringsum kein Horizont; nur Türme, Türme, Türme, schwarz, schraffiert, gedrängt; — es sieht aus, als stünden sie nicht. Sie sind so zahlreich und so dünn, daß sie flimmern und sich ewig bewegen. Man wendet die Augen ab und sieht dennoch ihre grauenhafte Ueberzahl. Dann erblickt man sie plötzlich wieder — und es ist, als hätten sie sich in dieser einen Sekunde vermehrt, sie zeugen fortwährend, sie gebären fortwährend, sie werden den Markt verzehren, die großen Kürbisse, die faulen, kranken Häuser. —

Diese Häuser sind provisorisch. Die Arbeiter, die heute noch in ihnen wohnen, werden in zwei, drei Jahren in die Kolonien ziehen. Man baut mustergültige Arbeiterkolonien in Aserbeidschan. Die eine, beinahe schon fertige, zu zwei Dritteln schon bewohnte, suche ich auf. Sie heißt: „Stenka Razin“ nach dem russischen Volkshelden, dem ersten Bauern-Revolutionär, der die Reichen beraubte, mit den Armen teilte, der Herr der Wolgamündungen war und das Kaspiische Meer beherrschte, den das Volk heute noch liebt, mit einer naiven zärtlichen Liebe, die weit entfernt ist von „Helden-Verehrung“. Hier, durch diesen Berg, führte ein tiefer Schacht; man erzählt, er hätte einen Ausgang zum Meer. Stenka Razin hat ihn angelegt. Hier verbarg er die geraubten Schätze, von hier aus konnte er flüchten. In der Arbeiterkolonie wird sein Monument stehen, mitten im grünen Rasen: das hat er sich nicht träumen lassen. Eine Doktrin hat ihn nachträglich adoptiert. Es käme ihm etwas merkwürdig vor. Aber es ist gut gemeint, er ließe sich's gefallen. Ein Spielplatz für Kinder ist da, ein Klub, ein Theateraal, ein Kino, eine kleine Bibliothek. Die Häuser sind ebenerdig. Später wird man leider der Billigkeit wegen einstöckige bauen. Moskauer Architekten haben mehr als zwanzig Grundtypen entworfen. Lebendigkeit, Verschiedenheit, Abwechslung soll erzielt, Uniformität vermieden werden. Diese Erde war vor zwei Jahren noch kahl, feindlich, sumpfig, starr. Sie atmete Tod aus. Daß sie jetzt lebendig wird, bestätigt den Arbeitern die Wunderkraft des Sozialismus. Wie bescheiden sie sind! In unserem kapitalistischen Ruhrgebiet, das ich im Frühling gesehen habe, macht man mit denselben Mitteln Proletarier zu kleinen Bürgern. Mit denselben Mitteln macht man hier aus ihnen Revolutionäre. Hier wie dort: eine Badewanne aus Zinn, ein elektrischer Kontakt, Platz für einen Blumentopf, Möbel, sinnreich, praktisch am Fußboden festgeschraubt, Dielen, die man bohrt, nicht zu scheuern braucht, ein stiller Glanz, ein kurzes Sofa. Wie viel ist das! Wie wenig ist das! Die Ansprüche des Proletariats bleiben bescheiden, ob er herrscht oder ob er beherrscht wird. Ich glaube, es kommt von der Arbeit. Es kommt dort von den Gruben und hier von den Bohrtürmen. Welch eine Lust, am Bohrer zu stehen! Wieviel Genuß fordert man noch vom Leben, wenn man auch nur acht, auch nur sechs, auch nur vier Stunden im Tag Petroleum zapft, das heilige Petroleum?! —

Ach, mir scheint, die Arbeit ist nur deshalb ein Segen, weil sie die Freude ersetzt. —



AR 1764

3/7

Joseph Roth Collection

II.3

Das vierte Italien, 1928

S4717

~~Das~~ VIERTES ITALIEN, 1928

Faxing things

Nov 25

6/1/28  
11/11/28

Dec 4 1928

Statute von Kaiserin  
die allmächtige Pöbel  
eine Bewegung mit der  
Dokumente



## Das vierte Italien.

Erste Begegnung mit der Diktatur.

Von \* \* \*

Im Jahre 1922 bekannte Mussolini einem Sonderberichterstatter des Pariser „Temps“, daß er „nur dreimal in seinem Leben in einem Museum“ gewesen sei, weil er „keine Zeit habe, sich im Reich der Schatten Träumereien hinzugeben“. kaum anderthalb Jahre später, im April 1924, als er Bürger von Rom wurde, erklärte er, daß er sich gezwungen sehe, „dem Mysterium von der Ewigkeit Roms nachzufinnen, sooft er über die lebendigen Ruinen des Forums wandre“. Er hat sich also, wie man sieht, mit dem Reich der Schatten ausgesöhnt, denen man seitdem keine Ruhe mehr in Italien läßt. Denn in vielen italienischen Städten graben fleißige Archäologen nach neuen Altertümern, und der fascistische Staat ist bestrebt, die Zeugen der großen Vergangenheit möglichst komplett auf Lager zu haben.

Ein Berichterstatter aber, der heute nach Italien fährt, hat Anlaß genug, es so zu machen wie der Mussolini vom Jahre 1922. Er sollte höchstens dreimal in ein Museum gehen. Wenn er einen Baedeker nimmt, dann nur, um durch eine ostentative Wanderung mit einem Führer in der Hand sich in den Straßen der italienischen Städte den harmlosen Aspekt eines kulturbeflissenen Fremden zu geben. Denn Italien ist immer noch — und mehr als in vergangenen Zeiten — ein Land für Hochzeitsreisende und nicht für Journalisten. Es wünscht Fremde mit einem unzweideutigen Interesse für die Vergangenheit, für Ruinen, Museen, den Lido und den Besuch Fremde mit einer Leidenschaft für die italienische Aktualität, mit einem Interesse für die Pressefreiheit, für die Lage des Proletariats und für die Finanzgebarung des Staates kann der Fascismus nicht brauchen. In Italien ist man darauf eingerichtet, es der harmlosen Gattung von Reisenden so bequem zu machen, wie es im Rahmen einer Diktatur überhaupt möglich ist; und es den anderen so unbequem zu machen, wie es nur im Rahmen einer Diktatur möglich ist.

Der erste Fascist zeigte sich mir am Bahnhof. An seinem schwarzen Hemd war er leicht zu erkennen. Außerdem trug er einen feldgrauen Anzug, dessen Schnitt an die Uniform englischer und amerikanischer Offiziere erinnerte. Der Kragen und die Rockklappen waren schwarz umsäumt. Unwahrscheinlich breite Reiterhosen mürbeten in schönen, glänzenden, gelben Lederhosen. Die Hosen erinnerten an große Schmetterlingsflügel. Wenn der Fascist ging, glaubte man, daß er wehte. An seiner rechten Hüfte hing in einem neuen braunen Lederetui ein winziges, reizendes Pistöchen, eher einem Schmuckstück ähnlich als einer Waffe. Die Hand des Fascisten fuchtelte mit einer eleganten Reitgerte, metallener Knopf und Leder Schlaufe am Ende. Über einem Pferd und Sporen besaß der Mann alle kavaleriesischen Zubehöre. Ubrigens ging er auf dem Bahnsteig auf und ab, wie einer, der soeben aus dem Sattel kommt und sich ein bißchen Bewegung machen will. Vielleicht wieherte sein Roß irgendwo in der Nähe der Lokomotive.

Er war jung, er mochte etwa achtundzwanzig Jahre zählen. Er hatte ein glattes Gesicht mit den markanten Zügen, die man halb der Natur zu verdanken hat und halb einem breiten weichen Filz mit einseitig aufgeschlagener Krempe. Es bestand kein Zweifel, daß der junge Mann die Herbheit seines Profils kannte. Schien es durch eine wohl-ermogene Kopfhaltung den Passagieren darzubieten, die zu den Fenstern hinaussahen. Manchmal blieb er stehen, machte Front und zeigte sich auch ohne. Er musterte die Fremden, dienstlich und zugleich selbständig. Und obwohl sein Blick sich sozusagen im Dienste des Verkehrs befand, war es doch, als forderte er uns alle auf: „Geh mich an! Ich bin der Blick eines Fascisten!...“

Es war übrigens in dem Bahnhof kaum etwas Undienstliches zu sehen. Es gab keine militärische Bahnhofskommandantur. Ich erinnere mich noch gut an diese Kriegseinrichtung. Man meldet sich an, bekommt eine Anweisung auf Quartier im Hotel, ließ sich eine Karte oder eine fiktive Zugverspätung beschreiben. Am Tisch saß der Unteroffizier und bediente das Telephon. Er lauerte die Ordnung ab. Ich hatte geduldet bis zum nächsten Krieg warten

müßte, um noch einmal eine Bahnhofskommandantur zu sehen. Nun ist sie da und sieht genau so aus wie bei uns. Die Ordnung holt für den Herrn Oberleutnant ein Glas Bier aus dem Restaurant zweiter Klasse. An der Wand hängt das Bild Seiner Majestät. Statt der Armbinde mit dem Flügelrad trägt der Bahnhofsoffizier eine großartige Schärpe in den italienischen Landesfarben, wie ein Fahnenjunker aus dem Siebenjährigen Krieg. Es ist, versteht sich, ein flotter Offizier. Seine hohe, zylinderartige Mütze ist unten schmal und wird oben breit. Sie hat ein abschüssiges, fast steiles ledernes Dach und sitzt ein wenig schief. Der Säbel, dessen Griff im linken Arm liegt, wie ein Kind, ist viel zu lang im Verhältnis zur Kürze des ganzen Mannes. Das Gesicht, dessen obere Hälfte das Dach der Mütze beschattet, sieht leider nicht so herb imperialistisch aus wie das des Fascisten. Aber dafür sind seine Bewegungen noch lockerer, sein Schritt breit, und es sieht aus, als sähe der Offizier eigentlich bequem, während er sich fortbewegt. Es ist, wie ich später in den Städten bemerken sollte, ein Flanierschritt, eine Art Corso-Gang der Offiziere. Vielleicht lehrt man ihn in den Kadettenschulen. Er ist jedenfalls nicht leicht nachzumachen. Der Oberkörper muß straff in den Hüften sitzen und darf sich dennoch leicht drehen. Die Knie sind leicht geknickt wie beim allerersten Anfang einer Kniebeuge. Und das Bein vollzieht einen unvollkommenen Halbkreis, ehe es den Fuß hinsetzt.

Ich bin nicht neugierig, aber schließlich wüßte ich gern, was eine Bahnhofskommandantur mitten im Frieden zu tun hat. Vielleicht ist sie der vielen Rekruten wegen da, die mit hölzernen Koffern und weißen Bündeln auf den Bahnsteigen sitzen und mit neugierigen Augen die Fernzüge betrachten und die freien Reisenden in den englischen Anzügen und die eleganten Damen, die sich zum Lido begeben. Aber neben jedem ratlosen Rekrutenhäufchen steht ein Fascist. Sie sind nicht so schön anzusehen wie jener einsame Oberfascist, aber alle tragen die gleichen reizenden Pistöchen in braunen Etuis. Sie begleiten die einrückenden Rekruten und bewahren sie vor falschen Zugverbindungen. Ich glaube, man kann sich auf die jungen Leute verlassen.

Was also soll die Kommandantur? Vielleicht muß sie die



## Das vierte Italien.

Erste Begegnung mit der Diktatur.

Von \* \* \*

Im Jahre 1922 bekannte Mussolini einem Sonderberichterstatter des Pariser „Temps“, daß er „nur dreimal in seinem Leben in einem Museum“ gewesen sei, weil er „keine Zeit habe, sich im Reich der Schatten Träumereien hinzugeben“. Raum anderthalb Jahre später, im April 1924, als er Bürger von Rom wurde, erklärte er, daß er sich gezwungen sehe, „dem Mysterium von der Ewigkeit Roms nachzuspüren, sooft er über die lebendigen Ruinen des Forums wandle“. Er hat sich also, wie man sieht, mit dem Reich der Schatten ausgeföhnt, denen man seitdem keine Ruhe mehr in Italien läßt. Denn in vielen italienischen Städten graben fleißige Archäologen nach neuen Altertümern, und der fascistische Staat ist bestrebt, die Zeugen der großen Vergangenheit möglichst komplett auf Lager zu haben.

Ein Berichterstatter aber, der heute nach Italien fährt, hat Anlaß genug, es so zu machen wie der Mussolini vom Jahre 1922. Er sollte höchstens dreimal in ein Museum gehen. Wenn er einen Baedeker nimmt, dann nur, um durch eine ostentative Wanderung mit einem Führer in der Hand sich in den Straßen der italienischen Städte den harmlosen Aspekt eines kulturbegeisterten Fremden zu geben. Denn Italien ist immer noch — und mehr als in vergangenen Zeiten — ein Land für Hochzeitsreisende und nicht für Journalisten. Es wünscht Fremde mit einem unzweideutigen Interesse für die Vergangenheit, für Ruinen, Museen, den Lido und den Vesuv. Fremde mit einer Leidenschaft für die italienische Aktualität, mit einem Interesse für die Pressefreiheit, für die Lage des Proletariats und für die Finanzgebarung des Staates kann der Fascismus nicht brauchen. In Italien ist man darauf eingerichtet, es der harmlosen Gattung von Reisenden so bequem zu machen, wie es im Rahmen einer Diktatur überhaupt möglich ist; und es den anderen so unbequem zu machen, wie es nur im Rahmen einer Diktatur möglich ist.

Der erste Fascist zeigte sich mir am Bahnhof. An seinem schwarzen Hemd war er leicht zu erkennen. Außerdem trug er einen feldgrauen Anzug, dessen Schnitt an die Uniform englischer und amerikanischer Offiziere erinnerte. Der Kragen und die Rockklappen waren schwarz umsäumt. Unwahrscheinlich breite Reiterhosen mündeten in schönen, glänzenden, gelben Lederhosen. Die Hosen erinnerten an große Schmetterlingsflügel. Wenn der Fascist ging, glaubte man, daß er wehte. An seiner rechten Hüfte hing in einem neuen braunen Lederetui ein winziges, reizendes Pistölchen, eher einem Schmuckstück ähnlich als einer Waffe. Die Hand des Fascisten fuchtelte mit einer eleganten Reitgerte, metallener Knopf und Leder Schlaufe am Ende. Außer einem Pferd und Sporen besaß der Mann alle kavalleristischen Zubehöre. Ubrigens ging er auf dem Bahnsteig auf und ab, wie einer, der soeben aus dem Sattel kommt und sich ein bißchen Bewegung machen will. Vielleicht wieherte sein Roß irgendwo in der Nähe der Lokomotive.

Er war jung, er mochte etwa achtundzwanzig Jahre zählen. Er hatte ein glattrasiertes Gesicht mit den markanten Zügen, die man halb der Natur zu verdanken hat und halb einem breiten weichen Filzhut mit einseitig aufgeschlagener Krempe. Es bestand kein Zweifel, daß der junge Mann die Herbheit seines Profils kannte. Er schien es durch eine wohl-erwogene Kopfhaltung den Passagieren darzubieten, die zu den Fenstern hinaussehen. Manchmal blieb er stehen, machte Front und zeigte sich auch en face. Er musterte die Fremden, dienstlich und zugleich selbstgefällig. Und obwohl sein Blick sich sozusagen im Dienste des Vaterlandes befand, war es doch, als forderte er uns alle auf: „Seht mich an! Ich bin der Blick eines Fascisten!...“

Es war übrigens in diesem Bahnhof kaum etwas Undienstliches zu sehen. Es gab vielmehr eine militärische Bahnhofskommandantur. Ich erinnere mich noch gut an diese Kriegseinrichtung. Man meldete sich an, bekam eine Anweisung auf Quartier im Hotel, ließ sich eine echte oder eine fiktive Zugverspätung bescheinigen. Am Tisch saß der Unteroffizier und bediente das Telephon. In der Ecke lauerte die Ordonnanz. Ich hatte gedacht, daß ich bis zum nächsten Krieg warten

müßte, um noch einmal eine Bahnhofskommandantur zu sehen. Nun ist sie da und sieht genau so aus wie bei uns. Die Ordonnanz holt für den Herrn Oberleutnant ein Glas Bier aus dem Restaurant zweiter Klasse. An der Wand hängt das Bild Seiner Majestät. Statt der Armbinde mit dem Flügelrad trägt der Bahnhofsoffizier eine großartige Schärpe in den italienischen Landesfarben, wie ein Fahnenjunker aus dem Siebenjährigen Krieg. Es ist, versteht sich, ein flotter Offizier. Seine hohe, zylinderartige Mütze ist unten schmal und wird oben breit. Sie hat ein abschüssiges, fast steiles ledernes Dach und sitzt ein wenig schief. Der Säbel, dessen Griff im linken Arm liegt, wie ein Kind, ist viel zu lang im Verhältnis zur Kürze des ganzen Mannes. Das Gesicht, dessen obere Hälfte das Dach der Mütze beschattet, sieht leider nicht so herb imperatorisch aus wie das des Fascisten. Aber dafür sind seine Bewegungen noch looderer, sein Schritt breit, und es sieht aus, als säße der Offizier eigentlich bequem, während er sich fortbewegt. Es ist, wie ich später in den Städten bemerken sollte, ein Flanierschritt, eine Art Korso-Gang der Offiziere. Vielleicht lehrt man ihn in den Kadettenschulen. Er ist jedenfalls nicht leicht nachzumachen. Der Oberkörper muß straff in den Hüften sitzen und darf sich dennoch sachte drehen. Die Knie sind leicht geknickt wie beim allerersten Anfang einer Kniebeuge. Und das Bein vollzieht einen unvollkommenen Halbkreis, ehe es den Fuß hinsetzt.

Ich bin nicht neugierig, aber schließlich wüßte ich gern, was eine Bahnhofskommandantur mitten im Frieden zu tun hat. Vielleicht ist sie der vielen Rekruten wegen da, die mit hölzernen Koffern und weißen Bündeln auf den Bahnsteigen sitzen und mit neugierigen Augen die Fernzüge betrachten und die freien Reisenden in den englischen Anzügen und die eleganten Damen, die sich zum Lido begeben. Aber neben jedem ratlosen Rekrutenhäufchen steht ein Fascist. Sie sind nicht so schön anzusehen wie jener einsame Oberfascist, aber alle tragen die gleichen reizenden Pistölchen in braunen Etuis. Sie begleiten die einrückenden Rekruten und bewahren sie vor falschen Zugverbindungen. Ich glaube, man kann sich auf die jungen Rekruten verlassen.

Was also soll die Kommandantur? Vielleicht muß



Unvoll-  
ständig!

# Das vierte Italien.

## Von Die allmächtige Polizei.

Nach zwei Tagen ist mir der römische Hotelportier unsympathisch. Seine professionelle Freundlichkeit mischt sich mit jener schlecht verhehlten Neugier, die den mittelmäßigen Spitzel verrät. Er ist nicht dazu geboren, der Polizei Dienste zu leisten. Er ist — er sagt es selbst — seit zwanzig Jahren im Hotelgewerbe, er war noch in einer Zeit Hotelportier, in der jeder Fremde in Italien nur ein Gast war, kein Gegenstand behördlicher Zweifel. Den Wandel des Regimes erkennt der Fremde zuerst am Portier. Er nimmt bei der Begrüßung sofort den Reisepaß ab. Ich gestehe, daß ich ein tiefes Mißtrauen gegen die Staaten habe, in deren Hotels man den Paß abliefern muß. (Es gibt Reisende, die das gleichgültig läßt.) Die ganze traditionelle Gastfreundschaft eines Landes, das seit vielen Jahren vom Fremdenverkehr lebt und aller Voraussicht nach noch viele Jahre ohne ihn nicht wird leben können, wird mir verdächtig, wenn das Hotelpersonal behördliche Funktionen auszuüben beginnt und mir den Reisepaß, also meine Bewegungsfreiheit auch nur für einen halben Tag nimmt. Aber der Hotelportier tut noch mehr. Wenn ich ihn um Briefmarken bitte, nimmt er sich die Mühe, die Namen meiner Adressaten zu lesen, und, besorgt um meine Bequemlichkeit, verhindert er mich, den einen Schritt zum Briefkasten zu machen. Er hält darauf, selbst den Brief zu expedieren. Infolgedessen kommen sie um einen oder zwei Tage später an, als sie sollen.

Er hat merkwürdige Freunde, der Hotelportier. Man trifft in seiner Umgebung, ein paarmal im Tag, zwei, drei Männer, die bestimmt nicht zu den Gästen des Hotels gehören. Neugierige Männer, die sofort ein beredtes Schweigen anknüpfen, wenn ich den Schlüssel abgebe. Während ich mich entferne, fühle ich ihre Blicke im Nacken. Manchmal treffe ich im Kaffeehaus den Mann, den ich vor einer halben Stunde mit dem Portier schweigen gehört habe. Wir kennen einander! Malala!

Ich weiß: es gibt Fremde, die über dem Anblick der Kutnen den der Spitzel vergessen. Aber meine Empfindlichkeit, erfahren und gezüchtet durch einen Aufenthalt in Polizeistaaten — das heißt in Staaten mit einer furchtsamen Polizei — läßt sich durch keine antike Fremdenverkehrsattraktion vom lebhaften Spitzelverkehr ablenken.

Wenn ich den Herrn besuche, an den mich mein Mailänder Freund empfohlen hat, betrachtet mich der Hausmeister genau. Dieser Herr, ein Kaufmann, ein frommer Katholik, war eine Zeitlang der Polizei verdächtig gewesen. Wenn wir zusammen das Haus verlassen, grüßt er lächelnd und um zwei Grade zu höflich den Portier, dem er zuweilen Trinkgelber gibt. „Ein gefährlicher Mann“ — sagt mein Gastfreund. „Er kann mich jeden Augenblick anzeigen.“ — „Weshwegen?“ — „Kann man wissen?“ —

Man kann in der Tat nicht wissen, aus welchem Grund man dem Hausbesorger, dem Vertrauten der Polizei, verdächtig wird. Der Bürger lebt unaufhörlich in der Angst, er könnte verdächtig werden. Das Gesetz liefert ihn ganz der Willkür der Polizei aus. Es ist nötig, hier einen kurzen Ueberblick über die Ohnmacht des Bürgers im heutigen Italien einzuschalten.

Nach den Mitteilungen Mussolinis (am 26. Mai 1927) gibt es im faschistischen Italien: 60 000 Gendarmen, 15 000 Polizisten, 5000 Polizisten in Rom, 10 000 Mann der Eisenbahn-, der Post- und Telegraphen-Miliz. Dazu kommen die Grenz-Miliz und 300 000 Mann der freiwilligen Faschisten-Miliz „für die nationale Sicherheit“.

Mein schon die Existenz dieser Streitkräfte würde genügen, die persönliche Freiheit des italienischen Staatsbürgers zu beschränken. Aber es gibt die faschistischen Gesetze, die sie vollkommen aufheben.

Der Italiener kann in seinem eigenen Lande nicht reisen, wenn er nicht die vorgeschriebene Identitätskarte von der Polizeibehörde seines ständigen Aufenthaltsortes bekommen hat. Kein Hotel darf ihn beherbergen. Nicht einmal in einem Spital findet er Aufnahme. Die Auswanderung ist praktisch unmöglich. Die Behörden geben keine Pässe fürs Ausland. Zwanzigtausend Lire und mindestens drei Jahre Gefängnis für denjenigen, der den Versuch macht, die Grenze ohne Paß zu überschreiten.

Ferner gibt es in Italien den Begriff des sogenannten „übel beleumundeten“ Bürgers. Ein Bürger dieser Art hat keine persönliche Freiheit mehr. Die Polizei, beziehungsweise die Gendarmerie überwacht ihn ständig. Sie schreibt ihm genau die Zeiten vor, in denen er seine Wohnung verlassen kann. Eine polizeiliche Kommission kann ihm einen Aufenthaltsort zuweisen — in Italien oder in den Kolonien. Die Polizei allein bestimmt über seinen Tag, seine Arbeit, seinen Schlaf, seinen Spaziergang, seine Ruhe. Die Erklärung Mussolinis für diese Art Maßnahme lautet: „Wir entfernen diese Individuen aus dem normalen Getriebe, ebenso wie die Ärzte von ansteckenden Krankheiten Befallene isolieren.“

Um bei dem Bild zu bleiben, das der Diktator selbst gebraucht: so sollte man meinen, daß die Isolierung der an Antifascismus

Erkrankten genügt und daß die Gesunden machen sie wollen! Malala! Sie können es nicht! Jede öffentliche Veranstaltung — ob sie einen wissenschaftlichen, einen politischen oder einen wohltätigen Zweck hat — muß mindestens vorher dem Polizeipräsidenten mitgeteilt werden. Er appropinquiert dem Ort und die Stunde. Er kann die Veranstaltung verbieten. Die Kommission berät ihn in seiner Entscheidung. Und was ist die Aufgabe dieser Kommission? — Der Sekretär der Faschistenverwaltung der betreffenden Provinz und neben dem „Podestà“ — der Kommandant der Garnison. Professoren, Beamte, Hochschüler und Mittelschüler dürfen keine Vereinigungen bilden — auch nicht Vereinigungen zu wissenschaftlichen Zwecken. (Weder im zaristischen noch im gegenwärtigen Rußland gab es und gibt es diese Gesetze.) Nicht einmal eine Gedenkfeier darf ohne die Erlaubnis der Polizei abgehalten werden. Die Polizei hat das Recht, die Zeit und den Ort einer öffentlichen Veranstaltung zu bestimmen. Und es ist leicht, sich vorzustellen, daß die Polizei dort, wo sie aus bestimmten Gründen nicht verbieten will oder kann, sie die Zeit und den Ort so festsetzt, daß die Veranstaltung von vornherein unmöglich oder wirkungslos bleibt.

Man wird begreifen, weshalb mein Gastfreund seinen Hausbesorger fürchtet. Der Hausbesorger ist durch die polizeiliche Praxis eine Art Faktor der öffentlichen Meinung geworden. Das Gesetz kennt Bürger, „denen die öffentliche Meinung einen üblen Ruf“ anhängt, und die Handlanger dieses Gesetzes können nicht in die Häuser kommen und horchen und die Quellen des üblen Rumors gewissenhaft prüfen. Man verläßt sich auf Denunzianten. Seit Metternich sind die Hausmeister die Augen und Ohren der Polizei.

Der italienische Bürger fürchtet den Zeitungshändler an der Ecke, den Zigarettenverkäufer und den Friseur, den Portier und den Bettler, den Nachbar in der Straßenbahn und den Schaffner. Und der Zigarettenhändler, der Friseur, der Nachbar, der Fahrgast und der Schaffner fürchten sich untereinander. Als ich meinen Freund in einem Mailänder Kaffeehaus am Tag der Ankunft Robiles, ohne eine ernste Antwort zu erwarten und nur um seine düstere Schweigsamkeit zu unterbrechen, fragte: „Was sagen Sie zu Robile?“ — antwortete er mir prompt: „Ich kümmere mich nicht um die Politik.“ — „Um den Nordpol wollen Sie fragen?“ — „Nein“ — beharrte er — „um die Politik!“ Und er entfaltete seine Zeitung und begann, sich in einen Bericht über die Wanderversuche zu vertiefen.

Indessen blättere ich in den „Gesammelten Reden“ Mussolinis und mein Blick fällt auf die Sätze: „Ihr müßt überzeugt sein, daß im faschistischen Staat alle Minister und alle Staatssekretäre nichts anderes sind als Soldaten. Sie gehen, wohin der Chef ihnen

F. 2 11. IV. 28



Königsberg, 3. Nov. (Priv.-Tel.) Ministerpräsident B o l d e - m a r a s und Kriegsminister Z u k a u s k a s sind gegen 10 1/2 Uhr hier eingetroffen. Die Herren, die in Abänderung ihrer gestrigen Absicht die Eisenbahn benutzten, wurden auf dem Bahnhof von den hier bereits anwesenden Mitgliedern der litauischen Delegation Generalsekretär Dr. Sauntus und Gesandten Dr. Sidskauskas, sowie dem litauischen Konsul Budrys begrüßt. Die hiesigen Behörden waren beim Empfang durch Polizeipräsident Tige und Regierungsrat Lehmann vom Oberpräsidium vertreten.

Die polnische Delegation für die polnisch-litauischen Verhandlungen mit Außenminister Zaleski an der Spitze, ist heute früh in Königsberg eingetroffen und auf dem Bahnhof von dem polnischen Gesandten in Berlin sowie den Herren des Generalkonsulates empfangen worden. Von den deutschen Behörden waren Polizeipräsident Tige und Regierungsrat Lehmann vom Oberpräsidium zum Empfang erschienen. Auch der französische Konsul in Königsberg war anwesend.

### Hungersnot in Kansu.

London, 2. Nov. (Europapress.) Nach Meldungen aus Schanghai haben Missionare, die dort aus der Provinz Kansu eingetroffen sind, erklärt, daß in dieser Provinz infolge der Missernte und Uberschwemmungen eine Hungersnot ausgebrochen sei. 200 000 Bewohner seien der Gefahr des Verhungerns ausgesetzt, wenn nicht rechtzeitig Hilfe eintreffe. Die Lage werde noch erschwert, weil das Banditenunwesen überhand genommen habe.

ihrer Ueberzeugung". Mr. Baldwin will zwei, aber keine drei Parteien. Eine Mittelpartei hält er für störend. Ein großer

### Aus dem Inhalt dieser Ausgabe:

Im allgemeinen Teil:

**Bruno A s c h:** Um die Reform des Finanzausgleichs  
**R. K.:** Englische Zukunft. Zwei Parteien oder drei?  
**Rektoratswahl** in der Frankfurter Universität  
**Der Kampf in der Eisenindustrie**  
**Vor zehn Jahren**

Im Handelsteil:

**Bankkreditkontrolle**  
**Bayerische Motorenwerke —**  
**Fahrzeugfabrik Eisenach**  
**Die Union-Gerste. — Einfuhrverbot?**

Im Feuilleton:

**R. D r i l l:** Ernst Marcus  
**Wir fühlen uns nicht sterben**  
**Das vierte Italien. Diktatur im Schaufenster**  
**Rudolf L e o n h a r d:** „Gedichte werden abgelehnt“

die man für gut hält, nicht preisgeben; wenn ich das nicht anerkannte, hätte ich schon lange kein Wort mehr über Kant geschrieben. Aber man darf sich auch fragen, welche Chancen vorhanden seien, und die scheinen mir nicht eben bedeutend zu sein. Vielleicht hat das angekündigte „neue Mittelalter“ bessere Aussichten. Schon deshalb, weil es kaum anders sein kann, als daß eine völlig zersplitterte Philosophie allmählich sich selber ausschaltet. Was wird dann übrig bleiben? In der Geistesverfassung, die sich herauszubilden beginnt, ist bereits manches angedeutet. Denn dieser „Realismus“, der sich so sehr betont, ist im Grunde etwas anderes. An der Oberfläche gilt eine praktische Diesseitigkeit, aber von dem Standpunkte aus, auf den sich der „Realist“ etwas zugute tut, daß man Möglichkeit nicht grundsätzlich begrenzen dürfe, gerät man leicht direkt in den Aberglauben. Es genügt, auf die neue Gnosis hinzuweisen. Lebenspraxis und Aberglauben haben sich immer vertragen....

Kant bemühte sich, uns Sicherheit zu geben, indem er die Grenzen zeigte. Marcus hat es erneuert, in seiner Weise, die viel anschaulicher ist. In den zünftigen Kreisen hat das wenig Anklang gefunden. Aber draußen gibt es eine ganze Anzahl von Männern und Frauen, die durch Marcus eine Vorstellung von der Pracht und Herrlichkeit eines Wunderwerkes: des Baues und des Lebens der menschlichen Vernunft gewonnen haben. Es gab und gibt sogar kleine Arbeitsgemeinschaften, die sich mit seinen Schriften befassen. Eine Hoffnung?

Sie danken Ernst Marcus an seinem Grabe und grüßen ihn, der in das unbekannte Land gezogen ist.

R. Drill.

### Wir fühlen uns nicht sterben.

Die Karre, die man zieht, muß Leuten nützlich sein, die man nicht kennt. Wenn wir an die neue Kunst und an die Künstler der Zukunft glauben, täuscht uns unsere Vorahnung nicht. Der gute Vater Corot sagte kurz vor seinem Tode: „Ich habe diese Nacht im Traum Landschaften mit rosafarbenen Himmeln gesehen.“ Und sind nicht nun in den impressionistischen Landschaften rosa und sogar gelbe und grüne Himmel? Dies nur, um zu beweisen, daß man manches für die Zukunft vorahnt, was dann wirklich eintritt. Wir stehen nun aber noch nicht am Rande des Grabes und fühlen, daß die Kunst größer und länger als unser Leben ist. Wir fühlen uns nicht sterben, aber wir fühlen uns gering, und um ein Glied in der Künstlerkette zu sein, zahlen wir einen harten Preis der Jugend, der Gesundheit, der Freiheit. Diese Hoffnung soll und muß sich verwirklichen: es gibt eine Zukunftskunst, und sie muß so schön und jung sein, daß, wenn wir ihr jetzt unsere eigene Jugend opfern, wir an Lebensfreude und Frieden gewinnen müssen.

Aus den Briefen von G o g h s, die bei Bruno Cassirer neu herausgegeben wurden.

## Das vierte Italien.

Von \*\*

### Diktatur im Schaufenster.

In den Schaufenstern der Buchhandlungen, in den Vitrinen vor den Redaktionen, auf den Titelblättern und auf den Innenseiten der illustrierten Zeitschriften, an Zeitungskiosken und vor dem Eingang zu großen Photographenateliers, in den Kunstläden, in denen man Bilder verkauft, und in den Auslagen mancher Möbelhandlungen, die zu den Betten und Schreibtischen den sogenannten „Wandschmuck“ liefern, in den Restaurants und in kleinen und großen Kaffeehäusern: überall also, wo sich die Öffentlichkeit trifft und manifestiert und der dekorative wie der häusliche Sinn des Volkes zum Vorschein kommt: überall sieht man das Porträt Mussolinis. Geseht den Fall, es gäbe einen pietätvollen Italiener, der alle Porträts des Diktators gesammelt hätte, so ergäben sie, in einer bestimmten Reihenfolge nebeneinander gehängt, den repräsentativen Teil des diktatorischen Lebens, und man wüßte genau, welche Bewegungen Mussolini in jeder der historischen Situationen vollführte, von denen es im neuen Italien so wimmelt. Nie gab es einen häufiger photographierten Menschen. Niemals war die Photographie ein so wichtiges Hilfsmittel der Nationalgeschäfte, und niemals erfreute sich eine Diktatur einer größeren Authentizität. Die ganze Geschichte der Gegenwart, soweit sie von Mussolini dargestellt wird, ist illustriert wie ein Bilderbuch. Ich kenne nunmehr das linke und das rechte Profil des Diktators. Ich kenne seine Hände, seinen Cutaway, seine Uniform, seine Handschuhe, seine Hüte, seine Schuhe. Ich weiß, wie er aussieht, wenn er Mobile begrüßt und die Manöver besichtigt, wenn er auf der Tribüne eines Rennplatzes sitzt und wenn er einem Fußballspiel applaudiert, wenn er eine Parade abnimmt und wenn er im Automobil fährt, wenn er eine Treppe hinauf- und eine andere hinuntersteigt, wenn er Geige spielt und zu Haus, im Kreise seiner Lieben, jenes private Leben eines Familienvaters führt, das bestimmt ist, von der Öffentlichkeit belauscht zu werden. Sämtliche Funktionen, die bis zu unserer Zeit nur den majestätischen Organismen vorbehalten waren, wie: das Schreiten, das Besteigen, das Betreten, das Lächeln, das Nicken, das Entgegennehmen und das Abnehmen, das Winken und das Halten, scheint sich Mussolini, wenn man ihn nur nach den Bildern beurteilt, mit männlicher Entschlossenheit angeeignet zu haben. Gewiß ist jeder Augenblick im Leben eines großen Mannes wichtig. Und es enttäuscht mich einigermaßen, daß die photographische Reportage es verschmäht, die Augenblicke festzuhalten, die für das Menschliche im Gewaltigen kennzeichnender wären. Ich vermisse hier, wie überall, wo sich eine politische Größe

4. 11. 28



Hilfe gekommen: Auf der einen Seite der Misserfolg des kommunistischen Volksbegehrens, auf der anderen Seite der Führerwechsel bei den Deutschnationalen, der bis auf weiteres wenigstens eine neue Koalition zwischen der Mitte und der Rechten unmöglich gemacht hat. So bleibt schließlich gar keine andere Kombination übrig als die gegenwärtige, wenn man nicht wieder zu dem alten verbrauchten Rezept der Minderheitskoalition zurückgreifen will. Der Reichkanzler hat zwar im Oktober einmal einen kurzen Anlauf genommen, die Unterhaltungen über die Umbildung des Kabinetts neu in Gang zu bringen, er hat aber dabei wohl den Eindruck gewonnen, daß die Zeit dafür noch nicht reif war, und er wird nur seinem Temperament gehorchen, wenn er auch weiterhin die Entwidlung nicht überstürzt, sondern die Dinge an sich heran kommen läßt. Eine sehr aktive Politik kann unter diesen Umständen das gegenwärtige Kabinett allerdings nicht betreiben, aber wir sind ja im Laufe der Jahre mit unseren Ansprüchen sehr bescheiden geworden.

Belgrad, 8. Nov. In Novisad (Neusatz) ist heute mittag ein Militär-Flugzeug mitten in der Stadt abgestürzt. In einer Höhe von tausend Meter brach ein Flügel, worauf der Apparat auf ein Haus abstürzte und sich dann in das Straßenpflaster eingrub. Der Pilot, ein Unteroffizier, wurde getötet, eine Handwäscherin und ein Bäcker wurden schwer, drei Kinder leicht verletzt.

## Das vierte Italien.

Von ...

### Die allmächtige Polizei.

Nach zwei Tagen ist mir der römische Hotelportier unheimlich. Seine professionelle Freundlichkeit mischt sich mit jener schlecht verhehlten Neugier, die den mittelmäßigen Spitzel herrscht. Er ist nicht dazu geboren, der Polizei Dienste zu leisten. Er ist — er sagt es selbst — seit zwanzig Jahren im Hotelgewerbe, er war noch in einer Zeit Hotelportier, in der jeder Fremde in Italien nur ein Gast war, kein Gegenstand behördlicher Zweifel. Den Wandel des Regimes erkennt der Fremde zuerst am Portier. Er nimmt bei der Begrüßung sofort den Reisepaß ab. Ich gestehe, daß ich ein tiefes Mißtrauen gegen die Staaten habe, in deren Hotels man den Paß abliefern muß. (Es gibt Reisende, die das gleichgültig läßt.) Die ganze traditionelle Gastfreundschaft eines Landes, das seit vielen Jahren vom Fremdenverkehr lebt und aller Voraussicht nach noch viele Jahre ohne ihn nicht wird leben können, wird mir verdächtig, wenn das Hotelpersonal behördliche Funktionen auszuüben beginnt und mir den Reisepaß, also meine Bewegungsfreiheit auch nur für einen halben Tag nimmt. Aber der Hotelportier tut noch mehr. Wenn ich ihn um Briefmarken bitte, nimmt er sich die Mühe, die Namen meiner Adressaten zu lesen, und besorgt um meine Bequemlichkeit, verhindert er mich, den einen Schritt zum Briefkasten zu machen. Er hält darauf, selbst den Brief zu expedieren. Infolgedessen kommen sie um einen oder zwei Tage später an, als sie sollen.

Er hat merkwürdige Freunde, der Hotelportier. Man trifft in seiner Umgebung, ein paarmal im Tag, zwei, drei Männer, die bestimmt nicht zu den Gästen des Hotels gehören. Neugierige Männer, die sofort ein erbedetes Schweigen anknüpfen, wenn ich den Schlüssel abgebe. Während ich mich entferne, fühle ich ihre Blicke im Nacken. Manchmal treffe ich im Kaffeehaus den Mann, den ich vor einer halben Stunde mit dem Portier schmeigeln gehört habe. Wir kennen einander! Malala!

Ich weiß: es gibt Fremde, die über dem Anblick der Kutnen den der Spitzel vergessen. Aber meine Empfindlichkeit, erfahren und geschützt durch einen Aufenthalt in Polizeistaaten — das heißt in Staaten mit einer suchtsamen Polizei — läßt sich durch keine antile Fremdenverkehrsattraktion vom lebhaften Spitzelverkehr ablenken.

Berlin, 10. Nov. Als Kandidat für den deutschen Volschafsterposten in Moskau wird in der Presse der deutsche Botschafter in der Türkei, Adolony, genannt; seine Ernennung steht unmittelbar bevor. Daß Adolony für die Nachfolge des Grafen Brodorsky-Rankau mit in Betracht kommt, ist richtig, die Besetzung ist aber noch nicht entschieden. Die Kombination, daß der deutsche Gesandte in Warschau, Ulrich Kaufher, für Adolony noch der Türkei gehen werde, wird an zuständiger Stelle als in jedem Falle unrichtig bezeichnet. Ulrich Kaufher wird übrigens heute oder morgen in Berlin eintreffen, aber nicht in Verbindung mit der Frage der Besetzung der Moskauer Botschaft, sondern zu Besprechungen über die deutsch-polnischen Wirtschaftsverhandlungen.

### Belgien und das Sachverständigenkomitee.

London, 10. Nov. (Europapress.) Die Ansicht der belgischen Regierung über die endgültige Regelung der Reparationsfrage wurde durch eine Note am Freitag der britischen und auch der französischen Regierung mitgeteilt. Eine Kopie der Note wurde zugleich dem italienischen und dem japanischen Botschafter übergeben. Die Note besagt, daß die belgische Regierung den Zusammentritt eines Komitees der Finanzsachverständigen begünstigt, aber gewisse Vorbehalte machen müsse hinsichtlich aller solcher Maßnahmen, die eine Herabsetzung der Höhe der Reparationen betreffen, so weit sie an Belgien zu zahlen sind.

Leitung des Ungarn Andrassy begonnen, seine esmaligen Pläne zur Wiedergewinnung der einstigen Stellung in Deutschland fallen zu lassen und sich dem neuen Deutschland freundlich zu nähern. Umgekehrt war Rußland, das zwar während des Krieges, teils durch die alten vermanischschafflichen Beziehungen des Petersburger zum Berliner Hofe gehalten, teils durch politische Gegendienste Bismarcks im Schwarzen Meere bestochen, sich ruhig verhalten hatte, bemüht, die Wunde an Deutschlands Westgrenze offen zu halten und aus dieser Schwäche weitgehende Vorteile im politischen Wettbewerb zu ziehen. Die russische Gewohnheit früherer Jahrzehnte, Preußen als einen halben Vasallen Rußlands zu behandeln, versuchte Fürst Gortschakow, der eitle und sehr prestigelüsterne Kanzler des großen Ostreiches, auf das neue Deutsche Reich und seinen Kanzler zu übertragen. Das zwei Jahre nach dem Kriege durch Zusammenwirken Bismarcks und Andrassys zustande gekommene Dreikaiserbündnis, das nicht gerade als eine heilige Allianz, aber doch als eine Säule konservativer Ordnung gedacht war, hat keine rechte Lebenskraft gewonnen. Hingegen wurde schon wenige Jahre nach dem Kriege die Politik Europas stark durch eine Intrige Gortschakows beunruhigt, durch die es ihm gelang, dem Fürsten Bismarck vor aller Welt eine empfindliche Demütigung zuzufügen. Artikel deutscher Zeitungen, in denen von drohender Kriegsgefahr die Rede war („Krieg in Sicht?"), wurden zum Anlaß einer großen diplomatischen Aktion bei den Kabinetten Europas genommen, deren Zweck war, den

Witaleen unterstützt. Bismarck hatte eben, da Rußland abge-

Aus dem Inhalt dieser Ausgabe:

Im allgemeinen Teil:

Anfang und Ende. Der mitteleuropäische Bund.  
Internationale Automobil-Ausstellung in Berlin.  
Vor der Wintersession des Reichstags.  
Ein Kampf des Hansabundes.

Im Handelsteil:

Der Vergleich im Prozeß um die ungarischen Renten

Im Feuilleton:

Das vierte Italien. Die allmächtige Polizei.  
Heinrich Hauser: Mister Malones Garten.  
Erik Wickenburg: Der Händedruck.

Heute im Zweiten Morgenblatt:

FÜR DIE FRAU  
Beilage für Mode und Gesellschaft.

Wenn ich den Herrn besuche, an den mich mein Mailänder Freund empfohlen hat, betrachtet mich der Hausmeister genau. Dieser Herr, ein Kaufmann, ein frommer Katholik, war eine Zeitlang der Polizei verdächtig gewesen. Wenn wir zusammen das Haus verlassen, grüßt er lächelnd und um zwei Grade zu höflich den Portier, dem er zuweilen Trinkgelber gibt. „Ein gefährlicher Mann" — sagt mein Gastfreund. „Er kann mich jeden Augenblick anzeigen." — „Wozu?" — „Kann man wissen?" —

Man kann in der Tat nicht wissen, aus welchem Grund man dem Hausbesorger, dem Vertrauten der Polizei, verdächtig wird. Der Bürger lebt unaufhörlich in der Angst, er könnte verdächtig werden. Das Gesetz liefert ihn ganz der Willkür der Polizei aus. Es ist nötig, hier einen kurzen Ueberblick über die Ohnmacht des Bürgers im heutigen Italien einzuschalten.

Nach den Mitteilungen Mussolinis (am 26. Mai 1927) gibt es im faschistischen Italien: 60 000 Gendarmen, 15 000 Polizisten, 5000 Polizisten im Rom, 10 000 Mann der Eisenbahn, der Post- und Telegraphen-Miliz. Dazu kommen die Grenz-Miliz und 300 000 Mann der freiwilligen Faschisten-Miliz „für die nationale Sicherheit".

Allein schon die Existenz dieser Streitkräfte würde genügen, die persönliche Freiheit des italienischen Staatsbürgers zu beschränken. Aber es gibt die faschistischen Gesetze, die sie vollkommen aufheben.

Der Italiener kann in seinem eigenen Lande nicht reisen, wenn er nicht die vorgefertigte Identitätskarte von der Polizeibehörde seines ständigen Aufenthaltsortes bekommen hat. Kein Hotel darf ihn beherbergen. Nicht einmal in einem Spital findet er Aufnahme. Die Auswanderung ist praktisch unmöglich. Die Behörden geben keine Pässe fürs Ausland. Zwanzigtausend Lire und mindestens drei Jahre Gefängnis für denjenigen, der den Versuch macht, die Grenze ohne Paß zu überschreiten.

Ferner gibt es in Italien den Begriff des sogenannten „Abel beleumundeten" Bürgers. Ein Bürger dieser Art hat keine persönliche Freiheit mehr. Die Polizei, beziehungsweise die Gendarmerie überwacht ihn ständig. Sie schreißt ihm genau die Zeiten vor, in denen er seine Wohnung verlassen kann. Eine polizeiliche Kommission kann ihm einen Aufenthaltsort zuweisen — in Italien oder in den Kolonien. Die Polizei allein bestimmt über seinen Tag, seine Arbeit, seinen Schlaf, seinen Spaziergang, seine Ruhe. Die Erklärung Mussolinis für diese Art Maßnahme lautet: „Wir entfernen diese Individuen aus dem normalen Getriebe, ebenso wie die Ärzte von ansteckenden Krankheiten Befallene isolieren."

Um bei dem Bild zu bleiben, das der Diktator selbst gebraucht: so sollte man meinen, daß die Isolierung der an Antifaschismus

Erkrankten genügt und daß die Gesunden machen können, was sie wollen! Malala! Sie können es nicht! Jede öffentliche Veranstaltung — ob sie einen wissenschaftlichen, einen sportlichen, ja einen wohlthätigen Zweck hat — muß mindestens einen Monat vorher dem Polizeipräsidenten mitgeteilt werden. Er approbiert den Ort und die Stunde. Er kann die Veranstaltung verbieten. Eine Kommission berät ihn in seiner Entscheidung. Und wer gehört zu dieser Kommission? — Der Sekretär der Faschistenvereinigung der betreffenden Provinz und neben dem „Podesta" — der Kommandant der Garnison, Professoren, Beamte, Hochschüler und Mittelschüler dürfen keine Vereinigungen bilden — auch nicht Vereinigungen zu wissenschaftlichen Zwecken. (Weber im zaristischen Rußland gab es und gibt es diese Gesetze.) Nicht einmal eine Gedenkfeier darf ohne die Erlaubnis der Polizei abgehalten werden. Die Polizei hat das Recht, die Zeit und den Ort einer öffentlichen Veranstaltung zu bestimmen. Und es ist leicht, sich vorzustellen, daß die Polizei dort, wo sie aus bestimmten Gründen nicht verbieten will oder kann, sie die Zeit und den Ort so festsetzt, daß die Veranstaltung von vornherein unmöglich oder wirkungslos bleibt.

Man wird begreifen, weshalb mein Gastfreund seinen Hausbesorger fürchtet. Der Hausbesorger ist durch die polizeiliche Praxis eine Art Faktor der öffentlichen Meinung geworden. Das Gesetz kennt Bürger, denen die öffentliche Meinung einen „Ruf" anhängt, und die Handlanger dieses Gesetzes können nicht in die Häuser kommen und horchen und die Quellen des üblen Rumors gewissenhaft prüfen. Man verläßt sich auf Denunzianten. Seit Metternich sind die Hausmeister die Augen und Ohren der Polizei.

Der italienische Bürger fürchtet den Zeitungshändler an der Ecke, den Zigarettenverkäufer und den Friseur, den Portier und den Bettler, den Nachbar in der Straßenbahn und den Schaffner. Und der Zigarettenhändler, der Friseur, der Nachbar, der Fahrgast und der Schaffner fürchten sich untereinander. Als ich meinen Freund in einem Mailänder Kaffeehaus am Tag der Ankunft Nobiles, ohne eine ernste Antwort zu erwarten und nur um seine düstere Schweigsamkeit zu unterbrechen, fragte: „Was sagen Sie zu Nobile?" — antwortete er mir prompt: „Ich kümmerge mich nicht um die Politik." — „Um den Nordpol wollen Sie fragen?" — „Nein" — beharrte er — „um die Politik!" Und er entfaltete seine Zeitung und begann, sich in einen Bericht über die Wanderver zu vertiefen.

Indessen blättere ich in den „Gesammelten Reden" Mussolinis und mein Blick fällt auf die Sätze: „Ihr müßt überzeugt sein, daß im faschistischen Staat alle Minister und alle Staatssekretäre nichts anderes sind als Soldaten. Sie gehen, wohin der Chef ihnen

zu gehen befiehlt, und sie bleiben, wenn ich ihnen Befehle zu bleiben." Ich blicke auf und begegne einem wohlbekannten Angesicht. Zwei Tische von mir entfernt, eine flatternde, rotweiß gestreifte Kravatte an der Brust, einen glatt pomadisierten Kopf laufend vorgeneigt, ein dünnes Rohrstäbchen neben sich auf dem Stuhl, eine Hand mit blühenden, rosa gefärbten Fingerringeln über der Lehne, ein Lächeln der Feigheit — er hält es für verbindlich — um den Mund: sieht der Freund meines Hotels. Er hat gehört, daß wir uns in einer fremden Sprache unterhalten. Welch ein wichtiges Moment! Für zwei Lire fünfzig teilt er es der Polizei mit. Malala!

### Mister Malones Garten.

Ich mußte zur Post nach Millrona. Am Abend vorher hatte ich durch einen Boten ein englisch geschriebenes Telegramm an einen deutschen Empfänger zum Postmeister geschickt. Spät in der Nacht war der Bote wiedergekommen mit der Nachricht, daß der Postmeister zögere, das Telegramm zu schicken, weil es doch fraglich sei, ob der Empfänger in Deutschland der englischen Sprache mächtig sei.

Ich mußte also selbst zur Post, ein Weg, der sich sieben englische Meilen lang durch die Felsenwüste der Aran-Inseln wand.

„Wenn ich nur ein Fahrrad hätte!" sagte ich zu Missis Mc Guire, die meine Wirtin war.

Missis Mc Guire legte das letzte Stück Torf als Abschluß auf den sorgfältig geschichteten Keinen Turm des Küchenfeuers, warf einen Blick in den verrußten Eisentopf, der an einem Galen im Rauchfang hing, und sagte: „Wir haben drei Fahrräder auf der Insel. Eins hat der Priester, eins gehört dem Postmeister und Mr. Malone hat eins. Gehen Sie zu Mr. Malone, es ist nur eine halbe Meile von hier, er leiht es Ihnen gerne."

„Wer ist Mr. Malone?"

„Oh, Mr. Malone ist der Lehrer von dem Schulhaus auf dem Hügel zwischen Durtnagapple und Dunaengus."

„Aber ich kann doch nicht zu einem fremden Herrn hingehen und um sein Rad bitten."

„Oh, Sie kennen Mr. Malone nicht! Er freut sich, er findet das ganz selbstverständlich."

In diesem Augenblick fügte es der Zufall, daß Mr. Malone mit seinem Fahrrad auf der einzigen Straße der Insel herangefahren kam. Er sah irgendwas unternehmen konnte, war Mrs. Mc Guire zur Tür hinaus und tief den abschüssigen Garten hinunter, wobei sie sich die Hände an der Schürze wusch. Als ich langsam nachkam, sah ich Mr. Malone, der vom Rad gestiegen war. Wir verbeugten uns, er gab mir mit einer schönen Bewegung die Hand. Mrs. Mc Guire erklärte mir strahlend, daß Mr. Malone nichts lieber hätte, als zu Fuß nach Haus zu gehen und



AR 1764

3/8

Joseph Roth Collection

II.3

Articles

S4717

Das Neue Deutschland 1933 - 1939

# Miniaturen

## „Handbuch des Kritikers“

So heisst ein neues Buch von *Alfred Polgar*. Es hätte auch und, wie mir scheint, richtiger: *Handbuch des Lehrers* heissen können. Aber man weiss ja längst, von welch vielfältiger Bedeutung die Formulierungen Alfred Polgars sein dürfen, ohne ihre Treffsicherheit zu verlieren. Man erinnert sich auch dankbar, dass vieles von dem, was Polgar einst „an den Rand geschrieben“ genannt hatte, „mitten ins Ziel getroffen“ hätte heissen sollen. Auch die Titel der Polgarschen Bücher verraten jene selbstironische Bescheidenheit, die den Adel seiner Sätze und Prägungen ausmacht.

Unter den Kritikern deutscher Sprache — es gibt ihrer zu viel und zu wenig — ist Polgar ohne Zweifel der delikateste. Ja, die Behutsamkeit ist geradezu ein literarisches Mittel für ihn, eines seiner schriftstellerischen Elemente, keine zufällige oder periphere oder nur privat menschliche Eigenschaft. Wie selten sind die Schriftsteller deutscher Sprache, die so genau „treffen“ können, ohne zu verletzen, die es verstehen, auch noch der Anerkennung den Glanz einer stillen Ironie zu verleihen, einer Melancholie möchte man sagen, die den Wert des behandelten Gegenstands erhöht und gleichzeitig den behandelnden Autor vor der Uebertreibung schützt.

Man kennt die Ahnen Polgars. Gäbe es besondere Institute für literarische Rassenforschung, sie müssten feststellen, dass der Grossvater Polgars Nestroy heisst. Man lese die folgenden Sätze: „Die Daten meines äusseren Lebens sind nicht belangreich. Die meines inneren sind es nur für mich... Meine Bildung besteht zum grössten Teil aus Lücken.“ Man wird, auch wenn man es nicht wüsste, keineswegs überrascht sein, ein paar Zeilen später die Mitteilung zu finden: „Mein Geburtsort ist Wien.“ Man hört sofort den ausgelassenen Titel: die Haupt- und Residenzstadt Wien. Und man versteht auch den bitteren Satz des Autors: „Die sogenannte öffentliche Meinung bewahrt meinen Büchern gegenüber vornehme Zurückhaltung.“

Die öffentliche Meinung ist ein Plebejer, der sich reserviert verhält gegen jede Erscheinung, die einige Symptome von Noblesse verrät, aber auch Symptome der Klugheit und der kultivierten Produktivität. In dieser Zeit der Stinkbomben, der Stinkbomben-Epoche, wie sie hoffentlich einmal heissen wird, glaube ich dennoch das „Handbuch des Kritikers“ empfehlen zu dürfen; ja, es empfehlen zu müssen.

JOSEPH ROTH

## Deutsche Wertarbeit

Aus *Berlin* wird uns geschrieben:

Bei Wertheim in Berlin hatte eine Bekannte Bettwäsche eingekauft. Als das Paket zu Hause ausgepackt wurde, fiel ihr ein Zettel in die Hand, mit dem Auf-

druck: „Diese Wäsche darf beim Waschen nur bis 40° erhitzt werden.“

Ein Versuch, die nicht kochbare Wäsche umzutauschen und den Kaufpreis zurückzuerhalten, hatte folgendes Ergebnis: „Gewiss, wir nehmen die Wäsche gerne zurück“, erklärte die wohlinstruierte Verkäuferin. „Bevor Sie aber das Geld wieder bekommen, müssen Sie, zusammen mit Ihrem Manne, hier diesen Zettel unterschreiben.“

Und nun wird ein vorgedruckter Revers über den Tisch gereicht, auf dem steht zu lesen:

„Ich habe mich geweigert, deutsche Wertarbeit zu kaufen.“

Die Käuferin verzichtete. Sie nahm die Wäsche wieder mit nach Hause.

## Soziologische Forschung in der Literatur

Vor zwanzig oder dreissig Jahren musste die Soziologie sich als eigene Wissenschaft noch rechtfertigen. Inzwischen ist das anders geworden. Wer heute nicht fortwährend das Wort „Soziologie“ oder „soziologisch“ im Munde führt, kann gar nicht mehr mitreden. Soziologie ist zur Mode geworden. Es gibt keinen Gegenstand unter der Sonne, der heute nicht „soziologisch“ betrachtet wird.

Wenn ein Buch von *Ernst Kohn-Bramstedt*, das soeben (bei King in London) unter dem Titel „*Aristocracy and the Middle-Classes in Germany. Social Types in German Literature. 1830-1900*“ erscheint, genauester Beachtung zu empfehlen ist, so besonders deshalb, weil darin, obwohl von Literatur die Rede ist, auch der exakte Sinn soziologischer Fragestellung gewahrt wird. Die Frage, von der sich Kohn-Bramstedt leiten lässt, lautet etwa: Welche Aufschlüsse gibt uns die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts über das Verhältnis von Adel und Bürgertum?

Der Verfasser geht von dem schroffen Gegensatz aus, in den vor ziemlich genau einem Jahrhundert durch die in Deutschland einsetzende kapitalistische Entwicklung Adel und Bürgertum zunächst gerieten. Der Adel kämpft um seinen ökonomischen und prestigemässigen Weiterbestand, das Bürgertum andererseits um seine politische und ökonomische Anerkennung. In der Periode von 1850 bis 1870 gelingt es der deutschen Bourgeoisie, sich durchzusetzen. Einer ihrer einflussreichsten literarischen Sprecher wird Gustav Freytag, dessen Roman „Soll und Haben“ Kohn-Bramstedt eine ausgezeichnete und eindringliche Analyse widmet. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg vollzieht sich dann eine teilweise gegenseitige Durchdringung des Adels und der oberen bürgerlichen Schichten, wenn auch der kastenmässige Charakter der kaiserlichen Hofgesellschaft gewahrt bleibt. Diese Jahre von 1870 bis etwa 1900 hat Fontane in seinen Gesellschaftsromanen glänzend und subtil für immer festgehalten.



setzen, entspricht der Unbekümmertheit dieses Studenten, der sich durchsetzt, weil es ein Vergnügen ist, ihn zu erziehen. Dieser tapfere Ritter kämpft gegen seine Erzieher, seine Vorgesetzten, spielt mit der Natürlichkeit, wagt sein Leben für eine bessere Zukunft.

General Klaus, der Kriegsspieler, die Seele der Ostfront, ist die grosse konservative Figur des Romans, ein Bürgerlicher, der für die Junker und für die Idee der Reichsmacht (gegen den Plan seines Rivalen von der Westfront) immer weiter nach Osten vordringt. Die Figur des Generals Klaus gibt dem Roman von Zweig den bleibenden Wert: Zweig zeigt das Gesicht des wilhelminischen Deutschlands, den genialen Soldaten, den Diener des Expansionswillens deutscher Junker, den Beherrscher der Ostfront, das Verwaltungsgenie, das die Wirklichkeit seinem Traum von den deutschen Oststaaten adaptieren will. Die Wirklichkeit spricht aus der Empörung der schwäbischen Krankenschwester Barbara, der Braut Winfrieds: „Ihr versteht einen Dreck, ihr von Ober-Ost. Ihr sitzt in euren Zimmern und regiert und ahnt nicht, wie man euch einschätzt, und dass euch keiner ernst nimmt.“

Die letzten sechs Monate des Weltkriegs, während der nur noch Reflexbefehle befolgt wurden, erlebt der Leser wieder: die Kolonisierung des Ostens, die Konzentrationslager, das Hinterland Deutschland, den Verfall des Kaiserreichs, die von den Ereignissen „übrumpelten“ Sozialisten, Liebes-Idyllen und Intrigen, — dieser Stoffreichtum (in der Rahmenhandlung vom Streit um den Thron von Litauen) konnte hier nur andeutungsweise resümiert werden.

Die Zusammenhänge, die „moralischen Bewegungsketten“, die Folgen des Weltkriegs werden aufgezeigt. In „Einsetzung eines Königs“ deklariert Arnold Zweig, den Zusammenbruch im Jahre 18 schildernd, die deutsche Utopie von morgen, gibt als Beherrscher der Darstellung deutscher Menschen eine Bilanz der Zukunft.

## Ausländisches über Deutschland

### Recht. Verfassung. Sozialpolitik:

*Anne-Elisabeth Prelot:* „La philosophie du droit et de l'Etat dans l'Allemagne actuelle.“ *Politique*, Dezember 1937, Paris.

*Charles H. Wilson:* „The Separation of Powers under Democracy and Fascism.“ *Political Science Quarterly*, New York, Dezember 1937.

*A. Robinet de Cléry:* „La fin du fédéralisme en Allemagne.“ *Revue d'Histoire politique et constitutionnelle*, Paris, Oktober/Dezember 1937.

*Jacques Doublet:* „L'Assistance dans le troisième Reich.“ *Science Politique*, Paris, Dezember 1937.

*Taylor Cole:* „The Evolution of German Labor Front.“ *Political Science Quarterly*, New York, Dezember 1937.

### Kultur:

*César Santrelli:* „Quelques aspects de la nouvelle Allemagne.“ *Affaires étrangères*, Paris, Dezember und November 1937.

*P. Henri Simon:* „Culture Hitlérienne.“ *Politique*, Paris, Dezember 1937.

*Waldemar Gurian:* „Hitler's Undeclared War on the Catholic Church.“ *Foreign Affairs*, New York, Januar 1938.

*Jacob de Geer:* „Individualismens Oedestimma“ (Warnruf vor der Bedrohung der europäischen Kultur durch den Nationalsozialismus). *Wahlström og Widstrands Forlag*, Stockholm.

## Ständchen gewisser Verleger draussen

### I.

Heimlich im blonden Mondenschein  
Sprich über uns das Zauberwörtchen  
Und öffne uns Dein Hinterpförtchen  
Zu dem Reichsschrifttumkammerlein!  
Hast uns bedroht, uns auszumerzen?  
Und hast uns tags bespuckt? — Was macht's?  
Verlegene Verlegerherzen,  
Die drucken für dich „draussen“ nachts!  
Sie betteln nicht um Gold, Devisen, Ruhm —  
Nur  
dass man uns das Endchen Ariertum,  
Den Beistrich nach der Korrektur  
Erlasse — und verzeih  
Uns Söhnen der verfluchten Rasse,  
Weil wir doch teils aus Ungarn, teils der Tschecho-  
[slowakei!]

### II.

Hast unsre Nasen wohl verschmäht —  
Vergönn uns doch, uns anzubiedern  
In Wort und Schrift, in Text und Liedern,  
Wonach Dir Dein Gelüsten steht!  
Und magst Dich an dem Anblick weiden  
Von uns geopferter Autorn —  
Wolln die Gesinnung gern beschneiden,  
Lässt Du uns sonst nur ungeschorn.  
Liebst Du uns gotisch? In Fraktur? — Es sei!  
Gib einen Tritt uns — doch den Absatz frei!  
Ach nur  
das bisschen Konjunktur  
Gewähre — lass herbei  
Uns Brüder aberkannter Ehre,  
Doch mit dem Sitz in Oestreich und der Tschecho-  
[slowakei!]

### III.

Heimlich im blonden Mondenschein  
Lass uns durch's Hintertürchen schlüpfen,  
Bevor wir das Tarnkäppchen lüpfen  
Nachts im Reichsschrifttumkammerlein!  
Wir, unerwünscht, doch deutscher Zunge,  
Wir stelln im Kriechen unsern Mann  
Und stimmen hier aus voller Lunge  
Die alte Ariernach-weis' an.  
Ein Ja zur Diktatur ist noch ka' Sünd!  
Wer weiss, wie's ohne Goebbels um uns stünd!  
Wir Träger liefern nur Kultur  
Franco und porto-frei  
Verleger zwar mit Rassenmanko —  
Freiwillige Helfershelfer doch der grossen Barbarei!

WALTER MEHRING



## Dichter im dritten Reich

Von Joseph Roth

### I.

Dem im Dritten Reich verbliebenen und zum kommissarischen Leiter der Preussischen Akademie (vorübergehend) ernannten Schriftsteller und Nervenarzt *Gottfried Benn* schrieb vor einiger Zeit der Schriftsteller *Klaus Mann* einen bitteren und vorwurfsvollen Brief. Unverständlich sei es ihm — (so ungefähr schrieb Herr Klaus Mann, der Herrn Gottfried Benn verehrt) — wie ein bedeutender Schriftsteller sich in den Dienst des « Dritten Reiches » begeben könne; warum ein Mann wie Benn seine Anhänger enttäusche, die sich jetzt in Paris, in London, in Prag aufhalten und die zu ihrer Verzweiflung am Vaterland auch noch die an ihrem geliebten Autor addieren müssten; er, der Schreiber des Briefes, sei zwar als « Rationalist » von jeher gegen die « irrationalistische » Weltauffassung des verehrten Autors gewesen: denn es scheine leider so zu sein, dass der Hang zum « Irrationalen » notwendig zur « Reaktion » führe: dennoch bestünde zwischen der unzweifelhaft starken schriftstellerischen Kraft Gottfried Benns und dem verständnislosen, geist- und literaturfremden « Dritten Reich » unmöglich irgendeine Beziehung.

So und ähnlich war der Brief des Schriftstellers Klaus Mann an den von ihm verehrten Kollegen Gottfried Benn gehalten.

Dieser antwortete. Er antwortete mit einem langen Leitartikel in der « Deutschen Allgemeinen Zeitung » — die übrigens ein paar Tage darauf verboten wurde und selbstverständlich nicht wegen der Antwort Gottfried Benns. Im Gegenteil: hätte die « Deutsche Allgemeine Zeitung » nichts Anderes gebracht, als ähnliche Erwiderungen der im « Dritten Reich » verbliebenen und eventuell zur kommissarischen Leitung der Preussischen Akademie der Dichtkunst geeignet befundenen Schriftsteller — sie wäre gewiss nicht verboten worden. Betrachtet man aber auch die geringfügigsten Vorgänge vom Standpunkt jenes « Irrationalismus », den Herr Klaus Mann dem Herrn Gottfried Benn vorwirft und dessen sich dieser in seiner öffentlichen Erwiderung rühmt, so könnte man beinahe vermuten, dass eine nicht zu eruiende ironische Gewalt, (die ja seit eh und je die fälschlichen und schwächlichen pathetischen Vorgänge zu paraphrasieren liebt), auch diesmal am Werke gewesen ist, um den Chefredakteur eines Blattes zu strafen, weil er die Funktion der Post übernommen und den Schreiber der selbstverständlichen und taktvollen Pflicht enthoben hat, auf

einen privaten Brief mit einem privaten Brief zu antworten.

### II.

Es ist vielleicht erlaubt, zu sagen, dass der Schreiber dieser Zeilen ein « Reaktionär » ist, keineswegs ein Anhänger der « rationalistischen » Auffassung historischer Vorgänge und ebensowenig ein « Marxist » wie ein Verehrer des kommissarischen Leiters Doktor Benn. Als dieser noch die Lobrede zu Heinrich Manns sechzigstem Geburtstag hielt, war der Schreiber dieser Zeilen bereits (trotz allen Meinungsverschiedenheiten) ein Anhänger Heinrich Manns, aber nicht einer Doktor Benns — obwohl dieser als « Reaktionär » aufzutreten liebte und Jener ein « Revolutionär » ist. Braucht man es noch zu sagen? Für den Schriftsteller entscheidet die literarische Leistung, einzig die literarische Leistung. Ob der Doktor Benn kommissarischer Leiter einer Akademie wird, in der Dilettanten — gleichgültig, welcher Gesinnung — Mitglieder sind; oder ob er es nicht wird: wäre einem alten « Reaktionär » wie mir nicht erheblich erschienen. Dass aber der Doktor einem Kollegen und Verehrer gegenüber, der eine klare « liberal-rationalistische » Haltung einnimmt, als ein « Konservativer » begegnet, als ein « Irrationalist » und zugleich als ein Vertreter der « Nationalen Revolution »; dass Einer, der noch vor ein paar Monaten auf den ganz gewiss des « Irrationalismus » nicht zu verdächtigenden Heinrich Mann eine Rede gehalten hat und flugs dessen Stuhl als « kommissarischer Leiter » einnimmt, auch einen offenen Brief als « Irrationalist » und Bekenner des « Dritten Reiches » schreibt, das jenen Heinrich Mann eben vertrieben hat: Das scheint mir symptomatisch und einer näheren Behandlung würdig.

### III.

Möge man mir ein paar Zitate aus des Doktors Leitartikel erlauben:

« Nur die, die durch die Spannungen der letzten Monate hindurchgegangen sind, die von Stunde zu Stunde, von Zeitung zu Zeitung, von Umzug zu Umzug, von Rundfunkübertragung zu Rundfunkübertragung *alles dies fortlaufend* aus unmittelbarer Nähe *miterlebten*, Tag und Nacht *mit ihm* rangen, selbst die, die das Alles nicht jubelnd begrüßten, sondern es mehr erlitten, mit diesen allen kann man reden, aber mit den Flücht-



lingen, die in's Ausland reisten, kann man es nicht. »

« ... aber, und so lautet meine *Gegenfrage*, wie stellen Sie sich denn nun eigentlich vor, *dass die Geschichte sich bewegt*? Meinen Sie, sie sei in *französischen Badeorten* besonders *tätig* ?

« Wie stellen Sie sich z. B. das 12. Jahrhundert vor, den Uebergang vom romanischen zum gotischen Gefühl, meinen Sie, man hätte sich das *besprochen*? »

« ... ach, *sie*, (die Geschichte) *schuldet Ihnen ja nichts, aber Sie ihr Alles*, — sie hat ja keine andere Methode, — als an ihren Wendepunkten einen neuen *menschlichen* Typ aus dem unerschöpflichen Schoss der Rasse zu schicken, *der sich durchkämpfen muss*, der die Idee seiner Generation in den Stoff der Zeit bauen muss... »

« Verstehen Sie doch endlich dort, an Ihrem lateinischen Meer... »

« Da sitzen Sie also *in Ihren Badeorten* und stellen uns zur Rede... »

« Es ist die Nation, deren Sprache Sie sprechen, deren Staatsangehörigkeit Sie besitzen, — deren Industrie Ihre Bücher druckte, der Sie Namen und Ruhm verdanken, von der Sie möglichst viel Angehörige zu Ihren Lesern wünschen und die *Ihnen auch jetzt nicht viel getan hätte, wenn Sie hier geblieben wären*... »

« Sie wissen, dass ich als Kassenarzt mit vielen Arbeitern in Berührung komme — *es kann gar nicht zweifelhaft sein*, ich höre es von Allen, *dass es ihnen besser geht, als zuvor*. »

« Volk ist viel!... *die ganze Summe meines Gehirns* danke ich doch *in erster Linie* diesem Volke! Aus ihm stammen die Ahnen, zu ihm kehren die Kinder zurück! »

#### IV.

Genug der Zitate! Wäre ich auch von Rundfunkübertragung zu Rundfunkübertragung » all dies fortlaufend hindurchgegangen »; hätte ich selbst die letzten Monate mit « *all Dem gerungen* »; hätte ich auch die « *Gegenfrage* » gestellt, ob die Geschichte just « *in französischen Badeorten tätig sei* »; den « *Uebergang vom romanischen zum gotischen Gefühl besprochen* »; hätte ich jemals vermocht, einen « *Schoss der Rasse* » zu begreifen, der « *sich durchkämpfen* » muss; an einem « *Badeort* » oder einen « *lateinischen Meer* » zu sitzen, die ich die meinen hätte nennen dürfen; von Arbeitern zu hören es gehe ihnen besser als zuvor und die « *ganze Summe meines Gehirns* », « *in erster Linie* » dem Volke zu verdanken:

gesetzt den Fall, all Dies wäre mir so leicht zu

erleben gewesen, wie es dem Doktor Benn leicht war, es aufzuschreiben:

so wäre es mir doch unmöglich gewesen, einem meiner Leser, Kollegen und Verehrer zu schreiben, er hätte ruhig innerhalb eines Landes bleiben sollen, das ihm « *auch jetzt noch nicht viel getan hätte* », wenn er nur geblieben wäre. Und wenn mir auch nur *etwas* « *getan* » worden wäre — ich wäre nicht in die Behandlung des Kassenarztes Doktor Benn gegangen. Er hätte am Ende konstatiert, dass es mir, ebenso wie den Arbeitern, noch besser gehe als zuvor.

#### V.

Er ist einer der zahlreichen Kommentatoren der Revolution, dieser Doktor. Er (nebst manchen Andern) bemüht sich, den « *Rationalisten* », den « *Liberalen* », den « *Sozialisten* » die elementare Unbegreiflichkeit der geschichtlichen Ereignisse zu erläutern. Aber auch einem « *Liberalen* », einem Gehirn des « *neunzehnten Jahrhunderts* » könnte es plötzlich klar werden, dass ein Elementargeschehen, das sich selbst unaufhörlich kommentiert, gar kein echtes sei: wie wenn zum Beispiel der Vesuv Feuer spiee, und der Fremdenführer von Cook den Reisenden dabei erklärte, dies sei nun einmal eine unverständliche katastrophale Laune eines Vulkans. Wo in aller Welt hat man schon jemals ein Erdbeben, ein Gewitter, eine Windhose, einen Samum, eine Revolution und gleichzeitig den Kommentar dazu erlebt? Die Kommentare folgten immer hinterdrein. Zum ersten Mal in der Geschichte der Revolutionen treten Revolutionäre auf, die zu ihren Taten kostenlos die Erklärung liefern, es seien eben revolutionäre Taten. Der Kommentar aber macht eben die Revolution verdächtig. Ein Mörder, der seinem Opfer, während er es niederschlägt, einen theoretischen Vortrag über den natürlichen Blutkreislauf eines geborenen Mörders hält, erweckt sogar im Opfer noch den Verdacht, es sei ein Professor des Mordes, der es erschlagen — und kein richtiger Mörder. Da lob' ich mir jenen Hobler, den Minister, der da gesagt hat, wo gehobelt würde, müssten auch Späne fliegen. Heimkehr einer Metapher in blutige Wirklichkeit und Rechtfertigung der Wirklichkeit durch die Metapher! Hier hat ein anerkannter Flieger einen lange nicht so anerkannten Dichter auf dessen eigenem Gebiet geschlagen — und klipp und klar ward den Spänen wie dem Holz gesagt, dass sie sich halt mit dem Los abzufinden hätten, das ihnen die Weltgeschichte beschert. Wie schwach ist dagegen die Einladung des Dichters an seinen Kollegen, in dem Lande zu bleiben, wo man ihm « *nicht allzu viel*



getan hätte »? ! Und wie klar wird auf einmal die Notwendigkeit eines « Propaganda-Ministers », dessen Aufgabe es ist, die wuchtigen Elementar-Ereignisse in der Presse zu erklären, als wären sie neue Erzeugnisse einer Seifenfabrik! Liberalistisch versucht, wie die Menschen nun einmal sind, bedürfen sie der prompten und zeitgemässen Erläuterungen, um das unbegreifliche Naturgeschehen auch als unbegreiflich zu respektieren!

## VI.

Welch eine Banalisierung des « Elementaren »! Und ferner: welch' eine Banalisierung des nationalen Begriffes und der Nation, wenn Herr Benn schreibt, man « verdanke » der Nation nicht allein die Staatsangehörigkeit, sondern auch der nationalen Industrie die Drucklegung der Bücher! Als bestünde nicht das Leben der Nation just im Austausch der Gaben, die jeder Einzelne ihrer Angehörigen schenkt und nimmt, spendet und empfängt! Als hätten zum Beispiel die Druckerei und der Verleger und der Leser dem Autor Gottfried Benn nicht genau so viel, oder noch mehr, zu « verdanken » als er ihnen! Als wären der Pass und das Dokument, die ihm die Staatsbürgerschaft garantieren, weit mehr wert als das Buch, das er geschrieben hat; ja, als wäre der Pass eine ganz besondere Auszeichnung, die der Staat seinem Dichter gewährt, obwohl er sie nicht verdient hat! Als wären Industrie, Armee, Ministerien, Polizei, S-A-Mannschaften der Staat: Alle, nur nicht der Dichter! Weit entfernt davon, etwa einen Polizeiwachtmeister als einen geringeren Bestandteil des Volkes zu betrachten, denn einen Verfasser von Gedichten, wie sie z. B. der Doktor Benn schreibt, wage ich zu behaupten, dass Keiner von Beiden dem Anderen irgendetwas zu « verdanken » habe: oder: dass Beide einander Alles zu « verdanken » haben. Und, so wahr es ist, dass ein Dichter, dessen physisches Leben in Gefahr gerät und der deshalb (deshalb allein) auswandert, noch lange nicht aufhört, ein deutscher Dichter zu sein, so wahr ist es auch, dass die deutsche Literatur keine staatlichen Grenzen kennt; dass sie stärker und ewiger ist, als jede Staatsform, die sich die Nation gelegentlich gibt; dass sie alle Staatsformen und « nationalen Revolutionen » (aber auch die « internationalen ») überleben wird; dass ein deutscher Schriftsteller, selbst wenn er emigriert ist, schon deshalb keinen Hohn verdient, weil er eben, stärker, als die Industrie, die ihn druckt, « das Deutsche », « das Nationale », in sich trägt. Wo immer der deutsche Dichter ist, da ist Deutschland. Wo der deutsche Drucker ist, kann auch Frankreich, England oder

Italien sein. Ach! Welch eine Ironie! Welch armselige Ironie eines Schriftstellers, der zufällig keine jüdische Grossmutter hat und infolgedessen dem Anderen sagen kann, der zufällig eine jüdische Mutter hat, es wäre ihm « nicht viel » getan worden, wenn er geblieben wäre! Was heisst « nicht viel », Herr Doktor? ! Eine Kastrierung, zum Beispiel, eine Sterilisierung, zum Beispiel: ist Das viel oder wenig für einen Schriftsteller jüdischer Abstammung? ! — Vergebliche Frage eines emigrierten « Schriftstellers an einen in Lande verbliebenen » Haut- und Geschlechtsarzt und kommissarischen Leiter! Es gibt keine Verständigung — der Doktor hat Recht — zwischen Deutschland und dem Dritten Reich!

\*\*

Nachschrift:

Die Antwort des Doktors hat einen anderen Dichter nicht ruhen lassen — und da die « Deutsche Allgemeine Zeitung » verboten war, musste das « Berliner Tageblatt » dem *Max Barthel* zwei Spalten zur Verfügung stellen. Dieser « Arbeiterdichter » — wie ihn jüdische Journalisten nicht mit Unrecht schon während des Krieges genannt haben — schreibt ebenfalls öffentliche Antworten auf private Briefe im Ausland befindlicher Freunde. Im Stil unterscheiden sie sich allerdings: der « Arztdichter » und der « Arbeiterdichter ». Wie es einem « Arbeiterdichter » geziemt, schreibt der Barthel zum Beispiel:

« Die über die Grenze gegangen sind, haben das Recht verwirkt, über Deutschland zu reden und zu schreiben. Sie sind *viel zu schnell* über die Grenze gegangen, *den meisten* wäre kein Haar gekrümmt worden... »

« Und für mich als alten Sozialisten, als Sohn eines Maurers, als Menschen, der lange Jahre in den Fabriken geschafft hat, waren zwei Dinge *für meine Einstellung* entscheidend; erstens: die Einigung Deutschlands durch die Nationalsozialisten, und zweitens: *das Zurechtrücken der Arbeit in das Zentrum der Betrachtung.* »

Wäre er doch ein alter Sozialist geblieben und in der Fabrik und ein Krankenkassen-Patient beim « Arzt-Dichter », statt sich in das « Zentrum der Betrachtung zurechzurücken »! Vielleicht hätte er dann nicht das Recht verwirkt, in deutscher Sprache zu schreiben...



# Niederlage der Gerechtigkeit

Von Joseph Roth

Ueber den neuen Roman „Der Gerechte“ von Hermann Kesten, (erschienen im Verlag Allert de Lange, Amsterdam).

Wenn es jemals eines Beweises dafür bedurft hätte, dass die wahre Heimat eines echten Dichters die Sprache ist, so ist dieses Buch einer. Das Vaterland des echten Schriftstellers ist seine Sprache. Ihm allein ist die Gnade zuteil geworden, seine Heimat mit sich zu führen. Hermann Kesten, wie wir Alle einer der „Exilierten“, hat seine fränkische Heimat mit sich genommen. Das Vaterland, das ihn verbannt hat, hat sich seiner beraubt; nicht er ist der Heimat beraubt worden.

In diesem Roman „Der Gerechte“ gibt es Schilderungen der fränkischen Landschaft von grossartiger und leidenschaftlicher Herbheit und Süsse. Ja, aus der fränkischen Landschaft wachsen die Gestalten dieses Buches; und schämten wir uns nicht, das missbrauchte Wort „Scholle“ zu gebrauchen, wir würden sagen: hier ist der klarsichtige Intellekt eines kritischen Gehirns eine organische Bildung eingegangen mit dem triebhaften Instinkt des „erdgebundenen“ Dichters.

Das *Unrecht des Gerechten* wird geschildert. Der alte, gerechte Tucher in seiner fränkischen Heimat kurzweg als „der Gerechte“ bekannt; behält keineswegs recht nach den sechzig Jahren seines gerechten Lebens. Er behält nicht recht gegen die neue Zeit und gegen seine Kinder. Es ist der Zusammenstoss der alten und der neuen Zeit; der Zeit der absoluten und der relativen Werte. Und es ist zugleich die ewige Tragödie Lears; des Vaters, der seine Kinder nach sich selber einschätzt.

In einer kühnen und kühlen Weise ist in diesem Roman die zeitlose Tragik des Vater-Kind-Problems mit der äusserst aktuellen Tragik des Gegensatzes zwischen alter und neuer Generation verbunden. Es ist der Roman von der *Niederlage der Gerechtigkeit*.

„Die Hölle ist los! die Menschheit fällt, oh, schrecklicher Sturz! Die Menschen werden einander kochen und fressen. Danach werden sie einander roh verspeisen, ohne Salz und Pfeffer, ohne Essig und Oel! Die Gerechtigkeit wird ein Hohn sein, die Freiheit ein Gelächter und die Wahrheit ein Abscheu! Die Sünde wird über der Tugend zu Gericht sitzen und das wird Recht sein! Brüder werden Brüder töten! Schwestern werden Schwestern schlagen! Kinder ihre Eltern erziehen und

Tyrannen die Völker verdummen! Das Wort des Menschen wird ohne Wert und Verstand sein, das Gesetz ohne Giltigkeit, das Recht ohne Achtung! Das Leben der Menschen wird wohlfeil sein wie Sand in der Wüste und Salzwasser im Meer. Seiner Arbeit wird keiner bedürfen. Seine Feiertage werden ihm zum Fluche werden, seine Feste zum Spott! Frauen wird man auf dem Markt kaufen zu Heringspreisen. Ideale werden verwechselt werden und Ideen ohne Farbe sein! Das Licht wird zur Pest werden und anstecken, für die Luft wird man zahlen müssen, das Wasser wird vergiftet werden und den Weizen wird man ins Meer schütten oder verbrennen! Das Geld wird entwertet werden und für dieses fast wertlose Geld wird alles käuflich sein.“

Diese Zeilen hat Kesten nicht etwa schon nach dem Ausbruch des Dritten Reiches geschrieben, sondern lange noch *vor* dessen Ausbruch, wie mir die glückliche Freundschaft mit dem Autor dieses ausserordentlichen Buches zu wissen erlaubt. Eine der wenigen Gelegenheiten, in denen man sich erlauben darf, öffentlich Zeugnis abzulegen von einer privaten Beziehung. Denn dieser junge Dichter, den ich seit seinen Anfängen kenne, wächst im Unglück des Exils zu einer wahrhaft bedeutenden dichterischen Persönlichkeit, und es ist mir, dem Älteren, ein Glück, dass es mir vergönnt ist, sein neuestes Werk als eines der bedeutendsten Bücher der deutschen Emigrationsliteratur zu empfehlen.

## Teut an Faulhaber

Die Predigten des Kardinal Faulhaber wurmen die deutschen Machthaber entsetzlich. Man kann ihn nicht einsperren lassen, man kann ihm nicht den Mund schliessen — was bleibt da übrig? Das Geschimpfe — das einzige Genre, in dem sich die neudeutsche „Literatur“ mit ausgezeichnetem Erfolg versucht hat. Selbst den „Humor“ nennt diese Kultur nur als eine Unterabteilung des Schimpfens. Nach all den erfolglosen Drohungs-Versuchen macht man nun also diese besondere Art von Humor gegen den ungekrönten Souverän von Bayern mobil. Aus dieser „Humor“-Kloake holt ein Anonymus, der sich „Teut“ nennt, seine Waffen für ein Pamphlet, mit dem er die Advents-Predigten des Kardinal Faulhaber zuzudecken denkt. Es



39  
frisch im Gedächtnis hatten, fühlten sich, — als sie diese Geschichte lasen, — wie im Theater so nun in der Wirklichkeit, in die Zeit des Kriegs zwischen der roten und weissen Rose zurückversetzt. In der Tat, das ist die Stufe der politischen Entwicklung, zu der Deutschland zurückgekehrt ist. Es ist kein beruhigender Gedanke, obwohl in den nächsten Jahren vermutlich mehr Anlass be-

stehen wird für Deutschland zu fürchten, als vor Deutschland Furcht zu empfinden. Unserem Land jedenfalls sind die Ereignisse eine klare Lehre: unserer alten Regierungsmethode der Ueberredung treu zu bleiben; alle brüskten, auf der Gewalt beruhenden Heilrezepte zu meiden; und die Gefahr aller halb-militärischen Organisationen zu erkennen, die politische Zwecke verfolgen.

## Ring der Nibelungen

Von Joseph Roth

7. VII. 1934

Ich glaube nicht, dass die Germanen, die heute Deutschland regieren, Fleisch vom Fleisch und Blut vom Blute der alten Nibelungen sind; aber es wäre lächerlich, zu leugnen, dass sie den *Geist* der Nibelungen geerbt haben. Man sollte der Wahrheit die Ehre geben, den Germanen von heute diesen Geist konzedieren und die unmenschlichen, jeder moralischen Eigenschaft baren Gestalten des Nibelungenlieds nicht etwa deshalb überschätzen, weil sie aus mythologischem Dämmer entstehen, oder weil sie ihre irdischen Konturen in einem literarisch wertvollen Dokument finden. Mögen also die Deutschen auch nicht in direkter Linie von den alten Germanen abstammen, so muss man doch einsehen, dass sich die Vorgänge und Charaktere des Nibelungenliedes oftmals in der neueren deutschen Geschichte wiederholen. Tücke, Verrat, Hinterlist, Meuchelmord: die Geschichte jeder Nation enthält diese elementaren Schlechtigkeiten der menschlichen Natur. Aber in Deutschland zeigen Tücke, Verräterei und Hinterlist einen ganz speziellen Charakter — wie man bald sehen wird — sie haben eine spezielle Note, *die Nibelungen-Note eben*. Immer und überall ist Kain der Bösewicht, Abel der Unschuldige schlechthin. Den Germanen allein ist es vorbehalten, einen heroischen Bösewicht zu haben und einen tückischen Abel. Der finstere Hagen von Tronje erschiene uns gar nicht finster, hätte man ihm diese Eigenschaft nicht so hartnäckig und so oft beigelegt. Hagen von Tronje strahlt beinahe, wie der strahlende Siegfried. Und dieser strahlende Siegfried hat eine Walküre betrogen — und nicht nur einmal, als er sie nämlich in der Walhalla sitzen liess und einfach vergass — sondern auch zum zweiten Mal, als er sie (unsichtbar in seiner Tarnkappe) begattete und sie glauben liess, ihr angetrauter Gemahl Gunther sei es, mit dem sie schlief. Durch diese höchst geschmacklose, ja abstossende „Mannentreue“ Gunther gegenüber betrügt der strahlende Siegfried zugleich auch seine geliebte Kriemhild. Und, als

hätte er noch an Allem nicht genug, stiehlt er der Brunhild in jener Nacht einen Ring. Er besitzt die absolute Taktlosigkeit, ihn der geliebten Kriemhild zu schenken. Ja, er erzählt seiner Gattin haargenau die Umstände, unter denen er ihn bekommen hat. Und die blonde Kriemhild, dieses sanfte Musterbild aller fraulichen Tugenden, die tagaus, tagein Flachs und Sittsamkeit am Rocken spinnt, ist stolz auf den doppelten Ehebruch ihres Mannes und protzt, das Argument in der Hand, in aller Oeffentlichkeit vor der Rivalin mit der Kraft seiner Lenden. Welch ein jämmerlicher Held, Casanova mit der Tarnkappe, dieser geistige Ahnherr der späteren Siegfriedsgestalten! Welch armselige Musterfrau, gegen die Medea ein Engel ist, diese Kriemhild, die Grossmutter Gretchens, eine böse Sieben mit der Krone auf dem Flachs, den sie sich selber gesponnen haben könnte!

Man erinnere sich an den weiteren Verlauf dieser monströsen Geschichte: Hagen von Tronje ist zwar ein grosser Held, aber dem unverwundbaren Siegfried körperlich nicht gewachsen. Also muss er ihn durch List umbringen. Und zwar aus Treue zu Gunther, der doch eigentlich selbst den Siegfried um Beistand in der Hochzeitsnacht gebeten hatte. Natürlich kennt Gunther die finsternen Pläne Hagens. Aber er ist ein germanischer Held und stellt sich ahnungslos. Kriemhild, die sittsame Schwätzerin, ist auch noch strohdumm. Sie verrät dem Hagen die einzig verwundbare Stelle auf der Schulter Siegfrieds. Man veranstaltet eine Bärenjagd, der natürlich ein Jäger, wie der Siegfried, nicht fernbleiben will, obwohl Kriemhild böse Ahnungen hat und sogar einen Traum, der ihr den Tod ihres Gatten prophezeit. Hätte sie mehr Verstand gehabt und weniger Ahnungen, so wäre uns die ganze Tragik erspart geblieben. Leider ist dem nicht so. Und bis zum heutigen Tage schätzen die Deutschen die Ahnungen höher als die Vernunft, und also ersparen sie uns keinerlei Tragik...

Nach dem Tode Siegfrieds trauerte Kriemhild



40  
— aber nicht allzulange. Im fernen Ungarn winkt ein reicher Freier, der Hunnenkönig Etzel. Frau Kriemhild scheut den weiten Weg nicht, sie fährt los und wird Königin der Hunnen und Mutter. Sie gebärt dem König Etzel — einem gutmütigen schwarzhaarigen Barbaren, der sich auf Blond kapriziert hat — einen Thronfolger. Jetzt ist sie sicher, jetzt kann sie ihre Rache üben. Denn die Rachsucht ist der Grund, aus dem sie dem armen Etzel folgt, der natürlich — wie viele brünette Männer — an die selbstlose Liebe und Treue der Blonden glaubt. Also lädt sie ihre Brüder und Hagen von Tronje mit Gefolge an ihren Hof. Es sind die ersten nachweisbaren Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschland...

Wie nun die Recken an die Donau kommen, begegnet ihnen ein christlicher Priester im Gottesgewand, das Kreuz auf der Brust. Was macht ein rechter germanischer Mann beim Anblick eines Christen? Herr von Tronje ergreift den Priester und wirft ihn in den Fluss! Ein Witz! Ein Kasino-witz! Alle Herren schauen dem Priester zu, der mit dem Wasser kämpft und lachen sich krank. Ein Wunder geschieht: der Mann Gottes erreicht das andere Ufer. Und das ist der Anfang des Konkordats, das Germanien mit der katholischen Kirche schliesst...

Nach diesem launigen Zwischenfall gelangt die ganze Gesellschaft — „werte Angehörige mit ein-

geschlossen“ — an den Hof Etzels. Bei dem Begrüßungsfest lässt der ahnungslose und gastfreie Barbar Etzel den Verwandten seiner Frau aus der zivilisierten Rheingegend den Stolz des Landes zeigen, den kleinen Thronfolger. Zum besonderen Zeichen germanischer Kinderliebe (aber vielleicht auch, weil das Produkt der Rassenschande ihn stört) zieht Herr von Tronje das Schwert und köpft den Knaben mit einem einzigen wohlgezielten Hieb. So knüpft Germanien diplomatische Beziehungen an...

Hierauf — wie man weiss — beginnt das blutige Fest, man könnte sagen: die Nacht der langen Messer. Freund und Feind gehen unter, Germanen, Hunnen, selbst ein Spielmann, fast ein Pazifist, der Fiedler Volker. Es ist jener Weltuntergang, nach dem die Nibelungen, die untergehen, aber nicht aussterben, ewiges Heimweh haben...

Uebrig bleibt der Christ, der Markgraf Rüdiger von Bechlarn, der konziliante Oesterreicher, der im Sinne des Gekreuzigten spricht. Er erwartet das Heil der Welt von dem Licht des neuen Glaubens.

Leider irrt der fromme Markgraf, wie Jahrhunderte nach ihm viele seinesgleichen. Er hatte gedacht, die Nibelungen und die Hunnen hätten sich gegenseitig umgebracht. *Aber sie leben noch.*

Der Ring der Nibelungen ist ein seltsamer Ring; sein Zauber besteht darin, dass er sich nicht schliessen kann...

## Die Mission Frankreichs

Von Wladimir D'Ormesson

In den Editions Spes hat Wladimir d'Ormesson unter dem Titel „Qu'est-ce qu'un Français?“ ein Buch erscheinen lassen, in dem er an den Gestalten von Clemenceau, Poincaré, Briand drei verschiedene Typen des Franzosen darstellt, die von einander grundverschieden sind und von denen doch jeder zugleich „den Franzosen“ verkörpert. Aus den Kapiteln, die d'Ormesson dieser Analyse folgen lässt, ist der nachstehende Auszug entnommen.

Wir leben in einer messianischen Epoche. Ueberall rühmen sich die Völker ihrer „Mission“. Mission des russischen Kommunismus. Mission des italienischen Faschismus. Mission des germanischen Nationalsozialismus. Das Fieber rückt näher und näher. Es hat mehr als die Hälfte der europäischen Bevölkerung erfasst. Es schreitet über die Ozeane hinweg. Die ganze Welt hallt wieder

von den neuen Verkündungen. So schwungvoll ist diese Bewegung, so suggestiv die Schauspiele, die sie bietet, dass die Nationen, die nicht beteiligt sind, wie kranke, schwindsüchtige Völker erscheinen. Jedenfalls sagt man uns dies, und wir neigen dazu, es zu glauben.

Beachten wir, dass England dieser Seuche entgangen ist, und dass es den Engländern wohl komisch vorkommen würde, darüber zu staunen. Und doch hat auch England seine Schwierigkeiten, und keine geringen. Es trägt seit fünfzehn Jahren an der Last von Millionen Arbeitslosen. Seine Finanzen sind belastet. Sein Handel geschwächt. Aber alle diese Sorgen haben weder seine Nerven, noch sein Vertrauen, noch seine Institutionen bezwungen. Das britische Volk hat genug solide Traditionen, um selber unerschütterlich zu bleiben. Es kommt ihm nicht in den Sinn, über die Superiori-



14. Juli 34

Journalisten, sondern die Universitäten Psychiater in ein Land entsenden, in dem ein bisher unbekannter, ganz neuer Typus des psychotischen Menschen entstanden ist: der *Quartal-Töter* nämlich. Für die Wissenschaft wäre es ein Segen, für die Abonnenten auch. So lange man nach den politischen Ursachen der deutschen Ereignisse suchen wird, wird man sich täuschen und diese Irrungen bitter bezahlen. Es gilt, medizinische Erkenntnisse zu fördern.

Ein Irrtum des Dichters — jeder Irrenarzt kann es bestätigen — dass der Wahnsinn, der Methode hat, eine Ausnahme-Erscheinung ist. Gerade an der Methodik erkennt der Psychiater den schweren Irrsinnigen. Da die Welt diese Wahrheit nicht kennt, erschrickt sie jetzt plötzlich vor der methodischen Folgerichtigkeit, mit der ein Mordkumpane den andern mordet. Denn unter den normalen Verbrecherkumpanen gilt das Gesetz der Solidarität. Unter

den anormalen aber ist nicht die Solidarität, sondern die unerbittliche Methodik des kranken Charakters vorherrschend: der Verräter verrät fern und nah, Freund und Feind. Welcher Fremde kann heute noch dem Wort eines Mannes glauben, der seine Kameraden umbringt, die Brüder waren in seiner Not? Und wie muss die Welt verblindet sein, wenn sie den „Charakter“ eines Mannes lobt, der sich nicht scheut, mit eigenen Händen seine Brüder zu würgen? Ebenso „charaktervoll“ ist eine Mutter, die in einem Wahnsinnsanfall ihr Kind mit der Hacke erschlägt! Glaubt man, der Irrsinn könnte sich nur Einzelner bemächtigen und nicht vieler? Können vierzig oder sechzig Millionen nicht wahnsinnig werden? Vom Teufel geritten werden und ihn öffentlich anerkennen, indem man die Hexen vom Blocksberg verehrt: ist das nicht Beweis genug?! Worauf wartet die Welt noch, um die Diagnose zu stellen?!

## Fern von der Scholle

Von Joseph Roth

### I.

Heinrich Heine ist ebenso ein unsterblicher Dichter, wie ein ewig aktueller Schriftsteller. Seine dauernde, gewissermassen immer wieder erwachende publizistische Aktualität wetteifert mit seiner dichterischen Unsterblichkeit. Die Grazien und die Frauen haben ihn immer geliebt, infolgedessen hat ihn Deutschland immer gehasst. Er hat dieses Land, das sich unaufhörlich zu beweisen bemüht, dass es seiner Genies unwürdig ist, genau gekannt, geliebt, beweint und verachtet. Er ist sein Prophet. Er hat die Entwicklung Deutschlands genau vorausgesagt. Man lese in seinen Schriften, und man erspart sich die tägliche Lektüre der Berichte aus Deutschland in den Zeitungen. Jede neue deutsche Katastrophe bestätigt ihn. Jede neue Pubertätsphase dieses Volkes, das nicht zur Reife gelangen kann und sich infolgedessen „dynamisch“ vorkommt (und leider auch andern Völkern) bestätigt Heinrich Heines Worte über sein Vaterland. Kein Wunder, dass es fast so viele Heine-Biographien gibt, wie deutsche Katastrophen. Die neueste Heine-Biographie ist, unseres Wissens, das Buch der *Frau Antonina Vallentin*: Henri Heine, erschienen in französischer Sprache bei Gallimard.

Diese Biographie ist wahrscheinlich die diskreteste von allen Heine-Biographien, behutsam, zart, nachsichtig und ein wenig verliebt. Alle private Misere des Dichters, das Glück und das Leid seiner

Liebeserlebnisse sind mit grösster Zuverlässigkeit erraten, als es literarische Forschung und Wissen bis jetzt haben feststellen können. Womit wir nicht etwa sagen wollen, hier fehlte es an wissenschaftlichem Material. Im Gegenteil: von grosser literarhistorischer Gewissenhaftigkeit zeugt dieses Werk. Aber die sachte Hand und das ahnungsvolle Herz einer Frau allein vermochten das Wissen so zu ordnen, dass es lediglich als Material-*Hintergrund* erkennbar wird. Es ist manchmal, als hätte die Autorin persönlich und intim ihren Gegenstand gekannt und nur gleichsam, wie um sich ihres Eindrucks zu vergewissern, die gewichtigeren objektiveren Zeugen noch einmal gewissenhaft befragt. Dabei wird nicht einen Augenblick das Angesicht der Epoche, die Heine krönt und repräsentiert, vergessen und nicht seine ewige Aktualität, von der wir oben gesprochen haben. Ein sehr wacher publizistischer Sinn zwingt das zärtliche Auge der Autorin, das gerührt den kranken Liebling der Musen betrachtet, immer wieder die Aktualität wahrzunehmen und die Analogie zu erfassen zwischen Gegenwart und Vergangenheit.

Es ist ein nobles Buch. Die Autorin tritt in den Schatten ihres grossen Helden — und dennoch verrät gerade die diskrete Haltung ihre verständige Anwesenheit. Das Buch, deutsch verfasst, ist in französischer Sprache erschienen, eines der wenigen würdigen Gastgeschenke, das die deutschen



46  
Autoren jenseits der Grenzen deutscher Barbarei den französischen Freunden Heines und seines Geistes bieten konnten.

## II.

Ein offenbar sinnreicher Zufall bringt uns fast gleichzeitig mit der oben genannten Heine-Biographie ein neues Buch des bekannten Heine-Biographen und Politikers *Hermann Wendel*. Jenen Lesern, die mit der Vor- und Nachkriegspolitik Deutschlands vertraut sind, braucht man Hermann Wendel nicht mehr vorzustellen. In Metz geboren, von deutschen Eltern, in seinem Herzen die Liebe zu Frankreich ebenso hegend, wie den Wunsch nach einem freien und würdigen Deutschland, war Hermann Wendel sozialistischer Abgeordneter aus dichterischem Elan, aktiver Politiker aus Idealismus, kein Real- sondern ein Idealpolitiker sozusagen. Ein vollkommener Typus des Grenzmenschen, gallisch und deutsch, Europäer in einem Sinne, der heutzutage tot ist.

Hermann Wendel lässt jetzt im Strassburger Verlag Mésange seine Jugenderinnerungen erscheinen (Jugenderinnerungen eines Metzers): deutsch geschrieben, europäisch gefühlt, wie Alles, was dieser Politiker, Historiker, Publizist geschrieben hat. Eine gütige Wehmut strahlt aus seinen Erinnerungen wider, eine verzeihende Wehmut. (Wendel hat dem Sozialismus und Deutschland gewiss viel zu verzeihen). Sein Buch ist wichtig, allgemein gültig, obwohl es scheinbar nur persönliche Erlebnisse enthält. Aber Wendel hat die Gnade des Schriftstellers und des Weltmenschen. Also wird, was er sagt, kultiviert, zart, kräftig, gütig und reich an Aufschlüssen.

## III.

Das dritte Buch, das uns würdig erscheint, mit den zwei eben genannten gemeinsam erwähnt zu werden, sind die Mitteilungen des bekannten Berliner Rechtsanwalts *Dr. Alfred Apfel* über die Hintergründe der deutschen Justiz („Les dessous de la Justice Allemande“, Gallimard NRF). Es sind eigentlich Enthüllungen. Die Deutschen, die dieses Buch lesen, werden sich daran mit Wehmut erinnern können, dass Deutschland lange noch vor Hitler reif gewesen ist, ein „drittes Reich“ zu werden. Die Franzosen werden aus diesem Buch ersehen, was sie vielleicht zu spät gelernt haben, und was sie reichlich früher hätten lernen können. (An ihrer Justiz sollt Ihr sie erkennen!) Apfel, der selbst ein Gefangener der Hitler-Regierung war, hat sein Leben nach Frankreich gerettet, und es scheint uns eine sinnvolle, geziemliche Haltung, dass er seine Enthüllungen in französischer Spra-

che zuerst veröffentlicht. Man kann, wenn man sein Leben nach Frankreich gerettet hat, diesem Land nicht anders danken, als indem man es aufklärt. Es ist nicht nur ein Dank, sondern auch ein Verdienst, was immer auch die Barbaren von „Vaterlandsverrätern“ sagen mögen. Unser Vaterland ist zwar nicht jenes, in dem es uns gut geht! Wohl aber kann ein Land, in dem Böses geschieht, und in dem das Böse zubereitet wird, wie in der Küche der Hölle, nicht mehr unser Vaterland genannt werden. Wir brauchen keine „Scholle“, auf der das Unkraut gedeiht.

Ueber jedem Kapitel des Buches von Alfred Apfel steht ein Zitat von Heinrich Heine; von jenem prophetischen, ewig aktuellen Heinrich Heine, den Antonina Vallentin so sichtbar gemacht hat.

## Das Erlaubte Land

Nicht das verheissene Land — nur „das erlaubte Land“ schildert *Joseph Amiel* in seiner „Palästina“-Schrift, die in der Reihe der „Streitschriften des Europäischen Merkur“ soeben erschienen ist. Eigentlich passt das gut unterrichtende und angenehm unterhaltende Heft kaum in diese Reihe: hier wird kaum gestritten, hier werden lediglich kennenswerte Informationen und Impressionen aus dem Palästina dieser Monate aufgezeichnet. Amiel unterschlägt keineswegs die Schwierigkeiten und Enttäuschungen der deutsch-jüdischen Palästina-Wanderer. Er führt sehr realistisch Buch über alles, was nicht klappt oder schlecht klappt: von der Gepäck-Beförderung bis zur Leistung der Berlin-Grunewalder Anwaltsgattin als Dienstmädchen. Besonders scharf kritisiert wird die sehr umstrittene Einwanderungspolitik der Engländer, von denen Amiel sagt: sie „verstehen sicher vieles politisch besser, aber machen auch ihre Fehler grosszügiger, als im augenblicklichen Zustand förderlich und den Zeitgenossen angenehm sein kann“.

M.

## Einbanddecken

Für den I. Halbjahrsband 1934 des NTB sind jetzt fertiggestellt. Der Preis inkl. Porto beträgt 10 franz. Francs oder 1 holl. Gulden. Wir bitten diese Summe zusammen mit der Bestellung, an eine der unten stehenden Adressen einzusenden.

**Nederlandsche Uitgeverij**  
PARIS-8° AMSTERDAM-Z

56, rue du Fbg. St.-Honoré

80, Euterpestraat

Compte Chèque postal  
Paris 252-67

Postcheque- en Girodienst  
Amsterdam 211.700



29 Juli 1933

## Man tauscht Kinder aus

Von Joseph Roth

Seit vielen Jahren findet — wie man allgemein weiss — zwischen Frankreich und Deutschland der sogenannte «Kinder-Austausch» statt. Vor der Ankunft Hitlers bestand sogar der Plan, eine «deutsch-französische Einjahres-Schule» zu errichten, die im Oktober 1933 (in Berlin und in Paris) eröffnet worden wäre. Die massgebliche Stelle, die sich mit dem Schüler-Austausch beschäftigte, hiess in Berlin bis nun: «Gesellschaft für konationale Erziehung». Nunmehr, das heisst, im Dritten Reich, lautet der Name der Stelle: «Gesellschaft für Schüler-Austausch». An die Spitze dieser also umgetauften Gesellschaft tritt freilich, so viel man hört, nicht etwa eine ganz neue «nationale» Persönlichkeit, sondern eine frühere Mitarbeiterin der «Gesellschaft für konationale Erziehung», eine Mitarbeiterin, die selbstverständlich der nationalsozialistischen Partei beigetreten ist. *Das Dritte Reich wünscht nachdrücklich, den deutsch-französischen Schüler-Austausch fortzusetzen.* Die Berliner Gesellschaft für Schüler-Austausch «verspricht, keine Politik zu machen». (Es kämen statt dreier sogenannter «Ferienlager» in jedem Land nur je eines in Frage.) Von den deutschen Lehrkräften, die bis jetzt in den deutsch-französischen Ferien-schulen beschäftigt waren sind die Meisten hinausgeworfen. (Kein Zweifel, dass es Juden sind, «Juden», zumindest im Sinne der Rassenlehre.) Kein Zweifel auch, dass just diese Ausgeschalteten die eifrigsten Kämpfer der «Konationalen Erziehung» Jahre lang gewesen sind. Man kennt sie in Frankreich. Man weiss, was sie geleistet haben. Man weiss es auch in Deutschland. Aber gerade deshalb wirft man sie hinaus.

Nun, die leitenden Persönlichkeiten der Schüler-Austausch-Gesellschaften in Frankreich sind selbstverständlich nicht abgesetzt. Und die französischen Männer, die bis nun mit den wahren Freunden Frankreichs über den Austausch der Kinder zu verhandeln hatten, werden nunmehr mit den Feinden des französischen Volkes und der französischen Kinder verhandeln müssen. Sie werden mit den bestialischen Gläubigen des Dritten Reiches und Hitlers verhandeln, der da geschrieben hat, die französische Rasse sei negroid, verjudet und minderwertig. Die ahnungslosen Nachkommen dieser selben Rasse aber werden höflichst eingeladen, in die Pestbaracken und Konzentrationslager des Dritten Reiches zu kommen. Was sollen sie dort lernen? Die deutsche

Sprache? — Vom «*Völkischen Beobachter*» etwa? — Von Hitler vielleicht? — Von Göbbels oder Göring?! — Von den Dichtern des Nationalsozialismus?! — Wehe der Generation, die dieses borusische Deutsch als die Sprache Goethes gelernt hat! Was die französischen Kinder im Dritten Reich lernen können, ist dies: Handgranaten werfen, Juden anspucken, die lateinischen Völker verachten (also die eigene Nation), die Brutalität achten, den Verrat, die Ungerechtigkeit und die Rechtlosigkeit. Wenn man Deutschland liebt, so wünscht man nicht, es möge von französischen Kindern gesehen werden in den Stunden der Schmach und der Finsternis. Wenn man Frankreich liebt, möchte man dessen Kinder bewahren vor der Gefahr, das Horst-Wessel-Lied zu singen, Mörder und den Mord zu ehren, das Kreuz zu verachten und es zu einem Hakenkreuz zu verkrümmen, im Stechschritt zu marschieren, Gott und die Menschheit zu lästern!... In Pestbaracken schickt man keine Kinder!...

Die Generosität des französischen Volkes ist so gross, sein Glaube an die unzerstörbare Ewigkeit des Menschlichen so stark, dass man sich nicht wundert, wenn man sieht, dass es, voller Vertrauen auf die endgültig siegreiche Kraft des Humanen, arglos scheinbar, einen Kinderaustausch weiter betreibt, so, als wäre Deutschland noch Deutschland, wie Frankreich Frankreich ist, als wäre die Sprache im Dritten Reich noch eine deutsche Sprache, die man lernen könnte und müsste — und nicht das barbarische Gestammel und Gemauschel, gemischt aus borussischem Kauderwelsch, Deutschem Reichspatent-Jargon der Inserate für Kölnisch-Wasser und Jagdpatronen in den Illustrierten Zeitungen und dem finsternen Geplauder der älteren und der neuerdings bekehrten Rasse- und Revolutions-Mystiker.

Was nun die deutschen «ausgetauschten» Kinder betrifft, die ein paar Wochen mit ihren rührenden, ahnungslosen Augen ein Land sehen werden, in dem kein Kreuz verkrümmt, kein Jude bespuckt und erschlagen, kein Sozialist oder Pazifist in ein Konzentrationslager gebracht wird; ein Land, in dem man gehen darf, wie man will und nicht marschieren muss; ein Land, in dem der einzelne Mensch geachtet wird und das einzelne Kind beinahe ehrfürchtig verehrt: diese deutschen «ausgetauschten» Kinder werden ein paar Wochen später, heimgekehrt und in «Stosstrupps» eingereiht, von ihren Lehrern und Erziehern er-



fahren, dass Frankreich ein verruchtes, verjudetes und vernegertes Land sei: wie es in Adolf Hitlers Buch geschrieben steht, nie mehr abzuleugnen; schwarz auf weiss.

Wenn die französischen Kinder Deutsch lernen sollen: es gibt ein Land, in dem man seit Walther von der Vogelweide gutes Deutsch spricht; und dieses Land ist *Oesterreich*. Ein Land, das deutsch war, als man in der Mark Brandenburg noch jenes Kaschubisch sprach, das die Preussen von

heute verlernt haben, ohne das Deutsch zu kennen, dessen patente Vertreter sie sein wollen: Keine Kaschuben mehr und noch keine Deutsche!

Man organisiere einen *französisch-österreichischen Kinder-Austausch!* In Oesterreich werden die Kinder Frankreichs ein wahres, freies Deutsch lernen! Und auf ihren jungen Seelen wird nicht die unselige Last ruhen: ein Land gesehen zu haben, in dem es nach Mord und Brand riecht: ein undeutsches Land.

## Dokumentarisches über Leo Schlageter

Jedes Reich hat die nationalen Heroen, die es verdient. Das Dritte Reich hat Leo Schlageter. Es hat ihn zum Heiligen befördert, errichtet ihm in Massen Denkmäler und hat am 20. Juli im Berliner Prinz Albrecht-Palais mit Gepränge ein Schlageter-Museum eröffnet.

Man kann diesen Schlageter-Kultus nicht mit Legenden vergleichen, die ihren Reiz einer phantasievollen Uebertreibung der Wirklichkeit danken. Wer und was der Heilige des Dritten Reichs im Leben war, wird nicht erst durch eine historische Forschung, die legendäre Ausschmückungen nachweist, festgestellt werden müssen. Alles darüber ist heute schon aktenkundig und gerichtsnotorisch. Es gibt keine fromme Täuschung im Falle Schlageter, sondern nur einen bewussten und unappetitlichen Schwindel. Die nationalsozialistischen Führer, die diesem Toten Ehrenfeuer weihen, und von den Knaben schwören lassen: «Wir wollen werden wie Leo Schlageter», wissen selber am besten, was das Original der Schlageter-Denkmäler war. Kein Held, sondern ein Händler, der sich der günstigen Chancen wegen auf die Branche des politischen Verbrechens geworfen hatte. Kein Märtyrer, sondern ein Judas, der in der entscheidenden Stunde, um die eigene Situation zu verbessern, seine Kameraden und Komplizen an die Verfolger verriet.

Der Leser findet weiter unten die *wörtliche Uebersetzung der Protokolle über die ersten beiden Vernehmungen Leo Schlageters nach seiner Verhaftung*. Sie bedürfen keines Kommentars. Nur die Ergänzung ist nötig, dass es der französischen Militärpolizei schon 14 Tage nach Schlageters Vernehmung wirklich gelang, zehn Mitglieder der Schlageter-Gruppe zu verhaften, deren Namen ihr Führer ohne jedes Bedenken dem französischen Kommissar verraten hatte. Im übrigen war Schlageter, so wie er selber den Franzosen seine Kameraden verriet, gleichfalls von einem Mitglied seiner Gruppe verraten worden — gegen

Bezahlung. Denunziationen waren nichts Aussergewöhnliches unter den Sprengstoff-Patrioten, die gleich Schlageter ins Ruhrrevier gezogen waren, weil sie dort täglich 18.000 Papiermark (dazu die Reisespesen) verdienten, und Prämien für besonders glückliche Attentate.

Allerdings gibt es für Schlageter, im Gegensatz zu den Leuten, die ihn verherrlichen, einige mildernde Umstände, auch abgesehen von dem Tode, mit dem er gebüsst hat. Er gehörte zu jenen jungen Leuten, die der Krieg der Arbeit entwöhnt und der Friede entwurzelt hatte, die nur noch im Vagantentum eines Landsknechtslebens Befriedigung fanden und jenen verführerischen Möglichkeiten erlagen, die sich im Taumel der Nachkriegsjahre politischen Abenteurern erschlossen. Schlageter hat dieses einträglich-fröhliche Abenteuer gesucht, wo nur immer es zu finden war. Er blieb Soldat, solange es nur irgendwo, wie in Oberschlesien, für einen Soldaten Arbeit und guten Sold gab. Die Arbeit bei der «Gruppe Hauenstein», die, nach einem späteren Geständnis ihres Führers, vor der oberschlesischen Abstimmung rund zweihundert Fememorde verübt hat, war besonders leicht und besonders einträglich. Nach dem Ende der oberschlesischen Abenteuer ging Schlageter nach Danzig. Man weiss, dass er sich dort *als polnischer Spion* betätigt hat. Schlageter bot in Danzig dem Nachrichtendienst des polnischen Hauptmanns *Dubitsch* seine Dienste an. Er lieferte gegen Bezahlung diesem polnischen Offizier Informationen über die deutschen Freikorps und führte eine Reihe von Aufträgen aus, die ihm vom polnischen Spionagedienst anvertraut wurden. Erst eine Veröffentlichung in der «*Gazeta Gdanska*», die vor einem Doppelspiel des Spions Schlageter warnte, machte seiner Tätigkeit als polnischer Spitzel ein Ende.

Schlageter ging darauf nach Berlin und betätigte sich dort zwar nicht als Kaufmann, aber als Schieber. Seine Firma, die «Export- und Im-



18. Aug. 34

# Die Juden und die Nibelungen

Von Joseph Roth

## I.

Das Verhältnis der Juden zu ihren Vaterländern, insbesondere das Verhältnis der deutschen Juden — oder der Juden mit deutscher Muttersprache — zum deutschen Vaterland, gehört seit langem zu jenen Themen, die man gewöhnlich als vermeidbare und zu vermeidende, wenn nicht als peinliche bezeichnet. Es ist, als bemühte man sich allerseits, den verlogenen Firnis der Gutgelauntheit, der den miserablen Zustand der Welt überdeckt, nicht dadurch zu beschädigen, dass man eine der Wunden auch nur erwähnt, an denen diese Zeit leidet. Ja, als bemühte man sich geradezu, diese Wunde zu verleugnen, in der kindischen Hoffnung, sie würde, hartnäckig ignoriert, schon von selbst heilen. Dies gilt allerdings nicht von den Antisemiten, deren blutigste Abart seit 18 Monaten in Deutschland regiert, sondern in erster Linie von ihren Opfern, nämlich den deutschen Juden. Nun aber folgt, wie es ja nach den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft nicht anders möglich wäre, gerade aus einem krampfhaften Bemühen, etwas zu verschweigen, zu vertuschen oder zu verheimlichen, eine noch heftigere, wenn auch nicht immer ihren entsprechenden Ausdruck findende Wirkung des verhüllten Tatbestandes. Der Schmerz, den man durch Nichtbeachtung zu stillen gedacht hatte, wird immer stärker, akuter und aktueller.

Es ist hier nicht der Ort, und übrigens nicht die Aufgabe des Schreivers dieser Zeilen, das Thema in einer entscheidenden Weise zu erörtern. Ein paar Bemerkungen, Hinweise und Erläuterungen scheinen mir aber in diesen Tagen angebracht — und besonders, weil ich aus privaten Zuschriften und öffentlichen Erwidern, die mir infolge meiner letzten Artikel im „Neuen Tage-Buch“ zugingen, den Eindruck empfangen habe, dass es möglich ist, mit der allgemeinen Erörterung eine gesonderte Erwiderung zu verbinden.

Unter der Anzahl der privaten Zuschriften und der öffentlichen Polemiken scheinen mir zwei eines näheren Eingehens würdig. Diese nehme ich nun zum Anlass meiner Ausführungen:

Eine jüdische Dame aus Deutschland, in Holland wohnhaft (und wahrscheinlich dorthin geflüchtet) schreibt mir unter Anderem Folgendes:

„... ist die Zugehörigkeit zu einem Volk, zu einem Land, etwas so Willkürliches, dass wir nur zu leugnen brauchen, um sie auszulöschen?“ .... „Soll die Vater-

landsiebe nicht, wie jede Liebe, bedingungslos sein? Was würden Sie von einer Mutter sagen, die, wenn ihr Kind plötzlich zum Verbrecher würde, dieses Kind verleugnete ....? Ich glaube, jede Mutter würde .... wissen, dass ihr Kind irregeleitet, aber nicht schlecht ist. „Wirf keinen Stein in den Brunnen, aus dem Du einmal getrunken hast.“ (Spruch aus der Bibel.) Wenn die Besten des Volkes ihre Wurzeln im Erdreich ihres alten Vaterlandes lassen, dann wird auf dieser Scholle vielleicht gar nicht so viel Unkraut gedeihen können! .... Ich bin Jüdin und weiss daher, was es heisst, dieses Nie-ganz-Dazugehören ..... Fordern Sie nicht dazu auf, dass dieses Schicksal sich auch dort vollzieht, wo es vermeidbar wäre!“

Diese Dame spielte auf folgenden Satz an, den ich im „Neuen Tage-Buch“ geschrieben hatte: „Unser Vaterland ist zwar nicht jenes, in dem es uns gut geht! Wohl aber kann ein Land, in dem Böses geschieht, — nicht mehr unser Vaterland genannt werden.“

Nun, es ist leicht einzusehen, dass die Argumentation der Schreiberin mich nicht überzeugen kann. Der sentimentale Vergleich zwischen der Mutter, die ihr verbrecherisches Kind nicht verleugnet und dem Angehörigen eines verbrecherischen Vaterlandes, der sich immer noch zu diesem bekennt, ist nicht nur im Wesentlichen, sondern auch im Bildlichen unrichtig. Es läge näher, das Vaterland mit der Mutter zu vergleichen und dessen Angehörige mit dem Kind. Aber lassen wir dieses falsche Bild gelten! Ich sehe nicht ein, weshalb in allen Fällen, unter allen Umständen eine Mutter ihr verbrecherisches Kind lieben muss. Es gibt verbrecherische Kinder, denen die Mutter alles verzeihen kann. Aber ebenso gewiss gibt es Verbrecher, deren Mütter sich des Verbrechens mitschuldig machen, wenn sie fortfahren, sich zu ihnen zu bekennen. Bedingungslos, wie die Schreiberin meint, ist nur eine Liebe: die zu Gott. (Für die Gläubigen; und für manche: die Liebe zur Wahrheit.) Ja, es ist sogar die Pflicht einer Mutter, sich von einem Kinde loszusagen, das, zum Beispiel, Schande auf Schande häuft, Gott und die Menschen lästert, die Schwachen fortgesetzt vergewaltigt und ausserdem noch verhöhnt, und, nachdem sie gemordet sind, am Spiesse brät und zum Frühstück verzehrt. Jede Mutter, die solch ein Kind liebte, wäre unmenschlich, unmenschlich wie ihr Kind.

Was die Frage betrifft, ob die Zugehörigkeit zu einem Volk und zu einem Land etwas „Willkür-



Mr. Ward Price hat gegen die Fälschung bei den verantwortlichen deutschen Stellen protestiert. Er, der dem nationalsozialistischen Regime schon so manchen Dienst erwies, — erst zuletzt wieder durch das am 6. August in der „Daily Mail“ veröffentlichte Hitler-Interview, — hat das Vorgehen der deutschen amtlichen Agentur „eine besonders schmutzige Methode gewissenloser Propaganda“ genannt. Aber nicht nur dieser eine und drastische Nachweis, wie in Berlin gearbeitet wird, ist interessant. Nicht nur die Geistesverfassung, die einen an sich schon recht sympathisch für die beiden Verurteilten wirkenden Bericht so grob und klotzig aufdonnern zu müssen glaubt. Noch charakteristischer ist, dass diese Heroisierung der Attentäter in demselben Atemzug erfolgte, in dem man ihre Tat regierungsoffiziell „abscheulich“ nannte und jede Verbindung und Sympathie mit ihnen abstritt.

Am 7. August, — drei Tage nach der Veröffentlichung des deutschen Nachrichtenbüros — brandmarkte am Wiener Rundfunk der österreichische Bundeskommissar Oberst Adam die Fälschung und machte Mitteilung von dem Protest Mr. Prices.

Am 8. August hielt die deutsche Presse unentwegt an dem Fabrikat fest. Ein Leitartikel der Provinzpresse mit der Ueberschrift: „Katholisch?!“ — zum Beispiel im parteiamtlichen „Führer“, Karlsruhe, — war der Schilderung dieses „Augenzeugen, des Sonderberichterstatters eines grossen englischen Blattes“, gewidmet. Der Augenzeuge wurde reichlich zitiert, wörtlich, in Anführungszeichen, wie es sich gebührt. Und sämtliche Zitate, ausnahmslos, waren zufällig gerade den hinzugedichteten Partien entnommen! Nicht eine Silbe vom echten Text. So ergab sich wohlmotiviert das Urteil des Blattes: „Man hat die Gebote der katholischen Lehre mit Füßen getreten in einem Lande, das ihren Schutz auf seine Fahnen geschrieben hat... Was in Wien geschah, sprach allen Geboten des Christentums Hohn.“

Aber zwischen dem 8. und 10. August muss Mr. Price, von dessen Freundwilligkeit man so oft Nutzen gezogen hatte, ungewöhnlich energisch geworden sein. Denn am 10. August brachte der „Völkische Beobachter“ in Fettdruck folgende Richtigstellung (die allerdings nur von wenigen deutschen Zeitungen wiedergegeben wurde, während *alle* das Falsifikat veröffentlicht hatten):

„Wir brachten kürzlich über die Hinrichtung Franz Holzwebers und Otto Planettas einen Aufsatz, der in wesentlichen Teilen auf der Schilderung beruhte, die der englische Journalist Ward Price in der „Daily Mail“ über den Vorgang veröffentlichte. Wir waren allerdings bei dieser Veröffentlichung einer *Mystifi-*

*kation* insofern zum Opfer gefallen, als der Aufsatz nicht eine wortgetreue Uebersetzung jener Schilderungen von Ward Price darstellte, sondern *Ergänzungen* erhielt, die der Uebersetzer auf Grund eigener *Informationen* eingefügt hatte. Der Uebersetzer versäumte es, seine eigenen Zusätze von dem Bericht des englischen Blattes deutlich und für jeden Leser erkennbar zu trennen.

Wir stehen selbstverständlich nicht an, diesen Sachverhalt unseren Lesern zur Kenntnis zu geben, obwohl, dies sei weiterhin festgestellt, die allgemeine Tendenz des Aufsatzes der „Daily Mail“ durch die Zusätze unseres Uebersetzers, *dessen Mitarbeiterverhältnis zu unserem Haus im übrigen gelöst ist*, nicht verändert wurde.“

Dann aber folgte etwas, was in der Zeitungswelt noch nicht häufig vorgekommen ist. Das Blatt sah sich genötigt, wie folgt fortzufahren:

„Wir geben trotzdem nachstehend *noch einmal die genaue Uebersetzung* des Artikels von Herrn Ward Price in der „Daily Mail“ wieder.“

Und der ganze Artikel, nun in richtiger Fassung, wurde noch einmal abgedruckt. Offenkundig war das verlangt worden und hatte zugestanden werden müssen.

Aber diesen richtigen Wortlaut brachte nur eben der „Völkische Beobachter“. Den Lesern der tausend anderen deutschen Zeitungen wird er bis zu ihrem Lebensende unbekannt bleiben. Und sogar der „Völkische Beobachter“ erfand die Methode, das, was er hatte eingestehen müssen, dennoch wieder wegzuwischen. Denn er schliesst einen weiteren Artikel an: „*Hetze des Wiener Rundfunks*“, — womit eben der Protest gegen seine Fälschung gemeint ist. Und dieser Artikel — anknüpfend an die „eigenen Informationen“, die der Uebersetzer „eingefügt“ haben soll, — schloss geheimnis-schwer:

„Wir glauben, dass der Tag kommen wird, an dem die Zeugen der letzten Stunden Holzwebers und Planettas die Möglichkeit haben, offen und ohne Furcht vor Massregelungen die Tatsachen zu schildern, wie sie waren. *Heute verbietet es uns die Rücksicht auf die Betreffenden*, die Namen der Personen zu nennen, die uns über die wahren Vorgänge in Oesterreich auf dem laufenden halten.“

Woraus der Leser entnehmen kann, dass zwar gefälscht wurde, aber sozusagen richtig gefälscht. Die eingefügten „eigenen Informationen“ waren lautere Wahrheit.

Hohe politische Rücksichten verbieten leider, die Richtigkeit der Fälschung derzeit zu belegen.

**IGNAZIO SILONE**  
**Die Reise nach Paris. Fünf Novellen.**  
Kart. Fr. 4.—, Leinen Fr. 6.—.  
VERLAG OPRECHT & HELBLING, ZUERICH



liches" sei oder nicht, so lautet die sehr allgemeine, aber vollkommen treffende Antwort darauf: dass es nichts Willkürliches oder Zufälliges überhaupt gibt, oder dass Alles zufällig ist, — je nach dem Standpunkt des Betrachters. Die Juden besonders hätten tausend Gründe, äusserst sparsam mit der Behauptung umzugehen, ihre Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Volke sei ehernes Schicksal. Die Vorfahren der Schreiberin waren zuerst in Palästina heimisch, dann in Spanien, dann in Deutschland, vielleicht auch in Polen, hierauf wieder in Deutschland. Alles war Schicksal, alles war Zufall, wie man will. Als die spanische Inquisition wütete, konnten die „Besten des Volkes" keineswegs „ihre Wurzeln im Erdreich des alten Vaterlandes lassen" — und Unkraut gedieh auf der spanischen „Scholle". Ja, die Schreiberin selbst gibt zu, dass sie als Jüdin wisse, was es heisst: „Dieses Nie-ganz-dazugehören". Dennoch glaubt sie, es erzwingen zu können. Wodurch erzwingen? — Durch Schweigen!

Es gibt, wie gesagt: nur *eine* bedingungslose Liebe: die zu Gott. Das sollte gerade eine Jüdin wissen, die zu der Familie Jesu Christi gehört. Nebenbei gesagt: es würde alle Juden und Jüdinnen in den Augen der sogenannten „arischen" Völker mehr ehren, wenn sie diese einzig bedingungslose Liebe bekennen würden, als wenn sie die Liebe zu ihren so oft wechselnden Vaterländern eine „bedingungslose" nennen wollten. War nicht vor 4000 Jahren Aegypten das Vaterland der Juden gewesen? Und nannten sie nicht auf ihrer Wanderung durch die Wüste Aegypten noch ihr Vaterland? Ach, ja! Sie „sehnten sich nach den Fleischtöpfen Mizraims" mehr, als nach der Stimme Gottes; damals schon! Aber damals gestanden sie wenigstens aufrichtig noch ihr Heimweh nach den Fleischtöpfen.....

Was aber den schönen Spruch betrifft, der da sagt, man möge keinen Stein in den Brunnen werfen, aus dem man einmal getrunken habe, so liesse sich darauf erwidern — um bei dem Bilde zu bleiben —, dass die Juden es waren, die seit mehr als 100 Jahren diesen Brunnen — nämlich: Deutschland — gespeist haben. Sie haben wohl aus ihm getrunken; aber sie haben ihn auch erhalten. Steine — und sogar Gift — warfen in diesen Brunnen die Nationalsozialisten. Seitdem ist er unbrauchbar und sogar verflucht.

Man hüte sich, aus einem vergifteten Brunnen zu trinken: Jud' und Christ!

Man werfe Steine in ihn, damit er erkennbar werde als ein vergifteter!

## II.

Im Brünner „Tagesboten" polemisiert ein jüdischer Herr namens Karl Toller gegen meinen im „Neuen Tage-Buch" erschienenen Artikel „Ring der Nibelungen", an den sich die Leser dieser Zeitschrift hoffentlich noch erinnern.

In „einem leicht hingeworfenen Aufsatz" — meint dieser Polemiker — hätte ich ein „Kulturgut" den „Spöttern preisgegeben".

Also schreibt der Herr Toller:

„Herr Roth hat seine Heimat verloren .... aber aus dem Unglück gebiert sich ihm nicht das tiefe Schweigen echter Gläubigkeit .... Goethe sagt vom Nibelungenlied, dass dessen Kenntnis zu einer Bildungsstufe der Nation gehört ...."

Und da ich die niederträchtige Handlung Hagens von Tronje, der einen christlichen Priester ins Wasser wirft, als die Art bezeichnete, in der Germanien Konkordate schliesst, fragt dieser nibelungentreue israelitische Vasall: „Woher nahm er (Joseph Roth) sich das Recht, von Dingen zu sprechen, die ihn ganz bestimmt nichts angehen?"

„Diesem Schriftsteller" — so fährt der Herr Toller fort — „der doch wohl eines deutschkundlichen Unterrichts teilhaftig geworden war..." Und: „Es ist einleuchtend, dass seelische Werte einer bestimmten Gemeinschaft einer anderen unzugänglich sein können..." Und: „Neben das höchste Recht... zu leben, tritt die genau so grosse Pflicht, zu schweigen, wenn man zum Reden nicht berufen ist..." Und: „Wenn solche aufgeklärte Lobredner einer Vernunft... mehr die Wahrung des Gewissens geschätzt hätten, dieses traurige Schauspiel im Tage-Buch wäre erspart geblieben..." Und: „Waltet hier die blosser Lust, die heutige entgötterte Welt noch mehr zu entgöttern...?"

Dass eines Tages ein israelitischer Herr aus Brünn in Mähren, derzeit Tschechoslowakei, die Nibelungen gegen mich in Schutz zu nehmen versuchen könnte, hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt. Die Nibelungen scheinen sehr tief gesunken zu sein! Mehr noch aber, als die Tatsache, dass die mährischen Israeliten eine Lanze für Germanen brechen, überrascht mich die Tatsache, dass einer von ihnen nicht weiss, wer ich bin, und dass er mich in frommer Tumbheit offenbar für einen aufgeklärten Spötter hält; während doch seine Landsleute und Glaubensgenossen wissen, dass ich ein sogenannter „Reaktionär" bin, ein Gläubiger, ein Monarchist sogar, und erfüllt von Achtung gegenüber allen überlieferten Werten, mit Ausnahme jener heidnischen, vor denen manche Juden und Nationalsozialisten gemeinsam ihren paganistischen Gottesdienst verrichten. Ent-



weder also ist die Stadt Brünn seit der Zeit, in der ich sie zuletzt gesehen habe, so gross geworden, dass einer ihrer Juden abseits der neueren deutschen Literatur zu leben gezwungen ist; oder aber: der Herr Karl Toller gehört zu jenen nicht seltenen israelitischen Germanisten, denen es gelungen ist, wahre ahnungslose Parzivals zu werden.

Ich bitte die Leser des „Neuen Tage-Buchs“ um Entschuldigung dafür, dass ich Privates erwähnen muss; es wird das Allgemeine verständlich machen.

Erstens irrt sich der Herr: ich habe meine Heimat *nicht* verloren. Meine Heimat ist Oesterreich, nicht Deutschland; jenes Oesterreich, vor dessen Toren einst die Tartaren Halt machen mussten, heute die Deutschen, und auf das ich aus diesem Grunde stolz bin; zweitens: geht es mich sehr wohl — aus konfessionellen Gründen — an, mit wem die Kirche ein Konkordat schliesst; abgesehen davon, dass ich der Meinung bin, ein Konkordat der katholischen Kirche mit Hitler müsste *auch die Juden* mehr angehen, als etwa die Ehrenrettung der Nibelungen. Drittens: was die Frage betrifft, ob ich zum Reden oder zum Schweigen berufen bin, so dürfte selbst einem

jüdischen Nibelungen-Verteidiger bekannt sein, dass ich die anerkannte — auch von arischen Nibelungen-Verteidigern anerkannte Berechtigung erworben habe, zu reden. Dass ich „eines deutschkundlichen Unterrichts teilhaftig geworden“ bin, dürfte den meisten Kennern der neueren deutschen Literatur nicht unbekannt sein.

Beinahe könnte man glauben, es gäbe eine Art jüdischer „Chuzpe“, die sich noch hinter germanischen „Belangen“ verbergen kann.

Möchten die Juden doch endlich einsehen, dass es ihnen eher ansteht, Jehova zu verteidigen, als etwa die Nibelungen!

### III.

Wenn einer von ihnen aber Goethe zu seinem Zeugen ernennt, dann möge er ihn auch gründlich zitieren. Hier ist, was Goethe von dem Nibelungenlied gesagt hat: „Die Motive durchaus sind grundheidnisch. Keine Spur einer waltenden Gottheit. Der christliche Kultus ohne den mindesten Einfluss. Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. *Dabei von der grössten Roheit und Härte.*“

Der israelitische Nibelungen-Hüter *unterschlägt* diese Worte Goethes; oder er kennt sie nicht.

## Erasmus von Wien

Von Ludwig Marcuse

Fast alle wesentlichen Biographien haben einen sehr kräftigen autobiographischen Kern. Sie sind Darstellungen der Sehnsucht oder der Abneigung, der Ideale oder der Gegner des Darstellers. Schon im Thema steckt meist ein Bekenntnis des Biographen. Biographische Streitschriften gar gehen über diese intime Beziehung zwischen Maler und Porträt noch hinaus. Hier wird der Held zum Kronzeugen für das Leben dessen, der ihm ein Denkmal setzt; diese Lebensbilder kaschieren, mehr oder weniger verhüllt, eine Konfession.

Das jüngste Produkt dieser Gattung ist *Stefan Zweigs „Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam“*. Dies hervorragend ausgestattete Buch, von dem nur sechshundert nummerierte Exemplare, auf Zerkalbütten der Papierfabrik Renker & Söhne gedruckt, in den Handel gelangten, ist die Rechtfertigungs-Schrift eines Wiener Neutralen, des Schriftstellers Stefan Zweig, während des mitteleuropäischen Bürgerkriegs im Jahre 1934.

In dem stillen Gelehrtenleben des weltberühmten Humanisten gibt es eine Episode von stärkster Dramatik: Erasmus' Konflikt mit Luther. Die Dissonanz dieser beiden Naturen hat Stefan Zweig vorzüglich herausgearbeitet: der alles verstehende, abgeklärte, höfliche

Humanist und der einseitige, leidenschaftsverstrickte, grobe Fanatiker gewinnen erst in diesem Gegeneinander die volle Plastizität ihres Typus. Nie sind diese beiden grossen Gegner im Leben einander begegnet. Kein historisch beglaubigtes Duell, bei dem sie Aug' in Aug' einander hätten anhassen können, gibt dem Biographen den anschaulichen Rahmen zur Versinnlichung dieser geistigen Spannung. Um so mehr glänzt die Fähigkeit des Darstellers, allein aus der Korrespondenz und der Polemik diesem Zwist der Arten ein überzeugendes Dasein zu geben.

Aber man täte diesem Buch Unrecht, wollte man an ihm nur die bekannte Porträt-Kunst seines Autors hervorheben. Erasmus ist nur der Vorwand für eine Botschaft an unsere Zeit — für eine sehr leise, sehr verbindliche Botschaft, wie sie dem Erasmus von Wien angemessen ist. In eine unverhüllte, direkte, unwienerisch-unverbindliche und deshalb etwas provokatorische Sprache übertragen, lautet sie etwa so: wir Humanisten von vier Jahrhunderten, von Erasmus bis Stefan Zweig, werden immer bedrängt, Partei zu nehmen. Man verlangt von uns, Bewohnern des Reichs der Schönheit und des Wissens, dass wir auf weises Verstehen und ätherisches Gewissen verzichten, um uns die Scheuklappen irgendeiner Leidenschaft anzulegen.



# Gott in Deutschland

Von Joseph Roth

Seit jenen denkwürdigen Tagen, in denen noch der mondäne Gottsucher der „Frankfurter Zeitung“, Herr Friedrich Sieburg, den lieben Gott in Frankreich getroffen zu haben glaubte, hat sich, wie man weiss, die Beziehung Deutschlands zu Gott entschieden geändert. Der Baldur von Schirach hat den Wotan eingeführt — gewissermassen der Untergott den Obergott — ein Beweis dafür, wie lebendig es immer noch in der germanischen Götterwelt zugeht. Hitler hat den alten Hindenburg, den getreuen Ekkehardt, nach Walthall gewiesen. Schleicher, der böse Loki, (einst mit dem oben erwähnten Sieburg liiert, als dieser noch Gott in Frankreich und Reichskanzler in Deutschland suchte) ist, da er nicht gleichgeschaltet war, endgültig ausgeschaltet. Der christliche Gott ist, wie man weiss, seiner Familienbeziehungen zum Judentum wegen höchstens noch ein Staatsbürger zweiter Klasse. Er hat nicht einmal die englische oder amerikanische Staatsbürgerschaft, obwohl sich von Zeit zu Zeit die „Times“ und der „New York Herald“ Seiner annehmen. Da Gott zwar allgegenwärtig, aber unsichtbar ist, kann man ihn aus dem Dritten Reich nicht ausweisen. Wohl aber kann man annehmen — in dem Masse, in dem es einem armseligen Menschen erlaubt ist, die Wege des Ewigen zu erkennen — dass Er die Lenker des Dritten Reiches längst verlassen hat. Da die jüdische Religion die Grossmutter der christlichen ist, verfolgt man deren Priester und Söhne. Da man aber gezwungen ist, die Katholiken des Saargebiets zu gewinnen, versucht man neuerdings, Gott sozusagen ein Konkordat anzubieten. Denn der Neu-Heide glaubt natürlich, der Ewige sei leichter zu betrügen als der Heilige Vater. Indessen erweist es sich manchmal, dass die einfachen Schafe vorsichtiger und misstrauischer sind als der Hirt, der sich mit dem Wolf in Verhandlungen einlässt. Also ist zwar Gott in Deutschland wenig geachtet. Aber das Dritte Reich in den Augen der Gottgläubigen noch weniger.

\*

\*\*

Es war eine plumpe Naivität der Philosophen des Dritten Reiches, die Freidenker und die Freimaurer zu verbieten und *gleichzeitig* den christlich-jüdischen Gott. Es hätte wenig gefehlt — und diese engstirnigen Barbaren hätten den Baldur von Schirach nach Rom geschickt, wie sie den Ro-

senberg, den Nagajka-Diplomaten aus dem Baltikum, ausgerechnet nach London geschickt haben. Diese Barbaren, die sich eingebildet hatten, ein Herr namens Rosenberg könnte der Londoner Aristokratie imponieren, während er doch in England höchstens angestaunt wurde, als eine Kuriosität, weil er nämlich mit diesem Namen eine anti-semitische Gesinnung verbindet — diese Barbaren wären auch imstande gewesen, anzunehmen, der Baldur könnte ein Konkordat mit Pacelli schliessen, und zwar einfach als ein Gegner der proletarischen Freidenker. Beinahe sieht es wie ein Zufall aus, dass der Papen nach Rom gegangen ist. Es hat lange gedauert, ehe es in Deutschland klar wurde, dass es nicht genügt, Freidenker zu verbieten und Juden zu verfolgen, um als ein christlicher Staat zu gelten. Wenn der Papst ein Photo von Hitler sieht, fängt er an, — mit Recht, — den Freidenker vorzuziehen. Und was den lieben Gott betrifft, so neigt Er wahrscheinlich schon nach einer Betrachtung Papens dazu, die Gottesleugner sympathischer zu finden als die Heuchler.

\*

\*\*

Nein! nicht die Katholiken in Oesterreich und nicht die Katholiken im Saargebiet werden dem plötzlichen Bekenntnis Hitlers zum Christentum glauben. Selbst die Väter Hitlers, jene Deutschen, die noch gesagt hatten, sie fürchteten Gott und sonst nichts in der Welt, haben schliesslich eine gründliche Niederlage erlitten. Wie mag es erst mit diesen Leuten des Dritten Reiches werden, die auch Gott nicht mehr fürchten, sonst aber Alles auf der Welt, sogar die Juden?!

Dieses Dritte Reich wird nur *einen* Sieg davontragen — und den hat es schon: den gegen die Juden. Es ist der Sieg gegen die Kinder, die Gesegneten, die Verfluchten Gottes. Bevor sie zur Macht kamen, spotteten diese braven Heiden über die „Einbahnstrasse nach Jerusalem“. Nun, da sie den polnischen Korridor verloren haben, Oesterreich und (bald) die Saar, werden sie sich nur eines einzigen Erfolgs zu rühmen haben: des Sieges über eine halbe Million Juden, der Einbahnstrasse nach Jerusalem.

Es ist Zeit, dass ein Sieburg ein neues Buch schreibt: „Gott in Palästina, Wotan in Deutschland, Schleicher in Gott.“



# Wassermanns letzter Roman

Von Joseph Roth

Als ich das letzte Mal Jakob Wassermann sah — es war in Zürich — hatte ihn der Tod noch nicht gezeichnet. Er sprach mit Eifer, ja, zuweilen mit Leidenschaft. Von Deutschland sprach er, seinem Vater- und Mutterland, dem Lande seines Herzens. Denn er war ein Jude, wie man weiss, und ein deutscher Jude gehört zwiefach Deutschland an: er gehört in selbstloser und wirklich tragischer Liebe Deutschland an. Er sprach auch mit Bitterkeit: ja, mit Bitterkeit. Noch nicht der Tod, aber schon die Bitterkeit, die Vorläuferin des Todes, hatte ihn gezeichnet. Er war seinen Weg als Deutscher und Jude nicht zu Ende gegangen. Dieser Weg führte zu keinem Ziel. Er führte vor eine plötzlich aufragende Mauer aus Hass und Brutalität. Vor dieser Mauer musste Jakob Wassermann umkehren, den alten jüdischen Wanderstab in der Hand, und das Exil aufsuchen. Dennoch sprach er von seiner Heimat mit der Liebe eines Deutschen und mit dem Gerechtigkeitsgefühl eines Juden. Es war kein Hohn in seiner Rede, kein Schimpf, nicht einmal Empörung. Im Gegenteil: sein Glaube an das ewige deutsche Reich war grösser, als seine Verzweiflung über das, seiner Meinung nach, kurzlebige dritte. Für ihn war Deutschland ewig und Deutschlands Verirrung eine psychotische Episode. Dass er schon vor dieser jämmerlichen Episode einen kummervollen Weg als Deutscher und Jude hatte zurücklegen müssen, wie ihn nirgends in der europäischen Kulturwelt ein Schriftsteller jemals zurückgelegt hatte, sah er nicht, oder wollte er nicht sehen. Er war ein Gerechter. Er lebte von der Gerechtigkeit. Wer an sie glaubt, ist ein ewiger Optimist. Aus Gerechtigkeit beging er Irrtümer. Aus Liebe irrte er. Als er noch lebte, durfte man es ihm vielleicht vorhalten, und ich war unbescheiden genug, es zu tun. Nun, da er tot ist, bitte ich ihn um Vergebung. Er war ein grosser Gerechter, ein grosser Liebender und ein grosser Schriftsteller.

Wie gross und umfassend er gewesen ist, zeigt und bezeugt sein Werk. Innerhalb eines Zeitraums von 37 Jahren hat Wassermann 38 Werke geschaffen. Sie haben die Welt erobert. Wenn nichts anderes sein Genie bekundete, der Fleiss allein täte es. Es liegt für Jeden, der selbst durch das Wort die Welt zu gestalten versucht, hier ein kaum fassbares Wunder vor. Allein in diesem kaum fassbaren Fleiss ist schöpferische Kraft erkennbar. Nicht der Fleiss macht das Genie — nach dem bekannten Wort — wohl aber erzeugt das Genie immer Fleiss. Man kann ohne wahre Genialität nicht

Nacht für Nacht an seinem Schreibtisch sitzen, drei- bis viermal, wie es Jakob Wassermann getan hat, jede Seite umschreiben, mit zierlicher Schrift, in deren graphologischer Physiognomie allein schon die kräftige Zartheit der Empfindung, die grüblerische Gewissenhaftigkeit, die Gnade des schöpferischen Nachdenkens sichtbar werden.

Noch vor dem Ausbruch des dritten Reiches hatte Jakob Wassermann die billigen Vorwürfe nutzloser Literaten, ehrfurchtloser Schmarotzer, schwächlich piepsender Zaungäste der Literatur zu erleiden. Sie trafen ihn. Denn, wo gäbe es einen schaffenden Künstler, der nicht das Recht hätte, Anspruch auf Anerkennung allerseits zu erheben? Und wer hätte mehr Recht gehabt auf diesen Anspruch als ein Mann, der durch mehr als vierzig Jahre Nacht für Nacht Zeile für Zeile gearbeitet hat? Er gehörte zu Jenen, an die sich der schöne antike Vers wendet: „Ihr, deren nächtliche Lampe das Dunkel der Erde erhellt.“ Das Licht, das jede Nacht an seinem Schreibtisch brannte, erhellte einen grossen Teil der Welt. Vor dieser Fülle schöpferischer Kraft beugen wir uns in Ehrfurcht.

Nichts könnte den harmonisch vollendeten Sinn dieses Lebens besser beweisen, als das letzte hinterlassene Werk Wassermanns: der Roman „Joseph Kerkhovens dritte Existenz“. Nachdem er den letzten Federstrich getan hatte, legte er sich hin und starb. Sein wichtigstes Werk war vollendet. Sein Vaterland hatte er verloren. Seinen Weg als Deutscher und Jude war er umsonst gegangen. War er ihn wirklich umsonst gegangen? — Das Mittelstück dieses Romanes, das Herz dieses Romans ist betitelt: „Ganna oder die Wahnwelt“. Der Schriftsteller Alexander Herzog, eine Figur dieses Buches, schreibt die Geschichte seiner Ehe. Es gibt heute bereits, wenige Monate nach Erscheinen des Romans, viele Menschen, die eine Frau charakterisieren, indem sie ihr den Namen „Ganna“ beilegen: so endgültig hat Wassermann die weibliche Besitz-Hysterie unserer Aera dargestellt. Grossartig hat er die gesellschaftliche Formation nachgebildet, in welcher die Gannas wachsen; in dem Abschnitt „Negerdorf“ ist der Gruppen-Egoismus der bürgerlichen Familie mit unübertreffbarer Meisterschaft geschildert. Und grossartig hat er in den Seelenmechanismus dieser Gannas hineingeleuchtet und den Weg aufgehellert, auf dem diese Frauen immer tiefer in ihre Wahnwelt hineingejagt werden.



Das Problem des Wahns, Zentralproblem dieses Buchs, ist es dann, in das die Geschichte der Ganna ebenso einmündet, wie die vielen parallelen Geschichten dieses unerhört reichen, bisweilen verwirrend reichen Romans. Um die Erscheinung des Wahns kreisten Wassermanns letzte bohrende Gedanken. Deshalb hat dieses Buch eine vielleicht ungewollte, aber für jeden Leser dieser Tage geradezu unheimliche Aktualität. Vielleicht mutet es wie eine Vergewaltigung an, wenn wir die Deutung, die dieses Buch einer Reihe von Ehe-Wirren gibt, auf die politischen Wirren dieser Tage übertragen: aber Wassermanns Beitrag zur Erkenntnis von Geburt und Blüte des Wahns ist tatsächlich eins der aufhellendsten Lichter im Dunkel dieser Tage. In seinem letzten Werk, im Vaterland angefangen und im Exil beendet, versammelt er gleichsam all seine gnadenreichen Kräfte, einem Heerführer ähnlich, der zum letzten Sieg seine Truppen sammelt, alle die uns unbekannt, unerklärbar, alle Kräfte der unerklärbar dichterischen Gnade. Zum zweiten Mal nach dem „Weg als Deutscher und Jude“ wurde Wassermann in diesem Werk persönlich; hier aber mit der Distanz des wahren Epikers. Zum ersten Mal erzählt er, der schamhafte und taktvolle Dichter alle Bitterkeit, alle Scham, alle Schmerzen seines Lebens. Er transponiert sie, wie es das Gesetz der Epik erfordert, in fremde Gestalten. Dennoch durchdringt die episch-objektive Form die Glut der privat menschlichen Empfindung; die geplagte Seele des Dichters ruft aus jeder Zeile. Hier durchbricht zuweilen auch das Lyrische, also sozusagen das Private des Epikers, das Epische ganz ohne es zu zerstören.

Dass ich als Schwester Dich so spät erkannte,  
als geisterhafte Freundin mir erwählt,  
mit Namen meiner Seele dich benannte  
und mit der deinen erst im Herbst vermählt:  
Das ist wie Strafe und zu wissen bitter,  
denn meine Jahre haben raschern Sturz  
als eines Vogels Flug im Vorgewitter  
und gnadenlos ist mir der Abend kurz.

Nur ein strenger Meister der Erzählung, wie Jakob Wassermann, kann es sich leisten, derart die Grenzen der Epik zu verlassen, ohne sie zu verletzen. Er durchbricht sie nicht. Sein Herz ist voll und verströmt seine Klagen. Die Bitterkeit, die ihn schon gezeichnet hatte, als ich ihn zum letzten Mal sah, begriff ich erst recht, nachdem ich sein letztes Buch gelesen hatte. Eine gebändigte Bitterkeit, ein wahrhaft geformtes Leid. Er empfand noch vor seinem Tode die Notwendigkeit, dem Kerkhoven Roman ein Schlusswort hinzuzufügen. Seine

Witwe, Frau Marta Wassermann-Karlweis, teilt es am Schluss des Buches mit. Er wollte der Welt seine Haltung zu Deutschland erklären, die so oft missverstanden worden war. Seine Haltung Deutschland und der Welt gegenüber ist aber durchaus nicht mehr missverständlich, nachdem man sein letztes Buch gelesen hat. Es enthält sehr unmissverständlich das Problem der grossen Persönlichkeit und ihrer ewig tragischen Beziehung zur Umwelt. Der Tod selbst hat Jakob Wassermann das Nachwort geschrieben. Nach diesem Roman, der alle Bitterkeit und alles Glück eines menschlichen Daseins gestaltet, konnte kein anderer mehr, als der Tod, das Nachwort schreiben. Dieser Roman ist die Vollendung eines literarischen Lebens. Dass Wassermann sich darnach hingelagte und starb, ist ein Beweis dafür, dass er ein Liebling der Götter war. Sie schenken Bitterkeit und Kummer, aber auch Vollendung, die eben aus dieser Bitterkeit und aus diesem Kummer entstehen. Er starb nicht am gebrochenen Herzen. Er starb an einem übervollen.

### „Eintritt verboten“

Wer von dem „Reporter“ Egon Erwin Kisch nichts weiss als sein berühmtestes Adjektiv, wird sehr erstaunt sein, wenn er das eben erschienene Buch „*Eintritt verboten*“ (Edition du Carrefour, Paris) liest. Er wird entdecken, dass Kisch kein Blitz-Journalist ist, der im Hundertkilometertempo an sensationellen Ereignissen vorbeirast, um aus einigen eilig zusammengegrafften Impressionen phantasievolle Räuberstücke zu machen. Der „Reporter“ Egon Erwin Kisch aus Prag verweilt sogar beklemmend lange dort, wo er hinkommt: nicht gerade deshalb, weil es so schön ist, sondern deshalb, weil er so gewissenhaft ist. Die Farbigkeit und der Nuancenreichtum seiner Momentaufnahmen können sich mit den Raffinements der gelehrtesten Impressionisten messen. Aber der Jäger farbiger Momente ist zugleich ein gewissenhafter Historiker und ein unerbittlicher Systematiker. Ich kenne zeitgenössische sogenannte Historiker, die im Vergleich mit Kisch nicht einmal das Anrecht haben, Reporter der vergangenen Jahrhunderte genannt zu werden.

Im Quecksilber-Bergwerk von Almaden, im wundertätigen Wasser von Lourdes, in den „Kinkerlitzchen“-Fabriken von Gablonz, im belgischen Städtchen Gheel mit seinen 3000 Irren, bei den Fell-Herstellern von Leipzig, in Monte-Carlo, in Lyon, beim spanischen Stierkampf ist Kisch immer zugleich Journalist, der den Augenblick farbige spiegelt, Geschichtsschreiber, der die Entwicklung zu diesem Augenblick gründlich studiert hat, und Soziologe, der an allen Orten, in allen Zeiten, unter allen Verkleidungen das gleiche furchtbare Gesetz des menschlichen Zusammenlebens er-



# Miniaturen

## Maria Theresia

Der österreichische Historiker *Karl Tschuppik* hat das Leben der grossen Maria Theresia mit starken und zugleich zarten Strichen nachgezeichnet. (Allert de Lange Verlag, Amsterdam) Man kennt die Meriten des Schriftstellers Tschuppik: er verbindet Gründlichkeit mit Lebhaftigkeit, Kenntnis mit Temperament, diskrete Noblesse mit der Fähigkeit, das interessant „Private“, das heisst: das gültig Private mitzuteilen, die gebotene Objektivität des Historikers mit der leidenschaftlichen Sensibilität des Gestalters, die Farbigkeit des Ausdrucks mit dem seltenen Sinn für die „Richtigkeit“ des nackten Wortes. Er ist ein „homo austriacus“ unter den Historikern, und er war, wie kein anderer berufen, die grösste Oesterreicherin aller Zeiten darzustellen. Dass er für sie Partei nimmt — gegen ihren Widersacher Friedrich von Preussen, ist selbstverständlich — und auch von der Zeit aus gesehen, in der wir leben, *objektiv gerecht*. Maria Theresia hat Schlesien verloren, das grosse Oesterreich ist zugrundegegangen, fürchterlich hat Preussen und das prussianisierte Deutschland triumphiert, aber das Besiegte hat Recht behalten — wie es oft geschieht, dass die Geschichte noch nachträglich gleichsam die Gnade des edlen Unterlegenen praktisch bestätigt. Die Geschichte hat eine Art laizistischer Heiligsprechung.

Eine grosse, mütterliche, edle Kaiserin und ein infernalisch begabter, im weitesten, (weltlichen) Sinne des Wortes ungläubiger König, ein skeptischer Feldwebel unter den Königen; die universalistische Idee des Heiligen Römischen Reiches gegen die enge, absolutistische, barbarische Idee des staatlichen Dynamismus; die wahre Würde des freien Menschen gegen die verfälscht aufklärerische des „befreiten“; die personifizierte fruchtbare Mütterlichkeit gegen die geschlechtslose Impotenz: das ist der Sinn des Tschuppik'schen Buches über Maria Theresia. Auch Demeter, die fruchtbare Göttin der Erde und der Saaten, muss sich dem unseligen Gesetz des Königs der Schatten unterwerfen. Ewige Wiederkehr der klassischen Weisheit! Maria Theresia, Mutter von sechzehn Kindern, königliche Vollstreckerin des Willens der Natur, unterliegt im Kampfe gegen den unfruchtbaren König disziplinierter, subaltern, sklavischer, klassischer, preussischer Schatten! Damit beginnt zwar nicht das Unglück Deutschlands — (und Europas) — aber es wird dadurch entscheidend. Als Adolf Hitler in Potsdam seine Regierung begann, stand er an der *echten* Gruft Friedrichs des „Grossen“. Als er am letzten Parteitag in Nürnberg die deutsche Kaiserkrone seinen Getreuen zeigte, war's *eine falsche Kaiserkrone*. (Die echte liegt in Wien).

Die Geschichte liebt zuweilen pikant ironische Parallelen (weshalb sollte man nicht auf sie hindeuten?) Mit dem impotenten Friedrich beginnt die Herrschaft Preussens über Deutschland. Mit dem sexuell rätsel-

haften Adolf verstärkt sie sich (und hört sie eines Tages hoffentlich auf). Dem bekannten Witzwort — es stammt von Karl Tschuppik — Hitler sei die Rache Oesterreichs für Sadowa, könnte man hinzufügen, er sei, vor allem im Sexuellen, der Nachahmer Friedrichs. Von allen Eigenschaften dieses preussischen Königs ist die Impotenz, hilft nur die Natur grossmütig, am leichtesten nachzuahmen. Etwas schwieriger — aber immerhin noch zu versuchen, ist die Eroberung Oesterreichs.

Das macht das Werk Tschuppiks so aktuell. Es ist voll von halb ausgesprochenen, ganz angedeuteten Parallelen. Es enthält ein unvergleichliches Kapitel vom Charakter und vom Unglück Preussens — Deutschlands — dessen Unglück sein Charakter ist. (Unser aller Unglück ist er übrigens.) Es ist ein grosses ethisches Werk. Ethisch nicht nur, weil es die gesegnete Frucht eines ehrlichen wissenschaftlichen und literarischen Bemühens ist: sondern auch, weil es imstande ist, allen, die die Geschicke der Welt lenken — heute noch lenken — den Weg zur Umkehr, zur Besinnung, zur Rettung zu weisen. Ich zögere nicht, zu sagen, dass es das bedeutendste historische Buch dieser Tage ist.

JOSEPH ROTH.

## Kurzer Dank

Im Reichsministerium des Innern geht es korrekt und doch zivilisiert zu.

Am 25. August 1933 gab der „Reichsanzeiger“ die Ausbürgerung jener ersten dreiunddreissig bekannt, zu denen zu gehören ich den Vorzug hatte. Ein Passus der Verordnung lautete: „Das Vermögen dieser Personen wird hiermit *beschlagnahmt*.“

„Beschlagnahme“: das ist gewissermassen die Verhaftung.

Nach der Verhaftung kommt jetzt, rund einundviertel Jahr später, die Verurteilung. Nach langem Studium, wie es der enormen Grösse des Objektes angemessen war, hat das Ministerium am 14. November 1934 die „*Einziehung*“ meines Vermögens verkündet.

Eine Anzahl von Freunden hat mir bei dieser Gelegenheit ihre Sympathie bekundet. Eine Anzahl von Kollegen in verschiedenen Ländern hat der Nachricht ehrende Kommentare hinzugefügt. Das „Journal des Débats“ rühmte den „ebenso mutigen wie schwierigen Kampf“ des „N.T.B.“. Der Berliner Korrespondent des „Echo de Paris“ berichtete: „Eine Sache vor allem macht die Hitler-Führer rasend: die Darstellungen des „N.T.B.“ von der Wirtschaftslage des Reiches und von den Geheimrüstungen der Reichswehr.“ Aehnlich in einer Reihe anderer Blätter.

Für alle diese freundlichen Zuschriften und Aeusserungen auf diesem Wege Dank. Uebrigens bin ich nicht trostbedürftig. Ich fühle mich als Mitglied eines über alle Länder verstreuten Riesen-Heeres von Mit-Exproprierten. Unter allen denkbaren Begründungen, von



Marine ihn aus seiner Stellung, Schlobach wurde Etappen-Major und schwur, er würde nie wieder eine berittene Abteilung schaffen. Er starb 1922, immer noch mit einer Sauwut im Leibe.

Diese benannten Buren, ein paar Veteranen aus dem Burenkrieg darunter, wussten, worum es ging. Für erbeutete Reittiere waren hohe Prämien ausgesetzt, sie kundschafteten alle Bräuche im Erok-Lager aus, kannten Dienst und Tageseinteilung dort bald besser als im eigenen Lager. Eines Tages zogen sie aus — fünf Buren, ein Ungar (Missionar) — und trieben sämtliche Reittiere des Erok-Lagers ab! Das war ein epochaler Husarenritt, bei dem kein Schuss fiel, und der später in sämtlichen Kriegsmemoiren Ostafrikas, auch denen Lettow-Vorbecks, gefeiert wurde. Aber kein Deutscher hatte daran teilnehmen dürfen! „Dürfen“ — die Buren hatten den Plan allein ausgeheckt, und sie dachten nicht daran, ihr Beutegeld mit Deutschen zu teilen. Den gehassten Engländern stahlen sie die Pferde mit Lust, aber nicht für die Deutschen!

Rund achtzig brauchbare Reittiere brachten sie mit, die Kompagnie wurde verstärkt und eine zweite berittene Kompagnie aufgestellt. Sie bestanden beide etwa zwei Jahre lang, dann gingen beim Rückzug die Reittiere ein, und die Kavalleriebrigade musste aufgelöst werden.

Ueber den Bestand von höchstens hundertdreissig Pferden, Maulpferden und Maultieren, ist die

berittene Macht Lettow-Vorbecks nie hinausgekommen. Auf die dreissig schlechtesten Reittiere wurden schwarze Soldaten gesetzt, sodass nie mehr als hundert Weisse im Sattel sassen. Rechnet man den Ersatz für Gefallene, Gefangene und andere Verluste ein, dann handelt es sich um etwa hundertdreissig Mann; von ihnen gehen wieder zwanzig Buren ab — so stark wurde dieses Detachement — ein Ungar, ein Franzose (Maurice Dornier, der Bruder des Flugzeugkonstruktors), sodass die Filmehrung 1934 höchstens hundert deutschen Reitern gilt, von denen etwa siebzig am Leben sind. Aber auch von diesen siebzig haben mindestens fünf, von denen ich weiss, inzwischen die englische oder eine andere Staatsangehörigkeit erworben.

Fündundsechzig Veteranen werden aus den Millionen deutscher Kriegsteilnehmer herausgesiebt, als Nibelungenhelden gefeiert, der deutschen Jugend zum ewig leuchtenden Vorbild gemacht. Von dieser gigantischen Ehrung kommt auf jeden der fünfundsechzig ein beträchtlicher Teil. Und von diesen Fündundsechzig bin *ich* einer!

Aber fast am selben Tage kam mein Name auf eine andere Liste. Von diesmal achtundneunzig patriotischen Deutschen, auf die Liste der von Hitler Ausgebürgerten. An einem Tage also erfuhr ich zwei nationale Ehrungen, die in der Geschichte selten sind. Mir fällt es schwer, Bescheidenheit zu wahren.

*Das M. Tageb.*

## Der Korallenhändler

Von Joseph Roth

22. / XII 1934

*Aus einem unveröffentlichten Manuskript.*

In dem kleinen Städtchen Progrody lebte einst ein Korallenhändler, der wegen seiner Redlichkeit und wegen seiner guten zuverlässigen Ware weit und breit in der Umgebung bekannt war. Aus fernen Dörfern kamen die Bäuerinnen zu ihm, wenn sie zu besonderen Anlässen einen Schmuck brauchten. Leicht hätten sie in ihrer Nähe noch andere Korallenhändler gefunden, aber sie wussten, dass sie dort nur alltäglichen Tand und billigen Flitter bekommen konnten. Deshalb legten sie in ihren kleinen ratternden Wägelchen manchmal viele Werst zurück, um nach Progrody zu gelangen, zu dem berühmten Korallenhändler Nissen Piczenik.

Gewöhnlich kamen sie an jenen Tagen, an denen der Jahrmarkt stattfand. Am Montag war Pferdemarkt, am Donnerstag Schweinemarkt. Die Männer betrachteten und prüften die Tiere, die Frauen gingen in unregelmässigen Gruppen, barfuss und die Stiefel über die Schultern gehängt, mit den bunten, auch an trüben Tagen leuchtenden Kopftüchern in das Haus Nissen

Piczeniks. Die harten nackten Sohlen trommelten gedämpft und fröhlich auf den hohlen Brettern des hölzernen Bürgersteigs und in dem weiten kühlen Flur des alten Hauses, in dem der Händler wohnte. Aus dem gewölbten Flur gelangte man in einen stillen Hof, wo zwischen den unregelmässigen Pflastersteinen sanftes Moos wucherte und in der warmen Jahreszeit einzelne Gräslein sprossen. Hier kamen den Bäuerinnen schon die Hühner Piczeniks freundlich entgegen, voran die Hähne mit den stolzen Kämmen, die so rot waren, wie die rotesten Korallen.

Man musste drei Mal an die eiserne Tür klopfen, an der ein eiserner Klöppel hing. Dann öffnete Piczenik eine kleine Luke, die in die Tür eingeschnitten war, sah die Leute, die Einlass heischten, schob den Riegel zurück und liess die Bäuerinnen eintreten. Bettlern, wandernden Sängern, Zigeunern und den Männern mit den tanzenden Bären pflegte er durch die Luke ein Almosen zu reichen. Er musste recht vorsichtig sein, denn auf allen Tischen in seiner geräumigen Küche, wie im



Wohnzimmer lagen die edlen Korallen in grossen, kleinen, mittleren Haufen, verschiedene Völker und Rassen von Korallen durcheinander gemischt, oder auch bereits nach ihrer Eigenart und Farbe geordnet. Man hatte nicht zehn Augen im Kopf, um jeden Bettler zu beobachten, und Piczenik wusste, dass die Armut die grösste und unwiderstehlichste Verführerin zur Sünde ist. Zwar stahlen manchmal auch wohlhabende Bäuerinnen. Denn die Frauen erliegen leicht der Lust, sich den Schmuck, den sie bequem kaufen könnten, heimlich und unter Gefahr anzueignen. Aber bei den Kunden drückte der Händler eines seiner wachsamen Augen zu, und ein paar Diebstähle kalkulierte er auch in die Preise ein, die er für seine Ware forderte.

Er beschäftigte nicht weniger als zehn Fädlerinnen, hübsche junge Mädchen, mit guten sicheren Augen und feinen Händen. Die Mädchen sassen in zwei Reihen an einem langen Tisch und angelten mit zarten Nadeln nach den Korallen. Also entstanden die schönen regelmässigen Schnüre, an deren Enden die kleinsten Korallen, in deren Mitte die grössten und leuchtendsten steckten. Bei dieser Arbeit sangen die Mädchen im Chor. Und im Sommer, an heissen, blauen und sonnigen Tagen, war im Hof der lange Tisch aufgestellt, an dem die fädelnden Frauen sassen, und ihren sommerlichen Gesang hörte man im ganzen Städtchen, und er über-tönte die schmetternden Lerchen unter dem Himmel und die zirpenden Grillen in den Gärten.

Wie man sieht, hielt Nissen Piczenik keinen offenen Laden. Er betrieb das Geschäft in seiner Wohnung, das heisst: er lebte mit den Korallen Tag und Nacht, Sommer und Winter, und da in seiner Stube, wie in seiner Küche die Fenster in den Hof gingen und obendrein von dichten eisernen Gittern geschützt waren, herrschte in dieser Wohnung eine schöne geheimnisvolle Dämmerung, die an Meeresgrund erinnerte, und es war, als wüchsen dort die Korallen, und nicht allein, als würden sie gehandelt. Ja, dank einer besonderen, geradezu geflissentlichen Laune der Natur war Nissen Piczenik, der Korallenhändler, ein rothaariger Jude, dessen kupferfarbenes Ziegenbärtchen an eine Art rötlichen Tangs erinnerte und dem ganzen Mann eine frappante Aehnlichkeit mit dem Meergott verlieh. Es war, als schüfe oder pflanzte und pflückte er selbst die Korallen, mit denen er handelte. Und so stark war die Beziehung seiner Ware zu seinem Aussehen, dass man ihn nicht nach seinem Namen im Städtchen Prorody nannte, mit der Zeit diesen sogar vergass und ihn lediglich nach seinem Beruf bezeichnete. Man sagte zum Beispiel: hier kommt der Korallenhändler; als gäbe es in der ganzen Welt ausser ihm keinen anderen.

Nissen Piczenik selbst hatte in der Tat eine familiäre Zärtlichkeit für Korallen. Von den Naturwissenschaftlern weit entfernt, ohne lesen und schreiben zu können — denn er hatte niemals eine Schule besucht und er konnte nur unbeholfen seinen Namen zeichnen — lebte er in der Ueberzeugung, dass die Korallen nicht etwa Pflanzen seien, sondern lebendige Tiere, eine Art winziger, roter Seetiere — und kein Professor der Mee-

reskunde hätte ihn eines Besseren belehren können. Ja, für Nissen Piczenik lebten die Korallen noch, nachdem sie gesägt, zerschnitten, geschliffen, sortiert und gefädelt worden waren. Und er hatte Recht. Denn er sah mit eigenen Augen, wie seine rötlichen Korallenschnüre an den Busen kranker oder kränklicher Frauen allmählich zu verblassen begannen, an den Busen gesunder Frauen aber ihren Glanz behielten. Im Verlauf seiner langen Korallenhändler-Praxis hatte er oft bemerkt, wie Korallen, die blass — trotz ihrer Röte — und immer blasser in seinen Schränken gelegen waren, plötzlich zu leuchten begannen, wenn sie um den Hals einer schönen jungen und gesunden Bäuerin gehängt wurden, als nährten sie sich von dem Blut der Frauen. Manchmal brachte man dem Händler Korallenschnüre zum Rückkauf, er erkannte sie, die Kleinodien, die er einst selbst gefädelt und behütet hatte — und er erkannte sofort, ob sie von gesunden oder kränklichen Frauen getragen worden waren.

Er hatte eine eigene, ganz besondere Theorie von den Korallen. Seiner Meinung nach waren sie, wie gesagt, Tiere des Meeres, die gewissermassen nur aus kluger Bescheidenheit Bäume und Pflanzen spielten, um nicht von den Haifischen angegriffen oder gefressen zu werden. Es war die Sehnsucht der Korallen, von den Tauchern gepflückt und an die Oberfläche der Erde gebracht, geschnitten, geschliffen und aufgefädelt zu werden, um endlich ihrem eigentlichen Daseinszweck zu dienen: nämlich, der Schmuck schöner Bäuerinnen zu werden. Hier erst, an den weissen festen Hälsen der Weiber; in innigster Nachbarschaft mit der lebendigen Schlagader, der Schwester der weiblichen Herzen, lebten sie auf, gewannen sie Glanz und Schönheit und übten die ihnen angeborene Zauberkraft aus, Männer anzuziehen und deren Liebeslust zu wecken. Zwar hatte der alte Gott Jehovah Alles selbst geschaffen, die Erde und ihr Getier, die Meere und alle ihre Geschöpfe. Dem Leviathan aber, der sich auf dem Urgrund aller Wasser ringelte, hatte Gott selbst für eine Zeit lang, bis zur Ankunft des Messias nämlich, die Verwaltung über die Tiere und Gewächse des Ozeans, insbesondere über die Korallen, anvertraut.

Nach all dem, was hier erzählt ist, könnte man glauben, dass der Händler Nissen Piczenik als eine Art Sonderling bekannt war. Dies war keineswegs der Fall. Piczenik lebte in dem Städtchen Prorody als ein unauffälliger, bescheidener Mensch, dessen Erzählungen von den Korallen und dem Leviathan ganz ernst genommen wurden, als Mitteilungen eines Mannes vom Fach nämlich, der sein Gewerbe ja kennen musste, wie der Tuchhändler Manchesterstoffe von deutschem Perkal unterschied und der Teehändler den russischen Tee der berühmten Firma Popoff von dem englischen Tee, den der ebenso berühmte Lipton aus London lieferte. Alle Einwohner von Prorody und Umgebung waren überzeugt, dass die Korallen lebendige Tiere sind und dass sie von dem Urfisch Leviathan in ihrem Wachstum und Benehmen unter dem Meere bewacht werden. Es konnte nicht daran gezweifelt werden, da es ja Nissen Piczenik selbst erzählt hatte.



Die schönen Fädlerinnen arbeiteten oft bis spät in die Nacht und manchmal sogar nach Mitternacht im Hause Nissen Piczeniks. Nachdem sie sein Haus verlassen hatten, begann der Händler selbst, sich mit seinen Steinen, will sagen: Tieren zu beschäftigen. Zuerst prüfte er die Ketten, die seine Mädchen geschaffen hatten, hierauf zählte er die Häufchen der noch nicht und der schon nach ihrer Rasse und Grösse geordneten Korallen, dann begann er selbst zu sortieren und mit seinen rötlich behaarten, starken und feinfühligem Fingern jede einzelne Koralle zu befühlen, zu glätten, zu streicheln. Es gab wurmstichige Korallen. Sie hatten Löcher an den Stellen, an denen Löcher keineswegs zu brauchen waren. Da hatte der sorglose Leviathan einmal nicht aufgepasst. Und, wie um ihn zurechtzuweisen, zündete Nissen Piczenik eine Kerze an, hielt ein Stück roten Wachses über die Flamme, bis es heiss und flüssig ward und verstopfte mittels einer feinen Nadel, deren Spitze er in das Wachs getaucht hatte, die Wurmbohrungen im Stein. Dabei schüttelte er den Kopf, als begriffe er nicht, dass ein so mächtiger Gott, wie Jehovah, einem so leichtsinnigen Fisch, wie dem Leviathan, die Obhut über die Korallen hatte überlassen können.

Manchmal, aus purer Freude an den Steinen, fädelt er selbst Korallen, bis der Morgen graute und die Zeit gekommen war, das Morgengebet zu sagen. Die Arbeit ermüdete ihn keineswegs, er fühlte keinerlei Schwäche. Seine Frau schlief noch, unter der Decke. Er warf einen kurzen, gleichgültigen Blick auf sie. Er hasste sie nicht, er liebte sie nicht, sie war eine der vielen Fädlerinnen, die bei ihm arbeiteten, weniger hübsch und reizvoll als die meisten. Zehn Jahre war er schon mit ihr verheiratet, sie hatte ihm keine Kinder geschenkt — und das allein wäre ihre Aufgabe gewesen. Eine fruchtbare Frau hätte er gebraucht, fruchtbar, wie die See, auf deren Grunde so viele Korallen wuchsen. Seine Frau aber war wie ein trockener Teich. Mochte sie schlafen, allein, so viele Nächte sie wollte! Das Gesetz hätte ihm erlaubt, sich von ihr scheiden zu lassen. Aber inzwischen waren ihm Kinder und Frauen gleichgültig geworden. Er liebte die Korallen. Und ein unbestimmtes Heimweh war in seinem Herzen, er hätte sich nicht getraut, es bei Namen zu nennen: Nissen Piczenik, geboren und aufgewachsen mitten im tiefsten Kontinent, sehnte sich nach dem Meere.

Ja, er sehnte sich nach dem Meer, auf dessen Grund die Korallen wuchsen, vielmehr sich tummelten — nach seiner Ueberzeugung. Weit und breit gab es keinen Menschen, mit dem er von seiner Sehnsucht hätte sprechen können, in sich verschlossen musste er es tragen, wie die See die Korallen trug. Er hatte von Schiffen gehört, von Tauchern, von Kapitänen, von Matrosen. Seine Korallen kamen in wohlverpackten Kisten, an denen noch der Seegeruch haftete, aus Odessa, Hamburg oder Triest. Der öffentliche Schreiber in der Post erledigte ihm seine Geschäftskorrespondenz. Die bunten Marken auf den Briefen der fernen Lieferanten betrachtete er ausführlich, bevor er die Umschläge wegwarf. Nie in seinem Leben hatte er Progrody verlas-

sen. In diesem kleinen Städtchen gab es keinen Fluss, nicht einmal einen Teich, nur Sümpfe ringsherum, und man hörte wohl unter der grünen Oberfläche das Wasser glucksen, aber man sah es niemals. Nissen Piczenik bildete sich ein, dass es einen geheimen Zusammenhang zwischen dem verborgenen Gewässer der Sümpfe und den gewaltigen Wassern der grossen Meere gab — und dass auch tief unten, in den Sümpfen, Korallen vorhanden sein könnten. Er wusste, dass er, wenn er diese Ansicht jemals geäussert hätte, zum Gespött des Städtchens geworden wäre. Er schwieg daher und erwähnte seine Ansichten nicht. Er träumte manchmal davon, dass das grosse Meer — er wusste nicht welches, er hatte niemals eine Landkarte gesehen, und alle Meere der Welt waren für ihn einfach: *das grosse Meer* — eines Tages Russland überschwemmen würde — und zwar just jene Hälfte, auf der er lebte. Dann wäre also die See, zu der er niemals zu gelangen hoffte, zu ihm gekommen, die gewaltige unbekannte See mit dem unmessbaren Leviathan auf ihrem Grunde und mit all ihren süssen und herben und salzigen Geheimnissen.

## Psalm LXVIII

Hugenottisch, Théodore de Bèze, 1519-1605

Von Heinrich Mann

*Gewidmet dem „N.T.B.“  
Zu Weihnachten 1934*

O Gott, so zeige Dich doch nur,  
Und plötzlich wird sich keine Spur  
Vom Feind mehr blicken lassen.  
Wenn er denn ab sein Lager bricht,  
Vergehn vor Deinem Angesicht  
Sie alle, die uns hassen.

Befiehl, o Gott, dass alle fliehn,  
Du lässt ja auch den Rauch verziehn,  
Der auf dem Feld gekrochen.  
Das Wachs hält nicht dem Feuer stand,  
Den Bösen wird von Gottes Hand  
All ihre Kraft gebrochen.

Indessen bringt die fromme Schar  
Dem Herrn ihr Preis und Singen dar,  
Sie dürfen Lust sich gönnen:  
Vor grosser Freude, wie sie sehn  
Die Bösen stracks von dannen gehn,  
Springen sie, was sie können.

So singt dem Herrn zur hohen Ehr',  
Und psalmodiert, lobt ihn noch mehr,  
Dess' Ruhm kein Ende kennet!  
Da er auf einer Wolke steht  
Und namens grosser Majestät  
Den Ewigen sich nennet.



Der Weg von dem Städtchen Progrody zum kleinen Bahnhof, in dem nur drei Mal in der Woche die Züge ankamen, führte zwischen den Sümpfen vorbei. Und immer, auch wenn Nissen Piczenik keine Korallensendungen zu erwarten hatte, und selbst an den Tagen, an denen keine Züge kamen, ging er zum Bahnhof, das heisst: zu den Sümpfen. Am Rande des Sumpfes stand er eine Stunde und länger und hörte das Quaken der Frösche andächtig, und glaubte manchmal in der Tat, allerhand Berichte empfangen zu haben. Im Winter, wenn die Sümpfe gefroren waren, wagte er sogar, seinen Fuss auf sie zu setzen, und das bereitete ihm ein sonderbares Vergnügen. Am faulen Geruch des Sumpfes erkannte er ahnungsvoll den gewaltig-herben Duft des grossen Meeres. und das leise kümmerliche Gluck-

sen der unterirdischen Gewässer verwandelte sich in seinen hellhörigen Ohren in ein Rauschen der riesigen grünblauen Wogen. Im Städtchen Progrody aber wusste kein Mensch, was sich in der Seele des Korallenhändlers abspielte. Alle Juden hielten ihn für ihresgleichen. Der handelte mit Stoffen und Jener mit Petroleum; Einer verkaufte Gebetmäntel, der andere Wachskerzen und Seife, der Dritte Kopftücher für Bäuerinnen und Taschenmesser; Einer lehrte die Kinder beten, der Andere rechnen, der Dritte handelte mit Kwas und Kukuruz und gesottenen Saubohnen. Und ihnen Allen schien es, Nissen Piczenik sei ihresgleichen — nur handelte er eben mit Korallen...

Indessen war er — wie man sieht — ein ganz Besonderer.

## Olympische Szene

Von Ernst Toller

Aus der unveröffentlichten  
Komödie „Nie wieder Friede.“

Salon im Olymp. Vor einem offenen Kamin sitzen auf bequemen Wolken, *Franziskus* und *Napoleon*. In der Ecke vor einem Schalttisch ein weiblicher Engel.

*Napoleon*: Es ist auf die Dauer etwas langweilig im Himmel.

*Franziskus*: Wir leben das Leben der Seligen. Es herrscht Friede.

*Napoleon*: Darum. (nach einer Pause) Haben Sie die Zeitungen gelesen?

*Franziskus*: Ich lese niemals Zeitungen.

*Napoleon*: (zum Engel) Sind die irdischen Abendblätter gekommen?

*Engel*: Ja, Majestät.

*Napoleon*: Was gibt es in Paris?

*Engel*: Die Regierung wurde vom Parlament gestürzt.

*Napoleon*: Das ist auch nichts Neues. Was schreiben die Zeitungen über mich?

*Engel*: Der Name seiner Majestät wird nirgends erwähnt.

*Napoleon*: Hm. Die Pariser sind stets ein undankbares Volk gewesen.

*Franziskus*: Vergessen Sie nicht, dass Sie seit mehr als hundert Jahren tot sind.

*Napoleon*: Was sind hundert Jahre... Was schreiben die Londoner Blätter?

*Engel*: Das Empire ist in Gefahr.

*Napoleon*: Wer greift an? Die Amerikaner? Die Japaner? Die Deutschen?

*Engel*: Die erste indische Fussballmannschaft hat die englische geschlagen.

*Napoleon*: Die Geschichte hat mich gerächt. Diese Niederlage wird das stolze England niemals verwinden. Das ist schlimmer, als wenn ich Indien besetzt hätte... Was schreiben die Berliner Zeitungen?

*Engel*: Die deutsche Regierung wünscht nichts sehnlicher als den Frieden.

*Napoleon*: Schauen Sie im Börsenteil nach. Wie stehen die deutschen Rüstungsaktien?

*Engel*: Die deutschen Rüstungsaktien sind um zehn Punkte gestiegen.

*Napoleon*: Das genügt mir... Was tut der Völkerbund?

*Engel*: Der Völkerbund hat einen neuen Tag im Kalenderjahr eingeführt.

*Napoleon*: Welchem Heiligen zu Ehren?

*Engel*: Dem Frieden. Der Tag wird „Friedenstag“ genannt.

*Franziskus*: Amen.

*Napoleon*: Dann stehen wir vor dem Krieg!

*Franziskus*: Aber lieber Napoleon, der Krieg ist geächtet. Die Regierungen haben es beschworen. Die Minister halten Friedensreden. Die Staaten schliessen Friedenspakete.

*Napoleon*: Friedenspakete haben nur einen Sinn. Sie dienen der Vorbereitung neuer Kriege.

*Franziskus*: Sie glauben nur an das Böse im Menschen.

*Napoleon*: Sie glauben nur an das Gute im Menschen.

*Franziskus*: Als ich auf Erden gelebt habe, waren nicht alle Menschen gut, gewiss nicht. Sie sprachen vom Guten, aber sie handelten nicht gut. Reiche, die in Prunk und Luxus schwelgten, lobten die Entbehrung. Snobs, die sich dem Leiden der Mitmenschen versperren, lobten die Einsamkeit. Wenn ein Bettler zu einem Mann kam, der zehn Kleider im Schrank hatte, und er bat ihn um ein Kleid, den frierenden Körper zu wärmen, verschloss der Mann seinen Schrank und jagte den Bettler mit Hunden vom Hof. Meinen Zeitgenossen fehlte die Einsicht, das Wissen um das Gute, sie dienten dem Satan und verdarben die Seele. Das war vor vielen, vielen Jahrhunderten. Heute sind die Menschen besser, wissender, menschlicher geworden. Gott hat ihnen manche schreckliche Geissel geschickt, sie zu belehren und auf den rechten Weg zu führen.



während dieser anderthalb Jahre auf dem Reissbrett und in der Praxis entwickelten *neuen* Konstruktionen die alten Fehler. So hat Milch, der Unterstaatssekretär im Reichsluftministerium, seine alte Ansicht durchgesetzt, dass dreimotorige Maschinen nicht zweckentsprechend seien. (Erstens wegen der durch den schlechten Luftabstrom bedingten Minderung der Leistung des Mittelmotors und zweitens wegen Fehlens der vorderen Schussbezw. Beobachtungskanzel.) In der ganzen Serie der neuen Heinkel-Maschinen z. B. findet sich nicht eine einzige dreimotorige. Ebenso geht man im Allgemeinen weiter von der alten Idee der ganz grossen Maschinen, der fliegenden Festungen, ab, die doch nicht die volle, für den Luftkampf erforderliche Wendigkeit besitzen und zudem im Falle des Verlustes allzu grosse Opfer kosten.

Es ist also, um zusammenzufassen, bis jetzt die *provisorische*, die Risikoluftflotte geschaffen. Der Aufbau der *definitiven* modernen deutschen Gross-

kampfgeschwader ist erst im Gange, — aber im vollen Gang. Man muss nach den mir bekanntgewordenen Zahlen damit rechnen, dass schon Ende des jetzt begonnenen Jahres *diese definitive deutsche Luftrüstung der Englands, Frankreichs und Italiens zusammengenommen überlegen ist*. Dass bei dieser Aufrüstung zur Luft nicht alles glatt geht, ist selbstverständlich. Als ich Milch vor ein paar Wochen zum letztenmal sah, schien er sogar recht gedrückt. Das war ganz kurz nach ein paar schweren Unfällen mit neuen Maschinen — das Unglück vom Bodensee ist ja in die Auslandspresse gekommen. Auch der Bestand der Besatzungen ist noch nicht tadellos. Vor allem fehlt es ihnen noch an der nötigen Uebung für den Geschwaderflug und an der Technik im Luftkampf, die erst durch langen Drill gewonnen werden können. Aber das sind Uebergangerscheinungen. Bald werden aus den Einzelfliegern auch Soldaten der Luft, Akrobaten der Jagdstaffeln geworden sein!

Das neue  
Tagebuch.

## Anschluss im Film?

23 Febr 1935

Von Joseph Roth

In diesen Tagen ist ein „Filmabkommen“ zwischen dem Dritten Reich und Oesterreich geschlossen worden. Dieses „Film-Abkommen“ kann man nicht anders bezeichnen als: *den vollendeten „Anschluss“ der österreichischen Filmproduktion an die deutsche*.

Es ist anzunehmen, dass der „Bund der österreichischen Filmindustriellen“ seinen Anschluss an die „Deutsche Reichsfilmkulturkammer“ vollzogen hat, ohne die österreichische Regierung über die einzelnen Punkte des Paktes genau zu informieren. Sonst hätte er wahrscheinlich nicht geschlossen werden können.

Es ist schwer denkbar, dass die österreichische Regierung (vor kaum zwei Wochen) ein österreichisches Kultur-Institut in Rom, unter dem Protektorat Mussolinis einweihet und gleichzeitig einen Filmvertrag zwischen Oesterreich und Deutschland gutheisst, der nicht nur eine Art von „kulturellen Anschluss“ bedeutet, sondern auch dem mit so viel Blut und Mühsal erzeugten „österreichischen Bewusstsein“ empfindlichen Schaden zufügt.

Die Verhandlungen wurden in *Berlin* — nicht in Wien — geführt. Der österreichischen Delegation präsierte der Herr Reich; die deutsche Reichsfilmkammer vertraten Herr Scheuermann und Herr Corell. Dies nebenbei: weil nämlich die Pho-

netik dieser Namen mehr an die alte gute „Branche“ denken lässt, als etwa an die deutschen Heldensagen.

Wichtiger sind die Bedingungen des Film-Abkommens. Denen zufolge kann Oesterreich jährlich nach Deutschland mindestens zwölf Grossfilme ausführen, frei und ohne Abgaben. Gesichert ist die Einfuhr österreichischer Kultur-, Wirtschafts- und anderer Kurzfilme. Oesterreichische Schauspieler können unbehindert in Deutschland spielen — *aber sie müssen arischer Abkunft sein, (allerdings)*, österreichische Filmproduzenten erhalten, wenn sie auf deutschem Reichsgebiet „drehen“, „volle Unterstützung“. Schliesslich — und dies ist die wichtigste Bedingung: *verpflichten sich die österreichischen Filmproduzenten, keine Produktion zu unterstützen, deren Inhalt und Ensemble in Deutschland als tendenziös oder irgendwie verletzend wirken könnten*.

Die wirtschaftlichen Gründe dieses Film-Abkommens sind leicht erkennbar: der stärkste Abnehmer österreichischer Filme ist Deutschland. Die österreichische Filmproduktion braucht den deutschen Markt. 3000 Arbeiter, Techniker und Schauspieler sind in der österreichischen Filmindustrie beschäftigt, und Oesterreich kann sich keine Arbeitslosen mehr leisten.

Aber die Angst vor dreitausend neuen Arbeits-



losen der Filmindustrie kann zu verheerenden politischen Folgen für ein Land führen, das den Kampf um seine Unabhängigkeit mit allen Mitteln führen muss, unter Umständen auch mit den Mitteln des Films.

Nach dem Vertrag aber, — man kann ihn schon ein „Bündnis“ nennen, — den die österreichischen mit den deutschen Filmproduzenten geschlossen haben, kann praktisch in Oesterreich kein österreichisch-patriotischer Film mehr gedreht werden, der, zum Beispiel, Preussen oder das Neu-Heidentum des Nationalsozialismus angreift. Denn was anderes bedeutet die Abmachung, dass sich die Filmproduzenten Oesterreichs verpflichten, keine Produktion zu unterstützen, deren „Inhalt und Ensemble in Deutschland tendenziös oder irgendwie verletzend wirken könnten“?

Man darf also in Oesterreich, wo der ermordete Bundeskanzler Dollfuss als Märtyrer verehrt wird, keinen Film herstellen, in dem sein tragischer Tod mitsamt den politischen Hintergründen dargestellt würde, das heisst: mit dem Nachweis, — *den die österreichische Regierung selbst erbracht hat*, — dass Dollfuss das Opfer des Dritten Reiches ist.

Man kann in Oesterreich nicht mehr einen Film über Maria Theresia herstellen, in dem Friedrich, der König von Preussen, gemäss der österreichi-

schen Auffassung, als der Räuber Schlesiens dargestellt würde.

Also handelt der „Bund der österreichischen Filmindustriellen“ genau *gegen* die Tendenzen der österreichischen Regierung — des „Marktes“ wegen — aber mit Zustimmung der österreichischen Regierung.

Auf Grund dieses Filmabkommens werden die Deutschen jährlich mit Dutzenden Propagandafilmen Oesterreich überschwemmen, die gewiss nicht formal gegen die österreichischen Zensur-Gesetze verstossen, aber das Dritte Reich als Paradies schildern werden, dem sich durch Plebiszit anzuschliessen höchste Zeit für die armen Oesterreicher wäre.

An der Spitze des „Oesterreichischen Instituts für Filmkultur“ steht der Kardinal Innitzer, ein heftiger Gegner des Nationalsozialismus. Hat der Herr Reich in seinem Namen verhandelt? Weiss die österreichische Regierung nicht, welches ein wichtiges Propagandamittel sie aus den Händen gibt, wenn sie sich von der deutschen Reichsfilmkammer Gesetze für die österreichische Produktion diktieren lässt?

Es ist möglich, dass sich der Herr von Papen in diese Angelegenheit gemischt hat. Nicht umsonst ist er ein „besonderer Beauftragter“.

## Ein interessantes deutsches Phänomen

Von Joachim Haniel

Ein Vorgang von ausserordentlicher Tragweite, der bisher noch nirgends verzeichnet wurde, vollzieht sich in der deutschen Wirtschaft: seit zwei Jahren nimmt in Deutschland die Produktivität der Arbeit ständig ab. In der *gleichen Arbeits-Stunden-Zahl werden heute weniger Waren produziert als vor zwei Jahren*; um die gleiche Warenmenge herzustellen, sind heute mehr Arbeitsstunden notwendig als vor zwei Jahren. Dieser Rückgang der tatsächlichen Arbeitsleistung — dessen, was der Amerikaner „efficiency“ der Arbeit nennt — ist eine der Hauptursachen für die Steigerung der Produktions-Kosten, die heute aus fast allen Zweigen der deutschen Industrie gemeldet wird, und damit eine der Haupt-Ursachen für die innerdeutsche Preissteigerung und für das Sinken der deutschen Konkurrenzfähigkeit am Weltmarkt.

Die Entwicklung lässt sich ohne grosse Mühe aus der amtlichen deutschen Statistik ablesen. In der nachstehenden Berechnung stellen wir in den beiden ersten Spalten die amtlichen Indizes der ge-

samten Industrie-Produktion und der tatsächlich geleisteten Industrie-Arbeitsstunden, jeweils für die Oktoberstichtage der sieben Jahre 1928 bis 1934, einander gegenüber. Daraus errechnen wir in der letzten Spalte, welcher Produktionswert jeweils einer Arbeits-Einheit entsprach:

	Amtlicher Index		Mithin: Produktions- Wert einer Arbeits- Einheit
	der gesamten Industrie- Produktion	der tat- sächlich geleisteten Arbeits- stunden	
Oktober 1928	95.0	69.9	135.9
„ 1929	100.2	68.5	146.3
„ 1930	84.4	52.7	160.2
„ 1931	66.7	42.5	156.9
„ 1932	60.8	37.6	161.7
„ 1933	71.9	45.5	158.0
„ 1934	86.3	57.8	149.4

Schon die Stetigkeit dieser Reihe macht es unwahrscheinlich, dass man es mit einer statistischen

No. 2 1835 12 1. 4

253



17 Okt 36

„Aber es herrscht ein überwältigender Trieb, den Tatsachen nicht ins Auge zu sehen. Es ist phantastisch, dass man in Madrid in diesem kritischen Augenblick an Häuserbauten arbeitet, an einer Untergrundbahn und an neuen Linien der Strassenbahn. Und es gibt 80 000 Bauarbeiter in Madrid und fünf Zementfabriken in der Umgegend!“

Aber, wie gesagt, Fehler oder Irrtümer, die auf der besseren oder schlechteren Qualifikation einzelner leitender Persönlichkeiten beruhen, sind nicht einmal der Hauptpunkt. Die Perspektiven sind allgemeiner. Es handelt sich um die Feststellung, dass es nicht gelingt, wieder einmal nicht, die gemeinsam Kämpfenden zu bewegen, ihre unterschiedlichen politischen Instinkte und Traditionen im Kriegs- und Heeresgeschäft so auszuschalten, wie seine Notwendigkeiten es erfordern. Und wieder ist das ein Uebel, das seinem ganzen Wesen nach nur auf der Linken vorhanden sein kann. Wir kennen es; und wenn wir uns vor falschen Schlüssen hüten wollen, — unwahrscheinlich zum Beispiel, dass einem so alt- und gutgeschmiedeten Instrument wie der französischen Armee dieser Defekt etwas anhaben könnte, — so stehen wir doch wieder vor dem alten Phänomen, dass die Linke sich bei militärischer Erprobung in ihrem eignen Schatten verfängt. Sie hat selten Glück

gehabt, wenn sie vor der Notwendigkeit stand, sich militärisch durchzusetzen oder zu verteidigen. Und ermisst man etwa die militärische Aufgabe, in die sich das zeitgemässe Problem kleiden kann, wie der schwache Augenblick einer Diktatur auszunutzen ist, und vergleicht man mit dieser Aufgabe die Erfahrungen, die sich jetzt wieder aus der spanischen levée en masse ergeben, so hat man Grund, diese drei Monate spanischen Bürgerkriegs zu den Erlebnissen zu rechnen, die noch düsterer sind als sie äusserlich zu sein scheinen.

Aber die Bilanz dieses Vierteljahrs macht nicht an diesem Punkte Halt. Sie besteht nicht nur aus den Schlüssen, die sich aufdrängen, wenn man nach Spanien selbst hineinsieht und die Phänomene verzeichnet, die dort sichtbar geworden sind. Was in Spanien vorgeht, hat ganz Europa in Mitleidenschaft gezogen, hat Wirkungen im ganzen Erdteil ausgelöst und andere Phänomene neu beleuchtet, die da aufs neue Tatsachen schufen und weiter Tatsachen schaffen werden. Die Einsichten, die sich aus der internationalen Seite der drei spanischen Bürgerkriegsmonate ergeben, sind nicht weniger deutlich und nicht weniger beunruhigend. Schöpfen wir eine Woche Atem.

(Schluss folgt)

## Statt eines Artikels

Von Joseph Roth

Liebe Redaktion,

Sie fragen mich, ob ich nach einer Pause, die Ihnen ungerechtfertigt lang erscheint, nicht wieder einen Aufsatz veröffentlichen wolle. Ich bin nicht mehr imstande, Artikel zu schreiben, von denen ich befürchten muss, sie könnten einen Grad von Pessimismus verraten, den vor einem weitem Publikum — und sei es auch noch so sehr der Wahrheit gewachsen — zu äussern nicht angebracht sein kann. Es gibt für mich — um unsern Metier-Ausdruck zu gebrauchen — kein „Thema“, das mir gestatten würde, einen Artikel mit jenem Mindestmass von Zuversicht zu schliessen, dessen eine Aeusserung in einer Zeitschrift selbstverständlich bedarf. Ich lese mit grosser Bewunderung die aktuellen Aufsätze deutscher Schriftsteller. Ich beuge mich vor dem Edelmut, der sich in Resolutionen äussert, in Protesttelegrammen, in der Teilnahme an Kongressen, auf denen die Güter der Menschheit verteidigt werden, in Pamphleten, die Europas Führer und Feinde zu demaskieren suchen, in Artikeln, Kritiken und Glossen, in

denen sich ein Achtung heischender, elanvoller Glaube an den berühmten „Rest des europäischen Gewissens“ täglich äussert. *Nun, an diesen „Rest des europäischen Gewissens“ glaube ich nicht.* Ich glaube auch nicht an die Wirksamkeit jener bescheidenen Tröstungsversuche, die aus historischen Rückblicken auf die finsternen Perioden der Vergangenheit bestehen und in die mehr oder minder verhüllte Mahnung münden, doch ja nicht zu verzweifeln: vorgestern habe es beinahe schon so ausgesehen wie heute. Die Erinnerung an ein zwar vergangenes, aber — wie man sieht — *keineswegs überwundenes* Unglück ist nicht imstande, mein gegenwärtiges zu mildern...

Im übrigen aber zweifle ich daran, dass es in der ganzen europäischen Vergangenheit eine Periode gegeben hat, die mit der unsrigen zu vergleichen wäre. Von allen dunklen und grausamen Menschen, die in der Schreckenskammer der europäischen Geschichte verewigt sind, sehe ich keinen einzigen, der die typischen Kennzeichen der zeitgenössischen Tyrannen aufzuweisen hätte: näm-



lich die Armseligkeit der Persönlichkeit. Selbst ihre Feigheit noch ist ja substanzlos! Ihre Lüge ist nicht nur ein Produkt der Phantasielosigkeit: sie hat auch in ihrer Unförmigkeit etwas unüberwindlich Infantiles. Der psychotische Charakter der heute die Welt (nicht etwa Beherrschenden, sondern) Lähmenden und Betäubenden ist durch Schizophrenie, zirkuläres Irresein, Paralyse, Paranoia nicht richtig gekennzeichnet. Es scheint sich hier vielmehr um ein neues psychotisches Phänomen zu handeln, eine Art verschleppter Pubertät, verkalkter Geschlechts-Unreife, erwachsener und sogar überwuchernder Unmannbarkeit mit den täuschenden äusseren Zeichen der Männlichkeit (wie vor allem Stimmwechsel). Einst hatten die Schrecken der Welt Substanz, wie mir scheint. Der Wüterich war grausam, der Mörder blutgierig, der Infame verlogen, der Giftmischer schlau, der Verführer hinterlistig. Die Begriffe Grausamkeit, Blutgier, Verlogenheit, Schlaueit, Hinterlist waren geradezu musterhaft, vorbildlich — wenn so was von Lastern gesagt werden darf. Wäre die Wirkung der heutigen Tyrannen nicht so greifbar, man wäre beinah' versucht, ihnen ihre Schrecklichkeit nicht ganz zu glauben. Wenn man einen Halbwüchsigen mit einem Maschinengewehr hantieren sieht, ist man geneigt anzunehmen, die Waffe sei ein gelungen nachgemachtes Spielzeug. Beim Anblick der bewaffneten Mental-Halbwüchsigen geht es uns ebenso.

Nun müsste allerdings dieses mein Urteil über die Gewalthaber von heute mich nicht hindern, an jenen berühmten Rest des europäischen Gewissens zu glauben. Allein, die *Vergewaltigten von heute* scheinen mir vernünftigem Zuspruch ebenso unzugänglich, wie die Tyrannen. Ihre Hoffnungen sind Chimären zugerichtet, ihre Pläne können kein Ziel haben, und auch jene unter ihnen, — und ihrer sind viele, — die „aus Prinzip“ an Wunder nicht glauben, leben nur noch vom *uneingestanden* *Glauben an irgendein Wunder*. Niemals sind die zur Vergewaltigung Auserkorenen so leutselig den Vergewaltigern entgegengekommen! Niemals hat es einen so grossen Andrang des Schlachtviehs zu den Opferstätten gegeben! Wohlverwahrt, unauffindbar ruht der „Rest des europäischen Gewissens“ wahrscheinlich bei den Sieben Weisen von Europa.

Welch ein Gewimmel in dieser Welt, eine Stunde vor ihrem Untergang! Die Minister, die Laufburschen Europas, rennen von einem verlorenen Posten zum anderen, und neues Unglück blüht aus den Ruinen! Alle Staaten unterhalten zueinander „freundschaftliche Beziehungen“. Diese

freundschaftlichen Beziehungen beschränken sich in der Hauptsache darauf, dass es dem freien Schriftsteller verboten ist, das Oberhaupt eines Staates einen Rosstäuscher zu nennen, wenn es zufällig wirklich einer ist; ferner auf dem Prinzip der sogenannten „Nicht-Einmischung“, das heisst: dass es dem Einwohner Müller vom ersten Stock verboten ist, in den zweiten hinaufzugehen, wenn oben der Einwohner Meier sein Kind zu Tode prügelt. Es gibt nur noch *ein* Staatsoberhaupt in der Welt, das man kränken darf, und das ist der Negus von Abessinien. Und es gibt nur *einen* Staat, in dessen innere Angelegenheiten sich einzumischen erlaubt ist: das ist Danzig. Und diese Einmischung ist nur *einem* Nachbarn erlaubt: nämlich Deutschland. In einer Welt, in der momentan die stabilste aller Währungen just jene ist, die eigentlich nicht existiert, nämlich die deutsche Reichsmark, möchte ich vorläufig aktuelle Artikel nur in einer Zeitschrift drucken, die nicht erscheint.

Eine ideale Zeitschrift! Ich könnte dort einen Rosstäuscher einen Rosstäuscher nennen, einen Minister einen Lautsprecher, die Niederlage des Proletariats eine Niederlage, die Demokratien Vorwände für den Mangel an Diktatoren, die Diktaturen Vorwände für Mangel an Vernunft, den Völkerbund eine Versammlung, in der seit ihrer Gründung der überflüssige Selbstmord eines jüdischen Journalisten das bedeutendste Ereignis war, die Monarchie der Habsburger in Oesterreich die sichere Niederlage der borussischen Dritten Reichsideologie, die Konkordatspolitik des Vatikans ein Unheil, den Atheismus eine bodenlose Dummheit, das „andere Deutschland“ eine bisher unbekannt gewesene Art von Fata morgana, die lediglich die deutschen Idealisten erblicken können und schliesslich den weltbekannten Soldaten des Weltkriegs: einen Gefreiten!

Wie gesagt: eine ideale Zeitschrift! Unbekümmert um die Pein der Leser, könnte ich den „Trotz-allem-Hoffenden“ zurufen, dass sie über ihren optimistischen Kundgebungen die einzige allzuoft vergessen, die ihnen gemäss ist: nämlich

Soeben erscheint  
HELLMUT VON GERLACH  
**VON RECHTS NACH LINKS**

Herausgegeben von EMIL LUDWIG  
Kart.: Sfr. 6.— Leinen: Sfr. 8.—  
Gerlachs Geschichte ist die Geschichte eines ehrlichen Mannes, der sich in stufenweiser Folge vom Junker zum Weltbürger entwickelte.  
EUROPA VERLAG ZUERICH



die Kundgebung: *Vae Victis!* Um die Zukunft voranzusehen, bedarf es keiner prophetischen Gaben mehr: die Zukunft liest sich „von selbst“ von den Gesichtern der täglich photographierten Bahnhofs-Politiker ab; sie kündigt sich in der geheimnisvoll tuenden, verlogene Communiqués ausgebenden Geschäftigkeit der Staatsmänner, mit denen kein Staat zu machen ist und deren mysteriöse Banalität noch stolz ist, die angeblich gefährliche Geheim-Diplomatie abgelöst zu haben. Die Zukunft beruht auf den Verträgen, von denen jeder einzelne sein eigenes Dementi ist und deren Ratifikation schon fast so aussieht, wie ein Vertragsbruch. Zukunft verraten Sektreisende, die Botschafter an den Höfen ehrwürdiger Dynastien werden und die maritime Abkommen mit jenen Flotten abschliessen, denen sie eine Lieferung Henckell-Trocken zu verkaufen von Natur bestimmt waren. Welche Illusionen der Opfer, die ihren Schlächtern entronnen zu sein glauben, und der andern, die ihre Schlächter erwarten, während sie des Glaubens sind, sie seien im Begriff, sie abzuwehren! Die Feigheit nennt sich Vorsicht, die Flucht strategischer Rückzug, die Resignation verkleidet sich als Würde, der Geschlagene schreit nicht auf, weil er sich einbildet, er bekäme keine Schläge so lange er nicht schreit, der Beleidigte kehrt dem Beleidiger den Rücken, damit auch dieser geprügelt werde und nicht nur das Gesicht. Er

wendet sich hierauf um und ergreift die freundschaftlich dargereichte Hand, die im preussischen Stiefel steckt, eine Hand, die tritt, wie sonst nur Füße treten konnten. Rom pilgert zur Wartburg, und der baltische Sachsenkönig Wittukind Rosenberg kündigt das Heil. Es ist eine Stunde vor dem Ende der Welt, oder, auf lateinisch: die *pax germanica*, die Tochter des *furor teutonicus*. Wo sie sich hinstreckt, rötet sich das Gras.

All dies, oder das meiste, könnte ich in einer Zeitschrift, die ein Publikum hat, nicht noch näher ausführen. Es wäre auch zwecklos, denn ich glaube, wie gesagt, nicht, dass das Wort noch eine unmittelbare „aktuelle“ Kraft hat, selbst dort, wo es keiner Art von staatlicher Zensur oder redaktionellem Bedenken unterworfen ist. Den Sieben Weisen von Europa erzähle ich nichts Neues. Zu den siebzig Millionen andern spreche ich vergebens. Was soll mein Wort gegen Kanonen, Lautsprecher, Mörder, törichte Minister, ratlose Diplomaten, dumme Interviewers und Journalisten, die durch den Nürnberger Trichter die ohnehin verworrenen Stimmen dieser Babel-Welt vernehmen?

Wenn Sie wollen, veröffentlichen Sie diesen Brief als einen wirklich „offenen“ — statt eines Artikels.

In trauriger Resignation,

Ihr

JOSEPH ROTH

## War das alte Oesterreich unlogisch?

Von Karl Hutterer

Das Ansehen, das *Emil Ludwig* bei den Hunderttausenden seiner Leser besitzt, mehr aber noch die Massgeblichkeit des NTB in Sachen der Politik Mitteleuropas, lassen es angezeigt erscheinen, zu einigen Sätzen in dem Artikel „Einer der wenigen Engländer“ in Heft 40 dieser Zeitschrift Stellung zu nehmen. Gewiss betreffen diese Sätze nur Nebenumstände des behandelten Themas, aber gerade die Selbstverständlichkeit, mit der sie in der Einleitung hingestellt sind, beweist deutlich, wie sehr fundamentale Tatsachen und Probleme der jüngstvergangenen Epoche auch dort noch unbekannt oder missverstanden sind, wo man mitfühlende Kenntnisse voraussetzen zu können glaubt.

„Wenn sich historische Taten aus geistigen Bewegungen, wenn diese sich aus dem Anstoss einzelner, aus dem Buche eines privaten Individuums überhaupt herleiten lassen, so kann man an einer logischen Kette beweisen, dass *Steed* mit seinem Buch über die Habsburger Monarchie diese Monarchie zerstört hat. Einer der wenigen Engländer, die gut fremde Sprachen verstehen, hat er vor dem Krieg in Wien die Monarchie studiert und, zuerst als Times-Korrespondent, später in jenem Buche ihre Brüchigkeit und Unlogik bewiesen.“

So schreibt *Emil Ludwig* und unvermeidlich bleibt bei dem nichtinformierten Leser der Eindruck haften, dass das alte Oesterreich ein brüchiges und unlogisches Gebilde darstellte, dessen Untergang unvermeidlich und nicht beklagenswert war. Wer aber mit der österreichischen Geschichte vertraut ist, die letzten Jahrzehnte der Monarchie miterlebt hat, kann solche Aeusserungen schwer unwidersprochen lassen.

Untersuchen wir einmal, wie es um die Brüchigkeit des alten Reiches stand. Da muss der unbefangene Beobachter eingestehen, dass es noch gewaltige Lebenskraft bewies, da es die stärkste Probe auf seinen Zusammenhalt, nämlich den Weltkrieg, bis fast auf den Tag genau so lange durchgestanden hat, wie das ihm verbündete Deutsche Reich, dem Brüchigkeit gewiss niemand vorzuwerfen wagt. Erst nach dem militärischen Zusammenbruch, dem aber noch vier Jahre militärischer und organisatorischer Leistungen von unbestritten hohem Rang vorausgingen, folgte die politische Auseinandersetzung, die andere Formen annahm, als selbst wenige Monate vorher ihre Urheber erhofften. Denn sowohl Masaryk, wie auch Benesch hielten lange Zeit an einer Lösung der tschechischen Frage im



Rahmen des Kaiserreiches fest. Dass die habsburgische Monarchie erst dann zerfiel, als die Armeen der Entente und ihrer Verbündeten den militärischen Sieg über Oesterreich und Deutschland errungen hatten, beweist wohl deutlich, dass keine inneren Kräfte mächtig genug waren, das Gefüge des alten Reiches zu sprengen: Nach dem Zerfall Oesterreichs lässt sich freilich leichter behaupten, dass es schon vorher brüchig gewesen sei.

Worin bestand aber die Unlogik der Habsburger Monarchie, die von Emil Ludwig behauptet wird? Beim besten — oder bösesten — Willen kann sie nicht gefunden werden. Ein Blick auf die Landkarte tut überzeugend dar, wie sehr die einst von Habsburg beherrschten Gebiete geopolitisch zusammengehören, wie Flussläufe und Gebirgszüge einen geschlossenen Grossraum formen, in dem sich die verschiedenen Völker und Kulturen einander befruchtend berühren und mischen. Aus dem Kern der babenbergischen Stammlande wuchs die habsburgische Hausmacht; die Devise: *Tu felix Austria nube*“, also kluge Familienpolitik, nicht Raubkriege mit Mord und Brand, mehrte den Besitz. Oesterreichische Staatskunst verstand es, das Erworbene zu erhalten und es zu einer höheren Einheit, als es der nationale Staat sein kann, zusammenzufügen, seine volklich heterogenen Elemente organisch miteinander verwachsen zu lassen, Spannungen zwischen den einzelnen Bestandteilen auszugleichen und Fremdheiten zu überbrücken. Die heutige Zeit, völlig im Banne eines überspitzten Nationalismus stehend, dessen extreme Auswirkung wir am Dritten Reich sehen, hat vergessen, dass es neben dem nationalen Zusammengehörigkeitsgefühl noch andere staatsbildende Faktoren gibt. Für Oesterreich war dies die Idee des Reiches, die universalistische Auffassung des Staates, in dem viele Völker gleichberechtigt, also weder als Staatsvolk-Herrenvolk, noch als Minderheit Raum finden, weil der Einzelne nicht nach seiner nationalen Zugehörigkeit, sondern als Individuum seinen Platz im Leben der Gemeinschaft einnimmt.

Aus solchen Wurzeln erwuchs dann die eigenartige und einmalige, nunmehr verlorene und doch noch mächtig nachwirkende kulturelle Gestalt des alten Oesterreichs, für die der Ausspruch des gewiss darin massgebenden Vaters der tschechischen nationalen Geschichtsschreibung *Palacky* gewichtig zeugt: „Wahrlich, existierte der österreichische Kaiserstaat nicht schon längst, man müsste im Interesse Europas, im Interesse der Humanität selbst sich beeilen, ihn zu schaffen.“

Bewusst spricht *Palacky* vom österreichischen Kaiserstaat und nicht vom österreichischen Staat schlechthin, denn im Träger der Kaiserkrone verkörperte sich die österreichische Reichsidee. Und die Zeit von 1848 bis zum Untergang der Monarchie empfing ihr Gepräge von dem Manne, der über 60 Jahre den Thron innehatte, von Kaiser Franz Joseph. Was immer die Weltgeschichte als Weltgericht gegen ihn vorbringen kann, eines erhob ihn hoch über das Parvenütum mancher

gekrönter und ungekrönter Diktatoren der Gegenwart: ihm war sein Gottesgnadentum keine Bevorrechtung, sondern die Erfüllung schwerster Pflicht, aus seiner ihm von Gott verliehenen Würde fühlte er sich für die Menschenwürde auch seines geringsten Untertanen verantwortlich. Die letzten Jahre haben zu deutlich gezeigt, wie wenig der Einzelne, wie wenig menschliche Werte überhaupt in der Politik gelten, als dass wir nicht heute schmerzlich jenen Hauch wahrer Humanität vermissen, der uns aus den Dokumenten der franco-josephinischen Epoche entgegenweht.

Um billigen Einwänden zuvorzukommen, sei ohne weiteres zugestanden, dass die Habsburger Monarchie keine Insel der Glückseligen, kein Paradies auf Erden war. Arge Fehler geschahen, unter denen die Behandlung der ungarischen Frage wohl am schwersten wog. Auch Dummheit und Unfähigkeit machten sich oft genug in der Regierungs- und Verwaltungsmaschinerie breit. Aber — welche Staaten, welche Länder wären frei von solchen nun einmal tief in der menschlichen Natur verwurzelten Unzulänglichkeiten? Es war in dieser Beziehung wohl anderswo nicht besser, im Gegenteil, meist nur schlechter. Und was wir an Regierungskünsten und staatsmännischer Weisheit in den letzten Jahren in manchem Lande beobachten konnten, verdient nicht einmal, zu Vergleichen herangezogen zu werden.

Diese Zeilen bezwecken jedoch nicht, ein romantisches Loblied auf Vergangenes zu singen oder den Wunsch nach Rückkehr des Gewesenen auszudrücken; sie wollen nur eine Geschichtsauffassung richtigstellen, die sich schon hart an jener Grenze bewegt, wo der Irrtum zur Lüge wird. Die Unkenntnis des altösterreichischen Problems hängt aufs innigste mit dem völligen Missverstehen des gesamten zentraleuropäischen Fragenkomplexes, also auch des reichsdeutschen, zusammen, und heute kann kein Zweifel mehr bestehen, dass die Siegerstaaten von 1918 durch ihre Politik der demokratischen Weimarer Republik gegenüber dem Nationalsozialismus zum Durchbruch verhalfen. Das neu-österreichische Problem ist in der gegenwärtigen hohen Politik inaktuell geworden; die historische Wahrheit bleibt stets aktuell. Denn jede Wahrheit wird früher oder später ein wichtiger Bundesgenosse gegen ein System, dessen Führer laut eigenem Geständnis im Buche seines Lebens die Lüge zu seiner mächtigsten Kampfgenossin gemacht hat.

HAFABUCHDIENST

## JEDE NEUERSCHEINUNG

alle Bücher, auch wissenschaftl. Werke in jeder Sprache versendet nach dem In- und Ausland gegen Voreinsendung oder Nachnahme

HAFABUCHDIENST

INTERNATIONALER BUCHVERSAND

Alphonse Breuille

151, rue de Belleville, Paris (19<sup>e</sup>)



S. Juli 37

sen. Unter diesen Umständen sind die Veränderungen, die in Frankreich stattgefunden haben, das Mindeste dessen, was die Situation verlangte.

Die Regierung des erfahrenen Politikers Chautemps, in der Léon Blum voller Patriotismus den zweiten Platz eingenommen hat, wird Frankreich seine volle Stärke und seinen Rang innerhalb des europäischen Systems friedlicher Nationen bewahren. Die finanziellen Schwierigkeiten wird man jetzt nicht endgültig lösen können. Man wird versuchen, einstweilen über sie hinwegzukommen und zu diesem Zwecke weitere Abwertung, neue Steuern und Sparmassnahmen anwenden. Aber mit allem dem wird man die Landesverteidigung nicht beeinträchtigen.

Die neue französische Regierung ist, gleich allen französischen Regierungen, eine Regierung des Uebergangs.

\*\*

Ich bin in meinen Artikeln sehr darauf bedacht, — nicht zu prophezeien. Man soll nicht prophezeien, was man nicht weiss. Aber es würde mich nicht überraschen, wenn die Regierung Chautemps sich noch im Laufe dieses Jahres als eine Vorstufe

zu einer Art nationaler Regierung Frankreichs erwiese.

Frankreich ist nicht das Land, das imstande ist, die Sache der Demokratie zu verraten. Die Ideen der Freiheit und der Rechte des einzelnen — dies war, wenn auch von der Wirklichkeit entstellt, die Botschaft der französischen Revolution! — werden in Frankreich nicht vergessen werden. Der Lebenswille der Franzosen ist stark. Frankreich wird die Menschheit nicht im Stiche lassen in einer Zeit, da deren Zivilisation verteidigt werden muss.

Mit der moralischen Unterstützung eines militärisch starken Frankreichs werden die anderen um ihre Freiheit besorgten Demokratien Europas eine starke und unerschütterliche Front gegen die Tyrannei bilden können. Und wenn es gelingt, den Frieden zu bewahren, werden die Massen Europas ihren Anteil an Arbeitszeitverkürzungen, an Verbesserungen des Lebensstandards und ihren Anteil an all den Fortschritten erringen, welche Natur und Wissenschaft für alle diejenigen bereithalten, die mit ihrer ganzen Seele für die Sache der Gerechtigkeit und der Freiheit eintreten.

## Kriminalaffäre Nobelpreis

Von Joseph Roth

Die löbliche, die verdienstliche Resolution, die der „Pen-Klub“ auf seiner letzten Tagung in der tragischen Angelegenheit: Ossietzki gefasst hat, wird leider wahrscheinlich den Weg aller Resolutionen antreten: den Weg in die Vergessenheit.

Vor der Auszeichnung mit dem Nobelpreis, die sozusagen dem *abstrakten* Ossietzki zuteil geworden ist, will sagen: dem *Begriff* des gemarterten deutschen Schriftstellers im „Dritten Reich“, nicht aber dem *leibhaftigen*, — Gott weiss, ob noch lebendigen, — konnte man von Resolutionen einige Wirkung erwarten.

Nach dieser Auszeichnung ist eine Resolution nicht mehr genügend. Nun könnte höchstens noch ein englischer Ministerratsbeschluss helfen, nicht aber ein Beschluss der Schriftsteller. Und obwohl man mit grosser Sicherheit annehmen kann, dass ein europäischer Ministerrat sich eventuell mit einem Pavillon in der Weltausstellung beschäftigen wird, niemals aber mit einem Menschen, der in einer Latrine des deutschen Konzentrationslagers steckt, wäre es die selbstverständliche Pflicht des Nobelpreis-Komitees gewesen, für seinen Preisträger ein paar „Mächtige dieser Erde“ zu interessieren, und nicht den Ohnmächtigsten dieser Erde, nämlich den Schriftstellern, die Sorge um

die Gerechtigkeit, um das Leben Ossietzkis und die Ehre des — Nobelpreis-Komitees zu überlassen. Ich bewundere meine Kollegen, weil sie die Fähigkeit haben, hartnäckig an Methoden festzuhalten, die sich hundertmal als unwirksam, lächerlich und oft sogar als schädlich erwiesen haben. Der Minister und Schriftsteller Goebbels liest die Resolutionen mit dem gleichen Behagen, wie wir einst den „Simplizissimus“. Man kann nicht sagen, dass nach Ossietzki ein Hahn kräht. Im Gegenteil: Alle Hähne krähen nach ihm. In dieser Art, hartnäckig an unfruchtbaren Methoden festzuhalten, werden die Schriftsteller nicht einmal von der seligen Sozialdemokratie übertroffen. Ein dringender Appell an die Welt durch das Radio wäre wirksamer gewesen, obwohl diese Welt wahrscheinlich schon bei den ersten Sätzen den Apparat abgestellt hätte. Ein dringender Appell an den Präsidenten der Vereinigten Staaten hätte für ein paar Tage wenigstens diese taube „Welt“ aufhorchen lassen. Aber die „Resolution“ eines Kongresses, der eigentlich — seien wir ehrlich! — ein Konventikel ist? Ein Protest sub rosa? Wer will das wissen? Hat der Pen-Klub auch nur die bescheidenste Anstrengung gemacht, dass seine — für die breitere Öffentlichkeit bestimmten — Reden durchs Radio übertragen werden? Und ist etwa auch nur einmal der



der Kammer arbeiten innerhalb gewisser Grenzen gemeinsam für ein wohlverstandenes Gemeininteresse.

Im englischen Parlament gibt es einen ausgesprochenen, stark empfundenen Mangel an Männern von hoher Befähigung. In Frankreich gibt es einen Ueberfluss daran.

In der französischen Kammer und im französischen Senat geht es zu wie in einem Bienenhaus; mit der gleichen Lebhaftigkeit, aber auch mit der gleichen, dem Sinn und Zweck der Gemeinschaft entsprechenden Zielbewusstheit.

Fremde Länder sind geneigt, die Franzosen als eine unernsthafte, leicht erregbare, unberechenbare, hysterische Nation zu betrachten. In Wirklichkeit sind die Franzosen eine der nüchternsten, unsentimentalsten, klarst denkenden und ausdauerndsten Nationen der Welt. Nur diesen Eigenschaften verdankt das französische Volk den tausendjährigen Besitz eines Landes, das im ganzen genommen einen der schönsten Teile der Welt darstellt.

Im gegenwärtigen Augenblick sind alle Franzosen, vom militanten Monarchisten angefangen bis zum letzten militanten Kommunisten, entschlossen, Frankreich zu verteidigen, und sich nach aussen wie nach innen jedem Einbruch in die Freiheit zu widersetzen, die das französische Volk sich in seiner Revolution erstritten hat.

Frankreich ist immer auf seine Soldaten und die aus seinen Landeskindern bestehende Armee stolz gewesen. Aber es hat eine grosse Scheu vor Steuern. Die Engländer, umgekehrt, sind tüchtig im Steuerzahlen, aber sie hassen den militärischen Dienst. Die Franzosen haben nichts gegen den militärischen Dienst, dagegen sehr viel gegen Steuern einzuwenden.

Beide Nationen zusammen sind immer noch imstande zu kämpfen, wenn sie zu der Ueberzeugung gelangen, dass sie, um ihrer Zukunft willen, keine andere Wahl haben.

\*

\*\*

Léon Blum hat eine grosse Rolle im öffentlichen Leben Frankreichs gespielt. Ueber ein Jahr lang war er Premierminister. Für Frankreich, wo die führenden Politiker sich in der Regierung abzuwechseln pflegen, bedeutet das schon etwas.

In der Entwicklung Frankreichs überbrückte Léon Blum eine Periode, die ohne ihn kaum mit gleicher Würde überwunden worden wäre: den französischen Arbeitnehmern ging es nicht so gut wie der Reichtum und die Zivilisation Frankreichs es gerechtfertigt hätten. Ihr Lebensstandard lag entschieden weit unter dem Lebensstandard, den

wir in unserem feuchten und nicht selten unter Nebel leidenden Inselland erreicht haben. Die französischen Arbeitnehmer waren entschlossen, sich einen höheren Anteil am Wohlstand ihres Landes zu erobern. Léon Blum war der Ausdruck dafür!

Auf dem Gebiete der Aussenpolitik war es Léon Blum, der Frankreich den beiden englisch-sprechenden liberalen Demokratien im Westen näher gebracht hat als je zuvor.

Gleichzeitig hat Léon Blum, ohne Rücksicht auf Kosten, der Armee und den anderen Verteidigungskräften Frankreichs die allergrösste Sorgfalt angedeihen lassen. Und damit war man überall einverstanden. Selbst die Kommunisten durchzogen die Strassen Frankreichs mit dem Rufe: „Es lebe die Armee der Republik!“

Die Kritiker Frankreichs würden einen grossen Irrtum begehen, wenn sie die innere nationale und moralische Stärke dieses Landes in diesem Augenblicke unterschätzten.

\*

\*\*

Gleichwohl aber, es sind auch kritische Nachrufe auf die Regierung Léon Blum am Platze.

Angesichts ihrer Schwierigkeiten im Innern des Landes hat sich diese Regierung, auf dem Wege einer bestimmten Finanz- und Sozialgesetzgebung, die Sache viel zu leicht gemacht! Gewiss, es ist vielleicht zuzugeben, dass die Haltung der Arbeiterorganisationen ihr nicht viel freie Wahl liess. Aber immerhin, die gegenwärtige Finanzlage Frankreichs ist nicht das, worauf irgendeine Regierung stolz sein kann. Der französische Senat, der, ungleich unserem House of Lords, an dem Einfluss festhält, den er im Rahmen der französischen Verfassung auszuüben hat, war daher durchaus im Recht, wenn er einschritt. Die Regierungsumbildung, die sich so glatt vollzogen hat, war zugleich eine gebieterische und heilsame Notwendigkeit. Das Verlangen nach diktatorischen Finanzvollmachten, erhoben von einer Regierung und einem Finanzminister, die auf so wenige Erfolge hinzuweisen vermochten, konnte nicht erfüllt werden.

Keine Partei hat das Recht, ein Land in finanzielle Schwierigkeit zu bringen und dann den Ruf nach grösserer Finanzvollmacht auszustossen, um mit der „Spekulation“ und der „Grossfinanz“ fertig zu werden. Solch eine Methode würde selbst den reichsten Staat in kurzer Zeit ruinieren. Die Bereitwilligkeit zu Kredithergaben und die Repatriierung von Fluchtkapital kann nur durch Wiederherstellung des Vertrauens erreicht werden! Ausgewandertes Kapital wird nicht zurückkehren, um sich konfiszieren oder verschwenden zu las-



Versuch gemacht worden, das dichte Dunkel, das um den Nobelpreis Ossietzkis gebreitet ist, aufzuklären?

Denn es herrscht ein Dunkel um den Nobelpreis Ossietzkis. Erstaunlich, dass nach folgendem so selten oder gar nicht gefragt wird: 1.) Wie hat sich Ossietzki — authentisch — zu dem Nobelpreis geäußert? Wem gegenüber? 2.) Wer hat das Geld bekommen: der Staat oder die Frau Ossietzki, — und, wenn keiner von beiden, wer verwaltet es? 3.) Hat das Nobelpreis-Komitee bei der Regierung des „Dritten Reiches“ Schritte unternommen,

- a) um über seines Preisträgers Befinden eine klare Auskunft zu erhalten? Wann? Wo? Wer hat geantwortet? Wie hat die Antwort gelautet?
- b) Wenn Ossietzki krank ist, hat ein Vertreter des Komitees mit seinem Arzt gesprochen, hat es auch nur den schriftlichen Bericht des Mediziners eingefordert?

Hierher gehört ein Kriminalist und keine Resolution. Es ist ein Kriminalfall. Hat man es schon jemals erlebt, dass einem ein Ehrenpreis verliehen wird und dass der Verleiher des Preises sich nicht darum kümmert, ob der von ihm Ausgezeichnete krank ist oder gequält wird oder irrsinnig geworden? Es war im Krieg üblich, gefallenem tapfern Soldaten eine posthume Auszeichnung zu geben. Es wurde mitgeteilt, im Dienstbefehl verlesen, dass der Ausgezeichnete gefallen sei. Wie ehrlich und sauber sieht hier das Verhalten eines Kommandanten aus, der Kriegspreise zu verteilen hatte! Und wie jämmerlich dagegen ein ethischer Aeropag, der Friedenspreise verteilt! Wenn es kein Kriminalfall ist, so ist es eine böse, blutige Komödie. Man kann sich etwa solch einen Briefwechsel zwischen dem Nobelkomitee und dem „Dritten Reich“ vorstellen:

Anfrage an Seine Exzellenz, den Herrn Lautsprech-Minister Kain in Berlin: „Eure Exzellenz erlauben wir uns höflichst anzufragen, weshalb Ihr Herr friedlicher

Bruder Abel, den wir soeben ausgezeichnet haben, seinen Preis nicht abholt. Hochachtungsvoll — — ”

Antwort: „In Erwiderung Ihres Briefes teile ich Ihnen mit, dass ich die Verleihung eines Friedenspreises an meinen sogenannten Bruder Abel als eine Einmischung in fremde Staatsangelegenheiten betrachte. Herr Abel ist aus Gesundheitsgründen ausserstande, Preise entgegenzunehmen. Jede freudige Botschaft könnte ihn töten. Heil! Kain.“

Telegramm des Komitees: „Dank für Auskunft! Sind entschlossen, Abel nicht mehr zu gefährden.“

Aber: Wenn schon das Nobelpreis-Komitee versagt, was taten die Kollegen Ossietzkis, die engeren meine ich: die *Nobelpreisträger*? Man möge, noch einmal, die militärische Kameradschaft der Soldaten mit der Solidarität der sogenannten „Geistigen“ vergleichen:

Gesetzt den Fall, der Leutnant X und der Leutnant Y sollen wegen eines gemeinsamen Verdiensts, an einem bestimmten Tage, bei einer Truppen-Parade, ausgezeichnet werden. Aus unerklärlichen Gründen fehlt der Leutnant Y. In zehn von hundert Fällen wird der Leutnant X der militärischen Disziplin *nicht* entsprechen und nach dem rätselhaften Ausbleiben seines Kameraden fragen. In fünfzig von hundert Fällen wird Leutnant X der Disziplin gehorchen, aber nicht rasten, bevor er nicht herausgebracht haben wird, wo sein Kamerad Y geblieben sei.

Und was taten die Nobelpreisträger, die das Glück hatten, zivilisierten Ländern anzugehören? Sie zogen sich einen Frack an, hielten eine Rede, gedachten nicht einmal mit einem Wort des Abwesenden und gingen mit den Preisen auf die Bank, um sie in möglichst sicheren Papieren anzulegen: Preise verpflichten...

Nur ein Schritt weiter und nächstens ist der bekannte Schriftsteller Schicklgruber Kandidat für den Friedens-Nobelpreis. Sein Gesundheitszustand lässt nichts zu wünschen übrig. Er wird bestimmt nach Schweden reisen können.

## Die Schrift am Himmel

Von Walter Mehring

...In dieser Chronik (Folio 1257) heisst es:

Aus dieser Epoche, A. D. (id est: im Heilsjahre der Diktatoren) MCMXXXVII wird aber ein Ereignis berichtet, das, obwohl in den sonstigen Geschichtswerken, diplomatischen Akten, Polizeiberichten etc. nichts davon erwähnt, doch von glaubwürdigen Leuten bekundet und beeidet worden ist.

Man muss wissen, dass zu jenen Zeiten sich gewisse Reiche des Abendlandes an Tyrannen ausgeliefert hatten, deren Macht unangreifbar schien; dass diese Tyrannen das Leben, Denken und Fühlen jedes einzelnen kontrollierten, da der Sohn den Vater, der Bruder die Geschwister, der Freund den Kameraden verriet, wenn einer von der vorgeschriebenen Linie abwich; dass für

ein unvorsichtiges Wort Menschen gemartert oder in Einöden verschickt wurden, wo sie hinsiechten; dass um eines Verdachtes willen tausende Köpfe rollten; dass elektrisch geladene Drahtverhaue, motorisierte Wachposten, Geschwader von Flugzeugen diese Länder zu Wasser, im Himmel und auf Erden hermetisch abriegelten; dass jedoch, trotz dem Gigantenaufgebot an militärtechnischen und administrativen Sicherungen, die allmächtigen Tyrannen vor der winzigsten freien Meinungsäußerung beständig zitterten und dass sie solche, wo immer sie auftauchte, durch Armeen von Spionen und durch eine ganze, ausgeklügelte Strategie der Mord- und Verschleppungstaktiken bekämpfen liessen.



In einer Sommernacht also, während der, wie es üblich in diesen Ländern, ein grosser Teil der Einwohner auf Uebungsmärschen umherstampfte, zahllose aus Angst vor Verfolgung oder Verrat schlaflos lagen und ein anderes Drittel wachte, um die übrigen zu belauern, geschah etwas oben, das sich am nördlichen Himmel wie die Worte: Gerechtigkeit und Freiheit, am südlichen hingegen wie: *giustizia e libertà*, am östlichen wie: *Sprawedliwost i swoboda* ausnahm. Gaben die einen an, sie hätten es nur wie eine schwache Wolkenprojektion gesehen, andere wiederum, es wäre deutlich, scharfumrissen gewesen, „als hätten sich die Sternbilder (oder fremdländische Flugzeuge gar?) zu diesen Zeichen formiert“, und noch andere behaupteten, sie hätten es nicht gesehen, sondern wie von einer Stimme gehört, ohne dass doch weit und breit ein Radioempfänger oder ein Lautsprecher zu entdecken war.

Bei den Aelteren, die das gehört oder gesehen, ging nur ein scheues Geraune um. Wo zwei sich begegneten, flüsterten sie nichts als: Gerechtigkeit und Freiheit, *giustizia e libertà*, *Sprawedliwost i swoboda*; oder selbst: der eine sah den andern nur fragend an, und der andere nickte und hatte verstanden. Die Jungen aber begannen die Erfahrenen, die nicht mit der Sprache herauswollten, scharf ins Gebet zu nehmen, was die unbegreiflichen Geheimparolen für einen Sinn hätten. Manche redeten sich darauf aus, es handele sich um das Markenzeichen eines Sauerstoffersatzes; „ein neuer Erfolg unsres Vierjahresplanes!“ Die im Osten sagten: „Oh, natürlich, das Sendersignal von Station Nordpol!“ Und die im Süden meinten, es sei ein Zitat aus dem Inferno des grossen, fascistischen Sängers Dante.

Die Regierungen der von der Erscheinung betroffenen Staaten reagierten zunächst gleichmässig durch scharfe Dementis; hinter den Dementis aber stiegen Scharen von Flugzeugen auf wie Aasfliegen, die den Himmel absuchten; Tag und Nacht starrten die Rohre der Fla-Geschütze schussfertig zum Aether; Peilgeräte siebten die Stratosphäre; das grelle Licht der Scheinwerfer, das Heulen der Alarmsirenen, mehr noch indessen das Geflüster: Gerechtigkeit und Freiheit liessen keinen mehr, weder Tyrannen, noch Spiessgesellen, noch Unterjochte zur Ruhe kommen. Aber gefunden wurde „da oben“ nichts...

In der nördlichen Diktatur wurden durch einen Erlass des Propagandaministers die Wörter: Freiheit, Gerechtigkeit aus allen Druckerzeugnissen, den Werken der Dichter und Philosophen, den Wörterbüchern, Lexika und Kommentaren getilgt. Der südliche Diktator gab *giustizia e libertà* als Parole für den neuen Feldzug aus, der ein weiteres Volk zur Strafe für seine Unabhängigkeitsgelüste dem Imperium unterwerfen sollte. In der östlichen Diktatur wurden alle diejenigen, die sich noch der Bedeutung von *Sprawedliwost i swoboda* entsinnen konnten, als Konterrevolutionäre und Feinde des Proletariats nach den Eisregionen verbannt. Zusammen wurden in diesen Ländern im Namen der Gerechtigkeit Freiheitsstrafen von einigen hunderttausend Jahren verhängt.

Aber wie alles nichts half, und sich die drei Wörter immer wieder zum Worte meldeten, begannen die Diktaturen sich einander der Urheberschaft zu bezichtigen; und erhoben der Norden und Süden vereint die Anklage, Gerechtigkeit und Freiheit sei die Ankündigung der drohenden Weltrevolution und bedeute: Bolschewismus, Zersetzung des Familiensinnes und Anarchie des Nörglertums; in der östlichen Tyrannis dagegen wurden eine Reihe hochgestellter Persönlichkeiten und zahlreiche Funktionäre unter der Anschuldigung hingerichtet, sie hätten im Auftrag der anderen Diktaturen diese Formel in Umlauf gebracht, die Fascismus, Zersetzung des Kollektivgedankens und Anarchie des Nörglertums bedeute.

Schliesslich, nachdem sie zusammen alle Hebel der Verfolgung und Spitzerei in Bewegung gesetzt hatten, wobei sie von den Staaten, in denen Freiheit und Gerechtigkeit noch etwas galt, weitgehend und loyal unterstützt worden, kamen sie zu dem Resultat, die Worte:

Gerechtigkeit und Freiheit,  
*Giustizia e libertà*,  
*Sprawedliwost i swoboda*

seien die Geheimformel der liberalistisch-demokratisch-jüdisch - trotzkistisch - jesuitisch - freimaurerisch - zionistisch - intellektuellpazifistischen Weltverschwörung, die, zur Herbeiführung dieses anarchischen Zustandes, die Völker um den Segen und das Heil der Diktatur betrügen wolle.

Konnten aber, obschon sie ihre Rüstungen verzehnfachten, die Hinrichtungen ver Hundertfachen, die Bespitzelung vertausendfachen, nicht verhindern, dass die Menschen erst nachts, und dann tags die Köpfe aufreckten, dass die Köpfe begannen, am Himmel über den Diktaturen zu forschen und dass sie, weil sie vergeblich forschten, da sich ein zweites Mal nichts mehr da oben zeigte, ins Nachdenken gerieten.

Und geben zwar die einen Historiker dieses, die andern Historiker jenes als Grund für den Untergang der abendländischen Diktaturen an. Bleibt aber ausgemacht, dass die Erscheinung der von unserer Chronika vermerkten Worte:

*Giustizia e libertà*,  
Gerechtigkeit und Freiheit  
*Sprawedliwost i swoboda*

der Anfang von ihrem Ende war. A. D. MCMXXXVII..

Soeben erscheint in 2. Auflage:

## Deutsche Frauenschicksale

STIMMEN UND DOKUMENTE

256 Seiten

Kartoniert:

£ -/2/6; sfrs. 2.40; ffrs. 12.— hfl. 1.20; Kc. 15.—

Leinen:

£ -/4/-; sfrs. 3.60; ffrs. 18.—; hfl. 1.80; Kc. 23.—

M A L I K - V E R L A G, L O N D O N



17. Juli 1937

## Miniaturen

### Prognose für den Zigeunerkönig

Janusz Kwiek ist in Warschau zum König der Zigeuner gekrönt worden. Die Zeitungen berichten das mit einem kaum verborgenen, das heisst: kaum verborgen sein sollenden mokanten Unterton, jenem übermütigen „Eh' scho wissen“-Unterton, der in jedem anständigen Leser eine unüberwindliche Sympathie für den unbekanntesten Zigeunerkönig hervorruft und gleichzeitig eine ebenso unüberwindliche Antipathie für den — meist bekanntesten — Berichterstatter. Worüber mokieren sie sich eigentlich, die Berichterstatter? Dass der König der Zigeuner einen Thron und einen Krönungsmantel vom polnischen Staatstheater geliehen hatte; dass die Senatoren, seine Wähler, abgenutzte Smoking, Zylinder und „Melonen“ trugen; dass der König eine Krone aus Messing (oder aus Kupfer) aufgesetzt bekam; dass er die Absicht äusserte, die Zigeuner in Abessinien anzusiedeln und jedes Zigeunerkind in die Schule zu schicken, damit es lesen und schreiben lerne.

Für Zeitungs-Korrespondenten sind Zigeunerkönige vogelfrei, einfach deshalb, weil sie keine „Staats-Oberhäupter“ sind. Man sende die gleichen Berichterstatter, die sich über die Krönung des Zigeunerkönigs in Warschau mokiert haben, zu dem Parteitag der Nicht-Zigeuner, der Anti-Zigeuner, nach Nürnberg, — und sie werden, diese Herren Berichterstatter, mit distanzierendem, wenn nicht gar begeistertem Respekt von der „imposanten“, „monumentalen“, „formidablen“, „pyramidalen“ Manifestation zu berichten wissen, deren Anstifter zwar keine ehrliche Messing-Krone aufgesetzt bekommt, wohl aber eine gefälschte, echt goldene deutsche Kaiserkrone herzeigt. Man wird sich wohl über den Zigeunerkönig Janusz Kwiek mokieren dürfen, nicht aber über einen Stammeshäuptling, der zum Unterschied vom König Janusz III. seinen Duzfreund, sagen wir: tödlich desavouiert hat. Man wird sich nicht mokieren über einen Lautsprech-Minister (der als *das* medizinische Phänomen der letzten Jahre: nämlich als Maul- und Klauenseuche des Radios) viel eher in klinischen Fachzeitschriften zitiert werden sollte, als in politischen Tageszeitungen. Man wird sich nicht mokieren über einen General, der, nicht etwa wie König Janusz, der Dritte, seine Uniformen im Warschauer Staatstheater leiht, sondern der, wenn seine Zeit gekommen ist, in den Wäldern Polens den Eber jagt und dabei Europa erlegt. Man wird sich nicht mokieren über einen Reisenden in Sekt „Henkell-Trocken“, der mit dem britischen Weltreich so selbstverständlich verhandelt, als wäre es seit eh und je seine Aufgabe gewesen, nicht Flaschen anzubieten, sondern Kompromisse. Nein! Mit den Mächtigen dieser Erde ist nicht zu spassen. Sie kompensieren nämlich ihre Lächerlichkeit durch Blutrünstigkeit; ihre Illegitimität durch Prestige; ihre Schwachheit durch Schrecken.

Armer König der Zigeuner! Er wird niemals — ob-

wohl ein Teil des diplomatischen Korps von Warschau und die Frau des polnischen Sejm-Präsidenten bei seiner Krönung anwesend waren — jenen mit Furcht gemischten Respekt der Berichterstatter geniessen, den nur der Medusenblick der Gewalt hervorruft, und den die verblendete Torheit der letzten Europäer, die es nicht nötig hätten, grosszuchtet. Armer Janusz der Dritte! Er setzt seine Hoffnungen auf den obligatorischen Unterricht der Zigeunerkinder! Er ahnt noch nicht, der arme König, dass Analphabeten besser sind, als Halbgebildete; dass Tapezierer, die nicht tapezieren konnten, Bücher schreiben und Staaten regieren; dass die Journalisten, die sich gestern noch über seine Krönung lustig gemacht haben, übermorgen schon, wenn nur ein Schildermaler gerufen haben wird: „Zigeuner, erwachet!“ die kupferne Krone für pures Gold halten werden.

JOSEPH ROTH

### Prag, heute

Prag, heute... Kenne ich es? Ein wenig; zu wenig, sicherlich.

Aber was ich davon weiss, wird mir neu lebendig gemacht; und was ich noch nicht wusste, erfahre ich durch den gescheiterten und übersichtlichen „Führer“ von *Frank Warschauer*, „Prag, heute“, mit Beiträgen von Paul Eisner, Ottokar Fischer, Willy Haas usw., erschienen im *Orbis-Verlag*. Da kommt alles vor, von der Küche bis zur Architektur; vom neuen tschechischen Film bis zur Oper; von den Theater-Experimenten à la Burian bis zu den Automatenbuffets. Alles gibt es, „was nicht im Baedeker steht“ — und im neu-deutschen schon ganz bestimmt nicht; zum Beispiel kluge Notizen über all die „Prager Dichter“, von denen die meisten nicht in Prag geboren sind, — Karel Capek und Max Brod und Franz Werfel und den unsterblichen Kafka und den unsterblichen Rilke. Und es gibt lebensvolle Photos von vielen dieser — z. B. eine vorzügliche Photographie von Capek — und Karikaturen der höchst populären Voskovec und Werich, dieser tschechischen Chaplin-twins, und des Literaten Paul Leppin, wie er ein Glas mit dunkler Flüssigkeit hebt,

Neuerscheinung:

### DAS HERZ — EIN SCHILD

LYRIK DER TSCHECHEN UND SLOWAKEN

Eingeleitet und übersetzt von F. C. Weiskopf  
96. Seiten

Kartoniert:

£-/2/-; sfrs. 2.—; ffrs. 10.—; Kc. 12.— hfl. 0.85

Leinen:

£-/3/3; sfrs. 3.20; ffrs. 16.—; Kc. 20.— hfl. 1.40

50 numerierte Exempl. in Halbpergament:

£-/8/-; sfrs. 8.—; ffrs. 40.—; Kc. 50.—; hfl. 3.50

M A L I K - V E R L A G, L O N D O N



# Miniaturen

## Komet über Mitteleuropa

„In diesem Jahre ward auch ein grossmächtiger Komet am Himmel gesehen, der Angst und Schrecken verbreitete...“, wie es in den alten Chroniken heisst. Durch ein mässiges Teleskop nimmt sich der Finslersche Komet, der sich augenblicklich am Wiener Nachthimmel im Sternbild des Perseus herumtreibt, wie ein ermattetes Glühwürmchen ohne jegliche Ausschweifung aus. Aber wer schaut noch zum Himmel auf, wenn nicht dort gerade ein Rekord geschlagen wird? In den finsternen Zeiten der Unbildung kündete das Erscheinen von Kometen Krieg, Hungersnot oder Schreckensherrschaft. Noch den von 1811 deuteten abergläubische Leute als böses Vorzeichen für die Gewaltherrschaft des grossen Korsen; es war kurz vor dem Russenfeldzug. An den Halleyschen Kometen (1909) und die Sensation, die er in jenen unheroischen Zeiten hervorrief, erinnere ich mich noch; da war man schon aufgeklärter; und Professor Matteucci sagte voraus, dass die ganze europäische Kultur durch Vitrioldämpfe und Meteorbombardements zum Teufel gehen könnte, falls, mit Verlaub zu sagen: der Schwanz des Kometen über die Erde streifte. Jedoch auch damals schien die Erde noch nicht reif zum Untergang.

Seitdem hat der rastlose Fortschritt einem so läppischen Determinismus ein Ende gemacht, und weit schlimmere Vorzeichen als die eines gasförmigen Himmelskörpers werden die gebildete Menschheit nicht in ihrem munteren Katastrophenlauf aufhalten. Weit davon entfernt, von dem neuen Schweifstern eine Intervention in irdische Angelegenheiten zu befürchten, wissen wir heute, dass die Möglichkeit seiner Entdeckung, also seine Existenz überhaupt, von dem Arienachweis des zum Himmelsfrontdienst abkommandierten Sternguckers abhängig ist. Im sach- wie artgemässen Stil einer modernen Verlautbarung nimmt sich der astronomische Zwischenfall folgendermassen aus:

„Nordischem Forscherdrang gelang es, Irrstern F 1937 im Raume des Algol dingfest zu machen. Bekanntlich wurden solche Gebilde, wie wir aus den vom friesischen SA.-Arbeitsdienst im Auftrage des Herrn Reichserziehungsministers Rust gemachten Ausgrabungen wissen, zuerst von den dort bodenständigen Chaukern mit Hilfe von frühgermanischen Krimstechern beobachtet, die aus gehöhlten Eichenstämmen und geschliffenen Bernsteinlinsen gefertigt waren. Die Besichtigung von F 1937 mit blossem Auge ist für die erste Augsthälfte im Rahmen der KDF.-Organisationen freigegeben. Die Obergaulitung macht nochmals darauf aufmerksam, dass sie allen abergläubischen Folgerungen, die aus astralen Vorkommnissen statt aus der Blutbedingtheit hergeleitet werden, mit den schärfsten Massnahmen entgegentreten wird. Vornehmlich werden alle Versuche, das Auftreten von Kometen mit den Aussichten des Vierjahresplanes in Zusammenhang zu bringen, unnachsichtlich als Sabotageakte be-

handelt werden. Die Herren Schriftleiter und Pressediensttuenden sind strengstens angewiesen, sich in Erörterungen kosmischer Probleme an die von der Reichsschrifttumkammer ausgegebenen Richtlinien, betr. Kometen, Abs. 2 zu halten!“

Indessen setzt der himmlische Emigrant seine Reise ins Sternbild der Giraffe fort, um wieder für längere Zeit dem irdischen Chiasmus den Rücken zu kehren, ohne das Geringste ausgerichtet oder auch nur als Warnung gedient zu haben, — „Comets, importing change of times and states...“, wie es bei Shakespeare heisst. Wen könnte auch die Ankündigung eines Weltenbrandes schrecken, wenn er den irdischen Gefahren menschlicher Bestialität ausgesetzt ist! Wer sollte noch hoffen, dass Zeichen und Wunder am Firmament Wandel schaffen in solchen Zeiten und Staaten, denen ein mittlerer Weltuntergang vorzuziehen wäre!

Ach, es war wieder nichts mit dem Kometen!

Vielleicht ein andermal! Heil Hitler!

WALTER MEHRING

## Psychiatrie

Jeder Psychiater weiss, dass seine Patienten weit mehr physische Anstrengungen aushalten, als jene Menschen, die man „geistig normal“ nennt. Daher müssen die Irrenwärter besonders kräftige Männer sein. Sie haben obendrein Zwangsjacken und Skopolaminspritzen. Die Zellen, die für Tobende bestimmt sind, haben eiserne Gitter oder Scheiben aus unzerbrechlichem Glas. Jeder Irrenwärter weiss, dass es sinnlos ist, einem tobsüchtig gewordenen Patienten lange zureden oder mit ihm zu verhandeln. Zuspruch besänftigt ihn nicht, sondern kann unter Umständen noch die Tobsucht steigern. Ein kaltes Bad ist angemessen. Ja, es ereignet sich nicht selten, dass der Kranke im kalten Wasser sogar „vernünftig“ zu sprechen anfängt. Ueberhaupt ist ein Geisteskranker nicht immer im normalen Sinne unvernünftig oder verworren. Viele Irre haben nicht nur luzide Momente, sondern auch längere oder kürzere luzide *Perioden*. Ueber ihren wahren Zustand täuschen sie die Angehörigen, die sie besuchen, manchmal auch die Psychiater. Daher das viele Unheil, das die als „geheilt“ oder „gegen Revers und auf Verantwortung“ ihrer Familien entlassenen Geisteskranken in der Welt anrichten. Die Psychiatrie ist eine noch junge Wissenschaft. Man kennt weder genau die Ursachen der Geisteskrankheiten, noch die Mittel, sie zu heilen. Man weiss nur, dass es für die Umgebung der Irrsinnigen und für diese selbst günstiger ist, wenn man sie absondert. Sie sind, wie die Psychiater sagen, „asoziale Persönlichkeiten“.

Nun, jeder Psychiater weiss, dass es schwierig ist, den Familien-Angehörigen eines Geisteskranken die absolute Notwendigkeit einer Internierung beizubringen. Es ist menschlich, nicht zugestehen zu wollen, dass der Bruder, mit dem man zusammen aufgewach-



sen ist, mit dem man gestern noch zusammen Mittag gegessen hat, mitten in der Nacht plötzlich den Verstand verliert. Man kämpft verzweifelt gegen diese Vorstellung und gegen den Psychiater. In manchen Stunden spricht der als krank erklärte Bruder vernünftig und zusammenhängend, manchmal sogar unerwartet klug und oft geistreich. Man unterschreibt also einen „Revers“ und holt ihn heim.

Eine Woche später verbirgt er eine Hacke unter dem Kopfkissen. Zwei Wochen später köpft er die ganze Familie.

Was nun die politischen Psychopathen betrifft, nämlich die Diktatoren, so zeigen sie in Anbetracht des Umstands, dass sie bis jetzt nicht interniert waren, keine kalten Bäder und kein Skopolamin bekommen haben, verhältnismässig lange luzide Intervalle, und ihre Angehörigen, die sogenannte „europäische Völkerfamilie“, halten sie für normale Menschen, die nur von Zeit zu Zeit etwas erregt sind. Man bewahrt also das bekannte „kalte Blut“, durch dessen Schuld so viel warmes vergossen wurde, erträgt Schimpf, Ohrfeige und Rippenstoss und klopft dem aufgeregten Bruder besänftigend auf die Schulter, worauf wieder ein luzides Intervall anbricht.

Aber die Psychiatrie weiss, dass diese Intervalle immer kürzer werden. Beil und Hacke liegen schon geschliffen unter dem Bett. Eines Morgens werden die Söhne eines fernen Kontinents die ganze europäische Völkerfamilie geköpft vorfinden.

„Tragischer Unfall Europas“ wird in den amerikanischen Blättern stehn.

JOSEPH ROTH

### Betr. die endgültige Regelung des Verkehrs...

Ort: Eine deutsche Kleinstadt.  
Zeit: 1937.

Nacht. Eine Uhr schlägt 3. Zwei Autos stossen an einer Wegbiegung zusammen. Das eine fährt weiter, das andere bleibt auf der Strecke. Der Besitzer, zugleich Wagenlenker, stöhnt. Ein Einwohner erscheint im Schlafrock an einem Fenster im ersten Stock des nächsten Hauses.

*Der Einwohner:* Ist Ihnen etwas passiert?

*Der Autobesitzer* (stöhnt): Hilfe. Einen Arzt.

*Der Einwohner:* Es gibt hier im Ort drei Aerzte. Einer davon —

*Der Autobesitzer:* Einen Arzt her!

*Der Einwohner:* Wer sind Sie?

*Der Autobesitzer:* In einer Minute ein Toter, wenn niemand hilft. Helfen Sie einem ehrlichen Mann.

*Der Einwohner:* An den ehrlichen Mann glaube ich gern. Aber ich muss zuerst eine Frage stellen. Sind Sie vielleicht ein Beamter?

*Der Autobesitzer:* Ich bin der Regierungsrat Müller. Hilfe. Wenn das so weiter geht, bin ich es bald gewesen.

*Der Einwohner:* Sie haben Pech. Ich bin selbst der

Arzt. Zur Zeit der einzige Arzt am Platz. Der andere ist über Land, der dritte macht seine militärische Uebung.

*Der Autobesitzer:* Meine Frau! Meine Kinder! Wenn Sie ein Christenmensch sind —

*Der Einwohner:* Eben deshalb! Bedauere. Ich kann Ihnen nicht helfen. Mein Stammbaum ist nicht à la mode.

*Der Autobesitzer:* O lieber Doktor, die neue Regelung, die uns deutschen Beamten den Verkehr mit einem Juden verbietet, sieht doch den Fall der plötzlichen Lebensgefahr vor. Einen deutschen Beamten in plötzlicher Lebensgefahr dürfen Sie untersuchen. Und ich bin in plötzlicher Lebensgefahr.

*Der Einwohner:* Ja, wenn man das mit Sicherheit wüsste... Aber wie soll ich das feststellen, da uns doch jede Annäherung untersagt ist... Vielleicht sind Sie bloss ein Provokateur, der mich aus dem Ort herauskriegen soll? Wer kann das wissen? Oder am Ende mache ich Sie wieder fidel und komme dafür ins Zuchthaus. Dann wird man mir vorwerfen, ich hätte bemerken müssen, dass plötzliche Lebensgefahr nicht bestand. Sie reden ja noch ziemlich munter. Habe ich nicht recht?

*Der Autobesitzer* (schweigt).

*Der Einwohner* (verschwindet vom Fenster und erscheint in Hemd und Hose auf der Strasse): Ich bin bereit, Sie zu untersuchen, wenn Sie mir schriftlich geben, dass Sie sich in plötzlicher Lebensgefahr fühlen. Dann kommen Sie *allein* ins Zuchthaus, wenn sich die Lebensgefahr als ein Schwindel herausstellt. Wollen Sie mir diese Bestätigung geben?

*Der Autobesitzer* (schweigt).

*Der Einwohner:* Wenn Sie schon tot sind, ist der Fall von höherer Stelle behandelt.

*Der Autobesitzer:* O, zum Teufel, ich pfeife noch gerade auf dem letzten Loch.

*Der Einwohner:* Raten Sie mir aufrichtig: Was soll ich tun, um das Gesetz nicht zu verletzen? Sie sind gewiss nicht in Lebensgefahr. Sie haben sich höchstens ein paar Rippen gebrochen.

*Der Autobesitzer:* O, meine Rippen!

*Der Einwohner* (zurücktretend): Ich betone, dass ich Sie nicht untersucht habe. Das Beste ist, ich fahre in die nächste Stadt und besorge einen hundertprozentigen Kollegen. (Will in den Wagen des Regierungsrats einsteigen.)

*Der Autobesitzer:* Halt! Das kann ich nicht zulassen! Ein Jude in meinem Wagen! Das gäbe ein Disziplinarverfahren!

Neuerscheinung:  
UPTON SINCLAIR

### DREI FREIWILLIGE

Roman. — 240 Seiten.

Kartoniert:

£ -/3/-; sfr. 2.85; ffrs. 15.—; hfl. 1.20; Kc. 18.—

Leinen:

£ -/4/6; sfr. 4.25; ffrs. 21.—; hfl. 1.80; Kc. 27.—

MALIK-VERLAG, LONDON



31. Juli 1934

jahre 1933, nach einer Unterredung Fräulein Bierbaumers mit Hitler selbst, in Anwesenheit des Schatzmeisters der Partei. Seither überlegt sie, — und überlegt bisher fruchtlos, obwohl Professoren der Juris-

prudenz und Richter an Internationalen Gerichtshöfen mit ihr überlegen, — wo in der Welt das Gericht zu finden sei, das in diesem Falle angerufen werden könnte.

## An Karl Tschuppiks Grab

Von Joseph Roth

Karl Tschuppiks Kunst, zu charmeren, war allein schon eine geniale Leistung. Auch noch seine menschlichen Schwächen bezauberten. Wenn er einen Irrtum beging, wenn er sich, besser gesagt: in einem Irrtum verfing, hatte er die graziöse Unschuld eines verirrt Kindes. Man konnte ihm nichts „übelnehmen“. Er gefiel. Er hatte die Gnade, Gefallen zu wecken. Er war erfüllt von einer heiteren Harmonie. Eine mühelos verfeinerte persönliche Kultur zeugte von seinem adligen Wesen. Die „kleinen Leute“ aus dem Volke in Wien, die einen untrüglichen Sinn für wahre Noblesse haben, nannten ihn den: „Baron Tschuppik“. Sie liebten ihn, obwohl sie eine gebührende Distanz zwischen sich und ihn legten; aber auch diese Respekts-Zone noch war von Liebe erfüllt. Es ist schwer vorstellbar, wie diese kleinen Wiener Leute, deren delikate Herzen Tschuppik so oft besungen hat, in Wort und Schrift, dessen Sinne der Heurige nicht benebelt, sondern eben „anheitert“, bis zu dem Grade, dass zwischen einem Schwall holden Unsinn plötzlich der Urgeist des Volkes hervorbricht und Nestroy persönlich aus dem Schuster, dem Briefträger, dem Schornsteinfeger zu sprechen anfängt: es ist kaum auszudenken, dass der „Baron Tschuppik“ nicht mehr in Grinzing sitzen wird und wie jetzt die Heurigentrinker, die Kellnerinnen, die Musikanten, die Gastwirte und die Gäste, verwaist und ungehört oder gar missverstanden, ihre kräftigen Aperçus, ihre blühenden Metaphern, ihren lieblichen, zivilisierten „Pallawatsch“ daher sagen werden. Ringsum sind nur noch stumpfe, oder noch schlimmer: pathetische Ohren vorhanden, seitdem das feine Ohr Tschuppiks für immer ertaubt ist.

Mit diesem feinen Ohr vernahm er — der Historiker, dessen profunde Kenntnis und wissenschaftliche Sorgfalt die Grazie des Schriftstellers nährten — die Untertöne und die Zwischenklänge der menschlichen Geschichte. Noch seine Skepsis hatte einen goldenen Glanz. Sie war wie ein heiterer Sonnenuntergang. Seine Ironie war elegant und versöhnlich. Aber sein Zorn und sein Groll kannten selten eine abschwächende Milderung. Und nachsichtig, ja, leichtsinnig oft, wie er sich der Frivolität und der Nichtsnutzigkeit gegenüber zeigte, blieb er hart, wurde er manchmal fast bedrohlich, gegen jede Manifestation der pathetischen Plumpheit, „des tierischen Ernstes“, des brutalen politischen, literarischen, journalistischen, polizeilichen Pöbels. Niemandem war das Pathos mehr verhasst als ihm. Er konnte es selbst in der Satire und im Pamphlet nicht vertragen — und es erweckte, selbst wenn es auch

legitime Grösse hatte, leicht seinen Verdacht. Sein ganzes Leben kämpfte er gegen „den Vollbart“. In seiner Jugend gegen die sudetendeutschen Wodansbärtigen, gegen die Schönerianer, gegen die Väter Hitlers, und gegen die deutschnational betonten „Liberalen“, später gegen die Sozialdemokraten mit den Dogmabärten, gegen die „grossdeutschen“ Historiker, gegen die verderblichen Minister, die nach den Hohenzollern spähten, während sie Habsburg dienten, gegen den hochmütigen Clan, der die übernationale Sendung Oesterreichs verleugnete, die nichtdeutschen Völker der Monarchie „von oben herab“ behandeln wollte und also den Zerfall herbeiführen half. Er kämpfte später gegen die Verengung des österreichischen Horizonts durch die kretinischen Vorkämpfer der papierenen deutschen Phraseologie, gegen die „Schollenmenschen“, die Blut- und Boden-Fanatiker, gegen den Anschluss und kurz vor seinem Ende gegen die Hitlerei. Man konnte ihm kein „jüdisches Blut“ nachsagen. Er war ein „reiner Arier“, Sohn eines k. k. Staatsbeamten, Nachkomme einer alten Militärfamilie. Seine hohe universale Bildung, sein Witz, seine Kunst, trefflich zu formulieren, waren von bester österreichischer Tradition. Dem preussischen Pöbel freilich, den er hasste, wie jeden Pöbel, musste er ebenso „verjudet“ erscheinen wie Grillparzer, Raimund, Nestroy. (Weitherzige Angebote von Verlegern aus Deutschland lehnte er ab. Er mischte sich nicht unter Gemeines.)

Man wird nun keine neuen Bücher und Aufsätze mehr von Tschuppik lesen, — und es gibt weit und breit kaum noch einen mehr, bei dem man sich, in Angelegenheiten der Historie, einen klaren, detaillierten und zuverlässigen Rat holen könnte. Ein graziles Haus auf einem soliden Fundament, ein diskreter, eleganter und viguröser Stil; ein Mitteleuropäer mit kosmopolitischem Horizont und europäischem Gewissen; ein Liebhaber des Volks mit aristokratischen Manieren: dies Köstliche, Kostbare ist nun begraben. Der Korbessel vor dem Hotel am Wiener Ring wird wahrscheinlich mächtigere, aber keine würdigeren Gäste mehr aufnehmen. Und einer der zwei letzten Wiener Fiaker, der noch vor dem Ringhotel auf Angelsachsen wartet und der Liftboy, der schon graue Haare hat und Grossvater ist, und der jeden Morgen gewohnt war, zu sagen: „Grüss Gott, Vater Tschuppik!“, und der souveräne Chef-Portier, der seinesgleichen nicht mehr hat, und wir Schriftsteller, seine Freunde, Du und ich, wir sind einsam. Grinzing, das Griechenbeisl, der grüne Anker: wir werden sie vielleicht noch betreten, aber wie man Friedhöfe betritt!



# Miniaturen

## Zehn Jahre Grund

Hast du im Korb den Rotwein mitgebracht?  
Dann setz dich gleich im Garten hinten nieder;  
ich komm dir nach. Die Frühseptembernacht  
ist klar und spreizt den Bäumen das Gefieder.  
Nimm diese erste junge Nuss, schenk ein;  
die A sternbeete, die am Zaun verblassen,  
das Zwergobst, das ich zog, sind nicht mehr mein,  
und morgen muss ich meinen Grund verlassen.

Nimm von den Artischocken, die ich briet.  
Sind sie nicht mehlig? Iss und lass uns trinken.  
Gerodet hab ich jeden Fleck, gekniet,  
und mich geritzt am Zaundraht und den Zinken.  
Zehn Jahre stecken drin. Schenk ein; das schmeckt!  
Schon einmal kam um alles ich im Leben,  
als ich im Graben draussen lag, verdreckt,  
ganz an den Schaft des Stutzens hingegeben.

In meinen Kummer war ich nicht verliebt  
und bin's auch heute nicht und red nicht leiser,  
da man auf einmal mir zu wenig gibt  
für meinen Kohl und meine Paradeiser.  
Die in den Dreck mich schickten, sah ich nicht  
und seh heut die nicht, die den Grund mir rauben;  
stoss an und sieh dem Flimmern ins Gesicht  
und sag bloss nicht: an etwas muss man glauben!

Ich glaube, dass der Rotwein bitter ist,  
dass im September die Tomaten rosten,  
dass jeder Herbst des Sommers Schnitter ist  
und dass die Tage uns die Nächte kosten.  
Ich glaube in den Kronen an den Wind,  
ich glaube, dass ich viel genoss vom Herben,  
dass uns die Dinge heute über sind  
und dass an ihnen alle wir verderben.

Ich weiss nur, dass ich morgen geh von hier;  
und willst du wissen, wo zur Nacht ich wohne,  
so rück vom Sims ein wenig das Spalier  
und heb vom feuchten Boden die Melone.  
Grau und verrostet kerbt die Spur die Wand  
und finster wimmelt's unter Frucht und Strunken;  
gross steht der Himmel über uns gespannt  
und nicht allein vom Rotwein bin ich trunken.

THEODOR KRAMER

## Ersatz 1811

Wie im Weltkriege muss das deutsche Volk heute  
nicht nur mit Ersatzstoffen vorliebnehmen; es darf  
nicht einmal widersprechen, wenn ihm gesagt wird,  
dieser Ersatz sei besser als das, was er ersetzen soll.

Aber es gibt nichts Neues unter der Sonne. Die Not  
des Rohstoffmangels hat schon in der Zeit der Napo-  
leonischen Kontinental Sperre eine ausgedehnte Er-  
satzmittelindustrie entstehen lassen. Damals freilich  
machten die deutschen Patrioten nicht eine Tugend

aus der Not, sondern benutzten sie als Agitationsstoff  
gegen das herrschende Regime. Die Anpreisung der  
Surrogate ist besonders von *Justinus Kerner* in seiner  
romantischen Novelle „*Die Reiseschatten*“ (1811) ver-  
spottet worden. Der Erzähler trifft auf seiner Wande-  
rung einen Chemiker, der ein Fanatiker des Ersatzes  
ist, und wird von diesem in sein Haus eingeladen:

„Sie müssen mit mir zu Nacht speisen“, sprach er, „ich  
habe meinen Gegner, den berühmten Chemikus Stauden-  
meyer zu Tisch gebeten, um ihn gänzlich zu überzeugen,  
dass die gesauerstoffte Haselnussstaudenfaser ein Surrogat  
für das Hasenfleisch ist. Sehen Sie mein Haus! Ganz so wie  
es da vor uns steht, ist es aus lauter Surrogaten erbaut.  
Kein *wahrer* Stein, kein *wahrer* Kalk, kein *wahres* Holz  
kam dazu, ja nicht einen Nagel von *wahrem* Eisen könnten  
Sie darinnen finden.“

Ich trat aus der Dachung des Hauses, aus Furcht, von  
seinem Fall getroffen zu werden.

„Sehen Sie diese Fenstervorhänge da“, fuhr der Chemi-  
kus fort, „das ist keine Seide, wie Sie glauben, die sind  
aus gebleichten Wespennestern fabriziert. Meine Fenster-  
scheiben wie meine Gläser, Spiegel und Bouteillen sind  
nicht von böhmischem Glas, sie sind ein durch gewisse che-  
mische Prozesse noch härter gemachtes hartes Brunnen-  
wasser aus Ludwigsburg. Sie sollen sich wundern!“

Ich dankte ihm tausendmal für seine höfliche Einladung.  
„Sie sollen die delikateste Reissuppe aus Ameiseneiern  
bei mir kosten“, sprach er, „den herrlichsten Champagner  
aus luftsauren Eselsmilch.“

Noch einmal sagte ich ihm Dank und aber Dank und  
entzog mich seinen Blicken.“

Vielleicht findet die Nahrungsmittelchemie des Drit-  
ten Reichs hier schätzbare Anregungen. Aber auch  
Reichswehrminister und Reichsinnenminister werden  
die „*Reiseschatten*“ mit Nutzen lesen. Denn der Wan-  
derer kommt auch in eine Stadt, deren Polizeikorps die  
Waffen entwendet worden sind. Der Bürgermeister hat  
das zum Anlass genommen, den Schutz seiner Stadt  
wirksamer zu gestalten. Er ersetzt die lebenden Stadt-  
soldaten durch *gemalte* und erklärt dem Reisenden:

„Dieser Stadtsoldat hat folgende Vorzüge: 1.) der Kerl  
verschluckt nichts, besonders wenn er mit Oelfarbe gemalt  
ist; 2.) der Kerl bedarf nur alle zehn Jahre einmal quasi so  
ein Kommissbrot surrogat, einen neuen Anstrich; 3.) der  
Kerl hält gegen Flinte und Degen Stich, ja steht wie eine  
Mauer, wenn er auf die Stadtmauer gemalt wird; und nun  
4.) das eine Haupttugend ist und unbezahlbar an einem  
Soldaten wirklicher Zeit, — der Kerl denkt nichts.“

Dieser letzte Vorzug des Surrogatsoldaten kann aber  
auch am lebenden Objekt erzielt werden. Das hat der  
Romantiker Kerner sich nicht träumen lassen.

HUGO BIEBER

Dr. OTTO STRASSER

### „Wohin treibt Hitler?“

(Fortsetzung der „*Deutschen Bartholomäusnacht*“)

Brosch: sfr. 3.—

Geb.: sfr. 4.—

durch: OPRECHT & HELBLING, ZUERICH 1



Das Kamel wandelte die Strassen von Medina hin in ruhiger Sicherheit...

...auf das Tor zu des frommen Abu-Bekr, Mohammeds Schwiegervater.

Von selbst, kraft göttlicher Gewalt, öffnete sich das Tor. Das Kamel ging auf Abu-Bekr zu, bis vor ihn, und blies ihn an.

Der Islam wusste: Abu-Bekr ist Mohammeds erwählter Stellvertreter, der Kalif.

## II.

Im Frühling dieses Jahres, auf meiner Reise durch Arabien, nächtigte ich bei den Beduinen vom Stamm der Fezzaru.

Mit wachen Sinnen, hellen Morgens — die Sonne war eben aufgegangen — stand ich vor dem Zeltlager.

Da wurde mir ein seltsames Gesicht: Aus der Wüste kam eine Kamelstute daher, die war steinalt — so alt wie ich Lebendiges noch nie gesehen hatte, weder Tier, noch Menschen.

Sie humpelte an vier Stöcken; sie hatte Filzpantoffel an; auf dem Kopf, das konnte man deutlich sehen, einen falschen Scheitel.

Ich muss einen kleinen Schrei des Erstaunens ausgestossen haben: Die Fezzaruleute sprangen sämtlich aus den Zelten.

Und sowie sie das Kamel erblickten, fielen sie, als hätte sie der Blitz getroffen, anbetend in den Sand.

Das Kamel humpelte vorbei, ohne sich auch nur umzublicken.

„Leute!“ rief ich. „Was... was war das eben?“

Sie antworteten, zitternd vor frommer Erregung:

„Muna, Mohammeds heiligste Kamelstute.“

„Aber! Sie lebt noch?!“

Der Scheich der Fezzaru — mit einem Blick der Verachtung unendlicher Ueberlegenheit:

„Ihr Leute im Westen! Wagen habt Ihr erdacht, die ohne Pferde fahren, schneller als das schnellste Pferd; den Vögeln habt Ihr das Fliegen abgesehen — und mit dem Feuer der Wolken beleuchtet Ihr Eure Städte. Die grossen Vorgänge aber auf der Welt entgehen Euch. Du fragst, Fremdling, ob Mohammeds Kamel noch lebt? Weissst du wirklich nicht...? Wisst Ihr alle nicht, dass sich Allah vor reichlich zwanzig Jahren auf den Berg Sinai zurückgezogen hat, grollend und altersmüde? Und dass an seiner Stelle Muna die Welt regiert?“

Sinnend blickte ich dem Scheich in die Augen.

Sinnend und immer klarer. Du einfacher, du unbefangenen-schauender, alldurchdringender arabischer Geist! Solange schon waren mir die Vorgänge auf Er-

Dr. OTTO STRASSER

### „Wohin treibt Hitler?“

(Fortsetzung der „Deutschen Bartholomäusnacht“)

Brosch.: sfr. 3.—

Geb.: sfr. 4.—

durch: OPRECHT & HELBLING, ZUERICH 1

den unerklärlich gewesen. Logik schien umgestürzt, Geschichte ging komisch krumme Wege. Krieg, Inflation, Weltkrise, Autarkie und Chauvinismus. Endlich ist der Grund davon enthüllt:

Weil eben seit zwanzig Jahren, ohne dass wir es ahnen, die Welt von einem alten Kamel regiert wird.

RODA RODA

Joseph Roth:

### Nur eine Glosse

Peinlich und kurios, vielleicht symptomatisch — jedenfalls aber für diese Welt *charakteristisch* ist die Art, in der der Sohn des Präsidenten der USA. auf die Begrüssung des Bürgermeisters von Cannes geantwortet hat: der junge Hochzeitsreisende warf dem Bürgermeister ein Sektglas an den Kopf.

Den französischen Blättern gebietet die Höflichkeit, zu schweigen, höchstens nachsichtig zu lächeln. Den amerikanischen Zeitungen gebietet die Pflicht, die „Würde der Nation“ zu retten, heftig und deutlich gegen den jungen Roosevelt zu werden. Als „fait divers“, wie als „fait accompli“ wird diese sonderbare Posse bald vergessen sein; aber den paar heute noch denkenden Menschen, die eine andere Hierarchie der Ereignisse kennen, als die übliche, von Zeitungen anerkannte, wird es in der Erinnerung bleiben. Es zeugt nicht minder von der anarchischen Verwirrung der Gemüter als die blutigen Ereignisse und die weit gefährlicheren Wurfgeschosse, mit denen die Staatsmänner — nicht einmal ihre Söhne — nach ahnungslosen Köpfen werfen. Man wird auch nicht umhin können, die sehr *menschlichen* Neigungen, innerhalb der Republiken festzustellen, — als Vorwurf: „Byzantinismus“ gegen Monarchisten, zum Beispiel, bekannt und als Argument gegen Dynastien am häufigsten vorgebracht, — ohne einen anderen, allzu billigen Triumph zu empfinden, als den legitimen des im Laufe der Jahre skeptisch gewordenen Betrachters. Zu den Vorzügen eines gewählten Staatsoberhaupts gehört im Sinne der Republik ja gerade die *Nicht-Erblichkeit der Würde*. Und es gehörte die ganze Verwirrung unserer Zeit, die ganze Brutalität, mit der Journalisten, Photographen, Radioschreiber das Familienleben eines Staatsmannes, den Stimmwechsel, die Verlobung, die Heirat seiner Neffen und Vettern publik machen und zu öffentlichen Interessen erheben, damit das Enkelkind eines Ministers oder der Stiefbruder des Bürgermeisters von Hollywood zu Prinzen, Kronprinzen, Erzherzögen ernannt werden, — bis auf Widerruf. Es gehört freilich dazu auch die Würdelosigkeit *authentischer* Prinzen, die den Kamera-Mann zum Zeugen und manchmal zum Richter ihrer Handlungen ernannten.

Die *Würde* eben ist verloren gegangen.

Sie wird weder auf den „linken“ noch auf den „rechten“ Börsen notiert.

Noch vor dem hier ausführlich behandelten Feuchtwanger waren andere Schriftsteller von Stalin eingenommen, und die Reihe bekannter, wenn auch nicht „weltbekannter“ Schriftsteller, die ehrerbietig vor Hitler defiliert hat, ist auch nicht gering. In einer Zeit,



29  
in der Kaisersöhne von Gefreiten Ritterschläge erhalten, Sektreisende von Höfen empfangen, Kulturträger Nachttopfträger bei Diktatoren werden, Biographen von der Wurm Perspektive aus ihre Gegenstände sehen müssen, um sich selbst, nicht ihnen, gerecht zu werden — in einer Zeit, in der „freie“ Schriftsteller Knechte, in der Verfolgte Verfolger ihrer Mitverfolgten, in der Freunde Verräter, Genossen Spione ihrer eigenen Gesinnung sind: in solch einer Zeit ist ein dünnes Sektglas, so leicht zerbrechlich, als Erwiderung auf die Begrüssung eines Bürgermeisters an dessen Kopf zerschmettert, sozusagen ein Treppen-Sketch der Weltgeschichte. Selbstverständlich keineswegs tragisch: aber wert, in der Erinnerung behalten zu werden.

JOSEPH ROTH

## Abseits von der Reichskulturkammer

Die Regierung von *Venezuela* hat unter Zustimmung des Parlaments mit *Emil Ludwig* einen Vertrag geschlossen, in dem diesem „der ehrenvolle Auftrag, für die venezuelanische Nation ein unparteiisches und unzensuriertes Leben des Befreiers (*Bolivar*) zu schreiben“, erteilt wird. Gleichzeitig wurde Ludwig als Gast der Nation nach *Venezuela* eingeladen.

Der „*Index Translationum*“, den das dem Völkerbund unterstellte Pariser „*Internationale Institut für geistige Zusammenarbeit*“ herausgibt, gewährt eine allgemeine Uebersicht über die Uebersetzungstätigkeit der letzten Jahre in den wichtigsten Kulturländern. Die Statistik ergibt, dass *Stefan Zweig* von allen Autoren derjenige ist, dessen Werke in die meisten Sprachen übersetzt worden sind.

Drei Novellen von *Stefan Zweig* sind unter dem Titel „*Le chandelier enterré*“ in französischer Sprache bei *Bernard Grasset*, Paris, erschienen.

*Thomas Manns* Novelle „*Tonio Kroeger*“ ist ins Rumänische übersetzt worden.

*Paul Neubauers* Roman „*Das fehlende Kapitel*“, der in dem von der Agentur *James B. Pinker* und zwölf Verlegern verschiedener Nationen veranstalteten internationalen Romanpreiswettbewerb gesiegt hat, wird im Herbst deutsch und holländisch im Verlag *Franz Leo*, Wien und Amsterdam, erscheinen.

Die französische Uebersetzung von *Joseph Roths* Roman „*Die hundert Tage*“, deren Rechte *Bernard Grasset*, Paris, erworben hat, erscheint in Fortsetzungen in der Pariser Wochenschrift „*Candide*“.

Eine englische Ausgabe von *Hans Mühlesteins* Spanienroman „*Aurora, das Antlitz der kommenden Dinge*“, der 1935 im *Jean Christophe Verlag*, Zürich, erschienen und dort vergriffen ist, wird durch den Verlag der *Robert Speller Publishing Corporation*, New-York, für die Vereinigten Staaten und für Kanada vorbereitet.

Im Verlag der Büchergilde *Gutenberg*, Zürich, ist der Roman „*Frauen und Apfelbäume*“ von *Moa Martinson* erschienen, das Erstlingswerk einer Arbeiterfrau.

*Gabriel Eckehards* Roman „*Das grosse und das kleine Glück*“ erscheint im Feuilleton der „*National-Zeitung*“, Basel.

*Alfred Wolfenstein* hat einen Band Kurzgeschichten unter dem Titel „*Die gefährlichen Engel*“ bei *J. Kittl*, Mährisch-Ostrau, herausgegeben.

*Egon Jacobsohn* hat als *Egon Jameson* sein erstes englisches Buch „*Curiosities of Britain*“ bei *Herbert Joseph*, London, veröffentlicht.

Eine Biographie des Komponisten *Alban Berg* von *Willi Reich* ist im Verlag *Herbert Reichner*, Wien, erschienen.

Die „*Dreigroschen-Oper*“ von *Bert Brecht* und *Kurt Weill*, die schon früher in Paris herauskam, wird in französischer Sprache als „*Opéra de Quat'Sous*“ im Pariser „*Theater de l'Etoile*“ neu aufgeführt werden. Die Regie führt *Francesco von Mendelssohn*.

*Bronislaw Hubermann* hat in Melbourne und Sidney je sieben Konzerte gegeben, die stürmischen Beifall fanden.

Zum Nachfolger *Oskar Kokoschkas*, der aus Gesundheitsrücksichten sein Amt als Lehrer am *Mills College* (Kalifornien) niedergelegt hat, ist *Lyonel Feininger* ernannt worden. Die der Kunstschule des *Mills College* angegliederte Gemäldegalerie veranstaltete Sonderausstellungen von Werken der beiden Künstler.

Eine Ausstellung von Werken *Max Liebermanns* (187 Gemälde und 40 Zeichnungen) wurde in der Baseler Kunsthalle eröffnet.

## Mutterschaft

Der Sommer, den du mir bereitest,  
Ist wie das heisse Hügelland,  
Durch das du fernher mich geleitest,  
Dem Traum der Reifung zugewandt.

Es brennt, des Schicksals voll, ein Bangen  
Von deinem Herzschlag mir im Blut,  
Da Frucht und Weinberg, lichtumfangan,  
In Gottes schönen Händen ruht.

Bis sich die Hänge herbstlich hüllen  
In Milch und Purpur, Gold und Wein,  
Dann wird aus unsrer Liebe Willen  
Ein neues Herz vollendet sein.

SONKA

Eine katholische Stimme im deutschen Kulturkampf

EDGAR ALEXANDER

## Der Mythos Hitler

Kart.: sfr. 6.—

Leinen: sfr. 8.—

„Hier ist an Hand eines Materials, wie es bis jetzt noch keinem vorlag, das Geheimnis des Hitlerstaates selbst so klar wie nur möglich gemacht.“

National Zeitung, Basel.

EUROPA VERLAG, ZUERICH

Verlag: *Nederlandsche Uitgeverij (Société Néerlandaise d'Editions) S. à r. l.* au cap. de 200.000 Frs. *Gesellschaftsitz und Redaktion:* Paris (VIII<sup>e</sup>), Elysée-Building, 56, rue du Faubourg-Saint-Honoré. Telefon: Anjou 18-00.

Druckerei: *Société Parisienne d'Impressions*, Paris (IX<sup>e</sup>), 4 et 5, rue Saulnier.

Postscheckkonten: *Frankreich:* Compte chèque postal Paris 252-67. *Schweiz:* Postscheck-Amt Zürich, Konto Nr. VIII 21.891. *Oesterreich:* Postsparkassenamt Wien, Konto Nr. 11-519. *Holland:* Postcheque-en Girodienst Nr. 211.700. *Polen:* Poczta Kassa Oszczednosci Warszawa Nr. 195.051. *Tschechoslow.*: Praha 501.473. *Jugoslawien:* Beograd 66.562.

*Amsterdamer Adresse:* Amsterdam Z, Postbox 70 Z.  
Le Gérant: Aug. Sabatier.



4. Sept. 1937

tung frei von Schuld befunden hätten, dass schliesslich eine grosse Anzahl von Gläubigern um Millionenbeträge geschädigt werden würden, wenn das Krankenhaus beschlagnahmt bliebe, denn die Genossenschaft, für ihren Schuldendienst auf die Ueberschüsse des Krankenhauses angewiesen, würde in Konkurs gehen müssen. Aber, um allen Schwierigkeiten und Reibungen vorzubeugen, boten die Bevollmächtigten der Kongregation dem Regierungspräsidenten sogar ein Kompromiss an: die Brüderschaft werde auf die Krankenpflege in ihrem Krankenhaus verzichten, wenn diese der Genossenschaft der Vinzenterinnen von Paderborn übertragen würde, unter Leitung der Schwester Ignazia, der langjährigen Vorsteherin des Dortmunder St. Johannes-Hospitals. Gegen die Vinzenterinnen, so erklärten die Beschwerdeführer, gegen ihre Sittlichkeit und ihre Eignung zur Krankenpflege, seien noch niemals Einwände erhoben worden, nicht einmal unberechtigte, wie im Fall der Barmherzigen Brüder. Alle eingebildeten Gefahren, auf die sich die Beschlagnahme des Krankenhauses stütze, würden also durch die vorgeschlagene Lösung behoben.

Ueberflüssig zu sagen, dass der Arnsberger Regierungspräsident auch diese Lösung abgelehnt hat. Ob Barmherzige Brüder oder Vinzenterinnen: der Zweck der Aktion war, das katholische Krankenhaus nationalsozialistisch zu machen. Es galt, ein Unternehmen, das der katholischen Caritas zur Ehre gereichte, — und das obendrein profitbringend schien, — auf bequeme und billige Weise in die Hände der Nazis zu bringen. (Mit dem Profit, den das Brüderrkrankhaus abwarf, ist es übrigens aus: sofort nach der Uebernahme der Krankenpflege durch die „braunen Schwestern“ erhöhten sich die Personalkosten um 15 000 Mark pro Monat.) So blieb es trotz aller Pro-

teste und Beschwerden bei der Regelung vom 19. Juli: die „braunen Schwestern“ wirken an den Plätzen der „barmherzigen Brüder“, und wo früher Christusbilder hingen, prangen jetzt die Porträts Hitlers, Görings und des Kreisleiters Hesseldieck.

Am Sonntag nach der Austreibung der Barmherzigen Brüder, am 25. Juli also, wurde in allen Dortmunder Kirchen während der Messe eine Erklärung verlesen, die diese Vorfälle schilderte. Sie schloss mit den Worten :

„Wir erheben ernst und feierlich unsere Stimme im Namen der Katholiken Gross-Dortmunds, im Namen von ungezählten Männern aus allen Ständen und Berufen, die Leben und Gesundheit den Barmherzigen Brüdern verdanken, im Namen der vielen Armen und Hungrigen, die hilfreich gespeist und unterstützt wurden, im Namen der Toten, die in der liebevollen Obhut der Brüder ihren Gott fanden oder zu ihm zurückfanden, im Namen der ewigen Gerechtigkeit und richten gegen diese unfassbare Massnahme den entschiedensten Einspruch.

Beim heutigen Angelusläuten mögen alle katholischen Familien ein Vaterunser beten für die leidgeprüften Brüder und die schwer getroffene katholische Caritas in Dortmund.“

Auch die Erregung, die der so bekannt gewordene Vorfall in der katholischen Bevölkerung von Dortmund ausgelöst hat, konnte — vorläufig — nichts ändern. Der erste Versuch der Nazis, eine katholische Genossenschaft zu expropriieren, war geglückt. Man muss wohl erwarten, dass er zu anderen, ähnlichen Versuchen ermutigen wird. Das Eigentum der Kirche, der Orden und Klöster, ist eine verlockende Beute für die Nazis.

## Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers

Von Joseph Roth

*Montag, im vierten Jahr  
der deutschen Apokalypse.*

Heute sind die Belegexemplare eines neuen Buches angekommen, zwei umfangreiche Pakete, hartes Packpapier, gut verschnürt. Die Exemplare sind für Freunde bestimmt. Ich werde die Pakete nicht öffnen. Die meisten meiner Freunde schreiben selbst Bücher. Sie lesen hoffentlich nur die Werke endgültig toter, überlebender Autoren. Geschenkte Exemplare — und gar noch mit Widmungen versehen — nehmen merkwürdiger Weise mehr Raum ein als die gekauften unsterblichen Werke, oder für Lebzeiten entlehnte. Manche meiner Freunde haben Wohnungen, Frauen, Kinder, Bibliotheken. Sie stellen die Widmungsexemplare in ein Fach. Vielleicht würden sie auch dieses mein neue Buch adoptieren! Aber ungern, glaube ich. Mit Widmungen versehene Exemplare kann man schwer los-

werden. „In treuer Freundschaft!“ — „Mit Gruss!“ — „In alter Herzlichkeit!“ — Sie erinnern mich; die meisten Widmungen, an das Sprichwort, das nicht immer wahr ist! „Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.“ — Ich werde die Pakete nicht aufmachen und keine Widmungen schreiben. — Es ist mein achtzehntes Buch. Von den früheren 17 sind 15 vergessen. In Deutschland sind auch die vergessenen verboten. Ausserhalb Deutschlands sind sie schwerlich in einer Buchhandlung aufzutreiben. Ein paar kultivierte Narren — gewöhnlich unbemittelte Menschen — sagen mir manchmal, dass sie dies und jenes vergessene Buch kennen.

*Donnerstag*

Heute ist die Abrechnung des Verlags über mein siebzehntes Buch gekommen. Im ganzen sind 3 450 Stück verkauft worden. Der Vorschuss ist noch lange nicht



26  
„abgedeckt“. Unter der Abrechnung steht: „Irrtum vorbehalten“ und „Einspruch innerhalb der nächsten zwei Wochen möglich.“ — Wogegen sollte ich Einspruch erheben? Höchstens gegen die Bemerkung: „Irrtum vorbehalten.“ Wenn es tatsächlich einen Irrtum geben sollte, so gewiss keinen zu meinen Gunsten. Mein Verleger ist ein Ehrenmann. Im Begleitbrief schreibt er wörtlich: „Es ist furchtbar, Abrechnungen zu sehn. Die Vorschüsse kommen nicht herein.“ Ich habe schon sieben Verlage gehabt. Dies ist der achte. Ich kenne also bereits acht Ehrenmänner. Es ist viel — für ein so kurzes Schriftstellerleben. Und ich bin nicht der einzige Autor. Die Vorschüsse meiner Kollegen kommen auch nicht herein. Es ist ein merkwürdiges, abenteuerliches Geschäft, das Buchverlegen. Man lebt von Verlusten. Das muss sehr schwer sein, wenn ich bedenke, dass ich nicht einmal von Vorschüssen leben kann.

#### Freitag

Ich habe gestern den Verlegern Unrecht getan. Sie sind wahrscheinlich wirklich Ersatz-Mäzene. Vielleicht haben sie in der Tat eine grössere Leidenschaft für Literatur als ich, und gehorchen dabei noch nicht jener „inneren Stimme“, auf die wir Schriftsteller uns berufen. Die Verleger sollten sich auf sie berufen: denn sie verlegen Bücher ohne Gewinn, sogar mit Verlust — wie ich aus meinen Abrechnungen ersehe. Arme Narren! Sie verlegen deutsche Bücher in einer Zeit, in der die deutsche Sprache weniger verbreitet ist als Esperanto und Latein. Die deutsche Sprache, meine ich, in der — immerhin — noch ein paar von uns schreiben. Die andere, in der die Andern schreiben und sprechen, ist leider allerdings sehr weit verbreitet. Das Schisma der deutschen Sprache muss auf die Dauer die Welt verwirren. Franzosen und Engländer halten heute schon das Deutsch Hitlers für deutsch, insbesondere deshalb, weil auch die Opfer Hitlers so selten Deutsch können. Aber die Katastrophe der Nation kündigte sich ja schon lange in der Verwilderung der Sprache an. Dass Dich und mich, guter deutscher Schriftsteller, der Deutsche nicht mehr versteht: damit hatten wir uns schon abgefunden. Aber jetzt können wir auch auf die Ausländer nicht mehr zählen. Ein Engländer, Franzose, Italiener, der sich eine Stunde mit Hitler, Ribbentrop und Goebbels unterhalten hat, wird nie mehr imstande sein unser Deutsch zu verstehen. Es wird ihm chinesisch vorkommen, wie uns das Deutsch des Dritten Reiches. Das Deutsch Hitlers ist genau so vortrefflich, wie das Russisch Stalins. Der letzte Diktator, der seine Muttersprache beherrschte, war Julius Cäsar. Von Alexander dem Grossen ist uns nichts erhalten geblieben. Friedrich der Zweite konnte weder Deutsch noch Französisch. Napoleon sprach Französisch wie ein „Zugereister“, obwohl er Corneille (oder Racine?) auswendig konnte. Aber er hat seine Herrschaft durch Schlachten begründet und nicht durch eine literarische Publikation. Also „durch Taten, nicht durch Worte“, wie der „Führer“ zu sagen pflegt. Mussolini ist ein guter Leitartikler, alte Schule des „Avanti“, als Schriftsteller ein italienischer Friedrich Stampfer.

Eine Rede ist keine Schreibe. Die Diktatoren müssen zu viel reden.

#### Sonntag

Es ist ein masochistischer Genuss, Zeitungen zu lesen, und zwar nicht täglich, sondern wöchentlich, jeden Sonntag, wenn das „Week-end“ in Blüte steht, einer der wichtigsten politischen Faktoren seit dem Anbruch der Apokalypse. Ich bin leicht geneigt, zu glauben, dass die spärlichen heilsamen Gedanken und Entschlüsse, die in den demokratischen Staatsmännern just am Freitag nachmittag zu keimen begonnen haben, am Samstag nachmittag zu verfliegen beginnen. Die Tyrannen aber haben kein Week-end. Gott schuf die Welt in sechs Tagen, und am siebenten ruhte er. Die friedlichen Staatsmänner verwirren die Welt in fünf Tagen: und ruhen am sechsten und am siebenten. Achtundvierzig Stunden feiern sie den Tag des Herrn. Sie übertreiben das Gebot der Religion, und sie übertreffen den Herrgott. Merkwürdig ist, dass *Diktatoren nicht Golf spielen*. Der Sabbath ist nicht dem Sport, sondern den Ueberraschungen gewidmet. Das Golfspiel hat einen beträchtlichen Teil Schuld am Untergang der Kulturwelt. Napoleon spielte Schach, Prinz Eugen Domino. Am vielgescholtenen „grünen Tisch“ hat man nützlichere Einfälle als auf dem grünen Rasen. Weihnachten 1916 war ich an der Front. Unser Divisionskommando, der Oberst, der Kompagniekommandant, bereiteten sich auf liebe „Atempausen“ vor. Sie hatten vergessen, dass unsere Gegner, die Russen, erst zwei Wochen später Weihnachten feierten. Sie wussten unsere Bereitschaft zur feierlichen Friedlichkeit auszunutzen und überfielen uns: bei Lichterglanz und Frömmigkeit. Wir revanchierten uns — aber freilich erst zwei Wochen später — und ohne Erfolg, weil die Russen die Revanche vorausgesehen hatten. Es ist schade, dass die demokratischen Staatsmänner nicht an der Front — besonders an der russischen — waren. Die Diktatoren verschieben ihre Weihnachten immer um zwei Wochen. Die Demokraten aber feiern immer Präventiv-Weihnachten, Präventiv-Sonntage, und sie haben, dank dieser Methode, bis jetzt bedeutende Erfolge zu verzeichnen: auf den Golfplätzen, allerdings.

#### Mittwoch

Es wird mir „vertraulich“ mitgeteilt, aber ich zögere nicht, es publik zu machen, dass ein mittel-mässiger deutscher Schriftsteller, der emigriert ist — ich weiss nicht genau, warum — die Mitarbeit an einer neugegründeten Zeitschrift abgelehnt hat, weil Juden an ihr mitarbeiteten. Das ist also ein Emigrant, der nach den Nürnberger Gesetzen lebt. In Zürich; warum nicht in Nürnberg? Es gibt mehrere Emigranten, die nicht ihrer „jüdischen Grossmutter“ wegen geflüchtet sind, sondern justament wegen ihrer „arischen“, und die in der Emigration einen Ehrensitz beanspruchen, nur deshalb, weil sie keine Juden sind. Sie hausieren bei Jud' und Christ mit ihrer arischen Grossmutter. Und sie haben einigen Erfolg, weil viele Emigranten, Enkel jüdischer Grossmütter, die Emigration



eines Antisemiten für Heroismus halten und bis zu Tränen gerührt sind, wenn sie blonde Mäuse sehn. — Es ist gewiss ein „Pech“, Jude zu sein. Aber es ist, gerade deshalb, vulgär, auch noch ausserhalb des „Dritten Reiches“ jene Lorbeeren zu beanspruchen, die der armen Grossmutter gebühren. — Seit dem Aufhören des Analphabetentums schreiben so viele Hausmeister deutsch!... Die emigrierten Hausmeister noch werden in rein jüdischen Verlagen herausgebracht. Ein deutscher Antisemit, der zu Hause bleibt, ist ein ehrenwerter Mann. Einer aber, der auswandert, bei Juden Bücher herausgibt, ist ein Plebejer. Er sollte von Sperrgeldern leben, nicht von Honoraren.

Donnerstag

Merkwürdig, dass immer noch, trotz aller persönlicher Not, Einen die „Anderen“ und das „Oeffentliche“ so beschäftigen! Ich erhalte die — sehr bescheidene — Rechnung des — kümmerlichen — Hotels, in dem ich mehr Kredit geniesse als Behaglichkeit. Ich halte die Rechnung des Hotels neben die Abrechnung des Verlegers. Der Vergleich veranlasst mich, einen Ausschnitt aus diesem Tagebuch zu veröffentlichen. Ueber das „Thema“ eines „Artikels“ nachzudenken, bin ich nicht mehr imstande. Ich reisse ein paar Seiten aus meinem Tagebuch und schicke sie ab, wie eine Flaschenpost...

## Abenteuer einer deutschen Philosophie in Spanien

Von Angel Marvaud

Jeder Revolution, wie auch jedem Bürgerkrieg, liegen ideologische Gegensätze zu Grunde. Aber man beginge einen Irrtum, wenn man in der spanischen Tragödie nur den Zusammenstoss von Systemen ausländischen Ursprungs und überdies recht jungen Datums erblicken wollte. Nein, zum Verständnis der jetzigen Geschehnisse muss man auch andere, weit ältere Gedankenströmungen in Betracht ziehen, und unter diesen verdient besonders eine: die „krausistische“ Bewegung, näher gewürdigt zu werden — wegen des ungeheuren Einflusses, den sie auf das spanische Geistesleben geübt, und wegen der ebenfalls höchst bedeutenden Gegenwirkungen, die sie hervorgerufen hat.

Gegen Mitte Juli des Jahres 1843 unternahm ein junger „ausserordentlicher“ Professor der Universität Madrid, *Don Julian Sanz del Rio*, eine Reise nach Deutschland. Er hatte von seiner Regierung den Auftrag erhalten, „sich in der Kenntnis der philosophischen Systeme jenes Landes zu vervollkommen“.

Zuteil geworden war ihm diese offizielle Gunst infolge einer Denkschrift, in der er die Errichtung eines Lehrstuhls für Rechtsphilosophie angeregt und, zur Unterstützung seines Vorschlags, auf das Beispiel der grossen deutschen Denker hingewiesen hatte. Aber neben den illustren Gestalten eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel war in der Eingabe ein anderer, viel weniger berühmter Name aufgetaucht (und sogar ausführlicher behandelt worden als alle übrigen): der eines ziemlich bescheidenen Schülers von Schelling, *Karl Christian Friedrich Krause* (1781—1832), den der Madrider Professor vermutlich durch *H. Ahrens'* Lehrbuch des Naturrechtes kennengelernt hätte, das zwei Jahre zuvor ins Spanische übersetzt worden war.

Hierdurch erklärt sich, dass Sanz del Rio sich nach Brüssel begab, um Ahrens aufzusuchen, der damals als Professor an der dortigen Universität wirkte. Im Laufe ihrer Gespräche machte unser Spanier sich genauer mit Krauses Ideenwelt bekannt, und wahrscheinlich war es Ahrens, der ihm riet, nach *Heidelberg* zu gehen, wo des „Meisters“ Schwiegersohn, Freiherr von Leonhardi,

einen Lehrstuhl innehatte. Dort traf er übrigens einen jungen Genfer, dem die Zukunft hohen Ruhm bringen sollte: *Frédéric Amiel*, der sich damals ebenfalls vom „Krausismus“ angezogen fühlte.

Während der ganzen Zeit, die Sanz del Rio an den Gestaden des Neckar verbrachte, nahm ihn fast ausschliesslich die Krausesche Lehre in Anspruch. Gewiss, sein Auftrag bezog sich auf die deutsche Philosophie in ihrer Gesamtheit, aber er kümmerte sich wenig darum, und als er, nach anderthalb Jahren, in Spanien zurück war, bestand sein einziges Begehren darin, Krauses System in eine dem spanischen Geiste entgegenkommende Form zu bringen: er übertrug und „adaptierte“ es in zwei Werken, „*El Sistema*“ und „*El Ideal de la Humanidad*“ (1860), deren Wirkung in Spanien ausserordentlich war.

Darin liegt sicherlich etwas Ueberraschendes.

In seinem Abriss der spanischen Literaturgeschichte hat mein dahingeshiedener Lehrer *Ernest Mérimée* geschrieben:

„Die Verpflanzung der dunklen Lehre Krauses in spanischen Boden und die Aufnahme, die sie dort fand, stellen wirklich ein seltsames Abenteuer dar... Sanz del Rio, der unbewusste Urheber dieser ungeheuerlichen Mystifikation, hat für einen Zeitraum von fünfzig Jahren das spanische Denken geradezu gelähmt... Allerdings: als der Zauber verëbte war, trat Schweigen ein...“

Ein solches Urteil ist offenbar zu krass, und absichtlich habe ich die mir einer Modifikation bedürftig scheinenden Worte im Druck hervorgehoben.

Dass Krause dunkel ist, kann freilich niemand verkennen. Er ist es zunächst in seiner Ausdrucksweise — und zwar in so hohem Grade, dass auch deutsche Leser erklärt haben, sie verstünden ihn nicht besser als etwa das Arabische oder Sanskrit...

Auch der Ideengehalt des „krausistischen“ Systems zeichnet sich nicht eben durch kristallene Klarheit aus, und die leidenschaftlichen Diskussionen, die sich jenseits der Pyrenäen um Krause erhoben, scheinen den



# Miniaturen

## Helden zittern

Da die Reise Mussolinis zu Hitler vielleicht, nur vielleicht, im Laufe des Septembers erfolgen soll, ist der Chef der italienischen Polizei nach Deutschland, zum Chef der deutschen Polizei, gefahren. Es sind die Chefs zweier *geheimer* Polizeibehörden, von deren Unternehmungen hier die breite Öffentlichkeit erfährt; auch dies — dies besonders — ein Zeichen einer Zeit, in der sogar Geheim-Agenten gar nichts mehr zu kaschieren haben wollen. Die Geheim-Polizei findet keine Veranlassung mehr, wirklich geheim zu arbeiten, denn die Ursache jener Verschwiegenheit, die zu den offiziellen Aufgaben dieser Behörde immer gehört hat, war die *Scham*; die Scham der Machthaber, auch eine (durchaus berechnete) Furcht zu zeigen. Vor dem Besuch französischer Staatsmänner in Petersburg, vor dem Besuch des Zaren in Kiel, vor der Abreise Franz Ferdinands nach Sarajevo, vor der Ankunft Wilhelms in Konopischt waren Dutzende Detektive unterwegs, das Leben der Gäste zu garantieren — nach Möglichkeit. Aber die Öffentlichkeit erfuhr nichts von jenen Massnahmen, die das offizielle Hurra-Geschrei der Spaliersteher erst ungefährlich machten und den „Jubel der Bevölkerung“ glaubwürdig. Es gab eine ungeschriebene Delikatesse der legitimen Autoritäten, die ihnen gebot, lediglich im verborgenen Sicherheitsmassnahmen zu treffen, um ihre eigene Würde nicht zu schmälern und die Jubelfreudigkeit gutgläubiger Hurra-Rufer nicht zu verletzen. Heute, da ein Diktator den anderen besuchen soll, sind nicht Dutzende, sondern Hunderte von Geheim-Agenten unterwegs, die Spitzel reiten voran wie Herolde, mit Trompetenstößen, und die Machthaber kennen ebensowenig eine Scham, wie eine Tradition. Ein kultivierter Usurpator, — Napoloen, — der seinen Fouché voranreiten lässt, ist undenkbar. Er war zynisch, wie jeder Gewaltige auf Erden. Aber der Parvenu von heute *demonstriert* seinen Zynismus, plakatiert ihn, schreit aller Welt zu: „Ja, seht ihr, so gross bin ich geworden, dass ich sogar Angst haben muss; so wertvoll bin ich, dass ich nicht sterben darf; so sehr glaube ich an meinen Stern, dass ich dem Zufall misstraue, der manchmal Sternen zum Verhängnis werden kann. Wer wagt, gewinnt! — Wer einmal gewonnen hat, braucht nicht mehr zu wagen!“

Die Machthaber von gestern und vorgestern haben persönlichen Mut nur dort bewiesen, wo er die legitime Würde erhöhen konnte: in der Schlacht, zum Beispiel. Für den Parvenu von heute ist Schwimmen ohne Ziel und Notwendigkeit identisch mit Würde, und eine „Sportleistung“ der Tapferkeit gleich. Ja, ein Flug ersetzt beinahe eine Kriegslleistung. Und wäre das Boxen nicht so schwer zu erlernen (in den vorgerückten Jahren, in denen man gewöhnlich Diktator wird, aber als Boxer vom Ring abtreten muss), so wäre viel-

leicht eine Meisterschaft, errungen in Chicago, Beweis für die Fähigkeit, Afrika zu beherrschen — besonders, wenn man den Neger Joe geschlagen hat. Das *berechenbare* Schicksal herausfordern, aber das *unberechenbare* (eben das „Fatum“) zu korrigieren suchen: dies ist das Kennzeichen der heutigen Gewalthaber.

Die früheren Gewalthaber schützten sich zwar auch: aber geheim. Sie wussten, dass man Zufälle — die Kinder des Schicksals — nicht vermeiden könne, dass es aber geboten sei, ihnen vorzubeugen. Sie haben es verschwiegen. Wie es ja überhaupt ein Zeichen der Würde ist, schweigsam zu sein: eines der Würdelosigkeit, laut zu sein. Unübertrefflicher Gipfel aber gewalthabender Würdelosigkeit ist eine Geheimpolizei, die sich selbst veröffentlicht; der Mut, der plötzlich sagt: „Jetzt fürchte ich mich!“; der „Irrationalismus“, der auf einmal erklärt: „Hier glaube ich an Polizei, nicht mehr an Gott“, und der nicht spürt, wie neu er ist, wenn er erklärt: „Die Wege der Geheimpolizei sind offen“.

Es ist schon oft vorgekommen, dass Helden zu zittern anfangen. Aber niemals bis jetzt, dass sie der Welt verkündeten, sie zitterten, weil sie eben Helden seien.

Aber was erkennt diese Welt schon an einem, der sich vor ihr entblösst? — Sie unterscheidet einen König im Purpur nicht von einem Weltmeister in der Badehose. Es gibt überhaupt keine geheimen Dinge mehr. Weshalb noch eine geheime Polizei? Es ist — übrigens — eine Welt, in der Feiglinge Märtyrer werden. Warum sollten da nicht Helden zittern?

JOSEPH ROTH

## Der siebzigjährige Bassermann

Ich sah dieser Tage die Reprise von Lenormands „Crépuscule du Théâtre“, die dramatische Klage eines gekränkten Autors über die Götterdämmerung der Bühne in Form eines etwas allzu clownhaften Satyrspiels. Es zeigt, wie Missgeschick über Missgeschick auf den hoffnungsvollen Dramatiker lauert. In Paris scheitert die Aufführung an den Launen des Stars; in Berlin gerät das Stück in die Fänge eines dämonischen Inszenators, der den Text durch unartikulierte Geheul ersetzt und die Hauptfigur, die Möwe, in eine pervertierte Aeffin verwandelt. Das französische Publikum, dem in letzter Zeit so viel Unfassbares zu Ohren gekommen, konnte guten Glaubens diese Burleske für ein Abbild der Wirklichkeit halten. Indessen, Lenormand, der diese Polemik vor 8, 9 Jahren verfasste, hätte heute einen weit tragischeren Stoff zu gestalten: das Schicksal des Bühnenmenschen, den man aus seiner Sprachheimat vertrieben, aus seinem Ensemble ausgestossen hat. Kein edlerer Held, kein stärkerer Interpret dieser Rolle wäre unter allen modernen Mi-



G. Wov. 37

Unfreiheit, der Tyrannei, der Unmenschlichkeit, der Entwürdigung, die dort als ein dunkler Hintergrund hinter jeder Fabel standen. Aber wie weit entfernt war Russland, nicht nur tausende Meilen, nein Jahrhunderte weit weg von uns, von Deutschland.

Leider, ich kann es nicht leugnen, ich geniere mich vor dem jungen Engländer, der das Buch geschrieben hat oder vor den anderen, die es lesen. Es ist mein Land, das da so wahrhaftig und so erbarmungslos geschildert wird. Ein Roman wirkt lebendiger als Zeitungsberichte. Was sich da in der Taverne, bei Johnny, in der Wilhelmstrasse, am Kurfürstendamm begibt, es ist mir so peinlich nahe, weil ich den Schauplatz so gut kenne.

Nicht der Inhalt des Buches ist neu und nicht meine Gefühle sind es. Nur dass das Buch sie wieder erregt hat. Hier, unter den wohlwollendsten Freunden des Friedens, Deutschlands und aller Unterdrückten, geht noch immer jene Formel, die ein Nazi-propagandist in einer glücklichen Minute erfunden hat: dass Hitler nicht etwa den Krieg will, sondern dass er nur den Deutschen „ihre Selbstachtung wiedergegeben“ hat. Ja, man begegnet ihr noch immer hie und da bei den freundlichen Menschheitserlösern, den Pazifisten und Sozialisten. Sie wird manchmal wie ein Vorwurf ausgesprochen gegen den Flüchtling, der offenbar sein Land ohne Selbstachtung vorzog und es deshalb verlassen hat. Aber man hört sie seltener in der letzten Zeit. Und langsam werden wohl auch die Doktrinäre der Gerechtigkeit begreifen, wie tief die Schmach ist, in die wir versunken sind, und wie brennend die Schande, die wir darüber empfinden.

RUDOLF OLDEN

### Abseits von der Reichskulturkammer

Der Roman „Der Verführer“ von Ernst Weiss ist im Humanitas-Verlag, Zürich, erschienen.

Dr. Ernst Waldschmidt-Leitz, ein Schüler Willstätters, ist zum Vorstand des Chemischen Instituts an der Deutschen Universität in Prag ernannt worden. Dr. Berthold Epstein zum Professor für Kinderheilkunde an der gleichen Universität.

Von Franz Werfels neuem Roman „Höret die Stimme“ wurden bereits die Rechte für die Uebersetzungen ins Englische, Italienische, Ungarische, Schwedische und Finnische vergeben.

Die Bibliothek des verstorbenen Herausgebers der „Sozialistischen Monatshefte“, Dr. Josef Bloch, wird im Herbst von dem Antiquariat P. A. Hemerijk, Amsterdam, versteigert werden. Diese Büchersammlung enthält zahlreiche Seltenheiten zur Geschichte des Sozialismus und der deutschen Literatur.

Christa Winsloes Roman „Passegiere“ ist im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, erschienen.

Heinrich Manns Drama „Madame Legros“ wird in der Bearbeitung von G. de la Fouchardière in Paris aufgeführt werden.

Friedrich Hertz, früher Professor an der Universität Halle, veröffentlicht im Europa-Verlag, Zürich, das Buch „Staatstradition und Nationalismus“ als ersten Band des Gesamtwerks „Nationalgeist und Politik, — Beiträge zur Erforschung der tieferen Ursachen des Weltkriegs“. Im

gleichen Verlag erscheint das Buch von Erich Kahler: „Der Deutsche Charakter in der Geschichte Europas“.

Hermann Steinhausens Buch „Die Zukunft der Freiheit“ ist im Europa-Verlag, Zürich, erschienen.

Paul Dessau, der Komponist der Filmmusik zu „Taras Bulba“, hat ein Oratorium „Hagadah“ komponiert, dessen Text von Max Brod und Jiri Langer, dem Bruder des Dramatikers Frantizek Langer, geschrieben ist.

Oedön von Horvaths Roman „Jugend ohne Gott“ ist im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, erschienen.

Der Geiger Jascha Heifetz ist von Samuel Goldwyn veranlasst worden, im Film zu debütieren, und wird in dem Film „The Great Musical Festival“ auftreten.

Rose Pauly wird nach ihrer Amerikatournee in Italien gastieren. Sie wird in italienischer Sprache die Norma, Amneris (Aida), die Färberin (Hofmannsthal-Strauss „Die Frau ohne Schatten“), Isolde und Brunhilde singen.

Ludwig Winder erzählt in seinem im Humanitas-Verlag, Zürich, erschienenen Roman „Der Thronfolger“ die Geschichte des Erzherzogs Franz Ferdinand.

Karl Barths „Credo“ ist, von Pierre und Jean Jundt, ins Französische übersetzt, in den Editions „Je sers“, Paris, erschienen.

Dietrich von Hildebrands Ehebuch ist in französischer Uebersetzung unter dem Titel „Le mariage“ in den „Editions du cerf“, Paris, erschienen.

Wilhelm Stekels Buch „Die Geschlechtskälte der Frau“ ist in französischer Uebersetzung unter dem Titel „La femme frigide“ bei Dunod, Paris, erschienen.

### Richtigstellung

In Nr. 36 des NTB. habe ich erwähnt, dass ein emigrierter deutscher Schriftsteller die Mitarbeit an einer neuen Zeitschrift abgelehnt hat, weil auch Juden an ihr mitarbeiten. Ernst Glaeser, den ich gemeint hatte, erklärt mir nun, er hätte nicht mit dieser Begründung eine Mitarbeit an jener Zeitschrift abgelehnt. Der Herr, dessen Darstellung der Anlass meiner Erwähnung war, hat die damalige Version inzwischen berichtigt. Infolge dieser Umstände ziehe ich selbstverständlich meine Bemerkung mit ebensoviel Bedauern wie Freude zurück.

JOSEPH ROTH

### Polemik gegen Hitler

Aus Schachts „Deutschem Volkswirt“ vom 29. Oktober:

„Nur der Optimismus und nicht der Pessimismus bewältigt das Leben. Aber es ist falsch, jemandem einreden zu wollen, Rizinusöl sei Honig.“

Verlag: Nederlandsche Uitgeverij (Société Néerlandaise d'Éditions) S. à r. l. au cap. de 200.000 Frs. Gesellschafts- und Redaktion: Paris (VIII<sup>e</sup>), Elysée-Building, 56, rue du Faubourg-Saint-Honoré. Telefon: Anjou 18-00.

Druckeret: Société Parisienne d'Impressions, Paris (IX<sup>e</sup>), 4 et 5, rue Saulnier.

Postcheckkonten: Frankreich: Compte chèque postal Paris 252-67. Schweiz: Postscheck-Amt Zürich, Konto Nr. VIII 21.891. Oesterreich: Postsparkassenamt Wien, Konto Nr. 11-519. Holland: Postcheque-en Girodienst Nr. 211.700. Polen: Poczta Kassa Oszczędności Warszawa Nr. 195.051. Tschechoslow.: Praha 501.473. Jugoslawien: Beograd 66.562.

Amsterdamer Adresse: Amsterdam 2, Postbox 79 Z.  
Le Gérant: Jean Bentley.



# Jetzt ist die Zeit des Buches

Einige Neuigkeiten aus unserem Sortiment:

## Abteilung WISSENSCHAFT

- ERNST v. ASTER:** Philosophie der Gegenwart. — Brosch.: hfl. 4.50; geb.: hfl. 5.40.  
**THEODOR REIK:** Der überraschte Psychologe. — Brosch.: hfl. 4.25; geb.: hfl. 5.25.  
**HEMPEL-OPPENHEIM:** Der Typusbegriff im Lichte der allgemeinen Logik. — Brosch.: hfl. 2.25; geb.: hfl. 3.25.  
**Dr. LEO PINNER:** Das Recht des Briefes in rechtsvergleichender Darstellung. — Brosch.: hfl. 6.50; geb.: hfl. 7.50.  
**Dr. L. LICHTWITZ:** Pathologie der Funktionen und Regulationen. — Brosch.: hfl. 13.25; geb.: hfl. 14.50.  
**RUDOLF NISSEN:** Chirurgische Indikationen. — Brosch.: hfl. 3.50; geb.: hfl. 4.50.  
**OSKAR KRAUS:** Die Werttheorien. Eine kritische Problemgeschichte. — Geb.: ffrs. 175.  
**ERNST LITTMANN:** Orientalistische Studien. — Brosch.: hfl. 6.—; geb.: hfl. 7.20.  
**PAUL KAHLE:** Studien zur Geschichte des Nahen und Fernen Ostens. — Brosch.: hfl. 9.—; geb.: hfl. 10.50.  
**A. J. STORFER:** Im Dickicht der Sprache. — Brosch.: ffrs. 60.—; geb.: ffrs. 80.—.

## Abteilung LITERATUR

(Preise in ffrs.)

- CARL ZUCKMAYER:**  
Ein Sommer in Oesterreich. — Brosch.: 24.—; kart.: Salware. Roman. — Brosch.: 45.—; kart.: 50.—; 35.—.  
**VALENTIN RICHTER:**  
Ein Leben und ein Augenblick. — Brosch.: 48.—; kart.: 60.—.  
**FRANZ KOERMENDI:**  
Begegnung. — Brosch.: 36.—; kart.: 48.—.  
Die Sündigen. — Brosch.: 48.—; Kart.: 60.—.  
**VINCENT SHEEAN:**  
Sanfelice. — Brosch.: 48.—; kart.: 60.—.  
**VICTORIA WOLF:**  
Drei Tage. — Lein.: 39.—.  
**ANNEMARIE SELINKO:**  
Auch ich war ein hässliches Mädchen. — Lein.: 54.—.  
**JEAN GIONO:**  
Bleibe, meine Freude. Roman. — Brosch.: 48.—; Kart.: 60.—.  
Taube Blüten. — Brosch.: 25.—; kart.: 35.—.  
Vom wahren Reichtum. — Halbleinen: 54.—.  
**HANS RUIN:**  
Narren und Apostel. — Lein.: 57.—.  
**HANS HABE:**  
Drei über die Grenze. — Brosch.: 36.—; kart.: 50.—.  
**JACOB WASSERMANN:**  
Olivia. — Lein.: 56.—.  
Ausland Berechnung in Originalwährung.

## Abteilung KUNST

- PAUL FRANKL:** Das System der Kunstwissenschaft. — Ca. 1100 S. Leinenbd.: Kc. 450.—. (Erscheint demnächst.)  
**MAX NUSSBERGER:** Die künstlerische Phantasie in der Formgebung der Dichtkunst, Malerei und Musik. — Brosch.: sfrs. 12.—; geb.: sfrs. 15.—.  
**MAX J. FRIEDLAENDER:** Die altniederländische Malerei. — 13 Bde. Grossformat. Je Bd: hfl. 12.—.  
**K. M. SWOBODA:** Neue Aufgaben der Kunstgeschichte. — Geb.: sfr. 12.—.  
**VINCENT VAN GOGH:** Briefe an den Maler Rappard. — Brosch.: ffr. 42.—; kart.: ffr. 54.—.  
**STEFAN POLLATSCHKEK:** Flammen und Farben. Roman um Van Gogh. — Brosch.: ffr. 37.50; geb.: ffr. 55.—.  
**JOSEPH GREGOR:** Das spanische Welttheater. Kunst, Weltanschauung, Politik. — Geb.: sfr. 15.—.  
**M. ALPATOV:** Geschichte der Altrussischen Kunst. 1 Text-, 1 Tafelbd., zus. ffr. 450.—.  
**O. WULFF:** Die Neurussische Kunst. Von Peter d. Gr. bis zur Revolution. — 1 Text-, 1 Tafelband. Gr. Format: ffr. 450.—.  
**GEORG WITKOWSKI:** Goethes Faust. — 9. Aufl. 2 Ln.-Bde: hfl. 6.50.  
**DIE SKULPTUREN RODINS.** — Grosses Kunst-Album, Format 30×40: ffr. 50.—.

## Abteilung ZEITSCHRIFTEN

- „**PHILOSOPHIA**“. Internationale Zeitschrift für Philosophie. Herausgeber: Prof. Dr. Arthur Liebert, Belgrad. — Abonnementspreis jährl.: sfr. 20.—. Frankreich: ffr. 115.—. Fasc. 1-4 sind erschienen und vorrätig.  
„**ZEITSCHRIFT FUER SOZIALFORSCHUNG**“ herausgegeben vom „Institut de Recherches Sociales“, unter der Direktion von Max Horkheimer. — Jahresabonnement: ffr. 125.—. Einzelnummer: ffr. 45.—.  
„**INTERNATIONAL REVIEW FOR SOCIAL HISTORY**“, herausgegeben vom „The international Institute for Social History“, Amsterdam. — Vol. I 1936 (420 Seiten) ist erschienen und vorrätig. Leinenbd.: hfl. 10.—. Preis des „Bulletin“ des Instituts per Vol.: hfl. 1.60.  
„**DIE SCHRIFT**“. Fachblatt für wissenschaftliche Graphologie. Gerichtl. Schriftuntersuchung, Autographenkunde etc. Geleitet von Prof. Otto Fanta und Willy Schönfeld. — Jährl.: ffr. 100.—. Die beiden ersten Jahrgänge, sowie die drei Nummern des III. Jg. sind vorrätig.  
„**MASS UND WERT**“. Zweimonatschrift für freie deutsche Kultur. Herausg. Thomas Mann und Konr. Falke. — Jahresab.: sfr. 12.—. Einzelheft: sfr. 2.50.  
„**DIE GRAPHISCHEN KUENSTE**“. Neue Folge. Herausgegeben und redigiert von Arpad Weixlgärtner. — Jährl. 4 reichbebilderte Hefte zu je 40 Seiten. Abonnementspreis des Jahrgangs: ffr. 130.—. Jahrgang I, 1936, ist vorrätig, ebenso Jg. II 1, 2, 3.

Besorgung französischer Bücher jeden Gebiets. Senden Sie Ihre Wunschliste. Das Porto ist in den genannten Preisen nicht einbegriffen.

Alle Zuschriften, Kataloganforderungen, Bestellungen an:

# Librairie Internationale des Lettres, Arts et Sciences

PARIS VI — 18, Rue du Vieux-Colombier

VERSAND NACH ALLEN LAENDERN

Société Parisienne d'Impressions, 4 et 5, rue Saulnier, Paris (IX<sup>e</sup>).

(PRINTED IN FRANCE)

1837 21 1.54



Unfreiheit, der Tyrannei, der Unmenschlichkeit, der Entwürdigung, die dort als ein dunkler Hintergrund hinter jeder Fabel standen. Aber wie weit entfernt war Russland, nicht nur tausende Meilen, nein Jahrhunderte weit weg von uns, von Deutschland.

Leider, ich kann es nicht leugnen, ich geniere mich vor dem jungen Engländer, der das Buch geschrieben hat oder vor den anderen, die es lesen. Es ist mein Land, das da so wahrhaftig und so erbarmungslos geschildert wird. Ein Roman wirkt lebendiger als Zeitungsberichte. Was sich da in der Taverne, bei Johnny, in der Wilhelmstrasse, am Kurfürstendamm begibt, es ist mir so peinlich nahe, weil ich den Schauplatz so gut kenne.

Nicht der Inhalt des Buches ist neu und nicht meine Gefühle sind es. Nur dass das Buch sie wieder erregt hat. Hier, unter den wohlwollendsten Freunden des Friedens, Deutschlands und aller Unterdrückten, geht noch immer jene Formel, die ein Nazipropagandist in einer glücklichen Minute erfunden hat: dass Hitler nicht etwa den Krieg will, sondern dass er nur den Deutschen „ihre Selbstachtung wiedergegeben“ hat. Ja, man begegnet ihr noch immer hie und da bei den freundlichen Menschheitserlösern, den Pazifisten und Sozialisten. Sie wird manchmal wie ein Vorwurf ausgesprochen gegen den Flüchtling, der offenbar sein Land ohne Selbstachtung vorzog und es deshalb verlassen hat. Aber man hört sie seltener in der letzten Zeit. Und langsam werden wohl auch die Doktrinäre der Gerechtigkeit begreifen, wie tief die Schmach ist, in die wir versunken sind, und wie brennend die Schande, die wir darüber empfinden.

RUDOLF OLDEN

## Abseits von der Reichskulturkammer

Der Roman „Der Verführer“ von Ernst Weiss ist im Humanitas-Verlag, Zürich, erschienen.

Dr. Ernst Waldschmidt-Leitz, ein Schüler Willstätters, ist zum Vorstand des Chemischen Instituts an der Deutschen Universität in Prag ernannt worden. Dr. Berthold Epstein zum Professor für Kinderheilkunde an der gleichen Universität.

Von Franz Werfels neuem Roman „Höret die Stimme“ wurden bereits die Rechte für die Uebersetzungen ins Englische, Italienische, Ungarische, Schwedische und Finnische vergeben.

Die Bibliothek des verstorbenen Herausgebers der „Sozialistischen Monatshefte“, Dr. Josef Bloch, wird im Herbst von dem Antiquariat P. A. Hemerijk, Amsterdam, versteigert werden. Diese Büchersammlung enthält zahlreiche Seltenheiten zur Geschichte des Sozialismus und der deutschen Literatur.

Christa Winsloes Roman „Passegiere“ ist im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, erschienen.

Hemrich Manns Drama „Madame Legros“ wird in der Bearbeitung von G. de la Fouchardière in Paris aufgeführt werden.

Friedrich Hertz, früher Professor an der Universität Halle, veröffentlicht im Europa-Verlag, Zürich, das Buch „Staatstradition und Nationalismus“ als ersten Band des Gesamtwerks „Nationalgeist und Politik, — Beiträge zur Erforschung der tieferen Ursachen des Weltkriegs“. Im

gleichen Verlag erscheint das Buch von Erich Kahler: „Der Deutsche Charakter in der Geschichte Europas“.

Hermann Steinhausens Buch „Die Zukunft der Freiheit“ ist im Europa-Verlag, Zürich, erschienen.

Paul Dessau, der Komponist der Filmmusik zu „Taras Bulba“, hat ein Oratorium „Hagadah“ komponiert, dessen Text von Max Brod und Jiri Langer, dem Bruder des Dramatikers Frantizek Langer, geschrieben ist.

Oedön von Horvaths Roman „Jugend ohne Gott“ ist im Verlag Allert de Lange, Amsterdam, erschienen.

Der Geiger Jascha Heifetz ist von Samuel Goldwyn veranlasst worden, im Film zu debütieren, und wird in dem Film „The Great Musical Festival“ auftreten.

Rose Pauly wird nach ihrer Amerikatournee in Italien gastieren. Sie wird in italienischer Sprache die Norma, Amneris (Aida), die Färberin (Hofmannsthal-Strauss „Die Frau ohne Schatten“), Isolde und Brunhilde singen.

Ludwig Winder erzählt in seinem im Humanitas-Verlag, Zürich, erschienenen Roman „Der Thronfolger“ die Geschichte des Erzherzogs Franz Ferdinand.

Karl Barths „Credo“ ist, von Pierre und Jean Jundt, ins Französische übersetzt, in den Editions „Je sers“, Paris, erschienen.

Dietrich von Hildebrands Ehebuch ist in französischer Uebersetzung unter dem Titel „Le mariage“ in den „Editions du cerf“, Paris, erschienen.

Wilhelm Stekels Buch „Die Geschlechtskälte der Frau“ ist in französischer Uebersetzung unter dem Titel „La femme frigide“ bei Dunod, Paris, erschienen.

## Richtigstellung

In Nr. 36 des NTB. habe ich erwähnt, dass ein emigrierter deutscher Schriftsteller die Mitarbeit an einer neuen Zeitschrift abgelehnt hat, weil auch Juden an ihr mitarbeiten. Ernst Glaeser, den ich gemeint hatte, erklärt mir nun, er hätte nicht mit dieser Begründung eine Mitarbeit an jener Zeitschrift abgelehnt. Der Herr, dessen Darstellung der Anlass meiner Erwähnung war, hat die damalige Version inzwischen berichtigt. Infolge dieser Umstände ziehe ich selbstverständlich meine Bemerkung mit ebensoviel Bedauern wie Freude zurück.

JOSEPH ROTH

## Polemik gegen Hitler

Aus Schachts „Deutschem Volkswirt“ vom 29. Oktober:

„Nur der Optimismus und nicht der Pessimismus bewältigt das Leben. Aber es ist falsch, jemandem einreden zu wollen, Rizinusöl sei Honig.“

Verlag: Nederlandsche Uitgeverij (Société Néerlandaise d'Éditions) S. à r. l. au cap. de 200.000 Frs. Gesellschafts- und Redaktion: Paris (VIII<sup>e</sup>), Elysée-Building, 56, rue du Faubourg-Saint-Honoré. Telefon: Anjou 18-00.

Druckerei: Société Parisienne d'Impressions, Paris (IX<sup>e</sup>), 4 et 5, rue Saulnier.

Postscheckkonten: Frankreich: Compte chèque postal Paris 252-67. Schweiz: Postscheck-Amt Zürich, Konto Nr. VIII 21.891. Oesterreich: Postsparkassenamt Wien, Konto Nr. 11-519. Holland: Postcheque-en Girodienst Nr. 211.700. Polen: Pocztaowa Kassa Oszczednosci Warszawa Nr. 195.051. Tschoslowien: Praha 501.473. Jugoslawien: Beograd 66.562. Amsterdamer Adresse: Amsterdam Z, Postbox 70 E. Le Gérant: Jean Bentley.



4. Dez. 37

# Grillparzer

Ein Portrait

Von Joseph Roth

## I.

Verdrossen, verschlossen, griesgrämig, verbarg er seine Scheu vor der Welt hinter einer scheltbereiten Demut, einer Bescheidenheit, die in Wirklichkeit eine hochmütige Haltung war. Er war kein „liebenswürdiger Oesterreicher“, sondern das Gegenteil: ein höchst unbequemer, sogar ein düsterer. Es war, als fühlte er, kraft seiner Verpflichtung, ein klassischer Repräsentant der Monarchie zu sein, vor allem die Notwendigkeit, die Ansichtskarten-Vorstellung, die sich die anderen deutschen Stämme (noch vor der Erfindung der Ansichtskarte) vom „Oesterreicher“ gebildet hatten, zu widerlegen. Zugleich widersprach er auch der in seinem Lande höheren Orts so beliebten Auffassung von dem bequemen, lebensfreudigen Untertan. Er revoltierte niemals, er rebellierte immer, und zwar aus konservativer Neigung, als Bekenner hierarchischer Ordnung und als Verteidiger traditioneller Werte, die ihm nicht von unten, sondern, im Gegenteil, von oben her vernachlässigt, angegriffen, verletzt erschienen. Dem Hause Habsburg und dem grossdeutschen, wie dem übernationalen Gedanken ergeben, den es symbolisierte, stand er mit einiger grollenden Kühle der Person des Kaisers gegenüber und, erbittert durch die Erfahrungen, die ihm bewiesen, dass die Verantwortlichen leider nicht Berufene waren, stellte er sich, ein armer schwacher Beamter und launisch behandelter, der Gunst, der Gleichgültigkeit und der Ungunst ausgesetzter Dramatiker, vor das Erbe hin, das grosse, missverständene Erbe des Römischen Kaisers. Er genoss zwar „Allerhöchste Anerkennung“, die er sich wünschte und die er als eine formale Bestätigung seines idealisierenden Bildes — nicht aus billigen Gründen idealisierenden, eher rekonstruierenden Bildes — lebhaft brauchte: diese Anerkennung war eine Sonne, die Kälte spendet. Und es fröstelte ihn so sehr! Misstrauen hatte er! Seine grossen hellen Augen schienen ebenso zum Lauschen wie zum Schauen geschaffen zu sein, horchende Lichter waren sie. Sie schufen ihm Gegner und weckten neues Misstrauen. Man liebt in Oesterreich nicht die Menschen mit hörenden Augen. (Nur Beethoven erlaubte man sie: er war nämlich taub.)

Selten ergriff ihn das Fernweh, die Sehnsucht, die Grenzen seines weitläufigen, bunten, Fremde und Heimat zugleich bildenden Vaterlands zu verlassen. Einmal machte er sich auf, Goethe zu besuchen. Die „Gebildeten“ kennen den kläglichen Verlauf dieser Begegnung eines Demütigen, der seine Bescheidenheit überbetonte, mit dem Grossmächtigen, der sich durch distanzierende Allüren ebenso die Welt vom Leibe hielt, wie der Besucher, dem es kaum gelang, zum Gast zu avancieren, durch Verdriesslichkeit, den Panzer der

Geringen und äusserlich Machtlosen. Es sah aus wie die Begegnung des Kahlenbergs mit dem Olymp: Tragisch, weil der Kahlenberg unterschätzt wurde. Grillparzer hoffte, für eine Weile der Mesquinerie seiner Heimat zu entgehen und die Atmosphäre weltenweiter Horizonte zwei Tage lang, zwei arme Tage lang wenigstens, atmen zu können. Und er kehrte, mehr erschüttert als gebrochen heim, eher traurig als enttäuscht, um jene Erfahrung bereichert, die sein katholischer Glaube bestätigte: dass ein Mensch kein Halbgott wird und dass auch einem Genie nicht mehr zugezählt sind als fünf Sinne, ein paar Gran Ahnungsvermögen — und manchmal ein äusserliches Glück, das nichts ist gegen die Gnade des Leides.

Er tat diese Erfahrung zu den andern. Er forderte ja selbst die Ungunst des Schicksals heraus. Vielleicht war er zu Goethe gegangen, um das Glück eines irdisch Begünstigten mit eigenen Augen zu sehen, seine Korrektur und sein Gegenteil. Es war, als ob ein Freitag hätte erfahren wollen, wie ein Sonntag aussieht, und, als ob er dann zurückgekehrt wäre, zufrieden und traurig, dass er ein Freitag sei.

## II.

Die Liebe ist ein Wagnis. Man hat einen legitimen Horror vor Wagnissen. Sie sind entfernte Verwandte von Revolten, von Umstürzen, von Störungen. Der Gegenstand der Liebe ist allerdings nicht verantwortlich für den abenteuerlichen, bedrohlichen Charakter des Gefühls, das ja eine „Leidenschaft“ genannt wird. Für all dies ist der Gegenstand der Liebe, die Frau, allerdings nicht verantwortlich, aber nur als die Eine, die besondere, die bestimmte Frau. Als Gattung, als „Weib“, repräsentiert sie das Gefährliche, nicht Voraussehbare, Revolutionsherd und Sünde. In einer Welt, in der ohnehin fast nichts mehr fest ist, kann sie noch leichter Veranlassung zum Umsturz geben, zur Plötzlichkeit. Sie kann die Stufen der hierarchischen Skala zersplittern, wie etwa ein Kind Gefallen daran finden könnte, die Stufen einer Leiter aus den beiden Rahmen zu lösen und zu zerbrechen. Grillparzer ist glücklich verliebt. Er fürchtet nur das Geschlecht. Merkwürdiger Nachkomme österreichischer Troubadours, verkehrt er das Gebot der Minnesänger und liebt, vor allem, bevor er verehrt: ein Moralist, kein Höfling — ebenso wenig, wie er Höfling war in seiner Beziehung zum Kaiserhaus. Denn er schmeichelte nicht, er schwieg: er schwieg Tadel.

So, wie er war — und so, wie er sich darstellte — hätte er geliebt sein wollen: nicht nur als ein Gramvoller, sondern auch als ein Griesgrämiger, ein „Raunzer“ (auf österreichisch), unbequem und penibel, wissend, dass diese Eigenschaften ein Frauenherz störten.



Es war Hochmut, Unsicherheit und Wollust des Verzichts. Er erfüllte, nährte, fütterte das Begehren mit der Entsagung.

Also „erkannte“ er die Frau nicht, wie es in der Bibel heisst. Und auch Männer wurden nicht seine wirklichen Freunde. Die Liebe berührte ihn zutraulich, körperlich. Er hätte sie greifen können, und er schob sie weg; einem seltsamen Wanderer in der Wüste ähnlich, der eine reale Oase als eine Fata Morgana betrachtet und in die unerreichbare Bläue des Horizonts *freiwillig* verlegt. Er „trat“ das Glück, wo es sich ihm bot, nicht „mit den Füßen“: er schob es mit den Händen weg, er lehnte ab, vermied und wich aus.

### III.

Er hatte die Gabe, in die Ferne zu ahnen, und er tauchte in die Zukunft, wie andere in die Vergangenheit. So klar sah keiner seiner beruflich mit dem politischen Klarsehen beschäftigten Zeitgenossen das Komende, wie er, der das Wort schrieb: „Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität“: kein Aperçu, sondern ein Angstschrei, angesichts des nahenden Zerfalls der Monarchie, des Endsiegs der erwachenden nationalen Barbarei. Ein Angstschrei, nachzufühlen selbst in dem Siegesruf an Radetzky: „In deinem Lager ist Oesterreich!“ Im Hinterland war dieses nämlich nicht mehr intakt, und die Armee allein repräsentierte es. Sadowa warf seine gewaltigen kleindeutschen Schatten, und Oesterreich war nur noch bei Lissa, nicht im Norden. Dort wurde nicht die österreichische Armee allein, sondern der Typus des deutschen Weltbürgers zerschlagen von seinem Stiefbruder, dem national gebundenen Deutschen, dessen Devisen waren: zentralisieren, besiegen, unterwerfen, herrschen, — die Gegensätze der lateinischen — zu Unrecht verscholtene, weil missverstandene und missbrauchte, für innerstaatliche Verhältnisse falsch angewandte Devise: *divide et impera!*, in der sinngemässen Uebersetzung heisst es: *dezentralisiere und übe Einfluss aus! Nicht: trenne und unterdrücke!*

Aber: wie wenige konnten — damals schon! — richtig Latein verstehen? Seit Joseph II., der den preussischen Zentralismus, die Aufklärung nach friderizianischem Muster nachzuahmen versuchte, der die Kirche beschränkte und — sicherlich ohne es zu wollen und zu wissen — die moralische und geistige Basis für den späteren nationalistischen Hochmut der deutschen Oesterreicher gegenüber den anderen Oesterreichern schuf (die „Diktatur“ könnte man sagen): war eine der letzten Zufluchtsstätten des universal Lateinischen von oben her zerstört, obwohl dem katholischen Kaiser selbstverständlich der protestantische und voltairianische „Elan“ (heute „Dynamismus“) fehlte. Vielleicht begann mit Grillparzer der (politische) „Weltschmerz“ des österreichischen Dichters. Jedenfalls hat ihm Grillparzer den klassischen gültigen Ausdruck verliehen: dem Weltschmerz, der weiss, dass dem Europa des universalistischen, lateinischen, einigenden, die nationalen Verschiedenheiten aufhebenden Mittelalters — das in Oesterreich immer noch bestand und Kraft hatte — unweigerlich das Europa der Reformation, der

Französischen Revolution, das Europa Napoleons und das Bismarcks folgen musste. „Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität“ heisst: von Erasmus, durch Luther, Friedrich, Napoleon, Bismarck zu den heutigen europäischen Diktaturen.

Es gab um jene Zeit wenige Vertreter dieses (katholischen, politischen) Weltschmerzes: Der Liberalismus begann, die Tugenden des Oesterreichischen in Attrappen zu verwandeln: die Leichtigkeit in Leichtfertigkeit, aus dem „Heurigen“, der in Wirklichkeit herb ist, machten Gedichte, Lieder eine süsse Limonade. Ein feinhöriges konservatives Ohr vernahm schon den Weltsieg des Walzers und seiner Kinder, der Léharischen Operetten. Aus der „Grazie“, die ihren Namen mit dem gleichen Recht aus der hellenischen Antike wie von der katholischen Gratia bezog, wurde der Exportartikel: „österreichischer Frohsinn“, aus der Etikette, der strengen Tochter Spaniens, die seichte „Liebenswürdigkeit“. Kein Wunder, diese Melancholie Grillparzers! Es war so viel Jubel rings um ihn, dass er sich nur in der Trauer behaupten konnte. Grundloses Lachen verwundete ihn, auch im privaten Verkehr. Ein äusserst geringer Verstoss gegen die Form, ein unangebrachtes Wort, ja, selbst eine ungeschickte Geste verbitterten ihn. Er reagierte, aus einer Ueberempfindlichkeit — die rachsüchtigste aller menschlichen Schwächen — mit manchmal verletzendem Hochmut (der niemals aber die Grenze überschritt, hinter der das Vulgäre beginnt). Und derlei Eskapaden machten ihn noch trauriger. Er hatte eine Art Katzenjammer nach einem Ingrim, wie andere nach einem Leichtsinn.

### IV.

Spanien grenzt historisch an Oesterreich. Die Gegenreformation ist eine entfernte, raisonnable gewordene und veredelte, späte Verwandte der Inquisition. Die Habsburger sind Spanier, die österreichischen Charakter angenommen und das spanische Zeremoniell behalten haben. Dieses Zeremoniell, rigoros und dennoch assimilierend, hält in Oesterreich der wachsenden Leichtfertigkeit stand. In der Fahne liegt das Schwarze über dem Gelben. Das Schwarze behütet das Gelbe. Der Doppeladler, golden, über beiden Hälften, behütet die Einheit. Spanien grenzt nicht nur historisch an Oesterreich, sondern auch literarisch in Grillparzer.

Es gibt keinen Klassiker deutscher Sprache, der vom Spanischen herkäme, ausser Grillparzer. Er stammt aus Spanien — wie die Habsburger. Er stammt von Calderon. Es ist nicht nur das Versmass der „Ahnfrau“. Es ist nicht der Versfuss, sondern eher die „Kadenz“. Es ist der Versuch, das Stark-Hurtige der Kastagnette der dem Jambus ergebene deutschen Sprache anzupassen. Ein vergeblicher Versuch übrigens. Die „Ahnfrau“ bleibt eine klassische Rarität, eine Verpflichtung des Wiener Burgtheaters und der Schulbücher, herausgegeben mit Bewilligung des k. u. k. Kultus- und Unterrichtsministeriums.

Den Vers, den Rhythmus gab Grillparzer später auf, *nicht die Melodie*. Sie floss, die Spanierin, ganz natürlich in die heimische Wiener Sprache: die Grandezza



des spanischen Zeremoniells vereinigte sich ebenso geschwisterlich mit der österreichischen Leichtigkeit. (Wen die Anfangstrommeln des „Radetzky-Marsch“ nicht an Kastagnetten erinnern, hat kein musikalisches Ohr.)

Die Melancholie der erzählenden Prosa ist nicht goldbeglänzte „Wehmut“, — der eingeborene Ausdruck österreichischer Traurigkeit, — sondern von strengem Antlitz: Man stelle sich eine liebliche Landschaft schwarz umrandet vor. Die aphoristische Prosa ist nicht satirisch, auch nicht kämpferisch — wie die Prosa Grillparzers — sondern zornig. Es ist die Aphoristik eines Richters, eines öffentlichen Anklägers; sagen wir's: eines Inquisitors, der Opposition gegen sein eigenes Amt treibt; manchmal mit den Mitteln eines legitimierten Propheten. Niemals wird die Bitterkeit ein Hohn. Niemals wird der Hohn ein Spott. Niemals wird der Spott ein „Witz“. Strenge Zucht gegenüber den literarischen Kategorien. Auch hier, hier erst recht, gelten die Gesetze der Hierarchie. Es ist übrigens ein spanischer Groll, wenn Grillparzer „schimpft“. In Oesterreich gibt es keinen Zorn, er schmilzt zu einem „Raunzen“: auch der Groll findet noch ein „Hintertürl“.

Der Groll Grillparzers war der Ausdruck einer durch das lateinische Oesterreich gemilderten und durch Spanisches wiederum korrigierten, gleichsam in hartem Profil dargebotenen Unerbittlichkeit. Seine Empörung war eine begrenzte, egozentrische, durchaus nicht exzitierende, also ansteckende, im Gegenteil: eine der innerhalb der *individuellen Grenzen* beschränkte Rebellion der Noblesse. Er bot das klassische Muster eines Rebellen also, der zugleich ein wahrer Reaktionsär ist: eine Erscheinung, die nur die in jüngster Zeit fast obligatorisch gewordene Mode, alles Rebellische, alles sich Empörende, alles Sondergestellte und mit Bewusstheit abseitig Stehende als „revolutionär“ zu deklarieren, niemals verstehen kann. Wenn Grillparzer im Gegensatz zum Kaiser steht, so ist er kaiserlicher als der Kaiser. Er rebelliert gegen die Auflockerung des „Zeremoniells“ von oben. Er wacht über die berufenen, geborenen Beschirmer der Hierarchie. Er ist: man gestatte den Ausdruck: ein reaktionärer Individualanarchist, also ein „Reaktionär“ par excellence. Einer frech, diktatorisch die Vergangenheit okkupierenden Nachwelt blieb es vorbehalten, Grillparzer als ein Opfer des reaktionären Oesterreichs auszugeben, als wäre er eines der ohnmächtigen gewöhnlichen, sozusagen landesüblichen Opfer der Reaktion schlechthin. Indessen war er ein Rebell aus reaktionärer Gesinnung, freiwillig. Sein Groll gegen das Herrschende kam — um mit heutigen Begriffen zu reden — von „rechts“, nicht von „links“. Spanischer war er, wie die Habsburger, römisch wie der Papst: der einzige konservative Revolutionär, den die Geschichte Oesterreichs kennt.

## V.

Aeussere Erfolge genoss er mit Bitterkeit, beinahe wie Misserfolge. Es gab ja übrigens in Oesterreich präsumtive Misserfolge, Vor-Misserfolge, eine Parallel-

Erscheinung der Vor-Zensur. Ein Missbehagen bei Hof, nicht einmal ein ursprüngliches, sondern durch Gebärdenspäher und Geschichtenträger gezüchtetes, durch Intrige, Verleumdung, Mesquinerie genährtes, konnte ja selbst einen „Durchfall“ verhindern, nahm ihn vorweg und entzog dem Dichter die Möglichkeit, die Stimme des Publikums zu hören. Vom Spielplan abgesetzt werden, von den Zuschauern verhöhnt, abgelehnt, „ausgepiffen“ werden, bedeutet einen ehrlichen, gewissermassen wohlverdienten Misserfolg. Aber „Anstoss erregen“, bevor man noch das dem Dichter gemässe Schicksal herausfordern darf, gleichsam einem Schicksal unterworfen sein, das selbst herausfordert, und das zu mächtig ist, als dass man wagen könnte, sich mit ihm zu messen, ist ein unheimliches Los, ein österreichischer Fluch. Es ist, wie wenn einer eingesperrt würde, ohne vorher verhaftet worden zu sein. Auch ein Erfolg, nicht einmal eine Ehrung konnte, unter diesen Umständen, Befriedigung, Genugtuung, geschweige denn wirkliche Freude verschaffen. Mit Bitterkeit also genoss man Erfolge ebenso, wie Misserfolge. Vielleicht bereitete der Erfolg sogar Schmerz, der Misserfolg lediglich eine längst, von vornherein erwartete, beinah' schon ersehnte Trübsal. Im Kummer war man heimisch, man begann allmählich, ihn zu lieben, wie einen treuen Feind. Es gibt einen Zustand, in dem man sich vor freudigen Ueberraschungen fürchtet, vor Weihnachten, die zur Unzeit hereinbrechen, vor Geschenken, die Ueberfälle sind und in deren Anblick man noch lächeln muss. Auch ein Erfolg kann eine Qual sein.

Man hat die Hoffnung entlarvt, deshalb den Zweifel liebgewonnen, aber den Glauben nicht verloren. Den Glauben kann man ja gar nicht verlieren: es ist der Glaube an Gott. Die Skepsis beleidigt diesen Glauben nicht; im Gegenteil: sie begleitet ihn, manchmal unterstützt sie ihn sogar. Die Unzuverlässigkeit der Welt ist eine Folge ihrer Unzulänglichkeit. Ihrem Druck, ihrer Laune, ihrer Despotie widersetzt man sich nicht durch offene Revolte, deren Folge nichts anderes sein kann, als geradezu katastrophale Unzulänglichkeit, das heisst: Unordnung, die grösste aller Gefahren, die der Mensch läuft; sondern durch einen Rückzug in die Tiefe, in die Geborgenheit der Höhle seiner selbst. Eine nicht abzuweisende Assoziation an das Bild der düsteren spanischen Majestät, die sich selbst lebendig begräbt. Man lebt nicht abseits der Welt, sondern in ihrer Tiefe. Von unten aus sieht man auch gesicherter, gerechter, mit einer abwägenden Erbitterung und einer zuchtvollen Bitterkeit die Leichtfertigkeit, die Armseligkeit des Oben und deutlicher das Hoch des Himmels; am Tage die Sterne, die ihn bevölkern (auch am Tage!). Ringsum die Toten sind näher, als die Lebendigen einem oben sein können. Man hört ihren ewigen Atem, den lautlosen Schlaf der Zeitüberwinder. Diese Zeit haben sie überwunden, die einem so missgünstig ist und die ein so verdächtiges Kolorit hat. Es besteht aus Finsternis und falscher „Morgenröte“, begrüsst von ahnungslosen, optimistischen, edlen, revolutionären Biedermeierhüten, gefürchtet von Griesgrämigen unse-



rer Sorte, die nicht farbenblind ist und genau weiss, wieviel Menschenblut dieses Morgenrot so kräftig macht. Getränkt ist es vom Blut der Grossen Revolution, von den Kriegen Napoleons, in denen zum erstenmal der Ruf erscholl: „Nationen, erwachet!“ Das Echo, mit dem unsere griesgrämige Spezies darauf antwortet, lautet: „Von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität.“

Ach! Welch ein Zeitkolorit! Die hierarchischen Institutionen sind noch unversehrt, aber ihre verantwortlichen Verwalter sind säumige, unbedenkliche und sogar gewissenlose Statthalter. Der Willkür und der Unordnung, die sie zu bekämpfen bestellt sind, geben sie selbst das Beispiel. Sie sind bestellt und nicht berufen. Sie haben die rätselhafte Fähigkeit, — eigentlich den Fluch, — unterdrücken und gleichzeitig zurückweichen zu können. Von der herben, im Dienst einer unerbittlichen Idee geschaffenen Grausamkeit der Ahnen und der Erblasser unterscheidet sich die leichtfertige, illegitime Sucht, zu drücken, der Tyrannei von Herrschertum; wie finster von Schwarz. Die Anarchie trägt die Maske der Legalität. Sie zu bekämpfen bereit ist die Anarchie, die andere, die der ersten folgen möchte. Einsam und furchtsam ist man auf der Oberfläche, geschützt in der Tiefe. Karl der Düstere ging lebendig ins Grab; auch er fühlte den Untergang, und auch er hatte keine Bundesgenossen.

## VI.

Der Untergang des grossen, aber fühlbar restringierten und ständig im Zurückweichen begriffenen Reiches hat immer noch einen noblen Aspekt, trotz inneren Brüchen, Verfehlungen, Kleinlichkeiten, Fäulnissen. Man stirbt edel. Die siegreichen Truppen haben etwas vom klassischen Elan der Lipizzaner Schimmel, der ritterlichsten Tiere Europas, denen die symbolische Adligkeit der Wappentiere gegeben ist. Die österreichischen Truppen ziehen ja auch in schneeweissen Waffenröcken in die Schlacht. Ihre Siege sind klassische Erfolge einer überlebten Tradition. Ihre Niederlagen haben symbolische Bedeutung. Es ist der letzte Abglanz des alten Rittertums, der gegen die plebejische Technik unterliegt: der ungedeckte Angriff der ungedeckten geschlossenen Reihen gegen aufgelöste getarnte kleinere Einheiten; das weithin sichtbare Schneeweiss, eine edle Zielscheibe, gegen das im Nebel unsichtbare Blau (das seither „Preussisch Blau“ heisst); das alte Gewehr gegen den modernen Hinterlader; die Kavallerie-Attacke gegen unsichtbar gemachte Kanonen. So ist der Untergang des Feudalen: es stirbt in der alten Rüstung, im Kampf gegen den Parvenü, der sich bald die falsche Krone aufsetzen wird, ein juristisch konstruierter Kaiser. Von einem höheren Aspekt aus betrachtet, wird der Junker ein ahnungsloser Nutzniesser der Grossen Revolution und des einzigen genialen Emporkömmlings in der Geschichte: Napoleons.

\*\*

Solcher Art ist die Katastrophe, die Grillparzer umweht. Seine Zeitgenossen — auch die bedeutendsten —

halten ihr nicht stand. Sie sind zu klein für eine so grosse Niederlage, für die Entschiedenheit dieser Niederlage, die den Untergang Karls, des Fünften, bestätigt, und den Karls, von 1918, vorkündigt. Sie fluchten sich in die Schatzkammer des Heimischen, des Oesterreichischen, das immer noch weit und bunt genug ist und Atem genug hat, aber nur noch mehr „Folklore“ als „Welt“ ist. Die influenzierenden Ströme, die sie von nun an erzeugen, werden eine andere Richtung nehmen: nach Agram, Sarajevo, Belgrad, Teheran, Konstantinopel; nicht mehr nach Gent, Brügge, Antwerpen, Amsterdam, Köln, Frankfurt am Main, Mailand, Rom, Hannover und — nach dem brüderlichen Erbfeind Berlin. Die Grossen und Bedeutenden in Oesterreich gewinnen den peripherischen Charakter der Spezialitäten, — der Dialekt färbt sie alle, sogar die kosmopolitischen Wiener, nicht nur die provinziellen „Heimatsdichter“ und „Landesgrössen“. Grillparzer allein hat sich den Ausblick in die Welt erhalten, weil er der Einzige ist, der den Schmerz um die verlorene grosse herbe Welt leidet. Der Zeit immer ferner wird Calderon, die spanische Herkunft Habsburgs, das heisst: seine moralische und geistige Herkunft ist noch weniger gegenwärtig als seine materielle Heimat, die Schweiz. Vor zwanzig Jahren noch war lebendig die Vergangenheit da. Jetzt ist es nebelhafte Urzeit. Grillparzer allein bleibt noch, ein Mal, lebendig im Grab, lebendig ein Denkmal, und schon verwitternd. Sein Antlitz erinnert an verwitternden Stein, an gelblichen, als gäbe es eine bestimmte seltsame Materie: steinernes Pergament. Sein Körper auch, mager, knorrig gebeugt, erinnert an Holz, Wurzel, Stein. Das wirkliche steinerne Monument, das ihn darstellen will, ist weniger Stein, verglichen mit seiner realen Physis. Das Herz leuchtet nur in den grossen Augen, treuen grauen Spiegeln einer versunkenen Welt, grossen hellen Lichtern, die in die Zukunft lauschten, den Schrecken des endlichen Untergangs schon vernahmen. Als er sie für immer schloss, nicht vorzeitig, nicht rechtzeitig, sondern eher zu spät, denn der Tod ist manchmal so grausam, wie das Leben, — Charon mit Verspätung, — wusste man nur, dass ein „Klassiker“, ein „Repräsentant“, ein „Burgtheater-Dichter“, österreichische Spezies des französischen „Académicien“, ein höherer, pensionsberechtigter Beamter dahingegangen war; und man weiss heute noch weniger als damals, wie weitgespannt der Bogen seines Lebens war, nämlich vom Alcazar bis zu Königgrätz; nicht mehr und nicht weniger als von der Grandezza und dem Zeremoniell bis zur Vulgarität und zu Preussen; von Habsburg bis zu Hohenzollern: von der Humanität durch Nationalität zur Bestialität.

Oesterreich hat nur Friedhöfe und eine Kapuzinergruft und kein Pantheon. Es ist recht so. Unterm Rasen liegen sie alle: Beethoven, Bruckner, Stifter, Raimund, Nestroy, Grillparzer. Oesterreichisches repräsentieren heisst: zu Lebzeiten missverstanden und misshandelt, nach dem Tod verkannt und durch Gedenkfeiern gelegentlich zur Vergessenheit emporgehoben werden.



18  
tischeren Meinung wird vermutlich nicht weniger Zeit gewidmet werden, als die Belehrung der Linken gekostet hat.

Ueber die Festsetzung der Diktatoren in Spanien meinte jene unterrichtete Stelle, die ich oben zitierte, dass unter keinen Umständen eine Befestigung auf den balearischen Inseln geduldet werden könnte. Das würde die britische Langmut erschöpfen, — sei aber bisher nicht Wirklichkeit geworden. Was aber Deutschlands Absichten in Süd-Ost-Europa angeht, so verfolgt man sie vorläufig ohne Erregung. Man sieht nicht ohne beruhigende Wirkung die grossen ökonomischen Schwierigkeiten, die für Deutschland aus der Rüstung folgen. Und dann zieht man in Betracht, dass dort der Erdenwinkel ist, in dem sich deutsche und italienische Interessen feindlich begegnen. Es hat eine Stresa-Front gegeben, als Hitlers Sehnsucht nach seiner österreichischen Heimat akute Formen annahm. Diese Front hatte nicht diplomatische Geschicklichkeit zur Ursache, sondern harte Realitäten, die seither, trotz Abessinien, nicht verschwunden sind. Sollten sie sich nicht wieder geltend ma-

22/I 1938  
chen und jene Front neu entstehen lassen, wenn der deutsche Drang nach europäischer Expansion wieder aktive Formen annehmen würde? Das aber wäre die Lösung fast aller Schwierigkeiten, in diesem Erdteil wenigstens.

Wieviel Geduld das englische Volk in einer gespannten Situation zu zeigen vermag, das ist es, was immer wieder geeignet ist, das Staunen des fremden Beobachters hervorzurufen. Die Ereignisse in China sind das deutlichste Beispiel. Wie genau die deutsche Propaganda im Osten wahrgenommen wird, darüber werde ich das nächste Mal berichten. Dass hier die Insel der Glücklichen ist, das ist die tiefste Ueberzeugung ihrer Bewohner. Und haben sie, vergleicht man, nicht Recht? Also sieht man mit Ruhe an, wie fieberhaft deutsche Agenten im europäischen Osten und anderswo arbeiten. Und man baut Schiffe und Flugzeuge. Die oppositionelle Kritik greift jetzt die Regierung an, weil sie nicht schnell, nicht wirksam genug baut. Das ist die Fortsetzung der Wandlung, die ich vor vier Monaten hier angezeigt habe.

## „Dreimal Oesterreich“

Bemerkungen zum Buch des österreichischen Bundeskanzlers von Schuschnigg

Von Joseph Roth

I  
Durch ein Missverständnis ist das alte Oesterreich zertrümmert worden. Seine politische Unabhängigkeit hat das heutige Oesterreich ebenfalls zuerst einem Missverständnis zu verdanken. Denn die Mächte, die den Frieden von St. Germain diktierten, verboten den Anschluss Oesterreichs an Deutschland nicht etwa dank der Einsicht, dass die staatliche Unabhängigkeit Oesterreichs dem europäischen Mittel- und Abendland notwendig sei; nicht etwa der Erkenntnis, dass die deutschsprachigen Oesterreicher eine *eigene österreichische Staatsnation* darstellten: sondern der Furcht, — die im Politischen wie im Privaten alles simplifiziert, — dass Deutschland, das eben besiegte, durch das deutschsprachige Oesterreich gewissermassen als ein Sieger aus der Niederlage hervorgehen würde.

Die Mächte hielten das restringierte Oesterreich ebenso für einen Bestandteil Deutschlands, wie der grösste Teil der Deutschen und wie jene deutschen (in der politischen Terminologie Oesterreichs: „grossdeutschen“) Oesterreicher, die Oesterreich-Ungarn sozusagen als Sendboten des deutschen Reiches, einen Missionar des Pangermanismus für den slavischen Osten und den slavisch-orientalischen Südosten betrachteten. Will man von einem „österreichi-

schen Wunder“ sprechen, so besteht es darin, dass Oesterreich aus einem grossen Missverständnisse politisch selbständig geblieben ist. Ohne die Furcht der Mächte vor einem vergrösserten Deutschland wäre der erste Paragraph der ersten Verfassung der „Republik Deutsch-Oesterreich“ (einer Verfassung, deren Initiator, wenn nicht Autor, der Sozialdemokrat Viktor Adler war) endgültig geblieben. Der Paragraph lautet: „Die Republik Deutsch-Oesterreich ist ein integraler Bestandteil des deutschen Reiches.“ Viktor Adler hatte Oesterreich missverstanden, da er es für einen Bestandteil Deutschlands hielt; die Mächte hatten es aus dem *gleichen* Grunde missverstanden. Aus einem Missverständnis *gebot* Viktor Adler den Anschluss. Aus einem Missverständnis *verboten* die Mächte den Anschluss. Die Gründer der deutsch-österreichischen Republik *und* die Mächte waren Dogmatiker, und sie simplifizierten, wie es Dogmatikern eigen ist. Denn die österreichische Wirklichkeit ist kompliziert. Politische und Kultur-Dogmatiker sind ihr nicht gewachsen. Die deutschsprechenden Oesterreicher sind zwar ein deutscher Stamm: Bajuwaren und Alemannen. Sie sind aber zuerst Oesterreicher: ein Staatsvolk. Die Simplifizierenden, die ein Sigma mit einem Stigma verwechseln, werden den „Dialekt“ zum Zeugen an-



rufen: die Mehrheit der Oesterreicher spricht bajuvarisch. Aber die Dialekte des Oesterreichers sind akustisch-äusserliche Merkmale, nicht wesentliche. Der Tonfall allein macht noch nicht die Musik. Zu untersuchen wäre viel eher (im Gegensatz zu der platten Methode, zum Beispiel jener Literarhistoriker, die eine Literaturgeschichte „nach Stämmen“ schreiben, so als ob der in Franken geborene Dichter nicht der Urenkel eines Schlesiens, der Enkel eines Hanseaten, der Sohn eines Berliners sein könnte) die spirituelle Tendenz des österreichischen Dialekts. Denn die geistige Herkunft der österreichischen Sprache ist eine andere, als ihre klangliche. Nicht umsonst haben sich deutschsprechende Menschen jahrhundertlang mit Orientalen, Slaven, Italienern vermischt. Sie konnten nicht mehr anders, als ihre nationale Eigenschaft einer übernationalen, universalen Schickung unterordnen. Es ist kein Zufall, dass die deutsche Gegenreformation in Oesterreich ihr Fundament hatte; dass die entscheidende Niederlage der Türken vor den Mauern Wiens erfolgt ist; dass Eugen ein französischer Prinz war; Metternich aus dem katholischen Rheinland stammte; dass Wittenberg nicht in Oesterreich liegt und das jüngst aktuell gewordene Braunau an der Grenze; dass der Kaiser von Oesterreich König von Jerusalem war. Alle Geschehnisse der gesamtösterreichischen Geschichte haben der deutschen Muttersprache des Oesterreichers ihr Kolórit gegeben; dem Denken des Oesterreichers eine eigene Richtung. Seiner Sehnsucht haben sie Horizonte geöffnet und heimlich gemacht, die den anderen deutschen Stämmen bis auf den heutigen Tag fremd geblieben sind und manchmal sogar unheimlich. Dank der jahrhundertlangen Kohabitation mit den Slaven des Ostens ist der Deutsch-Oesterreicher auf dem Wawel heimisch und in Czenstochau nicht fremd; dank seiner Mittlertätigkeit im Orient kommen ihm Tirana, Belgrad, Sarajevo, Konstantinopel wie übersiedelte Brüder vor; dank der Herrschaft in Venedig, in der Lombardei, in Triest ist Italien in hundert Ausdrücken und Wendungen der österreichischen Sprache lebendig; dank der Intimität mit den Ungarn sind sogar die Ugro-Finnen den Oesterreichern nicht „Exoten“. Und dank dem universalen Katholizismus, dem frohsinnigen österreichischen sinnlich greifbaren Glauben erscheint der Mensch schlechthin niemals zuerst als ein Glied einer Nation, sondern, weit eher, als der Bekenner eines Glaubens.

## II

Solcher Art ist der Oesterreicher deutscher Sprache. Man täusche sich nicht darüber, dass ihm während des Krieges der katholische Slovake ebenso heimisch war, wie der protestantische Brandenburger; der Ungar vertraut wie der Sachse; der Pole verständlich wie der Thüringer; der Tscheche nahe wie der Pommer. Das österreichische Wort ist nicht etwa zweideutig; es ist vieldeutig, und wer kein „geborener Oesterreicher“ ist, missversteht es; missversteht es todsicher. Als das „Dritte Reich“ noch nicht vorhanden und die Anschlussbereitschaft Oesterreichs in

Deutschland kaum bezweifelt werden konnte, ging in Oesterreich das Wort um: „Immer vom Anschluss reden, nie an ihn denken.“ — Es war ein Wort, für den inneren Gebrauch bestimmt; ein geheimer Feldruf; Losung für Eingeweihte. Konservativ, traditionsgebunden, im Grunde ein feudalistischer Mensch (ähnlich, wie der Franzose katholisch gefärbt ist, auch wenn er sich Protestant, Jude, Freidenker oder Atheist nennt) erscheint der deutsche Oesterreicher als der vollkommene Widerpart des preussischen und des preussisch assimilierten Deutschen, der auch dort, wo er konservativ ist, nur dem Fortschritt die Brücke zur Tradition schlägt; der eher militaristisch, als feudalistisch ist; der seine deutsche Nationalität betont, weil er dadurch seine heftige Assimilationspolitik gegenüber den ihm widerstrebenden Teilen der deutschen Nation legitimiert; der die katholische Erziehung des menschlichen Gewissens, die Disziplin der persönlichen Verantwortung des Individuums, gewissermassen die private Korrespondenz des Einzelnen mit Gott nicht erfahren hat. Das Vieldeutige und das Vielseitige steht dem Eindeutigen und Gradlinigen gegenüber; das Anpassungsfähige dem Assimilieren-Müssenden; das unbetont Konziliante der betonten Rigorosität; die feudalistisch gefärbte Urbanität der Unerbittlichkeit eines traditionsarmen, verspätet arriierten Kleinadels (dessen Noblesse in einer musterhaften Beherrschung von allerhand Tugenden besteht; einer Noblesse ohne Manieren). Deutschland, wie es sich seit der Einigung des Reiches darstellt, das von Preussen überredete, unterworfen und schliesslich assimilierte Deutschland hat seine politische Sterilität bewiesen durch eine der kümmerlichsten Republiken, die es in Europa gegeben hat. Der deutsche Oesterreicher hat durch die Zertrümmerung der Monarchie seinen Hochmut bereits bitter gebüsst. Er mag zwar vielleicht den Sünder, der nicht an die Beichte denkt und nicht an das Jüngste Gericht, um das Leichtgewicht „beneiden“, das die Skrupellosigkeit gewährt; er mag sogar zuweilen verführt werden von dem Schrecken, den der Aspekt der Macht erzeugt; aber er ist eben nur ein Neider und ein zeitweilig Verführter, also das Gegenteil von einem Artgleichen oder auch nur Artverwandten. Man wird nicht von einem Glanz bestochen, den man selber erzeugen kann.

Der deutsche Oesterreicher ist ein universaler, kein autarkischer Mensch. Der Wahlspruch der Monarchie war: „viribus unitis“ — und nicht: „Aus eigener Kraft“. Es ist nicht nur ein Wahlspruch, dieses viribus unitis — es ist ein Schicksalsspruch. Dieser Ablativ (wie symbolisch ist hier das Lateinische, das Latein aller österreichischen Wahlsprüche: indivisibiliter ae inseparabiliter; Austria erit in orbe ultima!) — dieser Ablativ, der ein „durch“ ebenso wie ein „mit“ ausdrückt, ist das österreichische, absolut anti-autarkische Programm, geistig, moralisch, politisch. Oesterreich wäre, „angeschlossen“ an das Reich, diesem niemals „eingefügt“. Als ein staatspolitischer Bestandteil des Deutschen Reiches wäre es ein Fremdkörper, ein rebellierender, ständig gereizter, aufreizender und ge-



20

hässiger Fremdkörper. Auch als ein selbständiger Staat, aber „totalitär“ geleitet, wäre er ein Herd der Unruhen in Europa, neuer Unruhen; eine Zwergdiktatur, die unerträglicher und unästhetischer ist, als eine Riesendiktatur. Eine Katastrophe bedeutete es vollends, und zwar eine *deutsche* Katastrophe. Denn Oesterreich zu treuen Händen abgeliefert sind die positiven Güter des Deutschtums, und Oesterreich hat die Aufgabe, sie allein zu bewahren, solange das Debakel dauert, ähnlich wie es in Wien die deutsche Kaiserkrone aufbewahrt (deren jüngst nachgemachte Karikatur auf dem Nürnberger Parteitage gezeigt wird). Dies ist die universale und deutsche Aufgabe der Oesterreicher. Sie haben den Austritt Oesterreichs aus dem Staatenbund überlebt, das Reich Bismarcks, die Weimarer Republik. Immerhin eine Leistung! Sie sind heute 6 Millionen gegenüber 60 Millionen. Dieses „gegenüber“ kennzeichnet Oesterreichs Haltung. Es kann sich daraus ein „für“ formen; niemals ein „zusammen“. Die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft während des Weltkrieges, so oft heraufbeschworen von den Grammophonplatten, die man an Gedenktagen anzukurbeln pflegt, beweist erstens noch keine nationalstaatliche Gemeinschaft, und zweitens waren die deutschen Oesterreicher nicht allein Waffenbrüder des Deutschen Reiches, sondern innerhalb der österreichisch-ungarischen Armee ein geringer Bruchteil zwischen Ungarn, Polen, Tschechen, Rumänen, Ruthenen, Slowaken, Slovenen, Kroaten, Serben. Freilich war einem deutsch-sprechenden österreichischen Soldaten der bosnische Maronibrater aus Sarajevo nahe, wie der deutsche Sprachgenosse aus Magdeburg. Eine Kompanie ist eben eine Realität. Ueber eine „Kulturgemeinschaft“ lässt sich streiten.

### III

Dies musste unserer Meinung nach vorausgeschickt werden, damit die folgenden Sätze des Bundeskanzlers *Schuschnigg* unmissverständlich seien: „Oesterreich“ — so schreibt er in seinem Werk „*Dreimal Oesterreich*“ — „kann niemals bei aller Anerkennung jener langen gemeinsamen Wegstrecke, die Volkstum, Sprache und weite Gebiete der gemeinsamen Kultur bezeichnen, sich von jener grossen, entscheidenden kulturpolitischen Linie entfernen, die nicht mehr mit Politik, sondern nur noch mit Weltanschauung zusammenhängt“. Es sind die entscheidendsten, die entschiedensten auch, *die programmatischen* Sätze aus dem bedeutenden Werk des Bundeskanzlers.

Dieses Buch „*Dreimal Oesterreich*“ ist keine literarische und auch keine politische Publikation. Sie erhebt also a priori keinen Anspruch auf eine „kritische“ Würdigung. Sie ist eine Enunziation und ein Glaubensbekenntnis, und sie erfordert infolgedessen jene Beachtung, die man eher gewissen „Staatsakten“ beimisst. Sie erfordert auch eine nähere Erforschung, weil der Autor, ein aktiver Staatsmann, dessen politische Begabung eben darin besteht, mit Geduld das Labile ins Gleichgewicht zu bringen, das ursprünglich

Stabile nicht labil werden zu lassen und dennoch das oberflächliche „Lavierieren“ zu vermeiden, auch als Schriftsteller, auch als Enunziator und politischer Glaubensbekenner nicht nur gelesen, sondern implizite auch gedeutet werden muss. Wenn er, zum Beispiel, sagt, Oesterreich könne sich nie von jener kulturpolitischen Linie entfernen, die nur noch mit „Weltanschauung“ zusammenhängt, so ist das mehr als der Ausdruck einer Ueberzeugung: nämlich ein Wunsch und mehr noch: das *Versprechen*, dass Oesterreich niemals vom Ideal der Humanität, des Katholizismus und des *universalen* Deutschtums abgehen werde.

„Es ist ein Eigenes um die Treue“ — schreibt Schuschnigg weiter — „wer darum weiss und um die Kräfte, die ihr innewohnen, der beugt sich nicht, um keinen Preis; der geht aufrecht weiter... Jedenfalls... ist es ausgeschlossen, einer *Einschüchterung*, und mag sie noch so *derb* sein, zu weichen.“

Es ist ohne Zweifel eine Festigkeit in diesen Sätzen, die jeder Leser anerkennen wird, auch wenn er nicht zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Allein, man muss nicht nur zwischen den Zeilen, sondern gewissermassen auch zwischen den gedruckten *Worten* eines verantwortlichen Staatsmannes lesen können. Man muss das *Vokabular interpretieren*. Man muss die wichtige Feststellung machen, dass, zum Beispiel, von „Volkstum“ (nicht: Rasse) und von „weiten Gebieten der gemeinsamen Kultur“ (durchaus nicht allen) gesprochen wird und dass, wenn eine kulturpolitische Linie eingehalten werden muss, die nicht mehr mit Politik, sondern mit Weltanschauung zusammenhängt, sehr wohl jene grosse universalistische und ewige Politik gemeint ist, die gewissermassen der praktische Ausdruck einer Weltanschauung ist: es ist die *säkulare* Politik schlechthin, bei der sich auch die *Tagespolitik* Oesterreichs Rat holt. Und wenn von einer noch so derben Einschüchterung gesprochen wird, so muss man fühlen, dass in dem Adjektiv „*derb*“ das wahrhaft apokalyptische Adjektiv: terroristisch enthalten ist, und dass es die fürchterliche und nicht nur derbe Assoziation an den Tag hervorruft, an dem Dollfuss, der Erblasser Schuschniggs, unter den Augen seiner nationalsozialistischen Mörder stundenlang verblutete.

Den Einsichtigen — und auch den weniger Einsichtigen — ist es längst klar geworden, dass die alte österreichisch-ungarische Monarchie eine universale Aufgabe zu erfüllen bestimmt war, unter deren Last sie zusammengebrochen ist und nicht ohne eigene Schuld. Den Hellsichtigen ist es ebenso klar, dass die Fehler des zweiten Oesterreichs, der sogenannten „deutsch-österreichischen Republik“, der unheimlichen, verhängnisvollen, makabren Tragik ihres Untergangs entsprachen, wahrscheinlich diesen sogar hervorgerufen hatten. Wenig neue historische Erkenntnisse brächte uns also das Buch Schuschniggs, stützte sich nicht seine These von der „kulturpolitischen Linie“, die nur mit der „Weltanschauung“ zu tun hat, auf die Grundsätze, die wir im ersten Teil unseres Artikels ausgeführt haben: dass nämlich das erste, halb leicht-



fertig verlorene und sogar auch das zweite, zur Preisgabe zwar nicht bereit gewesene, aber fast reif gewordene Oesterreich immer substantiell österreichisch waren und das dritte vorbereitet haben und also auch daraus nicht wegzudenken sind. Denn Oesterreich ist traditionell, selbst dann noch, wenn es gegen die Tradition rebelliert (im Gegensatz zu Preussen, das niemals rebelliert und sich infolgedessen allein traditions-

treu nennt). Die Tendenz des Schuschnigg'schen Buches ist selbstverständlich das alte: „Austria erit in orbe ultima.“

Wo gibt es einen wahrhaften europäischen Menschen, der sich nicht darüber freute, dass der verantwortliche Staatsmann Oesterreichs diese Tendenz geäußert hat, in Anbetracht jener „derben Einschüchterung“, von der heute nicht nur Oesterreich bedroht ist?

## Deutsche Armee-Probleme

Von Berthold Jacob

Für die deutsche Kriegsmaschine war das Jahr 1937 vor allem ein Jahr der Konsolidierung. Im grossen ganzen gilt für den Aufbau und die Ausrüstung der deutschen Armee noch heute das Bild, das im Frühjahr des vergangenen Jahres an dieser Stelle skizziert worden ist (NTB. Nr. 22, 24 und 29). Einige Entwicklungen und Veränderungen sind immerhin festhaltenswert.

### Technisierung der Infanterie

Zu registrieren ist vor allem, dass der weitere Ausbau der *Panzerwaffe* — wie hier schon im Vorjahr ausgeführt — endgültig gebremst worden ist, trotz des grossen Propagandalärms, mit dem man seinerzeit ihre Schaffung gefeiert hatte. Die geplante „*Vierte Panzerdivision*“, die schon vorbereitet war, ist nicht formiert worden.

Statt dessen ist eine weitere *Technisierung der Infanterie* erfolgt, — gemäss der neuen Theorie, dass Tank-Angriffe, die nicht von motorisierter Infanterie unterstützt sind, erfolglos bleiben würden. Im Laufe des Jahres 1937 sind 14 Infanterie-Regimenter (verschiedener Divisionen) mit Lastkraftwagen ausgestattet worden, die sie zu rasch beweglichen Truppenkörpern macht. Ferner ist im Jahre 1937 die Durchbewaffnung der Infanterie des Heeres mit einem neuen Maschinengewehr, dem „MG 34“, vollzogen worden. Die neue Waffe ist als leichtes wie als schweres Maschinengewehr verwendbar; man erwartet viel von ihr.

Die Motorisierung der Artillerie hat, wie es scheint, keine grossen Fortschritte gemacht. Immer noch fehlen bei einigen Regimentern der Divisionsartillerie die dritten Abteilungen.

### Der Mangel an Offizieren

Die Offiziersfrage macht immer noch Schwierigkeiten. Die Kriegsschulen haben zwar den starken Bedarf an Fahnenjunkern und Leutnants decken können, aber schon an älteren Leutnants und Oberleutnants, die sich zu Kompanie- oder Batterie-Führern eignen,

mangelt es erheblich. Die meisten Fehlstellen bestehen nach wie vor in der Rangklasse der Hauptleute und Rittmeister.

Auch an erfahrenen Unteroffizieren herrscht nach wie vor grösster Mangel. Die bisher einzige Heeres-Unteroffizier-Schule in Potsdam-Eiche, die im Herbst 1935 eröffnet wurde, hat bisher noch keine Schüler an die Truppe abzugeben vermocht. In Biebrich und Wetzlar sollen demnächst weitere Unteroffizierschulen begründet werden. Dorthin müssen also die ersten Stämme durchgebildeter Unteroffiziere gelegt werden, während die Truppe weiter warten muss.

Notgedrungen werden an Unteroffiziere sowohl wie an Offiziere viel geringere Bildungsansprüche gestellt als in früheren Zeiten. In der „Artilleristischen Rundschau“ wurde kürzlich zum Beispiel beklagt, dass für die Offiziersprüfung von Oberfähnrichen der Artillerie nicht mehr das „Gut“ in Mathematik gefordert würde, das in der Vorkriegszeit eine selbstverständliche Voraussetzung für die Bestehung des Exams war. Die Unterlassung hat gute Gründe. Das lückenhafte Wissen der jungen Offiziere ist eine häufig wiederholte Beschwerde.

### Der Generalstab und sein Nachwuchs

Im Jahre 1937 sind die ersten Lehrgänge von Schülern der Kriegs-Akademie in die Stellen der Hilfs-offiziere des Generalstabs der Divisionen und anderer entsprechender Dienststellen gelangt. Natürlich gab es auch in den „vierzehn Jahren der Schmach“ regelmässige Kurse zur Heranbildung von Generalstäblern und zwar im Rahmen der sogenannten „Wehrkreisübungen“, aber erst mit der Neubildung der Kriegs-Akademie im Herbst 1935 hat die Generalstabsausbildung wieder ihren zünftigen Charakter erlangt. Ein ansehnlicher Teil der Offiziere, die 1935 zur Kriegs-Akademie einberufen wurden, ist nach Absolvierung des zweijährigen Kurses wieder in die Linie zurückgetreten. Vor 1914 mussten drei Jahre Kriegs-Akademie absolviert werden, ehe man zum Generalstab kommandiert werden konnte. Dass man jetzt die künftigen Generalstäbler schon nach zwei Jahren Akademie zur



17

29/538

# Miniaturen

## Die Macht des Charlatans.

Dem freundlichen Zufall, der mir vor mehreren Jahren schon die Bekanntschaft mit dem Verfasser des jüngst im Verlag Benno Schwabe, Basel, erschienenen Buches: „Die Macht des Charlatans“ (Grete de Francesco), verschafft hat, verdanke ich die Kenntnis der Tatsache, dass dieses Werk lange vor der Zeit in Angriff genommen wurde, in der der Charlatanismus anfang, die europäische Politik zu bestimmen und sogar zu vergewaltigen. Es ist ein Indiz, würdig, vorgebracht zu werden. Es ist, als ob die sensiblere Natur seit langem schon den Anbruch der als „dynamische Mächte“ verkleideten Charlatane vorausgeahnt und sich inzwischen mit dem Studium ihrer Vorläufer, der medizinischen, zu befassen begonnen hätte. Obwohl dieses Buch also durchaus unpolitischen Charakters ist, hat es eine eminent politische Bedeutung. Es erhärtet die von dem Verfasser dieser Zeilen gelegentlich im „Tage-Buch“ geäußerte Meinung, dass die Beobachtung und Beschreibung der Vorgänge in einigen Ländern Europas nicht den journalistischen Berichterstatlern, Diplomaten und Politikern überlassen werden sollte, sondern den Aerzten und Psychiatern. Wenn man in dem populär gehaltenen, aber durchaus wissenschaftlichen Buch des medizinisch gebildeten Verfassers einen Satz liest wie diesen: „Durch physische Rekordleistung (Stimmband-Akrobatik) wurde physische Ermüdung erzielt, und dieser bedurfte der Charlatan, um gegenüber der erhabenen Inhaltslosigkeit seiner Rede die Kritik einzuschläfern. Eine Propaganda, die genügend Autorität hat, um darauf verzichten zu können, dass ihre Manifestationen Sinn haben, hat es auch nicht nötig, Widersprüche zu schonen... Ihre Kunst der Menschenbehandlung ist auf Menschenverachtung gegründet...“, so glaubt man die Schilderung eines aktuellen politischen Zustands in europäischen Ländern zu lesen; eine Schilderung, die um so wertvoller ist, als sie doch gar nicht politisch gehalten ist, sondern medizinisch. Man lese das in dem Buch angeführte Zitat aus Cagliostros „Rede an seine Freunde und Mithalunken“ (aus dem „Diamantenhalsband“ von Thomas Carlyle): „Aber dabei, meine Freunde und Mithalunken, sind wir nicht ohne Religion, ohne unsern Kultus... Die Christen haben ihr Kreuz, die Moslimin ihren Halbmond; aber haben nicht auch wir unseren Galgen?...“ Wer Augen hat, zu sehen, der sehe!

Der Leser, der keine diplomatischen oder politischen beruflichen Interessen hat, empfindet nach der Lektüre dieses Buches ein unsagbares Heimweh nach jener Zeit, in der die Charlatane auf den öffentlichen Märkten nur Zähne ziehen durften und in der selbst die Bragadinos und die Cagliostros noch nicht die Macht hatten, das Rheinland, zum Beispiel, zu besetzen oder Abessinien zu erobern. Sogar die leichtgläubigen und „aufgeklärten“ Fürsten, wie Friedrich der Zweite zum Beispiel, — denn er war ungläubig, also leichtgläubig,

fiel einem Grafen von St. Germain herein, aber immerhin noch als Geldgeber und Herr des Charlatans. (Während zu gleicher Zeit die gläubige Feindin Friedrichs, Maria Theresia, den Hochstapler St. Germain abweisen liess.) Heute, da die Charlatane Herren, Geldgeber und Befehlshaber der Prinzen geworden sind, und Könige die Ledergamaschen der Hochstapler lecken, erweckt ein Buch wie die „Macht der Charlatane“ geradezu eine Sehnsucht nach den Zeiten, in denen Marktschreier noch Marktschreier hiessen und nicht „Diktatoren“, ein Jahrmarkt noch ein Jahrmarkt war und nicht „Weltgeschichte“.

Den Diplomaten und Politikern, die heutzutage so willig von einem Charlatan zum andern reisen, sei dieses Buch besonders empfohlen: als Zeitvertreib in den Schlafwagen, in denen sie hoffentlich schlaflose Nächte verbringen...

JOSEPH ROTH

## Ajax

Das Rindvieh ist ein wiederkäuendes Säugetier, das sich mit seinen Hörnern selten wehrt. Es ist von Natur sanft und massvoll. Wenn man ihm zu nahe kommt, dreht es entsetzt das Weisse der Augäpfel hervor, versucht, sich auf den kurzen Beinen abzukehren, und schießt misstrauisch nach dem nächsten menschlichen Annäherungsversuch. Aus einer Art von höherem Verstand heraus weiss das Rindvieh, dass es auf dieser Erde nichts Gutes zu erwarten hat. Es ist ihm schmerzlich, aber nicht überraschend, dass es geschlachtet wird. Lange vorm Eintritt ins Schlachthaus weiss es davon. Sein Tod zum Nutzen des Mächtigen gehört zur unglücklichen Regelung der Welt, aber er gehört, nach des Rindviehs eigener Meinung, nun einmal dazu. Es hält, wie der Hund und das Pferd, den Menschen für den älteren Bruder, für den Lehrer, für den weisen Gott, der leben und sterben lässt, jedes zu seiner Zeit.

Eines Nachts kam Ajax, der König von Salamis, der mächtigste der Fürsten vor Troja, im vollen königlichen Kriegsschmuck, bewehrt mit seinem Schwert, beschützt vom siebenfach gehäuteten Schilde, der Hektors Lanzen standgehalten hatte, in die Rindviehherde gerannt. Sie war ehemals trojanisch gewesen, inzwischen aber griechische Beute geworden und wusste nichts davon. Sie hatte still und wiederkäuend im Dunkeln unter den Sternen gestanden. Vor dem Gebrüll des Ajax drängte sie auf kurzen Beinen zurück, drehte das Weisse der Augäpfel hervor, stiess Schreie aus, zitterte, trappelte, sprang, wo Raum war, mit den Hufen hoch, um sich umzuwenden, und blieb als Masse bewegungslos in sich selber gefangen. Unverzüglich begann Ajax das Rindvieh zu metzeln. Er ging mit dem Schwert drauflos, in das Brummen und Gurgeln der Sterbenden schrie er seine Flüche, gerade so, als ob er jedes der Angegriffenen und Besiegten persönlich kenne. Und die vollen, buntgefleckten Tiere, die wussten,



16

19. / II 38

# Miniaturen

## Die Kinder von Barcelona

In einer illustrierten Zeitschrift sah ich dieser Tage die Photographie von drei Kindern aus Barcelona, die mitten im Spiel auf der Strasse von Giftgasbomben getroffen und blind geworden waren. Sie liegen nebeneinander in drei Spitalbettchen, mit verbundenen Augen. Das Magnesium-Licht des Reporters haben sie nicht gefühlt, geschweige denn gesehen. Sie sind erblindet; drei Kinder; mitten im Spiel; auf der Strasse. Vielleicht rettet man noch ihre Augen, und sie werden sehen. Was werden sie dann sehen? Diktatoren? Ich wünschte, dass die Kinder von Barcelona, einmal gesundet, das Licht der Freiheit erblicken — das kein metaphorisches ist. Denn es ist das wahre Licht der Welt, neben dem der Gnade.

Die Reporter, denen ich wünsche, sie würden nicht nur nicht blind, sondern im Gegenteil, eher sehend werden, haben unter das Bild der verunglückten Kinder die lapidare Erklärung gesetzt: „Drei Kinder durch Bomben erblindet“; dieweil man doch glauben könnte, dass die einzige berechnete Unter- oder Ueberschrift bei solcher Gelegenheit etwa lauten müsste: „Die Welt durch Diktaturen erblindet!“ Welch ein sensationeller Titel!... Ich warte seit vielen Jahren umsonst darauf, ihn in einer der allzuvielen Zeitungen zu erblicken, die ich lese. Aber der Fortschritt verhindert derlei Titel und Ueberschriften, und in der Nacht, die nicht einmal er selbst, sondern nur der Glaube an ihn verbreitet, könnten sogar Seher blind werden, geschweige denn Sehende. Und die Seher sind fast ausgestorben, und die Sehenden sind rar geworden. Geblieben sind die Schwachsichtigen allein offenbar. Und ihr trüber Blick verdunkelt noch die Finsternis dieser Welt, sobald er sich anschickt, sie zu durchdringen...

Offenbar hat die sogenannte „Kamera“ das menschliche Auge überflüssig gemacht, die Photographie den Beobachter und das Abbild der Geschehnisse deren Deutung. Wenn ich zum Beispiel einen Herrn Reichskanzler photographiert in der Zeitung sehe, wie er die Hochzeit seines Kriegsministers abhält und darauf die Parade feiert, zu der er ihr und sich gratuliert, und dazu die redaktionelle Ueberschrift über den Bildern lese, so erscheint mir die stupide Kamera intelligenter, als ihr Handhaber, und ich wünsche dem Redakteur den halben Scharfsinn einer Zeiss-Linse. Ja, manchmal, im Kino, während der Wochenschau, kommt es mir vor, dass nicht nur die Kurbel geistreicher ist als der Kurbler, sondern dass auch die Zeit selbst den grössten Teil ihres Wertes an den „Zeit-Raffer“ abgegeben hat, von dem sie sich verschlucken lässt und an die „Zeit-Lüge“, von der sie einfach zer setzt wird. Und oft, wenn etwas Gespenstisches, Schreckliches, Herz-Zerreissendes und zur Hölle eher als zum Himmel-Schreiendes auf der Leinwand erscheint, mitten zwischen einem Box-Match und einem

Autorennen, glaube ich annehmen zu dürfen, dass die Kurbel, wenn sie nur keinen Kurbler brauchte, um zu funktionieren, menschlicher wäre als der Mensch, der sie benützt; und nichts erscheint mir schrecklicher, als etwa, eines Tages, die immerhin mögliche persönliche Begegnung mit einem jener Herren aus dem Schattenreich, die eine sogenannte „Wochenschau“ zusammenstellen und redigieren. Ja, oft steigert sich meine Angst und wird Ueberzeugung, und ich glaube zu wissen, dass sich die Ereignisse in dieser Welt nach den Bedürfnissen der Wochenschau-Redakteure und der Wochenschau-Spektatoren richten und dass infolgedessen während eines Schönheits-Wettbewerbs der Nuppen von Florida drei Kinder in Barcelona erblinden; und dass während der König von Schweden Tennis in Antibes spielt, dreihundert Menschen in ein Konzentrationslager eingeliefert werden; und dass in der gleichen Stunde, in der ein-Sektreisender Aussenminister wird, immerhin noch von anständigen Menschen jener Henckel-Trocken getrunken wird, dessen Pfropfenknallen die Trinker an die Schüsse gemahnen sollte, die der Reisende schon vorbereitet...

Der faule Glanz, der Glanz der Fäulnis, der über dem silbrigen Weiss der Wochenschau-Leinwand liegt und der vergleichbar ist dem üblen Terpenting-geruch der Zeitungen, ebenso wie der penetranten Würde, die aus „Communiqués“ strömt und die Wahrheit verpestet, ruht gleissend über allem Geschehen; über den Reisen der hastigen Minister; über den Berichten der eifertigen Journalisten; über den Rüstungen; über den Parlamentsdebatten; über den Interpellationen in Genf; über den Parteitagen; sogar noch über den Missetaten, den Morden, den gemeinen Verbrechen. Infolgedessen ist es notwendig, doppelt erforderlich, an die drei blind gewordenen Kinder von Barcelona zu mahnen. Ich wünsche, dass sie wieder sehend werden. Aber was werden sie erblicken? Diktatoren?

JOSEPH ROTH

## Gheimnisse des Kakao

### I

In Nummer 6 des NTB. ist die Rede von einer „windgesichteten“ Kakao-Marke. Es ist darin die Ansicht geäussert, dass „windgesichteter“ Kakao an und für sich als minderwertig anzusehen sei, weil er zu viel Schale-Zellulose enthalte.

Das ist nicht der Fall. Die Windsichter, welche schon seit ca. 20 Jahren von der Maschinenindustrie auf den Markt gebracht werden, stellen sogar eine wesentliche Vervollkommnung der Sichtung des Kakaopulvers gegenüber den früher üblichen Siebzylindern dar und werden heute wohl von allen modern eingerichteten Kakaopulverfabriken verwendet.

Das Pulver wird bei diesem Verfahren, nach feiner Vermahlung des Kakaopresskuchens, von einem Wind-



das simple Nationalitätenprinzip, ein Prinzip für die Gasse oder den grünen Tisch.

Nicht einmal wenn der berühmte „Wille der Bevölkerung“ dafür ins Treffen geführt wird, ist es haltbar, — mindestens nicht jene Art von Willen, die plötzlich, in irgendeiner Konstellation, in irgendeiner Psychose sich meldet. Die Beweiskraft des „Willens der Bevölkerung“ ist glücklicherweise kein Problem im Falle Oesterreich. Der rasende Zorn, den die Schuschnigg'sche Volksbefragung erweckt hat, die frenetische Entschlossenheit, sie zu verhindern, zeigt am besten, dass in Oesterreich der „Wille der Bevölkerung“ sich nicht für das Nationalitätenprinzip, nicht für das Postulat der Staatseinheit entschieden hätte. Aber selbst wenn sie es getan hätte, und selbst wenn anderwärts heute ein solcher Wille entstanden, entfacht, geschürt, zur Glut geblasen worden sollte: es liegt nicht im Sinn der Volksentscheidung, es liegt nicht im Sinn der Demokratie, dem Flugfeuer der Massenleidenschaften Entscheidungen auszuliefern, deren Wirkung lange, vielleicht un-

widerruflich ist. Die Demokratien kamen nicht ohne Grund dahin, neben die Kammern, Destillate der Massenstimmung, Senate und Oberhäuser zu setzen: eine Art Barriere gegen die flüchtigsten Psychosen, eine Art Balance zwischen den Leidenschaften des Augenblicks und dem bedächtigeren Urteil auf lange Sicht. Es steckt ein tiefer Sinn und eine enorme Bewährung in diesen Einrichtungen, die den „Willen der Bevölkerung“ bremsen. Dieselbe Rolle aber haben die Vernunft der Welt, das Recht der Staaten, die Tradition des Völkerlebens zu erfüllen, wenn plötzlich irgendwo der „Wille der Bevölkerung“, zeitweise in Nationalitätsrausch geraten, gefestigte Ordnungen auseinander gebrochen, stehende Gebilde gesprengt zu haben wünscht. Der Fall Oesterreich lehrt, welche Gefahr darin liegt, der plebejischen Simplizität des Nationalitätspostulats nicht insgesamt und absolut das Nein entgegenzusetzen, das es verdient und sich auf Nachgiebigkeiten und Künsteleien einzulassen, deren jede die Woge nur höher treibt. (Schluss folgt)

## Toten-Messe

Von Joseph Roth

Eine Welt ist dahingeschieden, und die überlebende Welt gewährt der toten nicht einmal eine würdige Leichenfeier. Keine Messe und kein Kadisch wird Oesterreich zugebilligt. Der Vatikan müsste alle Glocken läuten lassen, aber er ist ohnmächtig wie ein Synedron und liefert sich obendrein jeden Tag mehr dem Ghetto aus. Die europäische Kulturwelt müsste sozusagen ein Begräbnis erster Klasse veranstalten, im wahrsten Sinne des Wortes: ein „Staatsbegräbnis“; aber sie gleicht einem Gelähmten, der im Rollstuhl Totenwache neben einem Katafalk halten soll. Der preussische Stiefel stampft über älteste europäische Saat. Den Stefansturm, dem ein paar Jahrhunderte lang der Halbmond erspart geblieben ist, wird bald das Hakenkreuz in ein Unwahrzeichen verwandeln. Unter dem milden Himmel, in dessen Wölbung und Wolken die Melodien Beethovens und Mozarts und Bruckners beinahe greifbar schweben, rattern von nun an die stählernen Vögel Deutschlands, die Raubgeier von Preussen, und über der Kapuzinergruft flattert die alte schwarzweiss-rote Feindin. „Europa“ scheint bis jetzt lediglich begriffen zu haben, dass ein kleines Land von einem grossen unterjocht worden ist. „Europa“ hat kaum eine Ahnung davon, dass hier eine

ganze grosse Welt, konzentriert (und also von zehnfacher Spannkraft) in einem kleinen Raum und in einer Handvoll Menschen, von einem hohlen, aber wuchtigen Ungetüm einfach zertreten worden ist: eine Welt von einer Un-Welt; ein Land von einem Un-Land; ein Staat von einem Un-Staat; der Mensch vom Un-Menschen; ein Asyl für obdachlose Kultur von einem eisengepanzerten Dreck; die Heiterkeit von der Zucht; das Launige vom Unwirschen; das Lebensfrohe vom selbstmörderischen Masochismus. Ueber ein Land kam nicht die Sintflut, sondern die Kloake.

Dieses „Europa“ hat sich lässig, freiwillig beinahe, ein lebenswichtiges Stück aus seinem eigenen Fleisch schneiden lassen, — was sag ich? ein lebenswichtiges Organ aus seinem Innern, — ohne es zu fühlen; narkotisiert, wie es seit ein paar Jahren von dem Basilikenblick der Diktatoren ist. Eines Jahres, eines Jahrhunderts, aus der Narkose erwacht, wird es einen nicht mehr zu lindern den Schmerz verspüren und die Unfähigkeit, aufrecht zu gehen, zu stehen. Die Glocken von Notre-Dame und von Westminster — und auch die von St. Peter, Eminenz! — klingen anders, wenn die vom heiligen Stefan das Horst-Wessel-Lied spielen, oder wenn sie verstummt sind, und der Canal



de la Manche und der Rhein sind keine Grenzen mehr, wenn die Anrainer der Spree in der Donau angeln.

Man kann keinen Corneille und keinen Shakespeare mehr hören, wenn Grillparzer verscharrt wird, und man kann bei Molière nicht mehr lachen, wenn Nestroy von Königsbergern gesprochen wird. Selbst wenn Grillparzer, Nestroy, Beethoven, Mozart, Schubert, Bruckner unbekannt gewesen wären in der Welt — und ein Teil von ihnen war es — so existierte doch die sogenannte „Kulturwelt“, dieses „Europa“, dank ihnen, und ohne sie kann es nicht existieren, und ohne Oesterreich existiert es nicht mehr. Denn das „österreichische Wunder“ bestand darin, dass es nicht eine materielle Heimat des Genies war, sondern eine geistige. Es hat das leibliche Teil des Genies, im Gegenteil, immer vernachlässigt, aber den Glanz des Genies aufgefangen, bewahrt, zehnfach verstärkt und ausgestrahlt. Es war der einzige Staat mit zahlreichen Verschiedenheiten und den geringsten Gegensätzen. Nur erschienen seine Widersprüche als Gegensätze, und die Welt, die das Barocke nicht begreift, — das Barocke, in dem die Lust am Widerspruch lebendig ist, eine Laune und kein Zwist, — diese Welt, die simpel geworden ist, ein Trapez, nicht einmal mehr eine Kugel, zweidimensional und durchsichtig wie ein Wasserglas, sah tragischen Hass dort wo nur Ursache zur Diskussion bestanden hat. Im alten Oesterreich hätte man einem ahnungslosen amerikanischen Besucher etwa von Ischl erzählen können, der Sozialdemokrat Friedrich Adler sei der Kaiser Franz Joseph oder zumindest der christlich-soziale Bürgermeister Lueger. Man hätte leicht den Minister Bilinski aus Galizien mit Masaryk verwechseln können und den Juden Mendel Singer aus Mähren mit dem Kroaten Korovec. Immer noch, auch im neuen Oesterreich noch, war die latente Bereitschaft vorhanden, diesen barocken, produktiven,

selbstironischen, agilen Elan zur Mischung, zur „Verschlungenheit“, zur körperlichen, mit Händen greifbaren *Toleranz* also zu erneuern, — trotz der tödlichen Sterilisierung durch die Inzucht der in den letzten Jahren politisch aktiv gewordenen „Bodenständigen“ und zum Teil mit geographisch bedingtem, selten sichtbarem Kropf Behafteten. 600 Jahre Habsburg konnte nicht ausgelöscht werden von der Stupidität der linken Dogmatiker und der rechten alpinen Trottel. Jetzt endlich sind sie es. Einer aus Braunau hat es getan. Er hat Oesterreich verlinzert, also ist es verloren.

Die europäische Welt, die Kulturwelt: es fällt schwer, diese beiden Worte nicht in Anführungsstriche zu setzen. Aber sie gleichsam gefesselt und mit Handschellen dem Leser vorzuführen, hiesse die Tragik noch leichtfertig vergrössern, die diese Begriffe umdüstert. Die Kulturwelt wird bald davon überzeugt sein, dass man *eine* Heimat des europäischen Gedankens nicht aufgeben kann, ohne die zweite, dritte und vierte zu verlieren. Die Heiterkeit von Paris ist dahin, seitdem der preussische Stiefel durch Wien marschiert; die Marseillaise hat kein Echo mehr ohne die Marseillaise der Generale, nämlich den Radetzky-Marsch; der Londoner Ernst hat eine Nuance von schlechtem Gewissen bekommen, und das Good save the King hat an jener magischen Beschwörungskraft verloren, von der die Hymnen leben, seitdem das Horst-Wessel-Lied am Stefansplatz gesungen wird.

Eine Welt ist Preussen ausgeliefert worden. Eine Welt? Die Welt ist Preussen übergeben worden: auf Gedeih und Verderb. Auf Verderb viel mehr. Verloren haben sie nicht nur Beethoven, Mozart, Schubert, Brahms, sondern auch das letzte Land, wohin sich die grossen Schatten Deutschlands noch geflüchtet hatten, ohne Pass: die Goethe, die Kant, die Schiller und alle in geistigen Konzentrationslagern misshandelten Zeugen deutscher Grösse. Die Welt verhandelt indessen mit Ribbentrop. Quos Deus perdere vult...

## Der Sieg, der die Niederlage einleitete

Zum Zwanzigjährestag des 21. März 1918

Von Berthold Jacob

Am 21. März jährt sich zum zwanzigsten Male ein Tag, der sich tief in die Weltgeschichte eingegraben hat. An diesem Tag, im Jahre 1918, begann die grosse deutsche „Frühjahrsoffensive“ in Frankreich, die das Kriegsgeschick endgültig wenden sollte. Aeusserlich schienen die Vorzeichen günstig für das Reich. Man stand „tief in Feindesland“, tiefer als je. Russland war

total niedergeschlagen und als Gegner ausgemerzt, ebenso Rumänien; beide hatten sich soeben zum Frieden bequemen müssen. Amerika schien noch nicht zur Stelle zu sein. Die Regierenden des Reichs fühlten sich des Sieges gewiss, und wirklich sollte noch einmal ein Sieg errungen werden.

Aber mit diesem letzten der Siege begann in Wahr-



heit der Zusammenbruch. Die Triumphe der letzten März-Woche waren der Beginn — und in hohem Grade sogar die Ursache — des nun rasch und unabwendbar hereinbrechenden Endes. Es war ein Sieg, mit dem man, nichtachtend der wirklichen Kraftverhältnisse, verblendet nach dem Unerreichbaren griff, — ein Sieg, hinter dem die Mauer des Schicksals aufgerichtet war, an der man nun erst recht zerschellte. In den traurigen Wochen, die wir durchleben, entbehrt die Erinnerung an jene denkwürdigen Tage nicht des Trostes. Sie gemahnen daran, dass es nicht darauf ankommt, wer die Schlachten gewinnt, sondern wer den Krieg gewinnt. Sie gemahnen daran, dass die Eroberungen und Unterjochungen nicht zählen, ehe die Hybris die letzte Probe bestanden hat. Sie gemahnen daran, dass auch eine Serie von Siegen nichts zu sein braucht als die Pflasterung der Strasse zur Niederlage.

\*\*

Ueber die Absicht, die er mit der grossen Frühjahrs-Offensive verfolgte, — über das Ziel, das er hatte und für erreichbar hielt, — sagt Ludendorff selbst:

„Die Kriegslage zu Lande war um die Jahreswende 1917/18 durch den Ausfall Russlands für uns eine günstigere geworden, als je anzunehmen war. Wir konnten wie 1914 und 1915 daran denken, durch Angriff zu Lande den Krieg zur Entscheidung zu bringen. Die Stärkeverhältnisse lagen so, wie wir sie noch nie gehabt hatten.“ („Kriegserinnerungen“, Seite 430)

Der deutsche Feldherr bezweckte mit seiner Offensive also die Entscheidung. Die Offensive war dazu bestimmt, die Alliierten niederzuwerfen. Auch in einem Schreiben Hindenburgs an den Kaiser vom 7. Januar 1918 hiess es dementsprechend:

„Um uns die politische und wirtschaftliche Weltstellung zu sichern, deren wir bedürfen, müssen wir die Westmächte schlagen. Dazu haben Eure Majestät die Angriffsschlacht im Westen befohlen...“

Die „politische und wirtschaftliche Weltstellung“, von der hier die Rede ist, war in Ludendorffs grosser Denkschrift vom 14. September 1917 definiert worden. Was den Westen anbelangt, hatte sie insbesondere „den Anschluss Belgiens an Deutschland... längere Okkupation (Besitzergreifung von Lüttich), Geländezuwachs nach Westen zur Sicherung des lothringischen Erzbeckens“ als Kriegsziele aufgestellt. Dass zur Erreichung solcher Ziele die englisch-französischen Armeen vollständig zu brechen und kampfunfähig aus dem Felde zu schlagen waren, musste sich Ludendorff klargemacht haben. Er hat also damit gerechnet, durch seine Offensive solche Ergebnisse zu erreichen.

Besorgte Patrioten — darunter Friedrich Naumann, Professor Jäckh, Professor Delbrück, der Fabrikant Robert Bosch, der demokratische Abgeordnete Conrad Haussmann — hatten gewarnt. Sie hatten der Heeresleitung in einer Denkschrift vom 11. Februar 1918 ihre Besorgnisse ausgesprochen, dass der bevorstehende grosse Angriff im Westen vom deutschen Volk als eine Unternehmung zur Erreichung von Eroberungszielen verstanden werden könne. Sie forderten, vor dem

Beginn einer solchen Offensive, wenn sie denn „unentzerrbar“ sein sollte, eine unzweideutige Erklärung Deutschlands „über die zukünftige Wiederherstellung der Souveränität und Integrität Belgiens“.

Ludendorff ging in seiner Antwort vom 22. Februar 1918 auf die belgische Frage mit keinem Worte ein. Statt dessen erklärte er folgendes:

„Der Angriff ist noch immer die Fechtweise des Deutschen gewesen. Das deutsche Heer, das den Frieden genau so will, wie die deutsche Heimat, freut sich der Aussicht, aus dem Stellungskrieg herauszukommen. Die Offensive wird nicht die ‚Offensive des deutschen Generalstabs‘, sondern die Offensive des deutschen Heeres sein und darum, so Gott will, gelingen.“

Gott wollte bekanntlich nicht... — Am 17. Februar schon hatte Conrad Haussmann nach einer Reise in die Schweiz, die er im Einverständnis mit dem Reichskanzler unternommen hatte, von einer Unterhaltung über die Möglichkeiten der Offensive mit dem schweizerischen Kriegshistoriker Hermann Stegemann berichtet. Haussmanns Aufzeichnung schloss mit den folgenden Sätzen:

„Mündlich sagte mir Stegemann am 16. Februar 1918, die Offensive nimmt *allerhöchstens Reims und Amiens*. Oberst Haefliger, dem ich das zur sofortigen Weitergabe an Ludendorff mitteilte, sagte, das wäre viel zu wenig.“

Man kann, rückschauend, nicht mehr bezweifeln, dass selbst der grösste denkbare Erfolg der Offensive den Krieg nicht zugunsten Deutschlands entschieden hätte. Die Bedingungen, die in Ludendorffs Denkschrift dargelegt worden waren, wären von England auch nicht akzeptiert worden, wenn es gelungen wäre, die englischen Heere von den französischen zu trennen, die Engländer auf die Kanalhäfen zurückzuwerfen oder sie sogar zur Einschiffung nach England zu nötigen, — ja, sogar nicht, wenn es gelungen wäre, die Franzosen auf Paris oder hinter Paris zurückzuwerfen. Auch damit wäre die Blockade noch nicht gebrochen gewesen, und selbst das Ausscheiden Frankreichs als Kriegsgegner hätte die Engländer und Amerikaner noch nicht nötigen müssen, die Blockade aufzuheben und den Krieg aufzugeben, der trotz aller Geländegewinne für Deutschland ganz und gar aussichtslos stand.

Aber es kam überhaupt nicht zu Erfolgen solchen Grades. Es kam nicht nur nicht dazu, sondern sie waren gar nicht möglich. Das Traumbild, dem Ludendorff nachjagte, war ein Erzeugnis des Grössenwahnsinns.

\*\*

Seit dem 1. November 1917 waren an die Westfront als Verstärkungen aus Italien acht Divisionen, aus Russland und Rumänien 40 Divisionen herangezogen worden. An der deutschen Westfront standen Mitte März 192 Divisionen.

Die alliierte Front in Frankreich zählte demgegenüber nur 167 Divisionen (92 französische, 57 britische, 10 belgische, 1 amerikanische, 2 portugiesische). War nur 1 amerikanische Division an der Front eingesetzt, so betrug die Stärke der ihre Ausbildung in Frank-



26. / III 38

# Miniaturen

## Brief an einen Statthalter

Mein Herr,

ich höre, dass Sie Statthalter des „Landes Oesterreich“ geworden sind, und ich nehme an, dass Sie die sogenannten „laufenden Geschäfte“ erledigen, das heisst also: die Liquidierung aller früheren österreichischen Aemter betreiben, um das Land, in dem Sie zwar nicht geboren sind, aber dem Sie hätten dienen müssen, weil Sie sich zu ihm freiwillig bekannt hatten, Ihrem Führer, Herrn Adolf Hitler, von jeder österreichischen Tradition gesäubert am 10. April übergeben zu können. Ich hoffe, dass Sie ebenso, wie ich, Sinn für eine gründliche — oder, um in Ihrer Sprache zu reden: „restlose und totalitäre“ Erledigung auch der geringsten Angelegenheiten haben, die zu der Hinterlassenschaft eines Toten gehören, noch dazu eines, den Sie selbst umgebracht haben dürften. Mein Fall gehört zu den allergeringsten Angelegenheiten der österreichischen Hinterlassenschaft, und ich bitte Sie um Entschuldigung dafür, Herr Statthalter, dass ich vielleicht zu viel Ansprüche an Ihre Skrupelhaftigkeit stelle, und dass ich Sie wahrscheinlich in der wahrhaftig bedeutungsvollen Aufgabe störe, die Sie jetzt zu erfüllen im Begriffe sind.

Ich halte es nämlich für unvereinbar mit meinem Gewissen, als ehemaliger österreichischer Soldat und Kriegsteilnehmer möglicherweise in den Listen der preussischen Armee zu figurieren, und fühle mich infolgedessen verpflichtet, meinen Rang niederzulegen. Wenn Sie, Herr Statthalter, Soldat und im Kriege waren, woran ich mir allerdings zu zweifeln erlaube, so werden Sie meinen Abscheu vor der eventuellen Zugehörigkeit zu der feindlichen Armee, die mein Vaterland überfallen hat, begreifen — selbst wenn diese meine Zugehörigkeit nur einem Irrtum oder einem flüchtigen Uebersehen zuzuschreiben wäre. Da ich zwei Jahre und drei Monate im Feld für Oesterreich gekämpft habe, allerdings einem fatalen historischen Irrtum zufolge, für den ich nicht verantwortlich bin, an der Seite der Reichsdeutschen, oder, um noch einmal in Ihrer Sprache zu reden, an deren Schulter, auf die sich Ihr Führer vor einigen Jahren geschwungen hat, bin ich heute doppelt oder dreifach verpflichtet, jede Solidarität mit den tadellos disziplinierten Horden abzulehnen, in deren Listen geführt zu werden mehr als ein Unglück wäre, nämlich eine Schande, und von denen abgelehnt zu sein mehr als ein Glück bedeuten würde, nämlich eine Ehre. Ich bedaure tief, Herr Statthalter, dass Sie dieser nicht teilhaftig werden können, ergreife aber die Gelegenheit, auch nur die leiseste Möglichkeit einer Schande abzulehnen.

Bestimmt fiel es Ihnen leicht, mir zu antworten, dass Sie auf einen alten kaiser-königlichen Leutnant meiner Art gerne verzichten. Was fiel Ihnen nicht

leicht, da Sie doch auf Ihr Land nicht nur verzichtet, sondern es auch verkauft haben, um das Linsengericht einer Statthalterei? Dennoch wäre es immerhin möglich, dass Ihr Führer und seine Armee, aller abenteuerlichen Bedenken ledig, die sie gegen mich hegen dürften, in der Stunde des grossen Abenteuers, dem sie entgegenhasten, eine grosse silberne Tapferkeitsmedaille und ein goldenes Verdienstkreuz am Bande der Tapferkeitsmedaille für ausreichende Beweise meiner militärischen Qualität halten könnten. Nun, ich habe niemals von meinen Auszeichnungen gesprochen, Herr Statthalter, sondern ich spreche von ihnen in diesem Augenblick erst, in dem Sie mich durch Ihren Mangel an menschlicher Ausgezeichnetheit mittelbar veranlassen, Ihnen zu sagen, dass meine soldatischen Eigenschaften in der Stunde des Abenteuers, das Ihr Führer vorbereitet, nicht Ihrer österreichischen Statthalterei und nicht dem jüngst erfundenen und erzwungenen neuen „Grossdeutschland“ dienen werden, sondern dessen Feinden. Ich gedenke, Frankreich zu dienen, das Sie anzugreifen gedenken, und ich glaube hoffen zu können, dass mehrere meiner alten Kameraden mit mir, nicht mit Ihnen, sein werden. Ich will es vermeiden, dass ich etwa eine Auszeichnung von einem österreichischen Statthalter Ihrer Art erhalte und bitte Sie, zur Kenntnis zu nehmen, dass ich kein österreichischer Soldat mehr bin.

JOSEPH ROTH

*ehemals kaiser-königlicher Leutnant*

## „Das Schicksal setzt den Hobel an...“

„Oesterreich wird ewig stehen!“ — bis in die Agonie flüstert das von Gross-Preussen zerfetzte Land diesen Aberglaubenssatz. Eine andere Prophezeiung, vor 237 Jahren gekündet, ist furchtbar in Erfüllung gegangen. Als sich ein brandenburgischer Kurfürst zum König von Preussen krönen liess, — jener Krüppel, der dem zweiten Friedrich die Pläne zum „Anschluss“ Schlesiens vermachte, — rief Prinz Eugen aus: „Das ist der erste Schritt zum Untergang Oesterreichs!“ Nun ist das Volkslied, das dem grossen Oesterreicher welscher Herkunft galt, dem Marsch des Weddinghelden Horst Wessel gewichen. Das wird nicht das einzige Opfer nationalsozialistischer Geschichtsklitterung sein; der grossdeutsche Historiker und Germanenritter von der traurigen Gestalt Srbik, der Stück für Stück seiner Tradition der Fremdherrschaft auslieferte, wird noch Augen machen, was die Kindlein des „Gaus VIII“ (Ex-Oesterreich) von Rudolf dem Stifter, von Kaunitz, Radetzky, Metternich zu lernen bekommen werden.

Indessen, die Historie, das Adressbuch der Menschheit, wird noch oft revidiert werden, und die zeitweilig auf den Olymp, in den Himmel, nach Walhall Versetzten werden noch oft ihre Wohnsitze wechseln müssen.



Lasset uns, andächtige Gemeinde, heute dessen gedenken, was mit dem Voranschluß-Oesterreich, dem ungereinigten Wien, unwiderruflich begraben wurde!

Trauert Ihr der Silhouette des Wiener Waldes vom schmiegsamen Kahlenberg bis zum trutzigen Leopoldsbach nach? Was kann sie Euch bedeuten, wenn Ihr, durch dunkle Waldschluchten zu den Rebhängen hinaufkrallend, zwischen frisch gepflanzten preussischen Warnungstafeln auf eine Felddienstübung der HJ stösst, oder wenn am Kahlenberg, wo Ihr „drahn geht“, sich KdF. austobt?

Haben die Buschenschenken weiter aus'gesteckt? Doch das Hakenkreuz prangt in dem Tannenzweig, der den Heurigen anzeigt. Und statt des Hobelliedes und jenes vom Weine, der sein wird, wenn wir nicht mehr sein werden, und statt sämtlicher „Schrammeln“, die alle nach alt-wiener Philosophie vom Unfug des Sterbenmüssens handeln — wird Schlachtgeheul von Mord und Totschlag gröhlen, und der „Nussberger“ und der „Gumpoldskirchner“, die ganze Skala der Heurigen vom spritzigen bis zum reschen, würde Euch, den geniesserischen „Märtyrern“ der Weinprobe, auf der Zunge sauer werden. Und die wachsame Literatur-Gestapo würde Euch drauf kommen, dass dreiviertel Eurer sakrosankten Rundgesänge „nichtarischen Ursprungs“ sind. Und die Vierjahresplanchemiker werden entdecken, dass man aus den Trauben der Südbahnstrecke Schirtinghemdenersatz fabrizieren kann.

Und wehe dem Austro-Nazi, der noch gedankenlos das Fiakerlied trällert, weil es ein jüdischer Untermensch ersonnen hat, um die blonde Rassenseele zu vergiften. Ein deutscher Mann wird Euch den Panzerwagen barbitus dafür beschenken, mit 200 „harben“ Pferdekraften. „Fahrn'mer, Euer Gnaden?“ „Heil Hitler, Volksjenosse!“

Wollt Ihr statt durch den Wiener Walzer die Welt mit dem Austro-Steckschritt betören? Statt mit dem „Walzertraum“ des Juden Straus durch Hackinger Walkürentempel verführen? Statt durch die Salzburger mit Thingweih-Festspielen valutenschwere Amerikaner ködern? Unter dem Tritt blutbesudelter Kürassierstiebel verendet der Dreivierteltakt. Der Rassen- und Kulturhassvandalismus stürmt die Musiktempel, in denen die Symphonien von Mahler und Alban Berg, die eigenwillige Orchestrierung der Schönberg und Krenek zelebriert wurden. Verloren sind selbst die Partituren, die die verjudete „Universal-Edition“ herausgebracht. R. I. P.

Zu diesem seit Jahrzehnten in Anmut und Freude „sterbenden Wien“ waren noch immer die Fremden aus aller Herren Länder gewallfahrtet: Gesunde wie Sieche. Ohrenleidende Majestäten hatten sich dem schrulligen Ritter von Neumann anvertraut, vor dessen „jüdischer“ Heilkunst jetzt die arischen Nasen, Ohren und Häse durch seine Verhaftung geschützt sind. Neurotiker und Hysteriker, denen es nicht gelungen war, ihre Triebe durch Weltanschauungsexzesse zu kompensieren, beichteten ihre „Sünden“ dem Papst der Psychoanalyse, Sigmund Freud, dem Entdecker des

furchtbarsten Sprengstoffes „Unterbewusstsein“, das nun das halbe Abendland in Trümmer gelegt hat. Auf der Strecke bleibt die Wiener medizinische Schule, die psychiatrische Wissenschaft, der psychoanalytische Verlag, deren Ideen die Literaturen und Systeme aller Länder befruchtete, deren Terminologie in alle Sprachen eindrang, selbst in die nationalsozialistische — an Konzentrationslager-Insassen reagiert der Teutone seine „Minderwertigkeitsgefühle“ ab.

Begraben ist „Pan-Europa“: das sublime Lächeln des Grafen Coudenhove erstarb vor der grinsenden Fratze der pangermanischen Propaganda; Hoffmannsthal's Aristokraten-Idiom, Schnitzlers und Altenbergs Melodik der gutbürgerlichen Prosa gehören nun zu den toten Sprachen.

Ach, Ihr Wiener, Euer bitterster Verlust: das Kaffeehaus! Einspänner, Teeschale mit und ohne Schlag, Nussbraun und Kapuziner. Euer „Ober“ kannte jede Geschmacksnuance aus dem Schlafe: wusste, wieviel Zucker der Glaise-Horstenau, wieviel Milch der Kommerzialrat Cohn benötigten. Und welche Zeitungen der Weltpresse er neben dem „Herrn Baron“, welche neben dem „Herrn Doktor“ er aufzustapeln hatte. Malt es Euch aus, Euer Stamm, „tschoch“ als „Rein-arischer Betrieb“! Schlagobers kontingentiert! Es hätte die Welt untergehen können, — solange Euer Kaffeehaus stand, stand noch Wien! Ein letztes Gedenken dem Wiener Kaffeehaus, — am Rande des Limes Romanus war es die nördlichste Heimstätte mittel-ländischer Sorglosigkeit.

Wiener von der Leopoldstadt bis Ottakring, vom Cottage bis zum IV. Hieb! Ein alter, ein zwiefacher Emigrant gibt Euch für Eure Gastfreundschaft den billigen Rat, sein letztes Hab: Sehnt Euch nicht zurück nach Wien! Die Bauten des Fischer von Erlach, das Lobkovitz-Palais, Maria am Gestade, Mozart wie Raimund, Grillparzer, Nestroy, der „Schwarze“ im „Rebhuhn“, der Heurige im „Kürassierhengel“, die Eroicagasse mit Beethovens Nussbranntwein, Salamutschimann und Lavendelweib — eine Träne für jedes dieser weltträchtigen Begriffe — sie sind lebendig heute nur in Euch, sonst nirgends mehr auf der Welt. Wenn Euch das Horst-Wessel-Lied noch in den Ohren gellt, verscheucht es mit der Weise des Weisen, der bei den Pesttoten schlief:

„Ach Du lieber Augustin, Augustin, Augustin,  
Ach Du lieber Augustin,  
Alles ist hin...“

WALTER MEHRING

#### PEEL-BERICHT.

Bericht der brit. königl. Kommission über Palästina. Pappe: ffrs. 75.—  
Das wichtigste Werk über die Judenfrage der letzten Jahre.

PRINZ, J.

Illust. Jüd. Geschichte. Mit vielen Abbild. Leinen: ffrs. 80.—

Jüdische und allg. Literatur in allen Sprachen.  
JOS. MELZER, 6, Rue de Vaugirard, Paris (VI)



13  
Die Zwangsbestimmungen wurden immer ausgedehnter. Schliesslich wurde der Höhepunkt der Pressedikatur durch die Dekrete des Jahres 1810 erreicht.

Sie gestatteten unter anderem nur noch einer beschränkten Zahl von Buchdruckern die Ausübung ihres Gewerbes. Diese mussten ihre ergebene Gesinnung nachweisen; niemand dürfe Drucker werden, der nicht „Liebe fürs Vaterland und den Souverain“ bewiesen habe. Buchdrucker und Buchhändler wurden vereidigt.

Die Redakteure wurden zu einer Art von Staatsangestellten, für deren Auswahl und Anstellung der Präfekt verantwortlich war.

In jedem Departement durfte nur noch eine politische Zeitung erscheinen. Alle andern wurden unterdrückt. Nur in Paris waren drei Zeitungen erlaubt. Der Präfekt hatte die Zeitung seines Departements zu überwachen; er war für sie verantwortlich.

In den Teilen des Reiches, in denen eine andere als die französische Sprache gesprochen wurde, — zum Beispiel in den Niederlanden, — mussten die zugelassenen Zeitungen mit einer wortgetreuen französischen Uebersetzung, also zweisprachig, erscheinen.

Die Zentrale in Paris, die dieses ganze System zu überwachen hatte, trug den Namen eines „Generaldirektoriums für die Druckereien und den Buchhandel“. Sie hatte auch die Aufgabe, aus ausländischen Zeitungen zu übersetzen, Schriftsteller zu unterstützen und zu besolden, Aemter zu verleihen; auch die Herausgabe des „Moniteur“ gehörte zu ihren Obliegenheiten.

23/IV 38

Es war, wie man sieht, ein gewaltiges Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda. Und der diesen Apparat handhabte, war ohne Zweifel auch auf diesem Gebiete ein Meister. Er hat das Experiment bis zur letzten Konsequenz durchgeführt. Das Ergebnis liegt unbestreitbar fest:

Die freie englische Presse erwies sich als Instrument des Einflusses auf die Meinungsbildung der Völker weitaus überlegen. Damals begann der Aufstieg der grossen englischen Zeitungen und Agenturen zu der Weltstellung, die sie heute einnehmen. Zu Unrecht hat Napoleon seine Redakteure ausgescholten. Es ist eine stets wieder bestätigte Erfahrung, dass unabhängige Zeitungen eine stärkere geistige Macht entfalten als kommandierte, — und wenn der Diktator die seinem Zwangsgebot entrückten Auslandszeitungen auch noch so sehr beschimpft und wider sie rast.

So kam Napoleon am Ende seines Lebens zu der Einsicht, dass er es falsch gemacht hatte. In seinem auf St. Helena niedergeschriebenen Testament gab er seinem Sohn den Rat:

„Mein Sohn wird gezwungen sein, vermittle der *Pressfreiheit* zu regieren. Heute ist das eine *Notwendigkeit*. ...Man muss die Notwendigkeiten dulden und Nutzen daraus ziehen...“

Was sogar seinen eignen Neffen und all die späteren Pseudo-Napoleons nicht verhinderte, es immer wieder mit der Methode zu versuchen, der der grösste ihrer Gilde als Quintessenz aller seiner Erfahrungen abgeschworen hatte.

## Der schwarze Freitag

Von Joseph Roth

Seit mehreren Monaten hatte Joseph Roth eine Art Fortsetzung seines „Radetzky Marsch“ fast vollendet. Fast: bis aufs letzte Kapitel. Vor dem letzten Kapitel zögerte und stockte er: Jetzt, nach dem Ende Oesterreichs, hat er es geschrieben. Wir veröffentlichen das traurig-schöne unpathetische, stille Manuskript.

Auch an diesem Freitag erwartete ich sehnsüchtig meinen geliebten Abend, in dem allein ich mich zu Hause fühlte, seitdem ich kein Haus und kein Heim mehr hatte. Ich wartete wohl, wie gewohnt, in seine Obhut einzugehen, die gütiger war, bei uns in Wien, als die Stille der Nächte, nach dem Schluss der Kaffeehäuser, sobald die Laternen trist wurden, matt von dem unnützen Leuchten. Sie sehnten sich nach dem säumigen Morgen und ihrem eigenen Erlöschen. Ja, müde waren sie immer, übernächtige Lampen, sie wollten den Morgen haben, um einschlafen zu können.

Ach, ich erinnerte mich oft daran, wie sie die Nächte meiner Jugend durchsilbert hatten, die freundlichen Töchter und Söhne des Himmels, Sonnen und Sterne,

freiwillig herabgeschwebt, um die Stadt Wien zu beleuchten. Die Röcke der Mädchen vom Strich in der Kärntnerstrasse reichten noch bis zu den Knöcheln. Wenn es regnete, rafften diese süssen Geschöpfe die Kleider hoch, und ich sah ihre aufregenden Knöpfelschuhe. Dann trat ich bei Sacher ein, meinen Freund Sternberg zu sehen. In der Loge sass er, immer in der gleichen, und der letzte Gast war er. Ich holte ihn ab. Wir hätten eigentlich zusammen nach Hause gehen sollen, aber jung waren wir, und auch die Nacht war jung (wenn auch schon fortgeschritten), und die Strassenmädchen waren jung, insbesondere die ältlichen, und jung waren die Laternen...

Wir gingen also gleichsam durch unsere eigene Jugend und die jugendliche Nacht. Die Häuser, in denen wir wohnten, erschienen uns wie Grüfte oder bestenfalls Asyle. Die nächlichen Polizisten salutierten uns, Graf Sternberg gab ihnen Zigaretten. Oft patrouillierten wir mit den Wachleuten durch die leere und bleiche Strassenmitte, und manchmal ging eines jener süssen Geschöpfe mit uns und hatte einen ganz anderen Schritt als sonst, auf dem gewohnten Trottoir.



Damals waren die Laternen seltener und auch bescheidener; aber, weil sie jung waren, leuchteten sie stärker, und manche wiegten sich heiter im Winde...

Später, seitdem ich aus dem Krieg heimgekehrt war, nicht nur gealtert, sondern auch vergreist, waren die Wiener Nächte verrunzelt und verwelkt, ältlichen, dunklen Frauen gleich, und der Abend ging nicht in sie ein, wie früher, sondern er wich ihnen aus, erblasste und entschwand, ehe sie noch angerückt kamen. Man musste diese Abende, die hurtigen und beinahe furchtsamen, sozusagen fassen, bevor sie zu verschwinden im Begriffe waren, und ich erreichte sie am liebsten in den Parks, im Volksgarten oder im Prater und ihren letzten, süssesten Rest noch in einem Café, in das sie einzusickern pflegten, zart und gelinde, wie ein Geruch.

Auch an diesem Abend also ging ich ins Café Lindhammer, und ich tat so, als wäre ich keineswegs aufgeregt, wie die anderen. Sah ich mich doch seit langem schon, seit der Heimkehr aus dem Krieg, als einen zu Unrecht Lebenden an! Hatte ich mich doch längst schon daran gewöhnt, alle Ereignisse, die von den Zeitungen: „historische“ genannt werden, mit dem gerechten Blick eines nicht mehr zu dieser Welt Gehörenden zu betrachten! Ich war lange schon ein vom Tode auf unbeschränkte Zeit Beurlaubter! Und er, der Tod, konnte jede Sekunde meinen Urlaub unterbrechen. Was gingen mich noch die Dinge dieser Welt an?...

Dennoch bekümmerten sie mich und besonders an jenem Freitag. Es war, als ginge es darum, ob ich, ein vom Leben Pensionierter, meine Pension in Ruhe weiter verzehren sollte, wie bis jetzt, in einer verbitterten Ruhe; oder ob mir auch noch die genommen würde, diese arme verbitterte Ruhe, man könnte sagen: der Verzicht, den ich mir angewöhnt hatte, eine „Ruhe“ zu nennen. Dermassen, dass oft in den letzten Jahren, wenn dieser oder jener meiner Freunde zu mir kam, um mir zu sagen, jetzt sei endlich die Stunde da, in der ich mich um die Geschichte des Landes zu kümmern hätte, ich zwar den üblichen Satz sagte: „Ich will meine Ruh' haben!“ — aber genau wusste, dass ich eigentlich hätte sagen sollen: „Ich will meinen Verzicht haben!“ Meinen lieben Verzicht! Auch der ist nun dahin! Nachgefolgt ist er meinen unerfüllt gebliebenen Wünschen...

Ich setzte mich also ins Café und, während meine Freunde an meinem Tisch immer noch von ihren privaten Angelegenheiten sprachen, empfand ich, der ich durch ein ebenso unerbittliches, wie gnädiges Schicksal jede Möglichkeit eines privaten Interesses ausgeschaltet sah, nur noch das allgemeine, das mich Zeit meines Lebens so wenig anging und dem ich, Zeit meines Lebens, auszuweichen pflegte.

Ich hatte schon wochenlang keine Zeitungen mehr gelesen, und die Reden meiner Freunde, die von den Zeitungen zu leben, ja geradezu von Nachrichten und Gerüchten am Leben erhalten zu sein schienen, rauschten ohne jede Wirkung an meinem Ohr vorbei, wie die Wellen der Donau, wenn ich manchmal am Franz-

Josephs-Kai sass, oder auf der Elisabeth-Promenade. Ich war ausgeschaltet; ausgeschaltet war ich. Ausgeschaltet unter den Lebendigen bedeutet so etwas Aehnliches wie: exterritorial. Ein Exterritorialer war ich eben unter den Lebenden.

Und auch die Aufregung meiner Freunde, selbst an diesem Freitagabend, schien mir überflüssig; bis zu jener Sekunde, da die Tür des Cafés aufgerissen wurde, und ein seltsam bekleideter junger Mann an der Schwelle erschien. Er trug nämlich schwarze Leder-gamaschen, ein weisses Hemd und eine Art von Militärmütze, die mich gleichzeitig an eine Bettschüssel und an eine Karikatur unserer alten österreichischen Kappen erinnerte; kurz und gut: nicht einmal an eine preussische Kopfbedeckung. (Denn die Preussen trugen auf ihren Köpfen keine Hüte und keine Kappen, sondern Bedeckungen.) Ich war, ferne der Welt und der Hölle, die sie für mich darstellte, keineswegs geeignet, die neuen Mützen und Uniformen zu unterscheiden, geschweige denn, sie zu erkennen. Es mochte weisse, blaue, grüne und rote Hemden geben; Hosen, schwarz, braun, grün, blau lackiert; Stiefel und Sporen, Leder und Riemen und Gürtel und Dolche in Scheiden jeder Art: ich, jedenfalls, ich hatte für mich beschlossen, seit langem schon, seit der Heimkehr aus dem Krieg schon, sie nicht zu unterscheiden und sie nicht zu erkennen. Daher also war ich zuerst mehr als meine Freunde über die Erscheinung dieser Gestalt überrascht, die wie aus der im Souterrain gelegenen Toilette emporgestiegen, dennoch aber durch die Strassentür hereingekommen war. Ein paar Augenblicke lang hatte ich tatsächlich geglaubt, die mir wohlbekannt, im Souterrain gelegene Toilette läge plötzlich draussen, und einer der Männer, die sie bedienten, wäre eingetreten, um uns zu verkünden, dass alle Plätze bereits besetzt seien. Aber der Mann sagte: „Volksgenossen! Die Regierung ist gestürzt. Eine neue deutsche Volksregierung ist vorhanden!“

Seitdem ich aus dem Weltkrieg heimgekehrt war, in ein verrunzeltes Vaterland heimgekehrt war, hatte ich niemals den Glauben an eine Regierung aufgebracht; geschweige denn: an eine Volksregierung. Ich gehöre heute noch — kurz vor meiner wahrscheinlich letzten Stunde darf ich, ein Mensch, die Wahrheit sagen — einer offenbar versunkenen Welt an, in der es selbstverständlich schien, dass ein Volk regiert werde und, dass es also, wollte es nicht aufhören, Volk zu sein, sich nicht selber regieren könne. In meinen tauben Ohren — ich hatte oft gehört, dass sie „reaktionär“ geheissen werden — klang es so, als hätte mir eine geliebte Frau gesagt, sie brauchte mich keineswegs, sie

ROMANE - POLITIK - WISSENSCHAFT - KUNST  
Jedes Buch liefert Ihnen prompt  
**LIBRAIRIE INTERNATIONALE**  
**DES LETTRES, ARTS ET SCIENCES**  
PARIS (6<sup>e</sup>). 18, Rue du Vieux-Colombier  
Tel.: Littré 85-37. Postscheck: Paris 2193-10  
Deutsches und französisches Antiquariat



könnte mit sich selbst schlafen und müsste es sogar, und zwar einzig zu dem Zweck, um ein Kind zu bekommen.

Insbesondere deshalb überraschte mich der Schrecken, der bei der Ankunft des seltsam gestiefelten Mannes und seiner seltsamen Verkündung alle meine Freunde ergriff. Wir hatten, alle zusammen, kaum drei Tische eingenommen. Einen Augenblick später blieb ich, nein, fand ich mich allein. Ich fand mich tatsächlich allein, und es war mir einen Augenblick so, als ob ich mich tatsächlich lange selbst gesucht und mich selbst überraschend allein gefunden hätte. Alle meine Freunde standen nämlich von ihren Sitzen auf und statt, wie es zwischen uns seit Jahren üblich gewesen war, mir vorher: „Gute Nacht!“ zu sagen, riefen sie: „Ober zahlen!“ Aber da unser Ober Franz nicht kam, riefen sie dem jüdischen Cafetier Adolf Feldmann zu: „Wir zahlen morgen!“ — und sie gingen, ohne mich noch einmal anzusehen.

Immer noch glaubte ich, sie kämen wirklich morgen, um zu zahlen, und der Ober Franz sei im Augenblick in der Küche oder sonst irgendwo aufgehalten und einfach deshalb nicht so prompt wie gewöhnlich erschienen. Nach zehn Minuten aber kam der Cafetier Adolf Feldmann hinter seiner Theke hervor, im Ueberrock und einen steifen Hut auf dem Kopf und sagte mir: „Herr Baron, wir nehmen Abschied für immer. Wenn wir uns einmal irgendwo in der Welt wiedersehen sollten, werden wir einander erkennen. Morgen kommen Sie bestimmt nicht mehr her. Wegen der neuen deutschen Volksregierung nämlich. Gehen Sie heim, oder gedenken Sie hier sitzen zu bleiben?“

„Ich bleibe hier, wie alle Nächte“, — antwortete ich.

„Dann leben Sie wohl, Herr Baron! Ich lösche die Lampen aus! Hier sind zwei Kerzen!“

Und damit zündete er zwei bleiche Kerzen an und, ehe ich mir noch von meinem Eindruck, er hätte mir Totenkerzen angezündet, eine Rechenschaft geben konnte, waren alle Lichter im Café erloschen, und blass, mit einem schwarzen steifen Hut auf dem Kopf, ein Totengräber eher als der joviale, silberbärtige Jude Adolf Feldmann, übergab er mir ein wuchtiges Hakenkreuz aus Blei und sagte:

„Für alle Fälle, Herr Baron! Bleiben Sie ruhig, bei ihrem Schnaps! Ich lasse den Rollbalken zu. Und, wenn Sie gehen wollen, können sie ihn von innen aufmachen. Die Stange steht rechts, neben der Tür.“

„Ich möchte zahlen“, — sagte ich.

„Dafür ist heute keine Zeit!“, — erwiderte er.

Und schon war er verschwunden, und schon hörte ich vor der Tür den Rollbalken niederrollen.

Ich fand mich also allein, am Tisch, vor den zwei Kerzen. Sie klebten am falschen Marmor, und sie erinnerten mich an eine Art weisser, aufrechter, angezündeter Würmer. Ich erwartete jeden Augenblick, dass sie sich bögen, wie es Würmern eigentlich geziemt.

Da es mir unheimlich zu werden begann, rief ich: „Franz, zahlen!“, — wie sonst, an jedem Abend.

Aber nicht der Ober Franz kam, sondern der Wachhund, der ebenfalls „Franz“ hiess, und den ich

eigentlich nie hatte leiden mögen. Er war von sandgelber Farbe und hatte triefende Augen und einen schleimigen Mund. Ich liebe Tiere nicht und noch weniger jene Menschen, die Tiere lieben. Es schien mir, mein Lebtage, dass die Menschen, die Tiere lieben, einen Teil der Liebe den Menschen entziehen und besonders gerechtfertigt erschien mir seine Anschauung, als ich zufällig erfuhr, dass die Deutschen aus dem Dritten Reich Wolfshunde lieben, die deutschen Schäferhunde. Arme Schafe! — sagte ich mir da.

Nun aber kam der Hund Franz zu mir. Obwohl ich sein Feind war, rieb er sein Gesicht an meinem Knie und bat mich gleichsam um Pardon. Und die Kerzen brannten, die Totenkerzen, meine Totenkerzen! Und von der Peterskirche kamen keine Glocken. Und ich habe nie eine Uhr bei mir, und ich wusste nicht, wie spät es war.

„Franz, zahlen!“ sagte ich zum Hund, und er stieg auf meinen Schoss.

Ich nahm ein Stückchen Zucker und reichte es ihm.

Er nahm es nicht. Er winselte nur. Und hierauf leckte er mir die Hand, der er das Geschenk nicht abgenommen hatte.

Jetzt blies ich eine Kerze aus. Die andere löste ich vom falschen Marmor los und ging zur Tür und stiess mit der Stange den Rollbalken von innen auf.

Eigentlich wollte ich dem Hund entgehen, und seiner Liebe.

Als ich auf die Strasse trat, die Stange in der Hand, um den Rollbalken wieder hinunterzuziehen, sah ich, dass mich der Hund Franz nicht verlassen hatte. Er folgte mir. Er konnte nicht bleiben. Es war ein alter Hund. Mindestens zehn Jahre hatte er dem Café Lindenhämmer gedient, wie ich dem Kaiser Franz Joseph; und jetzt konnte er nicht mehr. Jetzt konnten wir beide nicht mehr. „Zahlen Franz!“ — sagte ich zu dem Hund. Er erwiderte mir mit einem Winseln.

Der Morgen graute über den wild fremden Kreuzen. Ein leiser Wind ging und schaukelte die greisen Laterne, die noch nicht, in dieser Nacht nicht, erloschen waren. Ich ging durch leere Strassen, mit einem fremden Hund. Er war entschlossen, mir zu folgen. Wohin? —

Ich wusste es ebensowenig, wie er.

Sobald erschien:

## DAS BUCH

ZEITSCHRIFT FÜR DIE UNABHÄNGIGE  
DEUTSCHE LITERATUR

Heft 1 enthält u. a. Uebersicht über die „Bücher des Frühjahrs 1938“. — Bibliographie der rund 1500 ausserhalb Deutschlands erschienenen unabhängigen Schriften.

Heft 2 bringt u. a. Besprechungen der Neuerscheinungen. Fortführung der Bibliographie.

Jahresabonnement: ffr. 22.—; sfr. 3.80; Kc. 24.—

EDITIONS NOUVELLES INTERNATIONALES  
Paris (XVI<sup>e</sup>), Rue Singer, Boite Postale 30



ger zu schätzen wusste, sich von Zürich zur sogenannten *Volksabstimmung* über die deutsche Grenze begeben hat.

Es wäre zu billig und auch zu traurig, wollte ich in solch einem Fall über meine instinktive Voraussicht frohlocken. Allein die Not der Stunde gebietet eine unerbittliche Kritik nicht nur an den wohlfeilen Schreibern, sondern auch an den ebenso wohlfeilen Lesern, die, hingerissen von jeder echt arischen Blondheit, die mit ihnen das Flüchtlingsschicksal zu teilen scheint oder vorgibt, fremd und ferne der Agrikultur und (törichterweise) schuldbewusst dieser Fremdheit, die blonde Spreu vom blonden Weizen nicht zu unterscheiden vermögen. Sie halten die Blauäugigkeit eines literarischen Radfahrers für eine Garantie, und sie schätzen einen Wandervogel, der zwitschert, höher als einen Juden, der singt.

Man möge sich damit abfinden: Minderheiten haben ihren Snobbismus. Sie verlieren die Hälfte ihrer Kritik jedem Mitglied der ihnen feindlichen Mehrheit gegenüber, das gelegentlich vorgibt, sich ihnen zu nähern und das den Versuch unternimmt, mit „einem Hintern auf zwei Hochzeiten zu tanzen“, wie ein Sprichwort sagt. In ihrer Vernageltheit greifen sie sogar das Bankkonto an, lediglich, um dem treu-blauen Aug' zu gefallen, und den Kredit, den sie zu gewähren sonst so schüchtern sind, spenden sie mit beiden, ja, geradezu mit vier Händen jenem, der in künstlerischer Mittelmässigkeit von einer Mitgift genährt zu werden lechzt.

Unselig ist die Minderheit und jämmerlich die Mehrheit! Unsäglich sogar noch mein Zwang, sie anzuklagen! Wir wollen ihm also nicht weiter nachgeben und nur noch nebenbei den Namen jenes Schriftstellers aufzeichnen, der sich selbst unter dem Prädikat: „mittelmässig“ fast ebenso schnell erkannt hatte, wie er zur Volksabstimmung hingeeilt war: er heisst *Ernst Gläser*. Er hatte sich angeblich nicht gleichgeschaltet. Nun hat er sich unverhohlen heimgeschaltet.

JOSEPH ROTH

## Die Tinte nicht wert

Der „Fall“ allein, von dem hier die Rede sein wird, wäre die Tinte nicht wert, die dieser Artikel kostet; weil es sich nämlich nur um jenen „mittelmässigen deutschen Schriftsteller“ handelt, von dem ich vor einigen Monaten im „Neuen Tage-Buch“ schrieb, er hätte jede Mitarbeit an der von Thomas Mann gegründeten Zeitschrift abgelehnt, weil Juden an ihr mitarbeiten. Obwohl ich keinen Namen genannt hatte, schien sich der Betroffene dermassen betroffen gefühlt zu haben, dass er sich selbst als der von mir Gemassregelte erklärte, indem er sowohl das „Neue Tage-Buch“, als auch Herrn Thomas Mann, als auch mich um Widerruf bat: er sei verleumdet worden. Und obwohl sehr selten eine Aufklärung so ähnlich einer Selbst-Denunziation gewesen war, wurde jenem Schriftsteller Genugtuung zuteil. Im „Neuen Tage-Buch“ schrieb ich, man habe ihn bei mir verleumdet.

Nun aber erweist es sich, dass er, der aus dem Dritten Reich ausgewandert ist und auch während seiner zweifelhaften Emigration, wie immer, jüdische Verle-

## HEINE

prächtige Dünndruck-Ausgabe, Berlin 1925  
5 Leinenbände. frs. 100.—

Verlangen Sie unsere Antiqu. Kataloge

SOCIALISTICA — PSYCHOANALYSE

LIBR. INT. LETTRES, ARTS ET SCIENCES

18, rue d. Vieux-Colombier, PARIS (6<sup>e</sup>)

Tel.: Littré 85-37

Postsch. Paris 2193-10

Verlag: Nederlandsche Uitgeverij (Société Néerlandaise d'Éditions), S. à r. l. au cap. de 200.000 Frs. Gesellschaftsitz und Redaktion: Paris (VIII<sup>e</sup>), Elysée-Building, 56, rue du Faubourg-Saint-Honoré. Telephone: Anjou 18-00.

Druckerei: Société Parisienne d'Impressions, Paris (IX<sup>e</sup>), 4 et 5, rue Saulnier.

Postscheckkonten: Frankreich: Compte chèque postal Paris 252-67. Schweiz: Postscheck-Amt Zürich, Konto Nr. VIII 21.891. Holland: Postcheque-en Girodienst Nr. 211.700.

Polen: Poczta Kassa Oszczednosci Warszawa Nr. 195.051.

Tschechoslow.: Praha 501.473. Jugoslawien: Beograd 66.562.

Amsterdamer Adresse: Amsterdam Z. Postbox 70 Z.

Le Gérant: Jean Bentley.



verkünden, dass der zweitgrösste Raum im neuen Glaubensbau zum Thingraum für alle unterdrückten Deutschgottgläubigen Stämme, die Sudeten, Araber, Marokkaner, Suaheli usw. ausgestaltet und sondergeweiht werden wird. Die spontanen Danktelegramme der schwer leidenden Brüder sind in Auftrag gegeben.

EDITH VON CHRISTELLA

### Der Wiener Prater

#### I.

Als ich jung war, gab es im Wiener Prater eine sogenannte Schreckenskammer, in die einzutreten den Jugendlichen verboten war. Man konnte dort verschiedene Greuel, in Wachs gebannt, besichtigen: Massenmörder und Morde, Henker, Hinrichtungen und Gehenkte, Bauch-Operationen, Kaiserschnitte, Skalpelle, Skelette, eiserne Jungfrauen, besiegte Tartaren, geschleift von im Galopp erstarrten Pferden, eine Zangen- geburt, Säuglinge mit drei Köpfen, an Folterräder Gebundene, aus gespaltenen Schädeln hervorquellendes graues Hirn und aus aufgeschlitzten Bäuchen heraus- hängende Därme, die an gewundene Feuerwehrschräu- che erinnerten. Ich gestehe, dass ich als Jugendlicher (eben, weil ich es war) gerne an Sonntagen in jener Schreckenskammer verweilte, sozusagen in meinen Augen als Erwachsener verkleidet und von der Poli- zei bewusst übersehen. Es war nämlich noch eine Zeit, in der die Regierungen den Jugendlichen gerade noch verziehen, dass sie wächserne, erstorbene Greuel- märchen betrachteten. Es war noch nicht unsere Zeit, in der einige Regierungen Jugendlichen den Auftrag geben, Greuelmärchen zu begehen, das Wahlrecht aus- zuüben, Zeitgenossen zu skalpieren, Kirchen, Friedhöfe, Synagogen zu schänden und aus einem unsagbaren, einem unsäglichen Unheil einen vermessenen Stolz zu beziehen.

Es gab, in meiner Jugend, auch die sogenannte: „Schreckensgrotte“. Man rollte, auf kleinen Wägel- chen, von süssen Geschöpfen begleitet, an höllischen Ueberraschungen aus Pappe vorbei, an gefrässigen Krokodilen und feuerspeienden Drachen, an gehörnten Teufeln mit herausgesteckten roten Zungen und be- haarten Schwänzen, die steil und dennoch geringelt, in einer geringelten Steifheit sozusagen, aus feurigen Hosen ragten. Es gab das Fegefeuer, bestehend aus bengalisch beleuchtetem Papier, tausendfach gezack- tem, den Oberteufel, der grinsend einen dreizackigen Spiess den Vorbeifahrenden entgegenhielt und schliess- lich Luzifer, den Herrn der Hölle, der, gewaltig, gross, trotz seiner ganzen, gewissermassen negativen Erha- benheit, die Sünden nicht zu verhindern vermochte, die wir eben, an ihm vorbeierollend, im Begriffe waren, mit unseren lieben Begleiterinnen zu begehen, die in wollü- stiger Angst zu schreien liebten — aus Freude an der Sünde, aber auch Freude am Schrei...

#### II.

In dem gleichen Wiener Prater hat vor einer Woche das „Dritte Reich“ eine Konkurrenz der Schreckens-

kammer improvisiert. Ein paar Juden mussten im wahren Sinne des Wortes: „ins Gras beissen“, lebendi- gen Leibes. Die nationalsozialistischen Heroen haben aus der heroischen Metapher der Deutschen, die den Tod auf dem Schlachtfeld anschaulich, greifbar, zu ma- chen bestimmt war, schliesslich eine „Hatz“ gemacht und die Juden in jenes Gras zu beissen gezwungen, das sie selbst verschmähen. Im Prater, in der Nach- barschaft der „Schreckenskammer“ und der „Schrek- kensgrotte“! Welch eine Konkurrenz! Wer wird sich noch die gruselige Wollust gönnen, gegen Entgelt gähnende Krokodile, feuerspeiende Drachen, Massen- mörder, Henker, Zangen- geburten, aufgeschlitzte Bä- che und alles andere Monstruöse im Prater anzusehen, wenn man umsonst auf der Ringstrasse, vor dem Ho- tel Imperial, auf dem Balkon, ein paar jener Herren sehen darf, die während meiner Jugend zweifellos als die bedeutendsten Ausrufer von den Schauerbuden des Praters engagiert worden wären (und es auch gewesen sein mögen)! Wundert man sich etwa darüber, dass man ihnen heute zjubelt? Der Eintritt in die Schreckenskammer hat, zu meiner Zeit, fünf Kreuzer gekostet; und die Teufel, Drachen und Krokodile waren nur aus Pappe! Und der delirierende Schrei unserer lieben, süssen Begleiterinnen galt ihnen dennoch, eben- so, wie uns. Nun aber, da die Ungeheuer lebendig und, wenn nicht alles täuscht, aus Fleisch und Blut beste- hend, ohne Entree zu verlangen, vielmehr sich dieses selbst mit Gewalt bereitend, auf dem Balkon des Ho- tels Imperial erscheinen: wie sollte man sie nicht be- grüssen? Der Fürst der Hölle hat die Schreckensgrotte im Prater aufgegeben und ist in das Hotel auf dem Kärntnerring übersiedelt. Alle Monstren sind ihm ge- folgt.

Verlassen von Besuchern wird also die Schreckens- kammer im Prater sein. Lebendige wirkliche Mörder sind umsonst zu sehen. Man sieht Greuel, wirkliche, die sich im Prater vollziehen. Wozu für den Anblick erstarrter zahlen? Was die Schreckensgrotte betrifft, so haben auch ihre ständigen Bewohner ihre Plätze verlassen, und sie dürfen sich in den Strassen und in den Häusern von Wien ergehen, dank jenen Ministe- rien, in die sich das „europäische Gewissen“ zuweilen flüchtet. Offenbar verbirgt es sich in ihnen.

Man möchte sagen: es verbirgt sich in den Schrek- kenskabinetten Europas...

JOSEPH ROTH

### Egon Friedells Ende

Obwohl die folgende Zuschrift von einem anony- men Absender stammt, macht sie den Eindruck wirklicher Unterrichtetheit, und wir geben sie ausnahmsweise wieder:

„Die Darstellung Paul Géraldys, die das NTB. in Nr. 15 aus dem ‚Figaro‘ zitiert, schildert den Tod Egon Friedells nicht richtig. Die Wirklichkeit war nicht so heroisch, aber erschütternder.

Egon Friedell erhielt in den letzten Tagen vor sei-



25. Juli '38

geschale, nur mit einem Hemd und Rock bekleidet, und harrete angstvoll auf das Ergebnis.

Da es so erschreckend feierlich zuging, verlor auch wohl einmal jemand den Mut. Borremans erzählt unter anderem, wie ein aus Deutschland gekommener Mann sich nicht auf die Waage getraute und unverrichteter Dinge wieder heimreiste. Zu Hause hatte man inzwischen seine Güter beschlagnahmt, und er galt, da er keine Bescheinigung der Wiegeprobe vorweisen konnte, nun als völlig überführt. Mit knapper Not entkam er der Verhaftung, machte sich eilig wieder auf den Weg nach Oudewater und liess sich nun doch wiegen. Als er jetzt das Zertifikat nach Hause brachte, da war er gerechtfertigt und erhielt auch sein Eigentum zurück.

Es sind viele der in Oudewater ausgestellten Zertifikate, von denen eine so wunderbare Schutzwirkung gegen Verleumder und Verfolger ausging, erhalten. Sie sind nach einem offenbar wohl überlegten Muster angefertigt. Alle enthalten eine genaue Personalbeschreibung, die eine missbräuchliche Benutzung durch jemand anders unmöglich machen soll. Dann wird aber nicht etwa zahlenmässig angegeben, wieviel die angeschuldigte Person gewogen hat. Vielleicht wollte man den Hexenverfolgern zu Hause keine Händhabe bieten, um ihre bekannte Listigkeit und ihre Deu-

tungskünste an einer Zahl zu üben. Jedenfalls ist es auffällig, dass die Zertifikate das Ergebnis des doch stets sorgfältig und langwierig durchgeführten Wiegens immer nur in der Formel wiedergeben: es werde der betreffenden Person bestätigt, dass nach dem Urteil der beiden Schöffen das festgestellte Gewicht als in Uebereinstimmung mit der Körpergrösse und Statur befunden wurde.

Man beschaut sie mit einer gewissen Andacht, diese kleinen Dokumente des gesunden Menschenverstandes und der fernwirkenden Fürsorge aus Zeiten der erschreckendsten Geistesverirrung. So hat es schon unser Chronist Borremans gefühlt:

„Und habe ich dies über Oudewater hier anfügen wollen, damit man erkennt, dass Gott der Herr in seiner Menschenliebe selbst in düsteren Zeiten Menschen erweckt hat, welche die Listen des Satans haben aufdecken können, obwohl sie vielleicht, um nicht selber mitverdächtigt zu werden, dies Aufdecken auf eine bedeckte Weise haben durchführen müssen.“

An den Teufel glaubte Borremans nämlich; nur hielt er nicht die angeblichen Hexen, sondern die Folterknechte für des Teufels Spiessgesellen, wie es schon der Dr. Wier gelehrt hatte. Und so haben offenbar auch die Leute von Oudewater gedacht.

## Rast angesichts der Zerstörung

Von Joseph Roth

Gegenüber dem Bistro, in dem ich den ganzen Tag sitze, wird jetzt ein altes Haus abgerissen, ein Hotel, in dem ich sechzehn Jahre gewohnt habe — die Zeit meiner Reisen ausgenommen. Vorgestern abend stand noch eine Mauer da, die rückwärtige, und erwartete ihre letzte Nacht. Die drei anderen Mauern lagen schon, in Schutt verwandelt, auf dem halb umzäunten Platz. Wie merkwürdig klein erscheint mir heute dieser Platz im Verhältnis zu dem grossen Hotel, das einst auf ihm gestanden hatte! Man müsste glauben, ein leerer Platz sei weiter als ein bebauter. Aber wahrscheinlich kommen mir die sechzehn Jahre, nun sie vergangen sind, so köstlich vor, ja, von Kostbarem erfüllt, dass ich nicht begreifen kann, wie sie auf einem so kargen Platz abrollen konnten. Und, weil das Hotel jetzt ebenso zerschmettert ist, wie die Jahre, die ich darin verlebt hatte, verronnen sind, erscheint mir in der Erinnerung auch das Hotel weit grösser, als es gewesen sein mochte. An der einzigen Wand erkannte ich noch die Tapete meines Zimmers, eine himmelblaue, zart goldgeäderte. Gestern schon zog man ein Gerüst, auf dem zwei Arbeiter standen, vor der Wand hoch. Mit Pickel und Steinhammer schlug man auf die Tapete ein, auf meine Wand; und dann, da sie schon betäubt und brüchig war, banden die Männer Stricke um die Mauer — die Mauer am Schafott. Das Gerüst ging mit den Arbeitern nieder. An beiden Rändern der Mauer hingen die Strickenden herunter. Jeder der bei-

den Männer zog an je einem Strickende. Und mit Gepolter stürzte die Mauer ein. Eine weisse, dichte Wolke aus Kalk und Mörtel verhüllte das Ganze. Aus ihr traten jetzt weissbestaubt, gewaltigen Müllern ähnlich, die Steine mahlen, die zwei Männer. Sie kamen mir geradewegs entgegen, wie jeden Tag, ein paarmal am Tage. Sie kennen mich, seitdem ich hier sitze. Der Jüngere deutete mit dem Daumen über die Schulter rückwärts und sagte: „Jetzt ist sie weg, Ihre Tapete!“ — Ich lud beide ein, mit mir zu trinken, als hätten sie mir eine Wand aufgebaut. Wir scherzten über die Tapete, die Mauern, meine teuren Jahre. Die Arbeiter waren Demolisseure; Niederreißen war ihr Beruf, für Aufbauen kamen sie niemals in Betracht. Und das ist recht so, sagten sie. Jedem sein Beruf und jedem sein Verdienst! Dies ist der König der Demolierer, sagte der Jüngere. Der Aeltere lächelte. So heiteren Sinnes waren die Zerstörer; und ich mit ihnen.

Jetzt sitze ich gegenüber dem leeren Platz und höre die Stunden rinnen. Man verliert eine Heimat nach der anderen, sage ich mir. Hier sitze ich am Wanderstab. Die Füsse sind wund, das Herz ist müde, die Augen sind trocken. Das Elend hockt sich neben mich, wird immer sanfter und grösser, der Schmerz bleibt stehen, wird gewaltig und gütig, der Schrecken schmettert heran und kann nicht mehr schrecken. Und dies ist eben das Trostlose.



Wir alle wollen gerne glauben, dass Mitmenschen, die unschuldig verfolgt werden, besondere Eigenschaften aufweisen, welche die Wut der Verfolger etwas erklärlicher machen. Und die verfolgten Mitmenschen glauben das mit der Zeit auch von sich selbst. Nicht etwa, dass wir dabei immer nur an schlechte Eigenschaften denken, aber doch jedenfalls an solche, die missdeutet werden können. Und so wird die begangene Unmenschlichkeit zwar nicht gerechtfertigt, jedoch immerhin ein wenig entschuldigt.

Wilhelm Wundt, der 1920 verstorbene, berühmte Philosoph und Psychologe in Leipzig, bot hierfür unfreiwillig ein besonders sprechendes Beispiel. Er kam in seiner Schrift „Der Spiritismus“ auch auf die Hexenwaagen aus früherer Zeit zu sprechen, das heisst auf die in den Hexenprozessen mitunter angewandten Wiegeproben. Sie beruhten auf der Annahme, dass die Frau, die mit dem Teufel einen Pakt geschlossen hatte, unnatürlich leicht war. Und Professor Wundt stellte nun fest:

„Wir besitzen zahlreiche Zeugnisse sogar von Gerichtspersonen, denen gewiss nicht unbedingt die Glaubwürdigkeit verweigert werden darf, nach welchen eine Hexe zuweilen nur ein Lot, zuweilen auch gar nichts wog. Im einzelnen mochten sie manchmal auf Täuschung beruhen, ganz aus der Luft gegriffen aber waren sie schwerlich.“

Dass eine der gebrauchten Marktwaagen normal und richtig wog, wenn eine angebliche Hexe in der Wiegeschale sass, das kam in der Tat damals überhaupt kaum vor. Der menschenfreundliche Gelehrte des zwanzigsten Jahrhunderts kann an so viel Niedertracht und Tücke der Folterknechte nicht glauben, wenigstens nicht aller. Er sucht daher eine Erklärung im Spiritismus:

„In den zivilisierten Ländern hatten vom 14. bis ins 17. Jahrhundert die spiritistischen Manifestationen, die man damals mit dem Namen der Hexerei und Zauberei bezeichnete, eine grosse Ausdehnung gewonnen. So war damals, wie es scheint, die auch in neuerer Zeit beobachtete Aufhebung der Schwerkraft ein so gewöhnliches Vorkommnis, dass darauf bekanntlich das Gottesurteil der Hexenprozesse gegründet war.“

Hier irrte unser berühmter Zeitgenosse. Er kannte nicht die Geschichte der Hexenwaage in dem holländischen Städtchen Oudewater. Hier wurden mindestens zwei Jahrhunderte hindurch unzählige Frauen und mitunter auch Männer gewogen. Sie kamen aus weiter Ferne, vom Rhein und von der Donau. Und niemals zeigte jemand, der in die Wiegeschale in Oudewater gesetzt wurde, die damals so verderbliche Eigenschaft eines Mediums, nie kam es hier zu einer spiritistischen Manifestation, so wenig wie zu einer Manifestation des Teufels. — Und das war auch gar nicht anders zu erwarten von einer biedereren städtischen Marktwaage in einem Lande, in dem massenhafte Hexenverfolgungen überhaupt nie ausgebrochen waren, und in dem seit 1597 niemand mehr wegen Zauberei hingerichtet wurde, auch wenn er sich selbst im Wahn bezichtigte.

Aber als man in den Niederlanden so weit war, stieg

in den Nachbarländern das Uebel erst auf seine höchste Höhe. Inmitten dieser Welt der abergläubischen Panik und der agitatorischen Ausnutzung des Teufelschreckens war die niederländische Insel der Rechtssicherheit vor dem herüberschlagenden Funkenregen der geistigen Ansteckung nicht immer so leicht zu bewahren. Da kam dann wohl z. B. auch einmal eine Bäuerin aus der Umgegend nach Oudewater und bat, gewogen zu werden, damit die Nachbarn nicht weiter sie verdächtigten, ein Kind behext zu haben.

Solche Gesuche von Holländerinnen und Holländern wurden grundsätzlich abgeschlagen. Als man einmal auf wiederholte Bitten hin einer Frau den Gefallen tat, da wurde das als ein besonderer Ausnahmefall behandelt, als eine Durchbrechung des Prinzips, zu der man sich nur zögernd und widerwillig entschloss. Die Hexenwaage von Oudewater war nur für Ausländer da.

In dieser ihrer Zweckbestimmung war sie weit über die Grenzen der Niederlande hinaus berühmt. Die guten Leute von Oudewater mischten sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Bistümer, Reichsstädte, Landherrschaften und dergleichen selbständigen Gemeinwesen, und doch hatten sie ein Mittel gefunden, um armen Verfolgten Schutz zu bieten. Und zwar verhielt es sich damit folgendermassen:

Kaiser Karl V. sollte der Stadt Oudewater aus Begeisterung über das zuverlässige Funktionieren ihrer Marktwaage das Privileg verliehen haben, dass ihr amtliches Wiegezeugnis „im ganzen Reiche als rechtsgültig erachtet werden und alle andern Proben ausschliessen soll“. Das berichtet Balthasar Bekker in seinem bekannten Buch, wobei er hinzufügt: so sage man allgemein.

Man sagte es und glaubte es. Und das war die Hauptsache. Die Urkunde konnte nicht vorgezeigt werden. Immerhin gab es dafür eine Erklärung: das Städtchen war von den Spaniern 1575 verwüstet und niedergebrannt worden. Das in Verlust geratene kaiserliche Dokument hat seine unverminderte Wirkungskraft bis tief ins 18. Jahrhundert hinein behalten, solange es in Europa Hexenprozesse gab.

Lange Listen mit Namen von Fremdlingen, die Hilfe und Zuflucht in dem südholländischen Städtchen gesucht haben, sind bewahrt geblieben; eine besonders ausführliche Liste reicht vom Jahre 1644 bis 1729.

Nicolaas Borremans, der von 1645 bis 1648 in Oudewater wohnte, schilderte als Augenzeuge recht anschaulich, wie es beim Wiegen zugeing. (Seine Schrift „Van het wegen der toovernaers tot Oudewater“ erschien 1657 zu Amsterdam im Druck.) Man empfing die Verfolgten und Angeschuldigten aus dem Auslande keineswegs mit beruhigendem Augenzwinkern. Mit feierlichem Ernst und langwierigen Vorsichtsmassregeln walteten Wiegemeister und Schöffen ihres Amtes. Sie erhielten auch ihre Gebühren nach fester Ordnung, ebenso wie die städtische Hebamme, die die Frauen, und wie der Stadtbote, der die Männer zu untersuchen hatte, ob sie auch keine Gewichte verborgen trügen. Bleich und zitternd sass das Opfer in der Wie-



Unfassbares geschieht, die Hand bleibt ruhig und greift nicht an den Kopf. Rechts neben mir liegt das kleine Postamt, der Briefträger tritt heraus und legt mir Briefe auf den Tisch, böse Briefe meist; als das Hotel noch stand, pflegte er mir gute zu bringen. Eine Frau kommt, — geliebt, und ich lächle, Abglanz eines alten Lächelns, nach dem ich mich auch nicht mehr sehne. Ein Greis in Hauspantoffeln schlurft vorbei, und ich beneide ihn um sein Recht, Greis zu sein und zu schlurfen. Lärmfrohe Gäste stehen um den Schanktisch, sie streiten sich munter. Sie tragen unvereinbare, freilich eng miteinander verwandte Meinungsverschiedenheiten aus: Feuerzeuge, Radio-Apparate, Rennpferde, Gattinnen, Automobil-Marken, Aperitifs und manch anderes, was Gemüter ernstlich beschwert. Ein Chauffeur tritt ein. Der Kellner gibt ihm Rotwein. Das Taxi wartet. Der Chauffeur trinkt. Bald steht er allein; der Wirtin gegenüber an der Theke. Der Kellner hängt eine leere Blechbüchse an ein Autorad. Die Gäste lachen. Sie fordern von mir, dass ich mitlache. Warum nicht? Ich stehe auf und lache. Wer lacht denn da aus mir? An meinem Tisch wartet das sanfte grosse Elend. Wart', ich lache nur ein bisschen!

Schräge gegenüber steht der Friseur, weiss, wie eine

Kerze, vor der Tür. Bald werden Kunden kommen, nach des Tages Arbeit werden sie kommen, wenn mir der Händler die Abendzeitungen bringt, jene, in denen von heissen Gefechten und kaltem Blut die Rede ist, und die sich — man sollte es nicht glauben — dennoch wie riesengrosse abendmüde Friedens-Tauben raschelnd auf die Tische der Terrasse heimretten. Den ganzen Schrecken der Welt enthalten sie, den Schrecken des ganzen grausigen Tages, davon sind sie so müde. Wenn die ersten silbernen Laternen erglimmen, kommt gelegentlich ein Vertriebener, ohne Wanderstab, ganz, als wäre er zu Hause, und so, als wollte er in einem Atem zu erkennen geben, dass er zu Hause sei, wie daheim, aber auch durchaus in der Fremde heimisch, sagt er: Ich weiss, wo man hier gut und billig essen kann. Und es ist gut so, dass er es glaubt. Es ist gut, dass er unter der silbernen Lichterschnur der Laternen dahingeht und nicht den jetzt, in der anbrechenden Nacht, immer gespenstischer bleichenden Kalk auf dem Platz gegenüber sieht. Nicht alle müssen sich an Schutt gewöhnen und an zerpulverte Mauern.

Der Heimatlose hat die Zeitungen mitgenommen. Er will sie im guten, billigen Restaurant lesen. Vor mir der Tisch ist leer.

## „Der blaue Tiger“

Von Hermann Kesten

Alfred Döblin liebt die gewaltigen Stoffe. Seine Romandichtungen sind Paraphrasen zu Götter-Epen und Urwaldmythen. Die schaffende und tötende Natur interessiert ihn mehr als die Gesellschaft. Der Aufstieg und Untergang ganzer Völker samt ihren Göttern und Ideen interessieren ihn mehr als die Leiden und Spässe des Individuums. Seine im Phantastischen so exakte Fabulierlust führt uns spielend und souverän durch Aeonen und verschollene Kulturen. Mit fremden Göttern, mit toten Königen und mit Wilden macht er uns vertraut. Vor dieses Dichters Blick wird unsere vertraute Welt zur wüsten Wildnis, zum neuen Urwald.

Seine neue (zweibändige, dreiteilige) Romandichtung „Das Land ohne Tod“ ist im Grunde eine Ideendichtung, ein kulturphilosophischer Roman. Ueber den ersten Band „Die Fahrt ins Land ohne Tod“, Querido Verlag, Amsterdam, 1937, berichtete ich in diesen Blättern schon. Der zweite selbständige Roman, „Der blaue Tiger“, erscheint soeben bei Querido, Amsterdam.

Aber freilich, Döblin verbirgt eher seine Ideen als dass er sie enthüllt. Er gestaltet sie in grossartigen Bildern.

Der erste Roman, „Die Fahrt ins Land ohne Tod“, schildert das Leben der Indianer, ihre Sitten, Reiche, Götter, ihre fatale Begegnung mit den Weissen, den Konquistadoren. Döblin erzählt die tragische Begegnung zweier Kulturen, sogenannter Wilder mit sogenannten Christen.

Der neue Roman, „Der blaue Tiger“, hat zwei Teile.

Im ersten Teil wird die einhundertfünfzigjährige Geschichte der „kommunistischen“ Jesuitenrepublik zu Paraguay erzählt, jenes Christenstaats im südamerikanischen Urwald.

So beginnt Döblin das grosse Abenteuer der Jesuväter zu erzählen: „Amerika, das neue Indien war entdeckt. Die Reiche der Indianer zerfielen. Ihre Völker schmolzen hin. Manche Weisse suchten zu helfen... Da waren im Norden jenseits des grossen Meers, in Spanien, Italien, Deutschland Bruderschaften entstanden, die über die Menschheit trauerten. Es gab viele Kriege. Die weissen Menschen waren ohne Glück. Sie wurden von ihrer grossen innern Unruhe getrieben und fanden kein Ziel. Immer neue Kriege zerrissen sie... Sie wurden nicht besänftigt... Von wo sollte Frieden, Freundschaft, Liebe kommen? Wie nun die weissen Menschen so elend waren, gingen Bruderschaften mit sich zu Rat. Von den Menschen kann das Heil nicht kommen... Und sie begannen ein schweres Werk, lebten erst fern von andern in Klöstern, dann gingen sie unter die Menschen. Eine fromme Bruderschaft hiess Streitschar Jesu. Sie hatte viele junge Menschen, die das Neue wollten. Sie mischten sich unter das Volk. Es stiegen welche von ihnen auf die Schiffe, in Cadix. Sie fuhren zu den farbigen Menschen.“

Die Jesuiten kamen zur Heidenbekehrung. In San Paolo, wo die Jesuväter landeten, am Ufer des Amazo-



nas, werden sie von den weissen Kolonisten bestohlen, bedroht, vertrieben. Diese Kolonisten sind Sklavenhändler, sie handeln mit Indianervölkern im Grossen und verwüsten ihre Ware, wie sie es weder mit Pfeffer noch mit Salz täten. Da ist kein Platz zur Bekehrung. Die Jesuväter gehn in den Urwald, zu den Indianern, sammeln sie um sich, bekehren sie, lehren sie die frommen Gesänge, lehren sie zu arbeiten. Wie von selbst entsteht im Urwald die Niederlassung der Jesuväter mit den Indianern, die fast unwillkürliche Gründung der ersten Stadt, das „indianische Kanaan“, eine neue Menschengemeinschaft zwischen Roten und Weissen, die „christliche Republik“ am Parana.

Diese Staaten gründenden Jesuiten sind Schwärmer, Ekstatiker, Propheten. Der Rausch der Begeisterung treibt sie. Sie handeln im reinen apostolischen Feuer der ersten Generation, die da auszog, nach einer neuen Idee eine neue Form von Staat zu schaffen. Es sind Schwärmer und Schwarmgeister. Zuerst erliegt einer von ihnen, der junge Jesuvater Mariana, der Verführung der indianischen Zauberkulte: heimlich lernt er im Urwald die heidnischen Kulttänze, beginnt, an die indianischen Flussgötter zu glauben, verstrickt sich im fremden Zauber und verdirbt.

Später erliegt die ganze „christliche Republik“ schutzlos und waffenlos dem Ansturm weisser und roter Sklavenhändler und Räuber. Weisse und rote Wilde zerstören die neuen Städte, den neuen Staat der Jesuiten, dreizehn blühende Orte. Fast hunderttausend indianische Schüler der Jesuiten und viele Jesuväter werden wehrlos erschlagen oder in die Sklaverei verkauft.

Die übriggebliebenen Jesuväter und zwölftausend ihrer christianisierten Indianer fahren auf siebenhundert Fahren den Parana abwärts, gründen in neuem Wald die neue Stadt. Diese zweite Generation der Jesuväter, härter, erfahrener, gründet die neue Gesellschaft, wieder mit Arbeit in Gemeinschaftsgruppen, mit gleichmässiger Verteilung des Arbeitsertrages, mit gewählten indianischen Magistraten, mit wachsenden Siedlungen am mittleren Parana und in Uruguay, sie bauen wieder ihren „Musikstaat“. Wieder ziehn mit frommen Kirchenliedern indianische Männer und Frauen zur Arbeit im Urwald, erfüllen mit den summen Gesängen die Kirchen und Dörfer und wachsenden Städte.

Aber angesichts der Verwilderung, der Entchristlichung Europas und seiner weissen Sendlinge sperren diese Jesuväter ihren neuen Musterstaat vor den Weissen ab. „Um die Dunkeln, die man bekehren will, beim Glauben festzuhalten, muss man sie dem bösen Beispiel und der Tyrannei der Weissen entziehen.“ Ja zuletzt lehren die Jesuiten ihre indianischen Schüler den Gebrauch der Feuerwaffen und bilden aus ihnen stehende Truppen, gut gedrillt und ausgerüstet. Es war um die Zeit, da „dreissig Jahre Mord unter den Weissen“ Europas herrschte, im Dreissigjährigen Krieg.

Das christliche Ideal rüstete also auf und führte Feuerwaffen. In ihrem Schutz gedieh der „Friede über der christlichen Republik am Parana“. Die Jesu-

väter predigen und pflanzen, sie singen und treiben Handel, sie richten Orchester und Chöre ein, dehnen ihre Siedlung aus und werden mächtig, in ihren Kirchen werden die indianischen Messen zwischen Gold und Glanz zelebriert. Im Zeitenuntergang, in der Krise des Christentums in Europa, versuchten die Jesuiten in ihrer christlichen Urwaldrepublik „die Arche Noah des Christentums zu schaffen“. „Das Christentum suchte sich vor seinen weissen Anhängern zu den Dunkeln zu retten. So weit war es mit den Weissen gekommen.“ Dann aber, in der dritten Generation, schildert Döblin, kommt „die Zeitenwende“.

Der Jesuitenstaat von Paraguay ward immer reicher, mächtiger. Besucher kommen, staunen, hören. „Musik von morgens bis abends, das Trommeln und Flöten hörte nicht auf.“ Sie sehn den Reichtum, den Gottessegens, die Scharen frommer indianischer Christen, das kultivierte Land, die unzähligen Viehherden, die blühenden, friedlichen Städte, den abgesperrten, glücklichen Staat, die „kommunistische“ Republik.

„Und die Ausbeutung?“ fragen sie. Denn sie begreifen draussen in der Welt nicht, wie ein Staat ohne Ausbeutung gedeiht.

Der Jesuit lacht und antwortet: „...Im übrigen ist alles bei uns Plan, Vernunft, Organisation, — weiter nichts. Andere müssen mit Ausbeutung kommen, weil sie unvernünftig sind. Wir gelangen spielend zu den Reichtümern, zu denen die andern mit Sklaverei und Menschenvernichtung nicht kommen. Bei uns beruht alles auf der christlichen Lehre. Es gibt nichts Einfacheres. Sie steht aller Welt zur Verfügung.“ Und er sagt noch oder schon: „wir sind die Letzten, die für modernen Firlefanz, für Kommunismus, sind.“

Indes die Jesuväter noch das christliche Erbe zu wahren glauben, wandeln sie sich mit der verwandelten Zeit. Die „Zeitenwende“ kommt mit den ausgegrabenen antiken Götterleibern, mit den wiederentdeckten antiken Schriften, mit Kopernikus, Galilei, Giordano Bruno. Die Europäer verwandeln sich. Eine neue Sorte von Kolonisatoren kommt nach Amerika. Der Negerhandel bringt neue Arbeitskräfte, die Technik und Wissenschaften bringen neue Methoden, die Schifffahrt wächst. „Und über den weiten Kontinent Südamerikas rückten frische Mächte vor. Sie hiessen Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Kakao, Mais, Holz. Neue Menschen richteten sich auf dem Kontinent ein, weisse, farbige, gemischte.“

Die neue Zeit wendet sich gegen die Jesuiten und fegt sie weg. Der König von Spanien verschachert die Jesuitenrepublik an den König von Portugal. Der Christenstaat im Urwald wehrt sich und wird vertilgt. „Die Bäume und Sträucher“, der moderne Kolonialwarenhandel, überwinden den christlichen „Musikstaat“. Die Jesuitenrepublik ist überholt und geht zugrunde. Der Papst verbietet den Orden der Jesuiten (für eine Weile). Die (damaligen) letzten Jesuiten verkommen in portugiesischen Kerkern. Ein neuer, uralter Menschheitstraum ist ausgeträumt. Die Schüler von Galilei, Kopernikus, Giordano Bruno, das heisst der modernen Wissenschaft und Technik, besiegten die



9

man daran nie herankommen könne. Aber sie rechnete damit, dass Papen einmal den Weg über den Ozean antreten werde, was ja dann auch geschah. Daher versuchte sie einen vorbereitenden Trick und zwar mit Erfolg. Es gelang ihr, eine hübsche Stenotypistin in die Botschaft einzuschmuggeln, und Herr von Papen

liess sich auf einen Flirt mit ihr ein. So sassen beide eines Tages auf der Kiste. Die schöne Stenotypistin malte in sentimentaler Zerstreutheit ein rotes Herz auf sie, und Herr von Papen schnitt einen Pfeil in das Holz! Damit war die Kiste für die englische Polizei hinreichend gekennzeichnet.

## Ueber das „Dokumentarische“

Von Joseph Roth

Niemals war die stoffliche Unwissenheit der Schreibenden so gross und die dokumentarische Authentizität des Geschriebenen so betont, wie heute. Niemals waren die Menge, die Zwecklosigkeit, die Hohlheit der Publikationen offensichtlicher und niemals die Leichtgläubigkeit grösser, mit der man schon die Deklaration der Zweckmässigkeit aufnahm. Niemals waren Plakate verlogener und suggestiver. Die furchtbare Verwechslung begann, die furchtbarste aller Verwechslungen: des Schattens, den die Gegenstände werfen, mit den Gegenständen. Das Wirkliche begann man für wahr zu halten, das Dokumentarische für echt, das Authentische für gültig. Erstaunlich, dass in einer Zeit, in der die einfachen Zeugenaussagen vor Gericht von der medizinischen Wissenschaft mit Recht als unzuverlässig bezeichnet werden; erstaunlich, dass in dieser Zeit die literarische Zeugenaussage gültiger ist, als die künstlerische Gestaltung. Man zweifelt an der Zuverlässigkeit des beeideten Zeugen. Aber man verleiht dem geschriebenen Zeugnis die höchste Anerkennung, die es in der Literatur gibt: die der *Wahrhaftigkeit*. Und wäre noch wenigstens die Kritik mächtig genug, das „Dokument“ auf seine Echtheit zu prüfen! Nein! Man traut der Behauptung allein! Man vergleicht nicht etwa die Photographie mit ihrem Objekt, sondern vertraut der Schlagzeile unter der Photographie.

Niemals war der Respekt vor dem „Stoff“ grösser, naiver, kurzsichtiger. Er verschuldet die zweite furchtbare Verwechslung des Simplen mit dem Unmittelbaren; der Mitteilung mit dem Bericht; des photographierten Moments mit dem andauernden Leben; der „Aufnahme“ mit der Realität. Also verliert das Dokumentarische die Fähigkeit, authentisch zu sein. Beinahe brachte man dem Photographen ein stärkeres Vertrauen entgegen als seinem Objekt; ein stärkeres Vertrauen der „Platte“ als der *Wirklichkeit*. Die *Deklaration* des Photographen genügt. Die Erklärung des Porträtisten: er habe photographiert, genügt. Man erfinde eine Geschichte und sage, man sei dabei gewesen: man glaubt der erfundenen Geschichte. Der Respekt vor der Wirklichkeit ist so gross, dass selbst die *erlogene* Wirklichkeit geglaubt wird.

Niemals „schrieb“ man so schlecht, wie jetzt. Und niemals war die Meinung so verbreitet, man schreibe „immer besser“. Man schreibt nicht gut, man schreibt *simpel*. Es gilt als „unmittelbar“. Niemals wurde so

viel gelogen, wie jetzt. Aber über jeder zweiten Lüge steht die Bezeichnung: Photographie, vor der jeder Einwand verstummt. Man sage: „Dokument“, und jeder erschauert in Ehrfurcht, wie einstmals vor dem Wort: Dichtung. Der Autor behauptet, er sei dabei gewesen. Man glaubt ihm: erstens: als wäre er wirklich dabei gewesen; zweitens: als wäre es wichtig, ob er dabei gewesen sei oder nicht.

Man weiss nicht mehr, dass zwischen der Realität der „nackten Tatsache“ und dem sprachlichen Ausdruck, in dem die nackte Mitteilung über sie auftritt, der Unterschied so gross ist wie zwischen einem Ding und seinem Schatten oder wie zwischen einem Klang und seinem Widerhall. Also sei es vermerkt: die Nachricht ist ohne Zweifel schwächer als das Ereignis. (Sie schwächt es deshalb nicht notwendig ab.) Sie ist sein körperloses Echo. Die Aussage des „Augenzeugen“, der „zufällig anwesend war“, klärt noch lange nicht über das Ereignis auf, sondern über ihn selbst, seine Anwesenheit, seine Eindrücke, seine Beobachtungen, sein Verhältnis zum Ereignis. Auch die Aussagen mehrerer Augenzeugen, zueinander addiert, ergeben nicht ein Bild vom Ereignis, sondern die Summe ihrer selbst, ihrer Eindrücke und so weiter. Und zwar nicht deshalb, weil die Augenzeugen „nur subjektiv“ sind: sondern, weil eben die „Zufälligkeit“ der Augenzeugen ihre Unzuverlässigkeit bestimmt. Ihre Zufälligkeit, das heisst: ihre *Unpersönlichkeit*. Sie sagen ebensoviel und ebensowenig aus, wie Gegenstände und Personen, die zum Beispiel auf dem Schauplatz eines Verbrechens als Unbeteiligte gefunden worden sind. Sie gehören zur Peripherie des „Tatbestands“. Man könnte sagen: die Subjektivität ihrer Mitteilung ist eine passive. Der *Berichterstatter* erst ist nicht zufällig anwesend, ist nicht unpersönlich. Auch er ist subjektiv. Aber er trägt die Verantwortung für seine Subjektivität. Sie ist eine aktive: keine zufällige, sondern eine persönliche. Erst das Bild, das er vom Ereignis entwirft, vermittelt seine Vorstellung von dem Ereignis — und nicht von ihm. Der Augenzeuge steht sichtbar neben und vor seiner Mitteilung. Der Berichterstatter verschwindet hinter seinem Bericht.

Der Zeuge mag die exakte Kenntnis von einem Detail haben, das dem Berichter unbekannt bleibt. Dennoch wird der Bericht wahrhaftiger sein.

Das Faktum und das Detail sind der ganze *Inhalt* der



Zeugenaussage. Sie sind das *Rohmaterial* des Berichts. Das Ereignis „wiederzugeben“ vermag erst der geformte künstlerische Ausdruck, in dem das Rohmaterial enthalten ist, wie Erz im Stahl; wie Quecksilber im Spiegel.

Die Zeugenaussage, also die Mitteilung, ist eine Auskunft über das Ereignis. Der Bericht gibt das Ereignis selbst wieder. Ja, er ist selbst das Ereignis.

\*\*

Es ist keineswegs eine besondere Eigenschaft des Lesers von heute, auf Zeugenaussagen begieriger zu sein als auf Berichte. Den „Leser“ aller Zeiten hat der Augenzeuge vor allem interessiert. Dem „Leser“, dem „Hörer“ aller Zeiten erscheint der ungeformte, der formlose, kunstlose Bericht: also die *Mitteilung des Zeugen* glaubwürdiger als der künstlerische Bericht. Der „Leser“ ist primitiv und hat den Respekt des Primitiven vor dem „Wirklichen“. Ja, er transponiert willkürlich und mit geschlossenen Augen Gestalten und Ereignisse aus deklarierten „Dichtungen“ in die Welt der Wirklichkeit. Er zittert um das Leben einer ihm sympathischen Romangestalt (und so weiter). Er will gerne und mit Recht annehmen dürfen, dass diese oder jene Gestalt aus einer Dichtung lebt oder gelebt hat. Er ist fast neugieriger, ihr bürgerliches Schicksal, als ihr gedichtetes kennenzulernen. Der künstlerische Bericht, also der Romancier hat immer einen grösseren Widerstand zu überwinden, als der Schreiber von Tatsachen. Tagesneuigkeiten in der Zeitung finden bereitwilligere Leser als Novellen. Der schreibende Zeuge oder der Nacherzähler „nackter Tatsachen“ kann mit einem grösseren Publikum rechnen als der Erzähler geformter Berichte. Mit dem Zeugen oder Nacherzähler „wirklicher Tatsachen“ konkurriert nur noch der Erfinder wirklichkeitsferner, unwahrscheinlicher, „phantastischer“ Ereignisse. Der primitive Leser will entweder ganz in der Wirklichkeit bleiben, oder ganz aus ihr fliehen. Er muss eine Hemmung überwinden, ehe er sich der Spannung der Wahrheit ergibt, der Wahrheit, die der künstlerische Bericht ist. Und auch dann noch versucht er die Spuren der Wirklichkeit nachzuzeichnen, gewissermassen, um sich im Kunstwerk heimischer zu fühlen. Der künstlerische Erzähler und Bericht hat keineswegs mit der völligen Bereitwilligkeit des Lesers zu rechnen, wie der Erfinder wirklichkeitsferner Begebenheiten oder der Nacherzähler „nackter Tatsachen“. Der *Künstler* muss den Leser *besiegen*, einfangen, durch Ueberrumpelung. Er muss ihn „spannen“, auf dass der Leser sage: „Es ist wie das Leben“ oder: „Es ist wie ein Kriminalroman.“

Ein Leser, der etwa eine Eisenbahnkatastrophe erlebt, findet in einer jene Katastrophe schildernden Zeugenaussage eine höchst mangelhafte, ja, vielleicht vollkommen gefälschte Darstellung. Erst ein *künstlerischer* Bericht von einer Eisenbahnkatastrophe erschiene dem Leser als eine „echte“ Wiedergabe des Unglücks, das er miterlebt hat. Der „künstlerische Bericht“ erreicht jenen Grad, auf dem er des Details nicht

mehr bedarf, um gültig zu sein. Die Zeugenaussage war „authentisch“. Aber sie erreichte beim Leser nicht einmal den Grad der Glaubwürdigkeit, weil er selbst (zufälliger) Teilnehmer am Ereignis war; also die reale Unmittelbarkeit seiner Eindrücke *nur* in der „poetischen“ des geformten Berichts wiederfinden kann; nicht aber in der ungeformten Simplizität der „dokumentarischen“ Mitteilung. Sie, die „das Leben“ selbst zu bezeugen scheint, ist weit entfernt, nicht nur von der „inneren“ oder „höheren Wahrheit“, sondern auch von der Kraft der Wirklichkeit.

Und allein das „Kunstwerk“ ist „*echt wie das Leben*“.

## Ausländisches über Deutschland

### Politik:

*Jens Warming*: „Godt og Slet i Tysk Politik“. Gads Danske Magasin, Maj-Juni 1938, Kopenhagen.

*Sir Edward Grigg*: „Britain looks Germany“. Nicolson & Watson, London.

*Norman Angell*: „Peace with the Dictators?“ Hamish Hamilton, London.

*General J. H. Morgan*: „Germany and Geneva“. The National Review, July 1938, London.

*H. Powys Greenwood*: „Germany and England“. The Contemporary Review, July 1938, London.

„Germany's claims to Colonies“. Information Departments Papers N° 23. The Royal Institute of International Affairs, London.

*Mary B. Townsend*: „The German Colonies and the Third Reich“. Political Science Quarterly, June 1938, New York.

*Hans von Wyl*: „Ein Schweizer erlebt Deutschland“. Europa Verlag, Zürich. (Für die Schweiz zurückgezogen.)

*Jacques Maupas*: « La politique militaire de l'Allemagne et l'Anschluss ». La Revue hebdomadaire, 25 juin 1938, Paris.

*Franz Borkenau*: „Austria and after“. Faber & Faber, London.

*M. W. Fodor*: „Finis Austriae“. Foreign Affairs, July 1938, New York.

*Graham Hutton*: „Danubia without Austria“. The Fortnightly, June 1938, London.

*Verax*: „The Doom of Austrian Jewry“. The Contemporary Review, June 1938, London.

*David Stephens*: „Czechoslovakia's German Problem“. The Nineteenth Century and after, June 1938, London.

*R. W. Seton-Watson*: „The German Minority in Czechoslovakia“. Foreign Affairs, July 1938, New York.

*Torolf Elster*: „Kampen om det tjekkoslovakiske Demokrati“. Samtiden; Maj 1938, Oslo.

*Albert Rivaud*: « Le relèvement de l'Allemagne 1918-1938 ». Librairie Armand Colin, Paris.

### Wirtschaft:

*Arnold Lair*: „Economic consequences of the Anschluss“. The Contemporary Review, July 1938, London.

*Dim Braykoff*: « L'Allemagne et la Foire de Plovdiv ». Les Voix Européennes, fin mai 1938, Paris.

### Kultur:

*Max Scherer*: « Péril du racisme ». La vie intellectuelle, 25 mai 1938, Paris.

*Ernest Hambloch*: „The German Race-Impulse“. The Fortnightly, June 1938, London.



7

sung türkischer Hafenstädte durch die englische Flotte zahlen, — während zur gleichen Zeit die deutsche Presse triumphierend die Beschiessung russischer Ostseehäfen durch deutsche Kriegsschiffe meldete. Wie der Grundsatz, dass zwischen Vergehen und Strafe ein angemessenes Verhältnis bestehen müsse, deutscherseits befolgt wurde, zeigt schlagend das Vorgehen des Generalobersten von Bülow. Dessen Chauffeur hatte auf der Fahrt nach Sissonne Glasscherben auf der Chaussee gefunden. Dafür wurde dem Ort von 1 500 Einwohnern eine Kontribution von 500 000 Francs abverlangt. Sissonne konnte nur 10 000 Francs aufbringen, auch der ganze Bezirk, der daraufhin haftbar gemacht wurde, konnte nicht mehr als 125 000 Francs zusammenscharren. Da verfiel Bülow auf eine geniale Idee. In der Nähe von Sissonne besass der Fürst von Monako ein Schloss, das wertvolle Sammlungen enthielt. Der Fürst war zwar ein neutraler Souverän, ein Freund Wilhelms II. und Ritter des Schwarzen Adlerordens; aber er musste die restlichen 375 000 Francs zahlen, um sein Schloss vor dem Abbrennen zu bewahren.

Schliesslich ist auch die Verwendung der Kontribution als Mittel zur Einmischung in die Innenpolitik anderer Länder keine Erfindung des Dritten Reichs. Im Dezember 1870 wurde sämtlichen Bewohnern des von den deutschen Armeen besetzten Gebietes eine Sonderkontribution in Höhe von 25 Francs auf den Kopf der Bevölkerung auferlegt. Der Zweck dieser

Erhebung ist 1873 in der „Revue du Droit International“ von dem deutschen Staatsrechtslehrer *Loening* auf Grund amtlicher Akten ausführlich dargelegt worden. Die französischen Wähler sollten nur solche Abgeordnete zur Nationalversammlung wählen, die *gegen die Politik Gambettas* stimmen würden. Loening bemerkt dazu: „Es ist wahr, dass Kontributionen dieser Art auf Menschen lasten, die gar nicht in der Lage sind, auf die Politik ihrer Regierung Einfluss auszuüben; indessen liegt es im Charakter des Krieges, dass der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden muss.“ Die Franzosen der besetzten Gebiete von 1870 wurden also ähnlich behandelt wie die deutschen Juden 1938. Die Parole: „der Unschuldige muss mit dem Schuldigen leiden“ war der Wahlspruch, mit dem der deutsche Generalgouverneur von Belgien im Weltkriege die riesigen Kontributionen begründete.

Loenings Rechtfertigungsversuch ist seinerzeit von allen europäischen und amerikanischen Völkerrechtlern energisch abgelehnt worden. Ein französischer Offizier, der Kommandant *Guelle*, schrieb in einer Abhandlung über die Kriegsgesetze: „Das ist eine schlechte Begründung im Dienste einer schlechten Sache. Wenn man die Zivilbevölkerung mit solchen Mitteln zum Frieden zwingen will, dann kann man mit gleichem Recht auch zu Mord, Brand, Plünderung und Geiseln greifen.“ Das war vor sechzig Jahren unvorstellbar. Heute ist es nicht mehr unerhört.

## Dem Anschein nach

Von Joseph Roth

Dem Anschein nach ist die Heiterkeit dieser Welt nicht geringer geworden, seitdem ihre Qualen zugenommen haben, und es sieht gerade so aus, als wüsste sie nicht abzuschätzen, was ihr alles jede Stunde zustösst. Wollte man lediglich dem Anschein nach urteilen, so könnte man sagen, das subjektive Befinden der Welt sei heiter, indes ihr objektives miserabel ist, wie wir wissen. Man betrachte die stehenden photographischen Aufnahmen in den illustrierten Zeitungen und Zeitschriften und die beweglichen in der Wochenschau. Weit und breit ist, zum Beispiel, kein europäischer Staatsmann zu erblicken, der nicht beglückt lächelte nach einer beispiellosen diplomatischen Niederlage; kein geschlagener Tennismeister, der nicht erfreut in die Gesichter seiner offenbar keineswegs enttäuschten Anhänger schaute; kein Boxer, der, ein muskulöser Brei in einem Bademantel, nicht durch Blut und Tränen schmunzelte, brüderlich dankbar die Hand des Gegners schüttelnd, der neben dem besiegten Besiegten beinahe traurig aussieht, als wäre er dessen Opfer; kein schwer verletzter Rennfahrer, der auf dem schmalen Grat zwischen der Chirurgie und dem Tod nicht noch gleichsam befriedigt röchelte. Es sind keine Phänomene, sondern Symptome.

Selbstverständlich bieten die sogenannten harmlosen, ihrer Natur nach freudigen Ereignisse und deren Urheber erst recht einen unwahrscheinlich freundlichen Anblick. Ein junges Mädchen, das während der letzten Tage in mehreren Zeitungen photographiert ist, weil es eines Tages mit einem Dollar in der Tasche — nach einer anderen Version waren es fünf Dollar — ausgezogen war, um die ganze weite Welt kennenzulernen, hätte zwar Anlass gehabt, eher ein wehmütiges Gesicht zu zeigen, hätte sie diese Welt wirklich kennengelernt. Aber weder sie noch die Zeitungsleute, die sie beschreiben, wissen, dass die Aufgabe offenbar vollends missglückt ist. Ein Fest, ein Ball, ein Schönheitswettbewerb, eine Hunde-Ausstellung, ein Wettlauf, ein Kabarettier, eine neue Revue, ein eben geschiedener und bereits neuerlobter Filmstar: deren Heiterkeit dürfte eigentlich niemanden wundernehmen. Aber auch die streikenden Arbeiter in den stillgelegten Werken lassen sich, gehorsam dem Willen der „Bild-Reporter“, hockend auf den Mauern der Fabrikhöfe photographieren, allem Anschein nach durch eine Welt entfernt von ihrem eigenen Ernst und von jenem, den ihr Streik zur Ursache hat und auch von jenem, den er zu bereiten wahrscheinlich imstande



wäre. Dem Anschein nach, das heisst: nach den Bildern zu urteilen, zieht das Proletariat so munter in den Streik, wie jenes Mädchen mit einem Dollar in die Welt. Welch eine geheime, unheimliche Macht bewegt die Arbeiter, einer Redaktion oder einem Aktualitäten-Kino zuliebe, auf Mauern zu klettern? Auf jeden Fall eine gespenstische Macht. Es scheint, dass es ihre Absicht ist, die handelnden wie die zuschauenden Personen dieser Zeit geradezu als unverbesserliche Optimisten darzustellen. Die Katastrophen bekommen so die Physiognomie besonderer Glücksfälle. Jene Ereignisse aber, deren Teilnehmern oder Opfern auf keine Weise ein Lächeln, eine Heiterkeit, eine Freundlichkeit abzugewinnen möglich ist, wie zum Beispiel den Bombardierten in Spanien und den Pogromierten in Deutschland, werden überhaupt nicht oder nur äusserst selten photographiert. Also herrscht dem Anschein nach eitel Zufriedenheit in dieser Welt.

Dennoch gesteht jedes der Bilder, die in der ersten Sekunde eine dem Anschein nach noch vorherrschende Heiterkeit wiedergaben, nach der zweiten und dritten bereits eine Verlogenheit. Wie eine eiserne Klammer liegt das Lächeln um den Mund der Diva, der Weltumseglerin, des Ministers, des Boxers, des Tennisspielers. Eine eiserne Klammer? Ein lächelnder Maulkorb vielmehr, freiwillig vom Träger angelegt, damit er der Versuchung oder dem Zwang, die Wahrheit zu sagen, auch sicher widerstehe. Die Photographie wird schneller geständig, als das billige Papier vergilbt, auf dem sie veröffentlicht ist. Man betrachte die Lächler zwei Tage später an jenen verschwiegenen Orten, die sie mit Recht, trotz der Hygiene, immer noch zieren, man betrachte sie bei dem trübseligen Licht, das wahrhaftiger ist, als der Scheinwerfer, der die Sekunde der Aufnahme erhellt hat, und man wird feststellen, dass es trübe Feste sind, die wir feiern und betrachten; saure Trauben, die uns den Mund stopfen; schaler Wein, der uns trunken macht, ein Dummkopf, der Titel und Würde und Amt und Verantwortung leichtfertiger trägt, als ein Päckesel seine Last; ein Verrat, der nicht mehr begangen zu werden braucht, weil er der Einfachheit halber und damit er einem Vertrag ähnlich sei, von vornherein abgeschlossen wird; ein Stahlbad, in dem die Haifische nach uns schnappen und das die glatte, weil allzu stählerne Oberfläche eines anmutigen Sees hat. Man kann nicht einmal sagen, dass die Lügen gleissnerisch sind, wie es einst ihre Art war. Sie stellen sich matt, damit sie wie Wahrheiten erscheinen. Legierte Lügen.

Immerhin können uns die lebendigen Objekte des Photographen nicht in dem Grade täuschen, wie die Bilder und die begleitenden Texte. Sobald wir in die trüben Augen der von Zeit zu Zeit obligat werdenden Heiterkeit blicken, — Weihnachtsmärkte, Silvesterfeiern, Faschingsmaskeraden erwarten uns, — ist es, als hätten wir graue, versteinerte Lava gesehen, eine Zukunftsschau, die Lava, die der Vulkan bald auspeien wird, unser Vulkan eben, auf dem wir wirklich, nicht metaphorisch tanzen. Nicht einmal der Schrecken vor seinem Ausbruch beherrscht und färbt diese

Heiterkeit, sondern bereits das fürchterlich graue Nichts des erloschenen, versteinerten Schlammes. Der Tod ist noch fruchtbar und ein Engel. Dies aber ist Schatten und Vernichtung.

Denn das Leben dieser Erde ist einheitlich, und ein Lebendiges ist, noch über Millionen Kilometer, mit dem anderen Lebendigen verschwistert, und wenn irgendwo das Böse geschieht, ist es überall geschehen. Vielleicht kann es eine wirtschaftliche „Autarkie“ geben; eine sittliche ist unmöglich. Vor einem Kino, an dem ich manchmal vorbeigehe, stehen die Menschen in Zweierreihen geordnet, überwacht von Polizisten; um Eintrittskarten zu bekommen, stellen sie sich geduldig an. Man gibt einen lustigen Film; über den Leuten aber, die auf ihn warten, lagert das Echo jenes namenlosen Wehs, das die Wartenden, ein paar hundert Meilen weiter, in bereits durch Umbau, Neubau, Umgestaltung verwüsteten Städten vor den Konsulaten erfüllt; und die auf den Genuss Harrenden werden jenen ähnlich, die der Erlösung harren. Denn es gibt auch keine Autarkie des Leids. Der Schmerz galoppiert über die ganze Welt, auf einem höllischen Hengst, rundum, rundum und keinen Flecken lässt er aus.

### Abseits der Reichskulturkammer

Im „Bund Freie Presse und Literatur, Verband unabhängiger deutscher Schriftsteller und Journalisten im Exil“ liest am Freitag, dem 9. Dezember 1938, 20.0 Uhr, *Iwan Heilbut* seine neue Komödie „Der lenkbare Mensch — oder: Kvie erobert eine Zeitung“. (Saal des Café Biard, 1, rue Auber, Paris 9<sup>e</sup>.)

In der „Forum“-Serie — unter welcher Bezeichnung die Verlage Querido, Allert de Lange und Bermann-Fischer gemeinsam ältere Bücher zeitgenössischer Autoren zu billigen Preise (hfl. 1,25 pro Band) herausbringen — sind jetzt die ersten Bände erschienen. Sie erweisen sich als stattliche, sehr gut ausgeführte und dankenswerte Ausgaben. Erschienen ist ein Band mit den besten Novellen *Thomas Manns* (Tonio Kröger; Tod in Venedig; Unordnung und frühes Leid; Mario und der Zauberer). Weiter ein Band mit drei grossen Novellen *Arthur Schnitzlers* (Spiel im Morgengrauen; Traumnovelle; Flucht in die Finsternis). Ein dritter Band ist *Stefan Zweigs* *Marlia Stuart*. Ein vierter *Alfred Neumanns* „Der Patriot“. Ein fünfter *Vicki Baums* „Helene Willfüter“.

Der Verlag Querido, Amsterdam, beabsichtigt, eine *Novellen-Anthologie „Europa 1939“* herauszugeben. Damit soll eine Uebersicht über das Prosawerk der jungen europäischen Generation im Alter von 25 bis 35 Jahren geschaffen werden. Jedes europäische Land soll vertreten sein. Die erste Ausgabe erscheint in holländischer Sprache. Ueber Ausgaben in anderen Sprachen sind Verhandlungen im Gange. Schreibmaschinenmanuskripte in französischer, englischer, deutscher oder holländischer Sprache sind bis spätestens 1. Februar 1939 an die Adresse: N. V. Em. Querido's Uitgevers Mij., Keizersgracht 333, Amsterdam, einzusenden. Höchstumfang: 4 000 Worte. Unerlässliche Bedingung ist die Beifügung eines kurzen Lebenslaufes, einer kurzen Bibliographie und einer Photographie des Autors. Nichtangenommene Manuskripte werden auf Wunsch zurückgesandt, wenn internationale Postscheine beigefügt sind.



scheu, kein Redner, aber überzeugend und wirksam unter vier Augen. Eine Blüte dieser so wahren und fruchtbaren Schwärmerei auf den Bergen und am Genfer See wurde der „Christliche Verein junger Männer“, den Max Perrot, Dunants Freund, gründete. Es wäre aber aus diesem Dunant, dem reichen Bürgerssohn, so wenig etwas geworden wie aus dem indischen Königssohn, der später Gautama Buddha hiess, ohne die drei erschrecklichen erweckenden Erlebnisse des Todes, des Alters, der Krankheit. Kurzum: Dunant wurde in dieser jugendlich treibenden Epoche mit ihren ungeheuer nebelhaften Perspektiven zunächst einmal Spekulant, Bankier. Ein ehrenhafter natürlich. Aber mit der Phantasie eines grossen Bankiers. Und er legte sich auf irgendwelche nordafrikanischen Mühlen fest, die zu erschliessen waren. In dieser Angelegenheit reiste er.

Darf ich meinen Bericht einen Moment unterbrechen? Ich berichte an Hand von *Martin Gumperts* Buch „Dunant“, das der Bermann-Fischer Verlag herausgibt, welchen Verlag wir nunmehr, nach Berlin und Wien, in Stockholm finden. In Gumperts Buch begegnet man einer kleinen Bemerkung gleich am Anfang, die ich den Lesern dieser Notizen nicht unterschlagen will. Wussten Sie, dass Voltaire, der Vorkämpfer der späteren „Menschenrechte“, der Wegbahner der fragwürdigen Revolution, mit einer Aktie von 5 000 Francs an — einem Sklavenschiff beteiligt war?

Und da fuhr nun unser Dunant, der Bankier, mit seinem „Millionenprojekt“ (die „Mühlen von Mont-Djémila“, ein Stoff für Dramatiker, später) durch die Welt, war auf der Jagd nach Interessenten. Er wollte und musste an den französischen Kaiser Napoleon III. heran, an die höchsten Kreise, er verfasste und druckte schon zu diesem Zweck ein Buch, das den Neid sämtlicher Diktatoren Europas erwecken musste, Titel, hören Sie zu: „Das wiederhergestellte Kaiserreich Karls

des Grossen oder: das Heilige Römische Reich, erneuert durch seine Majestät den Kaiser Napoleon III.“, alles wegen der Mühlen in Algier! Aber der Mensch denkt (und reist und druckt) und Gott lenkt. Auf der Suche nach dem Marschall Mac Mahon muss Dunant nach Italien und — auf das Schlachtfeld von Solferino kommen.

Und damit begann und endete sein Leben. Es hatte den Sinn, die Grauen, die Scheusslichkeiten, die Verzweiflung eines wirklichen Schlachtfeldes, eines Menschenschlachthofes zu sehen, davon anderen zu berichten und sie anzuregen, — nicht: vom Krieg zu lassen (so weit ging Dunant nicht, er dachte direkt an das, was er sah, Bertha von Suttner kam später, ja liebe Freunde, es gab auch Bertha von Suttner, wer erinnert sich „Die Waffen nieder!“), sondern: den armen, hilflosen Verwundeten zu helfen. Hätte ich Platz, so würde ich den erschütternden ersten Brief Dunants vom Schlachtfelde bei Solferino hier hinsetzen, den Brief eines plötzlich Erhellten.

Es kam dann die erschöpfende, aber immer entschlossene Tätigkeit des ehemaligen Bankiers, — dessen Mühlen nun weit hinten in Algier lagen, — die Bildung der ersten Gruppe in Genf (Bildung um Dunant? Nein, um die Wahrheit, — die Notwendigkeit), die weitausgreifende Agitation bis zur Versammlung 1864, staatenbeschiedt, welche die „Genfer Konvention“, das Rote Kreuz, beschloss.

Darauf lebte er noch lange, machte als Bankier Lichtfertig, ja, es hiess: betrügerisch, Bankrott, er verscholl, lebte und starb in einem Schweizer Armenhaus im Kanton Appenzell, 82 Jahre alt.

Sein Testament, das Testament eines Verbitterten, Verzweifelten, begann mit den Worten:

„Ich wünsche zu Grabe getragen zu werden wie ein Hund.“

## Ueber Völker und ihre Vertreter

Von Joseph Roth

In jenen verwelkten Blütezeiten des Völkerbundes, da noch, den Statuten gemäss, die Leuen mit den Lämmern gemeinsam zu weiden und ihre Jungen sich einträchtiglich zu lagern bereit waren, geriet ich, zufällig halb und halb auch von dem Ehrgeiz getrieben, meine Skepsis gerechtfertigt zu sehen, mitten in den Hochbetrieb von Genf. Ueberflüssig, zu sagen, dass meine inbrünstige Ungläubigkeit einen grösseren Triumph erlebte als die Solidarität der in Hotelhallen, in Restaurants und Kaffeehäusern, auf Tribünen und in Couloirs ebenso zerstreuten wie versammelten „Vertreter der Welt“. Nichts da von Leuen und Lämmern! In der Mehrzahl bockige Esel und sanftere Kamele, redselige Papageien und Gänse, die mit Schreibmaschinen schnatterten. Mehrere Vertreter von Nationen, in

deren Ländern ich gewesen war, kannte ich wohl, und ich suchte sie auf und zog sie in mein Misstrauen. Es waren meist die Wortführer entlegener Völkerschaften, die der Westen gewissermassen mit einem Schauer der Geringschätzung exotisch nennt. Nun, diese Wortführer waren keineswegs geneigt, exotisch zu sein, und sie assen Schnitzel und Gulasch, und sie tranken Enzian und Bier mit dem normalen Appetit gewöhnlicher westlicher Politiker, Legationssekretäre, Reporter, einflussreicher Chefredakteure und der sogenannten „stillen Beobachter“.

Während ich also mit ihnen sprach, erwachten in mir die Erinnerungen an Zustände, Umstände, Ortschaften, Dekore in den Heimatländern der jeweiligen Repräsentanten. Diesen hatte ich in Tirana gesehen,



jenen in Bukarest, den in Ankara, den in Astrachan und so fort, in Belgrad, Cernagora, Saloniki, — und, um just noch den Punkt zu nennen, in dem sich das Folkloristische mit dem Kosmopolitischen drapiert: in Temesvar; freilich in Temesvar...

Ich bemerkte nun, dass diese Leute in Genf durch Berge von Papier, Millionen Morsezeichen, Wüsten und Einöden von Leitartikeln, ein Riesen-Arsenal von Sensations-Meldungen von den braven Völkern getrennt waren, die sie vertreten und sozusagen in komprimierter Form darzustellen versuchten. Ich stellte mir vor, dass die vielen zerstreuten Telephonzellen, dicht aneinandergereiht, wie Badekabinen etwa, die ganze westliche Küste des europäischen Kontinents einnehmen müssten; die Kabinen, in denen die Repräsentanten von Zeit zu Zeit verschwanden, aus denen sie von Zeit zu Zeit herauskamen. Gebärdenspäher und Geschichtenträger mit modernem Komfort. Was hatten sie noch mit ihren Heimatländern gemeinsam, mit Bauern, Hirten, Arbeitern, mit der Mehrzahl ihrer Wähler und Abonnenten? Eine „Elite“ stellten sie keineswegs dar, sie waren nicht sublim. Ihre Regungen, ihre Instinkte, ihre Ueberlegungen, Pläne und Vorschläge konnten den Bedürfnissen ihrer Landsleute nicht adäquat sein. Zwischen den Hirten in der Puszta und dem Chefredakteur aus Budapest bestand nur die gemeinsame Liebe zum Paprika; und so wahr sich ein Operettenschlager von einem Volkslied unterscheidet, so wahr ist ein durchschnittlicher Minister des Äusseren — es sollte: Minister des Äusserlichen heissen — den äusseren politischen Bedürfnissen seines Landes fern, an die er durch irgendeinen Zufall angehängt worden ist, wie ein Ueberzieher an einen beliebigen Haken. Nirgends war dieses Missverhältnis zwischen Staat und Staatsmann, Volk und Volksvertreter, öffentlicher Meinung und Meinungs-Macher so deutlich, wie an der von Hotelhallen und Gaststuben umsäumten Peripherie des Genfer Völkerbundes. In diesen Lokalitäten ereigneten sich die Einbrüche des journalistischen Jargons in den Bereich der Meteorologie, und ich kenne den Namen des Hotels, in dem die unsterbliche Metapher vom Silberstreifen am politischen Horizont direkt aus dessen bereits verbrauchten „Wolken“ geboren und stenographisch fixiert worden ist.

\*\*

Der Völkerbund ist freilich tot. Aber seine Apparatur ist nicht nur unversehrt geblieben, sondern sie hat sich auch vervollkommnet und sie verdeckt, eine betonierte Grenzlinie, von einem starken Kontingent der Stimmungsmacher, Lärmerzeuger, Lügenfanatiker und Friedenhetzer besetzt, die wirkliche Meinung der Völker. Jeden Morgen lese ich im stillen Hintergrund des Cafés, durch eine matte Glaswand vom Buffet getrennt, die schalen Zeitungen. In den guten alten Zeiten, vor ein paar Monaten noch, konnte ich mich auf die ausgelassenen Mitteilungen zwischen den Zeilen verlassen. Nun aber ist die journalistische Technik so weit fortgeschritten, dass der Berichterstatter noch mehr lügt, wenn er schweigt, als wenn er mitteilt. Und

man erkennt, dass diese Welt von lauter Propaganda-Ministern geleitet wird, das ganze Blatt freiwillig oder unfreiwillig ein einziger Inseratenteil ist und nur die Todesanzeigen auf eine gewisse Wahrscheinlichkeit Anspruch erheben.

Zum Glück sprechen die einfachen Menschen, die an die Theke treten, um sich vor der Arbeit oder in der Arbeitspause zu stärken, laut genug, dass ich sie hören kann, und meist vernehme ich just das Gegenteil von dem, was ich in den Blättern gleichzeitig lese. Lenker, heimische und fremde, in Artikeln gefeiert, werden an der Theke geschmäht, und der gesunde Menschenverstand der Autochthonen, der Eingeborenen, verspottet die Ausgeburten der politischen Phantasielosigkeit. Liest man den Aktualitätenbrei der Tagespolitik und lauscht man zu gleicher Zeit auf die gesprochenen Äusserungen der Wähler und der Leser, so hat man die Empfindung, dass die Lenker und ihre Deuter Usurpatoren sind, der Gesinnung der Menschen an der Theke fremd, und von diesen rätselhafterweise dennoch gewählt und abonniert. Vielleicht dürften die Wahlen nicht, wie es üblich ist, an Sonntagen stattfinden, sondern an Werktagen, in den Arbeitspausen. Vielleicht käme da der Mensch vom Acker, von der Maschine, vom Schreibtisch zu einer skrupulöseren Erforschung seines eigenen politischen Willens, und vielleicht brächte er etwas von seinem beruflichen Pflichtbewusstsein in die Wahlzelle mit. Und Zeitungen sollten nur einmal wöchentlich erscheinen und auch nur an schönen Sonntagen, an denen man lieber spontan spazieren geht...



4  
u  
Lezte  
Erscheinung

## Miniaturen

27/V 39

### Ein antiker Selbstmörder

II.

I.

Es gehört zu den vornehmsten Pflichten eines Schriftstellers, einem toten Mann öffentlich Ehre zu erweisen, gegen den man, zur Zeit seines Lebens, heftig eingenommen war. Mag auch in dem bitteren Ernst dieser Tage der verspätete Widerruf einer Gehässigkeit wie ein antiquiertes Echo einer bereits vergessenen und als „überwunden“ betrachteten Epoche gelten, in der die Ehrenbezeugung noch der Ausdruck der Ehrerbietung war; mag heutzutage auch noch hier und dort gesagt werden, dass es „aktuellere Sorgen“ gäbe als die, einem Halbverschollenen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen; ich lasse mich nicht davon abbringen, dass die primärsten Gesetze der europäischen Menschheit in aller brennenden materiellen Not noch die höchste, weil stabilste Aktualität behalten. Und einem toten Gegner Abbitte leisten, auch wenn dieser Gegner nicht mehr von Bedeutung ist, heisst für mich, ein Winziges, ein ganz Winziges, beizutragen zu der Aufrichtung einer versunkenen Moralität, deren Bestand von höchstem „aktuellen“ Wert wäre...

Vor wenigen Wochen hat sich der gewaltsame Tod Oesterreichs gejäht und der ebenso gewaltsame vieler seiner Söhne. Unter diesen befand sich der Major *Emil Fey*, an dessen politische Tätigkeit sich viele, sich die meisten, noch erinnern werden. Wo immer es mir, einem politisch nicht kombattanten Oesterreicher möglich war, habe ich den Major Fey bekämpft: im privaten Gespräch und in privaten Briefen. Ihn hielt ich für den wahrhaft Verantwortlichen an dem blutigen Krieg des Bundeskanzlers Dollfuss gegen die österreichischen Arbeiter. Ihn, den Offizier und Maria-Theresien-Ritter konnte ich, ein Soldat, nicht verstehen, als er heil aus der Bundeskanzlei herauskam, nachdem die Nazis dort das bekannte Blutbad angeordnet hatten; als er auf dem Balkon am Ballhausplatz erschien, um mit den Mördern seines Vaterlandes zu verhandeln. Ihn — und nicht den Kardinal Innitzer und nicht den bigotten Dreckhaufen Seyss-Inquardt — hielt ich für fähig, Oesterreich an Hitler zu verraten. Indessen aber, nachdem diese es getan hatten, erfuhr ich aus unbezweifelbaren Quellen, mündlich, von Männern, an denen kein Zweifel sein kann, und aus Abschiedsbriefen, an deren Authentizität ebensowenig zu zweifeln ist, dass der Mann, von dem hier die Rede ist, ganz anders war, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Und mag seine vorübergehende Erscheinung auch nur an die Peripherie der Zeitgeschichte gehören, so weist sie doch allein durch die Art schon, in der sie sich selbst ausgelöscht hat, Züge von einer klassischen Grösse auf, dergleichen man in den letzten Jahrzehnten nicht gesehen hat. Dieser Tod ist in folgedessen würdig, durch das Wort gewürdigt zu werden.

Dieser, im antiken Sinne schöne (freilich unchristliche) Tod vollzog sich in der Nacht nach dem Einbruch Hitlers in Wien. Der Sohn des Majors Fey war Kadettenschüler in der Offiziersschule in Wiener Neustadt. Um den obligat gewordenen Eid für Hitler nicht zu leisten, desertierte der Junge, in der Nacht, ins väterliche Haus. Er findet seine Eltern vor, bereit, beide zu sterben; nicht zu fliehen. Der junge Mann sieht, dass sein Vater schon die Abschiedsbriefe an seine Freunde geschrieben hat. Was hat er noch zu erwarten? Der junge Mann geht ins Nebenzimmer und schießt sich eine Kugel in die Schläfe. Aber er, der Offiziersschüler, hat schlecht geschossen: er hat sich nur geblendet und nicht getötet. „Ich bin nur blind, Vater!“ — sagt er. Der Vater gibt ihm einen Herzschuss. (Es ist ein Uhr nachts.) Hierauf schreibt der Major seine letzten zwei Briefe. Hierauf erschießt er seine Frau. Dann tötet er seinen Hund. Zuletzt erschießt er sich selbst.

Mich überzeugt die Art, in der ein Mann zu sterben versteht, ich kann nicht anders. Es ist für mich, dem jede Art von Mord und Selbstmord aus konstitutioneller wie weltanschaulicher Haltung ein Greuel sein muss, dennoch kein ästhetisch-literarisches Gefühl allein, das mich heisst, dem Toten öffentlich Abbitte zu leisten. Dieser Tod hat Grösse; freilich keine christliche, aber antike Grösse. Euripides hätte sich nicht schämen müssen, solch einen Tod zu dichten. Der ganze merkantile Heroismus der Diktatoren, der Führer, der Unterführer, der Gauleiter erhält hier eine Korrektur. Unter den gebildeten Menschen dieser Zeit, aus denen man (mit Absicht, halb und halb im Auftrag einer unterirdischen Macht) die antiken Wertmassstäbe des wahrhaft Heroischen ausgetrieben hat; unter den Menschen, für die man in wahrhaft diabolischer Systematik die „Realia“ erfunden hat statt der „Humana“, werden sich gewiss noch viele finden, die diese Art Tod zu ehren wissen, auch wenn sie ihn nicht moralisch akzeptieren. Diese werden wohl begreifen, dass ich ein peripherisches Ereignis der — ach, so hurtig verhuschenden Zeitgeschichte — in diesen leider so vergänglichen Blättern festhalten wollte.

JOSEPH ROTH

### Jules Legras

Jules Legras, der vor wenigen Tagen 68jährig in Dijon verstorben ist, verdient auch in diesen Blättern ein Wort des Gedenkens. Er hat einen wichtigen Teil des Heinischen Nachlasses, der längst als unwiderbringlich verloren gegolten hatte, entdeckt und herausgegeben. Und er hat in seinem Buch „*Henri Heine poète*“ (1897) die dichterische Gestaltungskraft und das Sprachkünstlertum Heines mit einer Feinspürigkeit



10. Juni 39

# Das Ende der Legende vom heiligen Trinker

Von Joseph Roth †

Das letzte, was Roth *geschrieben* hat, war die Abbitte „Ein antiker Selbstmörder“ im Neuen Tage-Buch vom 27. Mai: dem Tage seines Todes. Das letzte, was er seinem *Verleger übergab*, war die Novelle „Die Legende vom Heiligen Trinker“. Sie wird binnen kurzem bei Allert de Lange, Amsterdam, erscheinen. Das Folgende sind die letzten Seiten des melancholischen, graziösen, formvollendeten Märchens. Die letzten Seiten: der Epilog. Und nicht nur der Epilog einer Legende.

## XIV.

Es war ein regnerischer Dienstagnachmittag, und es regnete so dicht, dass Woitech im nächsten Augenblick tatsächlich verschwunden war. Jedenfalls schien es Andreas also. Es schien ihm, dass sein Freund verloren gegangen war im Regen, genau so, wie er ihn zufällig getroffen hatte. Da er kein Geld mehr in der Tasche besass, ausgenommen fünfunddreissig Francs, und verwöhnt vom Schicksal, wie er sich glaubte, und der Wunder sicher, die ihm gewiss noch geschehen würden, beschloss er, wie alle Armen und des Trunkes Gewohnten es tun, sich wieder dem Gott anzuvertrauen, dem einzigen, an den er glaubte. Also ging er zur Seine und die gewohnte Treppe hinunter, die zu der Heimatstätte der Obdachlosen führt.

Hier stiess er auf einen Mann, der eben im Begriffe war, die Treppe hinaufzusteigen und der ihm sehr bekannt vorkam. Infolgedessen grüsste Andreas ihn höflich. Er war ein etwas älterer, gepflegt aussehender Herr, der stehen blieb, Andreas genau betrachtete und schliesslich fragte: Brauchen Sie Geld, lieber Herr?

An der Stimme erkannte Andreas, dass es jener Herr war, den er drei Wochen vorher getroffen hatte. Also sagte er: Ich erinnere mich wohl, dass ich Ihnen noch Geld schuldig bin, ich sollte es der Heiligen Therese zurückbringen. Aber, es ist allerhand dazwischen gekommen, wissen Sie. Und ich bin schon das dritte Mal daran verhindert gewesen, das Geld zurückzugeben.

Sie irren sich — sagte der ältere, wohlangezogene Herr — ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen. Sie verwechseln mich offenbar, aber es scheint mir, dass Sie in einer Verlegenheit sind. Und, was die Heilige Therese betrifft, von der Sie eben gesprochen haben, bin ich ihr dermassen menschlich verbunden, dass ich selbstverständlich bereit bin, Ihnen das Geld vorzustrecken, das Sie ihr schuldig sind. Wieviel macht es denn?

Zweihundert Francs — erwiderte Andreas — aber verzeihen Sie, Sie kennen mich ja nicht! Ich bin ein Ehrenmann und Sie können mich kaum mahnen. Ich habe nämlich wohl meine Ehre, aber keine Adresse. Ich schlafe unter einer dieser Brücken.

Oh, das macht nichts! — sagte der Herr. — Auch ich pflege da zu schlafen. Und Sie erweisen mir geradezu einen Gefallen, für den ich nicht genug dankbar sein kann, wenn Sie mir das Geld abnehmen. Denn auch ich bin der kleinen Therese so viel schuldig!

Dann — sagte Andreas — allerdings, stehe ich zu Ihrer Verfügung.

Er nahm das Geld, wartete eine Weile, bis der Herr die Stufen hinaufgeschritten war und ging dann selber die gleichen Stufen hinauf und geradewegs in die Rue des Quatre-Vents in sein altes Restaurant, in das russisch-armenische Tari-Bari, und dort blieb er bis zum Samstag abend. Und da erinnerte er sich, dass morgen Sonntag sei, und dass er in die Kapelle Ste-Marie-des-Batignolles zu gehen habe.

## XV.

Im Tari-Bari waren viele Leute, denn manche schlefen dort, die kein Obdach hatten, tagelang, nächtelang, des Tags hinter der Theke und des Nachts auf den Banketts. Andreas erhob sich am Sonntag sehr früh, nicht so sehr wegen der Messe, die er zu versäumen gefürchtet hätte, wie aus Angst vor dem Wirt, der ihn mahnen würde, Trank und Speise und Quartier für so viele Tage zu bezahlen.

Er irrte sich aber, denn der Wirt war bereits viel früher aufgestanden, als er. Denn der Wirt kannte ihn schon seit langem und wusste, dass unser Andreas dazu neigte, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um Zahlungen auszuweichen. Infolgedessen musste unser Andreas bezahlen, von Dienstag bis Sonntag, reichlich Speise und Getränke und viel mehr noch, als er gegessen und getrunken hatte. Denn der Wirt vom Tari-Bari wusste zu unterscheiden, welche von seinen Kunden rechnen konnten und welche nicht. Aber unser Andreas gehört zu jenen, die nicht rechnen konnten, wie viele Trinker. Andreas zahlte also einen grossen Teil des Geldes, das er bei sich hatte, und begab sich dennoch in die Richtung der Kapelle Ste-Marie-des-Batignolles. Aber er wusste wohl schon, dass er nicht mehr genügend Geld hatte, um der Heiligen Therese alles zurückzuzahlen. Und er dachte ebenso an seinen Freund Woitech, mit dem er sich verabredet hatte, genau in dem gleichen Masse, wie an seine kleine Gläubigerin.

Nun also kam er in der Nähe der Kapelle an, und es war wieder leider nach der Zehn-Uhr-Messe, und noch ein Mal strömten ihm die Menschen entgegen, und wie er so gewohnt den Weg zum Bistrot einschlug, hörte er hinter sich rufen, und plötzlich fühlte er eine derbe Hand auf seiner Schulter. Und wie er sich umwandte, war es ein Polizist. Unser Andreas, der, wie wir wissen, keine Papiere hatte, wie so viele seinesgleichen, erschrak und griff schon in die Tasche, ein-



ge Minister die Aussenpolitik. In Litauen ist das der schwerkgeprüfte Herr Urbizis, in Lettland der wendige Herr Munters, dem man im Nordosten besondere diplomatische Fähigkeiten nachrühmt, in Estland der heftig vernazite Herr Selter. Hinter diesen Zivilisten steht aber überall ein ruhmbedeckter General mit geringer Streitmacht und grossem Prestige als oberster Wachtmann. In Litauen hat diesen wichtigen Posten der Generalstabschef Rastikis inne; in Lettland der General Balodis, der 1919 den Kaukasier Bermond-Avaloff und dessen deutsche Freikorps-Kameraden aus dem Lande herausgeprügelt hat; in Estland ein hervorragender altrussischer Generalstäbler, der General Laidoner, der Sieger über die Sowjetarmee.

Demokratisch dagegen ist Finnland geblieben, das sich, nach glänzendem industriellem Aufschwung, innen- und aussenpolitisch im Gleichschritt mit Schweden hält. Die fascistische Lappo-Bewegung, die eine Zeitlang das Land bedrohte, ist vollkommen erledigt. Freiheitliche Bauern und Arbeiter, durch Genossenschaften zusammengehalten, regieren den Staat, die Sozialdemokratie hat im Parlament weitaus die Vorhand, der sozialistische Finanzminister Tanner, der alte Führer der internationalen Genossenschaftsorganisation, ist in der Innenpolitik der einflussreichste Mann. Aber auch in Finnland gibt es den eisernen General, den Volksheros aus dem Befreiungskrieg, ohne den aussenpolitisch nichts Entscheidendes geschieht. Es ist der schwedisch-finnische Baron Mannerheim, ein früherer russischer Gardeoffizier, der die Bolschewiken hasst. Doch daraus den Schluss zu ziehen, dass Hitler Finnland in der Tasche hätte, wäre ein bisschen voreilig. Tatsache ist, dass Mannerheim, wie alle seine schwedisch orientierten Landsleute, mit den Engländern sympathisiert. England ist fein, Hitler-Deutschland ist ordinär: also England. Auch dass es Berlin vor kurzem gelungen ist, den Herrn von Ribbentrop nicht genehmen finnischen Aussenminister Holsti zu Fall zu bringen, ist noch kein bündiger Beweis, denn mit dem Nachfolger Holstis, dem Zeitungsverleger Erkkö, hat die Wilhelmstrasse bestimmt keinen guten Tausch gemacht. Erkkö, der eine Engländerin zur Frau hat, ist noch viel ausgeprägter pro-englisch als sein Vorgänger. Solange England und Deutschland in getrennten Lagern stehen, wird für Finnland die Wahl nicht zweifelhaft sein.

Wenn es in den Randstaaten heute für die Nazis ein ideologisches Einfallstor gibt, dann liegt es einige hundert Kilometer weiter südlich von Helsinki, zwischen Tallinn und Riga. Auch dort

würde man nicht mit Begeisterung die Deutschen empfangen, aber zu dem alten Hass gegen Russland kommt nun noch, zu Recht oder zu Unrecht, die Verachtung für die Schwäche der Sowjetunion. Das Versagen Moskaus im vorigen Jahr bei der Zuspitzung des polnisch-litauischen Konflikts, die Passivität des Kremls beim Untergang der Tschechoslowakei und nun wieder das Stillschweigen der russischen Machthaber bei der Annexion Memels: das alles ist gewiss nicht dazu angetan, dem Baltikum sehr viel Respekt und Vertrauen einzuflössen. Hat man nicht hundertmal in Moskau versichert, Litauen sei das Fenster Russlands an der offenen Ostsee? Was haben die Litauer davon gehabt, dass sie sich daraufhin so fest an die Sowjetunion gekettet hatten? Polen hat über Nacht das Fenster zugeklappt, und Deutschland hat ihnen ein Stück ihres Territoriums weggenommen.

Es kommt hinzu, dass hier wie überall die Moskauer Marxisten geglaubt haben, die Beziehungen von Wirtschaft und Politik ignorieren zu können. Als Stomoniakow die Baltische Abteilung im Narkomindel leitete, wurde hie und da noch etwas für die Randstaaten getan, besonders für Lettland, um den Hafen von Riga nicht ganz verkümmern zu lassen. Aber seitdem Stomoniakow verschwunden ist, scheint man wieder wirtschaftlich auf das Baltikum zu pfeifen. Der Handelsverkehr der Randstaaten mit Sowjetrussland ist gleich Null. Die einzigen Kunden, die für sie zählen, sind England und Deutschland. Auch diese Dinge muss man sich vor Augen halten, um zu verstehen, warum die baltischen Länder sich jetzt so ostentativ gegen die Einbeziehung Russlands in das europäische Schutzsystem sträuben.

Ob die Grossmächte darauf Rücksicht nehmen dürfen, ist selbstverständlich eine andere Frage. Schon bei den Verträgen mit Polen und Rumänien war es ja eine etwas seltsame Konstruktion, dass die Westmächte die Entscheidung über Krieg und Frieden davon abhängig machen wollen, ob Warschau und Bukarest sie rufen. Bei den kleinen Randstaaten, die zunächst jedem stärkeren Angreifer ausgeliefert sind, die im Ernstfall immer nur ein Objekt und niemals ein Machtfaktor sein können, ist dieses Verfahren der Hilfe auf Bestellung völlig absurd. Wer da wirklich helfen will, muss sich das Recht nehmen, von sich aus einzugreifen, und wer die Angreifer abschrecken will, muss den Status quo garantieren, ohne Rücksicht auf diejenigen, denen die Garantie gilt. So ist es noch immer gewesen, und so wird es auch in Zukunft sein.

Doch das ist, wie gesagt, ein anderes Kapitel.



fach, um sich den Anschein zu geben, er hätte etwelche Papiere, die richtig seien. Der Polizist aber sagte: Ich weiss schon, was Sie suchen. In der Tasche suchen Sie es vergeblich! Ihre Briefftasche haben Sie eben verloren. Hier ist sie, und — so fügte er noch scherzhaft hinzu — das kommt davon, wenn man Sonntag am frühen Vormittag schon so viele Aperitifs getrunken hat!...

Andreas ergriff schnell die Briefftasche, hatte kaum Gelassenheit genug, den Hut zu lüften und ging stracks ins Bistrot hinüber.

Dort fand er den Woitech bereits vor und erkannte ihn nicht auf den ersten Blick, sondern erst nach einer längeren Weile. Dann aber begrüßte ihn unser Andreas um so herzlicher. Und sie konnten gar nicht aufhören, beide einander wechselseitig einzuladen, und Woitech, höflich, wie die meisten Menschen es sind, stand von der Bankette auf und bot Andreas den Ehrenplatz an und ging, so schwankend er auch war, um den Tisch herum, setzte sich gegenüber auf einen Stuhl und redete Höflichkeiten. Sie tranken lediglich Pernod.

Mir ist wieder etwas Merkwürdiges geschehen, sagte Andreas. Wie ich da zu unserem Rendez-vous herüber gehen will, fasst mich ein Polizist an der Schulter und sagt: Sie haben ihre Briefftasche verloren. Und gibt mir eine, die mir gar nicht gehört, und ich stecke sie ein, und jetzt will ich nachschauen, was es eigentlich ist.

Und damit zieht er die Briefftasche heraus und sieht nach, und es liegen darin mancherlei Papiere, die ihn nicht das Geringste angehen, und er sieht auch Geld darin und zählt die Scheine, und es sind genau zweihundert Francs. Und da sagt Andreas: Siehst du! Das ist ein Zeichen Gottes. Jetzt gehe ich hinüber und zahle endlich mein Geld!

Dazu, antwortete Woitech, hast du ja Zeit bis die Messe zu Ende ist. Wozu brauchts du denn die Messe? Während der Messe kannst du nichts zurückzahlen. Nach der Messe gehst du in die Sakristei und inzwischen trinken wir!

Natürlich, wie du willst, antwortete Andreas.

Und während Andreas ein unheimliches Herzweh verspürte und eine grosse Schwäche im Kopf, sah er, dass ein junges Mädchen hereinkam und sich genau ihm gegenüber auf die Bankette setzte. Sie war sehr jung, so jung, wie er noch nie ein Mädchen gesehen zu haben glaubte, und sie war ganz himmelblau angezogen. Sie war nämlich blau, wie nur der Himmel blau sein kann, an manchen Tagen, und auch nur an gesegneten.

So schwankte er also hinüber, verbeugte sich und sagte zu dem jungen Kind: Was machen Sie hier?

Ich warte auf meine Eltern, die eben aus der Messe kommen; die wollen mich hier abholen. Jeden vierten Sonntag, sagte sie und war ganz verschüchtert vor dem älteren Mann, der sie so plötzlich angesprochen hatte. Sie fürchtete sich ein wenig vor ihm.

Andreas fragte darauf: Wie heissen Sie?

Therese, — sagte sie.

Ah, rief Andreas darauf, das ist reizend! Ich habe nicht gedacht, dass eine so grosse, eine so kleine Heilige, eine so grosse und so kleine Gläubigerin mir die Ehre erweist, mich aufzusuchen, nachdem ich so lange nicht zu ihr gekommen war.

Ich verstehe nicht, was Sie reden, — sagte das kleine Fräulein ziemlich verwirrt.

Das ist nur Ihre Feinheit, erwidert hier Andreas. Das ist nur Ihre Feinheit, aber ich weiss sie zu schätzen. Ich bin Ihnen seit langem zweihundert Francs schuldig, und ich bin nicht mehr dazu gekommen, sie Ihnen zurückzugeben, heiliges Fräulein!

Sie sind mir kein Geld schuldig, aber ich habe welches im Täschchen hier, nehmen Sie und gehen Sie. Denn meine Eltern kommen bald.

Und somit gab sie ihm einen Hundert-Francs-Schein aus ihrem Täschchen.

All dies sah Woitech im Spiegel, und er schwankte auf aus seinem Sessel und bestellte zwei Pernods und wollte eben unseren Andreas an die Theke schleppen, damit er mittrinke. Aber, wie Andreas sich eben anschickt, an die Theke zu treten, fällt er um wie ein Sack, und alle Menschen im Bistrot erschrecken und Woitech auch. Und am meisten das Mädchen, das Therese heisst. Und man schleppt ihn, weil in der Nähe kein Arzt und keine Apotheke ist, in die Kapelle und zwar in die Sakristei, weil Priester noch etwas von Sterben und Tod verstehen, wie die ungläubigen Kellner trotzdem glaubten; und das Fräulein, das Therese heisst, kann nicht umhin und geht mit.

Man bringt also unsern armen Andreas in die Sakristei, und er kann leider nichts mehr reden, er macht nur eine Bewegung, als wollte er in die linke innere Rocktasche greifen, wo das Geld, das er der kleinen Gläubigerin schuldig ist, liegt, und er sagt: Fräulein Therese! — und tut seinen letzten Seufzer und stirbt.

Gebe Gott uns allen, uns Trinkern, einen so leichten und schönen Tod!

Ende

**DIE GROSSE REISE DURCH UNSER ICH!  
EIN BUCH FUER JEDERMANN!**

**Dr. FRITZ KAHN  
DER MENSCH  
gesund und krank**

Um jedem dieses hervorragende Werk — eine Menschenkunde von 1940, — das 800 Seiten Lexikonformat umfasst, mit 555 teils ganzseitigen Abbildungen — zugänglich zu machen, liefern wir es in 17 Lieferungen von je 48 Seiten; Preis der Lieferung: ffrs. 28.—

Ferner liefern wir auf Wunsch — ohne jede Verbindlichkeit für Sie — die Lieferung 1 zur Ansicht porto- und spesenfrei! Verlangen Sie umgehend Gratiszusendung unseres ausführlichen 8seitigen Prospektes über das Werk!

**LIBRAIRIE INTERNATIONALE  
DES LETTRES, ARTS ET SCIENCES  
PARIS (6<sup>e</sup>) 18, rue du Vieux-Colombier, 18  
Tel.: LITtré 85-37 Postscheckk.: Paris 2193-10**



# Radionachricht von Tollers Tod

Von Emil Ludwig

An Bord des „Southern Prince“

Sein Name, denk' ich, wurde ihm Verhängnis. Mit diesem Aufruf geboren, sich in dauerndem Crescendo ins Verzückte zu steigern, fand er, der Phantasie-Begabte, sich gedrungen, sich in beständiger Spannung zu halten, zu überbieten. Als ich ihn einmal in unserem Garten an eine Säule der Pergola gelehnt und mit sanftem Blick Umschau halten sah, erkannte ich, dass er die Idylle liebte, oder doch lieben wollte. Aber seine Spannung trieb ihn immer vorwärts. Selten gab er sich unbefangen hin, dem Lachen, dem Wein, der Ironie; das eingeborene Pathos wühlte ihn auf, ohne Erlösung zu finden. Der Komparativ wurde sein Schicksal.

Dies Erzwungene und Gezwungene kontrastierte mit einer herzlichen Verlegenheit, wenn er sich vergass. Zu jung war er allem entrissen worden, was ihn hätte bilden oder hemmen können. Mit 17 oder 18 freiwilliger Soldat, mit 20 oder 21 Revolutionsführer, — und doch viel zu human, um den Trotzki zu spielen. Nicht, dass er in München Kommunist war, macht ihn uns wert, sondern dass er es nicht verstand, Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Eine brüchig-schöne Gestalt.

Als er aus dem Gefängnis zu mir kam, er war wohl 26, sagte ich ihm, er müsste den Weg Friedrich Schillers einschlagen. Was war er nicht betroffen, vielleicht beleidigt! Und doch war eben dies der Punkt: diesen verfrühten und übertriebenen Erfolgen hätte er — gleich Schiller — eine Periode stiller Betrachtung, des Lernens nachschicken sollen, denn ihm fehlte fast alles.

Mit dem besten Willen, dergleichen nachzuholen, — er konnte es nicht, es trieb ihn zu pathetischen Taten oder Worten. Als Dichter habe ich ihn oft, immer aber als Redner geschätzt: da war er in seinem Element. Was würden die Nazi für einen solchen Kerl bezahlen!

Als er ganz vage zu irrlichtelieren schien, kam ihm Hitler zu Hilfe, gab ihm einen neuen Feind, eine neue Arena. Er entzündete sich daran, und war wohl auch platonisch genug, um dieser neuen Wendung Dank zu wissen.

Die Freiheit: das war ein viel tieferes Erlebnis für ihn als für uns alle; er hatte seine frische Jugend im Kerker verdunsten sehn. Als ich ihn vor unserer Volière beim Schlag der Tür zurückzucken sah, fragte ich ihn, ob Freiheit oder ob

nicht Gesundheit das höchste der Güter sei. „Freiheit!“ rief er und rollte seine verzückten und schönen Augen.

Immer musste er sich Freiheit, Männlichkeit, alle Güter musste er sich beständig beweisen: so wollte es das Gesetz seiner komparativen Spannung. Ging es über die Gletscher, so ging er nackt; kein Mensch verstand, warum. Boxen oder Reiten, er wollte alles beherrschen, Herr des Lebens wollte er sein, und Dichten, das war nur eine Ecke davon.

Da ich ihn in den letzten Jahren kaum sah und diese Zeilen auf See schreibe, in der Stunde, da das Radio auf getippten Bogen die schauerliche Nachricht seines Todes durch Erhängen bringt, kenne ich nicht den Fünften Akt. Und doch wage ich auszusprechen, dass Toller, der vom Gelde ganz unabhängig war, nicht durch Misserfolge äusserer Art in den Tod getrieben worden sein kann. Wenn er nicht etwa krank war, wird es wohl das Bild einer Frau sein, das ihn verwirrte. Ich sage das dogmatisch, ohne zu wissen, wie und mit wem er zuletzt gelebt hat. Aber er war frei, und er war viel zu unantastbar im höchsten Sinn, um zu verzweifeln, weil ihm etwas schief ging.

Bedenk' ich's ruhig, so fallen mir die Verse ein, die Hebbel den sterbenden Kandaules sagen lässt, und die ungefähr lauten:

„Herakles war der Mann: ich bin es nicht.  
Zu stolz, um ihn in Demut zu beerben  
und viel zu schwach, um es ihm gleich zu tun,  
hab' ich den Grund gelockert, der mich trug,  
und dieser schlingt nun gähnend mich hinab.“

Das mag so kommen. Aber tapfer warst du immer, aufrecht und unbestechlich, und da du dich von deiner kleinbürgerlichen Sphäre so herhaft gelöst und in den Kampf begeben, da du für grosse Güter buchstäblich deine Jugend geopfert und nie den Vorteil gesucht hast, bleibt dein Bild in reiner Sphäre und zeigt den stürmenden Jüngling, der seinem Namen nachlebte und sich zuletzt in einem New Yorker Hotel aufhängte, als wäre er der Held eines Tollerschen Dramas.

MARIA GLEIT

**Du hast kein Bett, mein Kind**

Leinen: sfr. 9.—

VERLAG OPRECHT, ZUERICH / NEW YORK



# Rast in Jablonowka

Von Joseph Roth

23 / 9 1939

Aus einer Anzahl ungedruckter Manuskripte Roths, die sich im Lauf der Jahre bei der Redaktion dieser Zeitschrift sammelten.

Das Dorf Jablonowka lag in meiner Erinnerung geborgen, ein Kleinod. Manchmal gelang's mir, es hervorzuzaubern, seine hellblaugetünchten, strohgedeckten Hütten und sein einziges Häuschen beinahe städtischen Aussehens; es hatte nämlich Schindeldach und eine rostbraune Tür und zwei flache Stufen davor; zwei, nicht mehr. Die weisse Kirche mit der blechgedeckten Kuppel stand auf dem sanften Hügel, inmitten des umzäunten Friedhofs, eine kleine Weile hinter der letzten Hütte, oder auch vor der ersten, je nach der Richtung, aus der man kam. Links vom Kirchentor stand der Glockenstuhl, mit einer grossen Glocke zwischen zwei kleineren, jüngeren. Hinter den Hütten, die an den Rändern der zweimal gewundenen Dorfstrasse stehen, steigt sanft das Gelände an, und vereinzelt Hütten scheinen langsam den Hang hinaufzukriechen. Das Dorf Jablonowka hatte ich vor drei Monaten gesehen. Es war am zehnten Oktober, an einem silbrigen, kühl-warmen Morgen. Ueber den Stoppelfeldern wogte der schütterere Nebel.

Es war Krieg. Aber das Dorf Jablonowka, abseits der grossen Landstrassen, hatte ein paar Mal nur abwechselnd österreichische und russische, in Rast befindliche Truppen und höhere Kommandos beherbergt. Die Frauen, Kinder und Greise und der alte Geistliche hatten nach drei Jahren noch keine unmittelbare Bedrohung kennengelernt.

Pferde und Fuhrwerke gab es wenig, das Vieh sah abgezehrt aus, die Gänse und Enten auch, nur die Schweine waren noch ansehnlich, aber es gab ihrer nicht viele nach vielen Requisitionen.

Ein paar Stunden nach unserm Einzug in Jablonowka verliessen wir es wieder. Durch viele verwüstete Ortschaften sind wir schon gezogen. Diese hier — siehe da — ist verschont. Wenn man hier bliebe, wäre man auch teilhaft dieses Wunders. Warum nicht? Weshalb soll man nicht hier bleiben können? So wert wie jene Ente dort ist auch ein Soldat, ein Einundzwanziger, aber es könnte auch ein Fünfunddreissiger sein. Seht ihr? — sagt dieses Dorf — es kann auch friedlich sein. Hütten müssen nicht brennen, Granaten nicht platzen. Manchmal kann ja ein Flieger kreisen, vielleicht! Am Sonntag können die Glocken läuten. Warum nicht? Und die Feste und Feiertage müssen nicht gestört werden. Und — allerdings — viele Bauern, geboren in meinem Schoss, in mir aufgewachsen, hätten noch alt werden können, sterben. Aber ich habe noch Bauernjunge die Fremde Soldaten sind ihre Väter, aber gezeugt sie hier, auf meinen Wiesen, in meinen Hütten. denke jedenfalls mich abseits der Katastrophe, mit Gottes Hilfe!

So sprach das Dorf, aber ich konnte ihm ja nicht lange zuhören. Bis Mitte Dezember blieben wir etwa zwanzig Kilometer weiter östlich, und es war ein ruhiger Abschnitt. Es war, als strömte das Dorf noch bis in die Schützengräben etwas von seiner Gesegnetheit aus.

Um jene Zeit kamen schon manche voreiligen Weihnachtspakete an, und man öffnete sie dennoch nicht. Selbstverständlich. Nebenbei gesagt: ich hatte noch keines; ich hätte es bestimmt aufgemacht; um aufrichtig zu sein, einfach um aufrichtig zu sein. Denn ich hasste Ueberraschungen, mein Lebtag. Weder mir selbst noch andern wollte ich welche bereiten. Und vollends einsam war ich mitten in dem erwartungsvollen Frohsinn meiner Kameraden. Gewiss, unser Front-Abschnitt war glücklicherweise still. Aber im Angesicht des Todes waren wir ja gestanden, standen wir immer noch. Und mich kränkte der Rückfall der Männer, die das Aeusserste gesehen hatten, in die billige Wehmut jenes Stanniols und Lamettas, das seit hundert Jahren das Geburtsfest des Heilands in ein bürgerliches verwandelt. Ich zitterte schon, um die Wahrheit zu sagen, vor dem Heiligen Abend selbst, das heisst: vor seinen Begleiterscheinungen. Ich wünschte mir inbrünstig kein Paket aus der Heimat — war sie nicht nur noch ein Hinterland? — und auch keine tröstende Ueberraschung von den Kameraden. Niemals war mir der Stall von Bethlehem so nah gewesen und niemals so ferne das „Speis'zimmer“ mit den „Bescherungen“. „Weihnacht im Felde“: welch ein Fest für Kriegs-Berichterstatter!

\*\*

Aber es geschah ein Wunder, kein Ansichtskarten-Wunder, ein wirkliches. Wir gingen nämlich in Rast am 19. Dezember. Wir gingen nach Jablonowka. Siehst du, das gibt's, sagte das Dorf. Jetzt lag es im Schnee. Von den Rändern der Strohdächer hingen die Eiszapfen bis zu den winzigen Hüttenfenstern. Und wenn ich aus der Stube, in der ich einquartiert war, auf die weisse Dorfstrasse hinausschauen wollte, musste ich mit einem Kerzenflämmchen einen durchsichtigen Kreis in den Eispanzer der Fensterscheibe schmelzen. Eine Weile später wuchs die Eiskruste wieder zu. Es war 23 Grad Celsius.

Am Morgen vor dem Heiligen Abend kamen die Bauern in die Regimentskanzlei. Sie baten um sechzehn Der Rechnungsfeldwebel Hanamak lieferte Er schnitt jede Kerze in der Mitte entzwei. Kürbisschalen schnitten die Buben Augen, Münder, entzündeten die Kerzen in der und jeder hatte drei Kürbisschalen, und dies heiligen drei Könige. Fünf Buben, alles Frau Olszewska, besaßen eine Krippe, die schnitzt hatten. Es war ein winziges, Zentimeter hohes Häuschen, grün be-



malt, dreiwandig, eine offene Bühne. Echte Heubündelchen lagen darinnen. Und wenn man den Finger durch den eisernen Ring steckte, der an dem Giebel des Häuschens angebracht war, begann das Ganze gleichsam von selbst zu schaukeln, und drinnen schaukelte die Mutter Gottes das Kindlein, das graue Eselchen schüttelte seine langen Oehrchen und die drei heiligen Königlein, die scharlachrot und golden aus der Kulissee links herauskamen, bewegten die zittrigen Aermchen, die locker mit Fädchen in den Gelenken befestigt waren. Als hätte er das Strohdach mit Gewalt durchgestossen, funkelte der Stern von Bethlehem drinnen, im Stall, und es erwies sich, dass es kein Stern war, sondern eine goldene Rosette, wie sie von unsern k. k. Militärbeamten getragen zu werden pflegten. Es war dennoch Krieg in Jablonowka.

Die Bäuerin, bei der ich einquartiert war, hiess Jozefowa Gargasch, und ich werde sie nie vergessen. Obwohl durch den Krieg schon viele Frauen des Dorfes Witwen geworden waren, nannte man nur sie: die Witwe. Denn ihr Mann war ein knappes halbes Jahr vor dem Krieg eines natürlichen Todes gestorben. Sie hatte dreijährige Zwillingkinder, zwei muntere Flachs-gärbchen. Ein hageres Angesicht schien sie zur Schweigsamkeit zu verpflichten, zur Strenge auch. Aber es war, kannte man sie näher, lediglich ein immer wieder scheiternder Versuch gegen die in ihrer eigenen Brust wohnende, ständig rebellierende Güte.

Karl Greiser, Gefreiter, Metzger von Beruf, schlachtete ein Schwein. Die Witwe scheuerte den Fussboden, den Tisch, die drei Stühle. Als der Abend kam, stellte sie eine grosse Schüssel, an den Rändern blau geblümt und rot gestreift, in die Mitte des Tisches. Zwei gewaltige Steingut-Teller nahmen sich daneben wie Kinder aus. Drei hölzerne Löffel, braungelb wie der Tisch, auf dem sie lagen sahen aus, wie dessen Kinder; Holz von seinem Holz waren sie. Die Scheite, kreuz und quer geschichtet, harrten auf dem offenen Herd. Und die Köpfe der Zwillinge rochen nach jener Kriegsseife, die an Senf erinnerte, an Lauge, Schmutzwäsche und Armut; besonders an Armut.

\*\*

Das Thermometer sank nicht, es stieg auch nicht — und das war gut so. Der Friede zog in mich ein. Ein Nichts von einem Tag tauchte unter in einer Nacht, die klarer war als er. Wer weiss, wie lange wir hier in Rast bleiben werden? Wer weiss, wohin wir dann abkommandiert werden? Ich wehre mich gegen Stimmung. Die Feldpost kommt, zwei Pakete, freilich zwei Pakete. Wir sollen um acht Uhr in der Offiziersmesse sein, Rainacher und ich. Auch er hat Pakete bekommen, auch er wehrt sich gegen Stimmung. Wir wollen zusammen bei der Witwe Jozefowa. Weil er älter ist, schläft er im Bett, ich schlafe auf dem Strohsack. Wir schicken beide Dienstzettel. Wir werden nicht zur Messe. Wir werden um Mitternacht den Hügel hinaufgehn, in die Mitternachtsmesse.

Der Himmel schimmert über uns, vor uns schimmert der Schnee. Es ist, als spiegelte der Himmel den Schnee wieder. Auf der ausgetretenen Erde

hat es beinahe keinen Sinn, herumzuwandern. Der Schnee war so verführerisch, dass es eine Sünde gewesen wäre, nicht in ihn hineinzustapfen, dort, wo er hoch und hart war, edel, jungfräulich, kristallen und singend. Um unsern Kameraden nicht zu begegnen und auch um die Nacht zu geniessen und ihre Sterne und ihren Schnee, gingen wir hinter den Häusern den Gang hinauf. Ringsum war es still, es gab keinen Krieg. Zehn-, zwölfmal wandelte ein Scheinwerfer über den Himmel, er wanderte wirklich, ein friedlicher Spaziergänger, und blasser als seine Brüder, die ich kannte, war er an diesem leuchtenden Himmel.

Die Jungen kamen mit ihren erleuchteten Kürbissen. Sie sangen. Nahe waren Stall und Krippe und Esel, wenn man die Lieder verstand. Sollte man ihnen glauben, so war der Heiland in Jablonowka geboren, nicht weit von der Hütte der Witwe Jozefowa Gargasch, und es war nicht zweitausend Jahre her, sondern höchstens knappe sechzig, und die Grossväter erinnerten sich noch daran. Die Fuss-Spuren der heiligen drei Könige gar sah man noch geradezu im Schnee. Der Stern war mit Händen zu greifen. Die podolische Tiefebene war eingebettet im Glauben und Gott war in Podolien, und Bethlehem knapp einen Sprung entfernt und näher als die Front.

Ein Licht nach dem andern erlosch, und die Hütten wurden finster. Nur Himmel und der Schnee leuchteten, als das Dorf den Hügel zur Kirche hinauf wanderte. Ihre doppelflügelige Tür stand weit offen, und es war, bevor man eintrat, als käme der Altar den Eintretenden entgegen, Gäste zu empfangen, in seinem ganzen Glanz. Es gab keine Bänke, die Menschen knieten und standen. Obwohl die Tür offen blieb, wurde es bald warm, es war, als wärmten mich alle Pelze, die fremden, die Kerzen wärmten und auch die Inbrunst wärmte und das Gloria nach dem Introitus: Dominus dixit ad me: Filius meus es tu, ego hodie genui te. Quare fremuerunt gentes; et populi meditati sunt inania? — Was knirschen die Heiden? Was planen die Völker Torheit? — Et pastores erant in regione eadem vigilantes. — Wachsame Hirten waren in derselben Gegend, — hier neben uns, neben Rainacher und mir.

Die Witwe Jozefowa Gargasch ging zwischen uns heim. Die Tür war nicht etwa verschlossen, oh, keine Tür in diesem Dorf war verschlossen, obwohl fremde Soldaten, Ungarn und Bosniaken, jetzt hier rasteten. Wachsame Hirten waren in der Gegend.

Wir setzten uns an den Tisch und löffelten den Borscht mit den hölzernen Löffeln. Dann zerschnitten wir das Fleisch mit dem Taschenmesser. Wir tranken Sliwowitz aus dem Teeglas und aus den Feldflaschen. Mein Freund Rainacher, ein Spötter, reckte sich satt auf dem Stuhl, streckte beide Arme aus und sang: Glo-ri-ah in ex-cel-sis. Es war dennoch keine Blasphemie. Um sechs Uhr morgens küsstet wir die Zwillinge und die Zwillinge küsstet uns. Wir gaben ihnen unsere vier Pakete und legten sie auf den Tisch. Du gehst heute ins Bett — sagte Rainacher — schlafe auf dem Strohsack. Du erlaubst keine Überraschung. So war es. Um sechs Uhr schloß man uns. Es war Abmarsch.



# Zu einigen allzu absurden Verdikten...

Von Joseph Roth

Der Verfasser dieser Zeilen ist österreichischer Legitimist. Er legt Wert darauf, es zu betonen, um mit einer nachdrücklichen Aufrichtigkeit versichern zu können, dass er das Folgende sine ira et studio mitzuteilen gedenkt. Er folgt dabei einer Art historischer Zeugenpflicht. Die Meinung, die von einer grossen Anzahl Zeitgenossen geteilt werden dürfte, dass der österreichische Legitimus keine Zukunft mehr habe, berechtigt keineswegs zu einer gleichgültigen Haltung, geschweige denn zu einer Verurteilung des Legitimus und seiner Vertreter. Man wird im folgenden sehen, wieviel Unrecht man ihm tat, als er noch wirken durfte; und dass ihm nicht etwa jene schweren Irrtümer angekreidet werden, die er wirklich beging, sondern just die groben Fehler jener „autoritären Staatsführung“ Oesterreichs, gegen die er immer, selten offen, aus taktischen Gründen häufig aber verborgen gekämpft hat.

Die billig schablonisierende Tendenz dieser Zeit hat freilich die Verwechslung, beziehungsweise Gleichsetzung verschiedener, ja, divergenter politischer Mächte in Oesterreich erzeugt. Unter der Marke „reaktionär“ zusammengefasst waren: Heimwehr, Starhemberg, Dollfuss, Schuschnigg, Ostmärkische Sturm-

scharen, Deutschnationale (oder Nationalsozialisten) und Habsburg. Der Primitivität jener, denen der Begriff „reaktionär“ zur Kennzeichnung oder gar zur Erklärung all der erwähnten österreichischen Erscheinungen genügte, entsprach allerdings die rohe Improvisation des „Christlichen Ständestaates“ und die obstinate Heuchelei, mit der sich die so flüchtigen Zimmerer einer verlogenen ad-hoc-Verfassung auf „Quadragesimo anno“ beriefen. In Wirklichkeit war der österreichische „Christliche Ständestaat“ von der Enzyklika des Papstes fast ebensoweit entfernt, wie das Goldene Kalb von den Zehn Geboten. Weder der beinahe antik grausame Tod, mit dem Dollfuss den Arbeiter-Pogrom Feys und Starhembergs gesühnt hat, noch der demütige Jammer, in dem der Kanzler Schuschnigg sich gleichsam zu einer wahrhaften Würde emporbüst, noch das grässliche Ende Feys kann die Leichtfertigkeit entschuldigen, mit der ein österreichischer Patriotismus aus Konzessionsdrang mit einem deutschen Nationalstolz verbunden wurde; gegen das Gebot Gottes also Ochse und Esel unter ein Joch gespannt. In diesem improvisierten und selbstverlogenen Wirrwarr war es den flachköpfigen Fanatikern der Schablone ein leichtes, Nuancen, Verschie-

3

denheiten und sogar Gegnerschaften mit gewohnter Kritiklosigkeit zu übersehen. Nun, es ist nicht der Zweck des Schreibers, vergebliche Ehrenrettungen vorzunehmen und die verschiedenen Kinder einer staatlichen Missgeburt mehr oder weniger zu entschuldigen. Ebensogut könnte man versuchen, irgendwen glauben zu machen, dass der Wiener Kardinal schon ein Christ sei. Nützlich aber, im Interesse der historischen Wahrheit, scheint uns die unzweideutige Feststellung: dass der österreichische Legitimismus sich manchmal im offenen, immer im verborgenen Widerspruch zum Ständestaat, vieler seiner Stützen und seiner paramilitärischen Gebilde befand. Im letzten Jahr, also ungefähr heute vor einem Jahr, konnten auch jene Elemente in Oesterreich, die aus Gefühls- und Gesinnungsgründen, aus Ressentiment und Gewohnheit gegen Habsburg und Monarchie waren, nicht umhin, aus Gründen der Vernunft die Monarchie der Nilpferd-Peitsche Hitlers vorzuziehen. Der österreichische Legitimismus war schon in den letzten zwei Jahren durchaus nicht die Bewegung „verkrachter Aristokraten“ etwa, oder „verkalkter Offiziere“; der Hauptmann Oswald, früher Adjutant Kaiser Karls, trotz seines feudalen Aeusseren von den Wiener Arbeitern geliebt und bei jeder legitimistischen Versammlung umjubelt, hatte mehr als 80 000 Anhänger in Wien; darunter nicht wenige „illegale“, die nur in legitimistischen Versammlungen offen sagen konnten, sie seien illegal und Sozialdemokraten. Aus einer verhältnismässig beschränkten Schar alter getreuer Diener Habsburgs wurde der „Eiserne Ring“, die Dach-Organisation des Legitimismus, kaum einen Monat nach dem Mord an Dollfuss, die stärkste, weil die freieste Organisation. Die „Vaterländische Front“, eine verhältnismässig bösartige Neubildung, bestand aus disparaten Fermenten. Ihre Symbole waren nicht etwa nur abstrakt; sie waren sogar erfunden: erfundene Abstraktionen. Und mochte auch der Präsident des „Eisernen Ringes“ Hohenberg heissen; der Vizepräsident Reichlin-Waldegg; der Präsident des „Reichsbundes der Oesterreicher“ Generaloberst Dankl; der Vizepräsident Exzellenz Wiesner; der Präsident der legitimistischen Soldaten Schönburg; die österreichischen Landsmannschaften, die „Freien Studenten“, die „Jüdischen Legitimisten“, die „legitimistischen Aerzte und Advokaten“ und die „legitimistischen Arbeiter“ waren in der durchaus nicht feudalen „Vaterländischen Front“ ebensowenig heimisch, wie im „Christlichen Ständestaat“. Kein Wunder: vor die Wahl gestellt zwischen Zepter und Nilpferd-Peitsche wählten sie natürlich das Zepter. Möge ein herzhafter Zwischenruf, den der Schreiber dieser Zeilen in einer legitimistischen Versammlung kurz vor den Berchtesgadener Präliminarien zur österreichischen Leichenfeier aus dem Munde eines Mannes aus dem Wiener Volke gehört hat, unsere Argumentation besser beleuchten: der Redner sprach von dem benachbarten Deutschland, das von Plebejern regiert werde; er spielte deutlich auf die Plebejer in Oesterreich an. Ein braver „kleiner Mann“ stiess den Ruf aus: „Mir

brauch'n ka Hausmeister net zum Regiern. Hausmeister bin i sölber!“

Unbekannt darf es nicht länger bleiben, dass der menschlich bedauernswerte, politisch keineswegs zu entschuldigende Kanzler Schuschnigg das hartnäckige Hindernis auf dem Wege Oesterreichs zur Monarchie war. Die Kompromiss-Katholiken, die „Brückenbauer“, wie man sie in den legitimistischen Kreisen nannte, waren die Gegner Ottos — nicht etwa, wie die Fanatiker der Schablone glauben wollen, seine Förderer. Wen das „Heil Hitler!“ des Wiener Kardinals überrascht hat, der hat Oesterreich niemals wirklich gekannt. Wer in dem Bekenntnis dieser unchristlichsten aller Staats-Missgeburten zum „Rot-Weiss-Rot“ nicht den Widerstand gegen das einzig wahre Schwarz-Gelb Oesterreichs gespürt hat und zugleich das halbverschämte Bekenntnis zum „Gesamtdeutschum“, der kannte das geistig weit mehr noch als geographisch restringierte Oesterreich nicht; das Oesterreich der Braunauer, der Linzer und der Alpenkröpfe, der Bodenständigen, kurz und gut. Dieses zudringliche Bekenntnis der österreichischen Machthaber zum „zweiten deutschen Staat“ hatte unter anderem den Zweck, das habsburgische Oesterreich unter den hochmodernen, neu errichteten Kolossal-Ruinen des deutschen Bruders zu begraben. Nachdem der arme Kanzler so lange und so hartnäckig der ganzen Welt versichert hatte, Oesterreich sei der „zweite deutsche Staat“, — betont war obstinat nicht: „der zweite“, sondern: „der deutsche“, — nachdem er sich mit allen Kräften, die leider die Legitimisten ebenso überschätzten, wie er selbst, gegen Otto von Habsburg gewehrt hatte, verfiel er selbstverständlich, naturnotwendig, dem deutschen Schicksal; dem zweiten deutschen Schicksal. Auch nach Berchtesgaden noch schlug er die ernststen Warnungen der Legitimisten in den Wind; nicht leichtsinnig etwa! Oh, nein! Sondern gewissenhaft, was schlimmer ist. Dieser „Christliche Ständestaat“, samt seinem Taufpaten Innitzer, war keineswegs der „reaktionäre“ Verbündete Habsburgs, sondern dessen Feind. Der gesunde Instinkt des Volkes sprach nicht nur gegen das Hakenkreuz, sondern auch gegen das Rot-Weiss-Rot der falschen Christen; weit eher — um ganz vorsichtig zu sein und nicht in den Verdacht der Voreingenommenheit zu geraten — für die Krone.

Das Bekenntnis des österreichischen Legitimismus zum Volk und zur Arbeiterschaft war unzweideutig, seit der Ermordung Dollfuss'. Deutlich, dokumentarisch belegbar, war sein Widerstand gegen die Heuchelei des lächerlichen Provisoriums, des blutigen und volksfremden. Von allen Sukzessionsstaaten, die sich gegen Habsburg wehrten, gab es nur einen, der dieses Haus wirklich bekämpfte: es war der „Christliche Ständestaat“.

Mehr als Stojadinovitsch, Horthy, Beck und ganz gewiss mehr als Horthy, kämpften Schuschnigg und Innitzer gegen die Krone. Da er leider jetzt endlich ein wahrhaft „deutsches Schicksal“ erleidet, seien ihm vorläufig, bis zu seiner Erlösung, weitere Vorhaltungen erspart.



# Miniaturen

## Ein Kind im Wartezimmer der Polizei

Das Kind lief unbekümmert, ein echtes Kind, mitten durch unsere schaurige Trauer. Wir sassen nämlich im Wartezimmer der Polizei-Präfektur. Wir warteten auf die Erlaubnis, in Paris zu bleiben, oder aber zum Teufel gehen zu dürfen. Wir warteten im Wartesaal. Wo denn sonst wartet ein Mensch? Er wartet in einem Wartesaal.

In einem Wartesaal, meine Herrschaften, gibt es keine gepolsterten Lehnstühle. Man sitzt auf Bänken, die keine Lehne haben. Man sitzt so, wie es sich für Heimatlose gehört, mit gebeugtem Rücken, die Ellenbogen auf den Knien, und, wenn man will, die Stirn in gefalteten Händen.

Im Wartezimmer der Polizei-Präfektur gehen die Menschen hin und her, auf und ab, schätzungsweise, sagen wir, sind es etwa zwanzig Menschen; Männer zumeist. Sie gehen auf und ab, hin und her. Gott hat sie offenbar geschlagen. Nicht genug daran, dass sie so viele Meilen hatten zurücklegen müssen, um hieher, in dieses Wartezimmer der Polizei-Präfektur zu gelangen, müssen sie auch da drinnen noch auf und ab, hin und her wandern. Es ist, als könnten sie gar nicht innehalten im Wandern und im Flüchten. Auch im Wartezimmer der Polizei noch flüchten und wandern sie.

Ihre Anzüge sind noch gut, aber ihre Gesichter sind sozusagen zerschlissen. (Niemals kann ein Anzug so zerschlissen sein, wie ein Gesicht.) Sie glaubten, die Armen, man könne die Umwelt glauben machen, man sei noch ihrer würdig, weil man, obwohl zu ihr geflüchtet, dennoch sich die Mühe gäbe, genau so auszusehen, wie sie, diese Umwelt, der es nicht im Traum einfällt, zu flüchten! Denn es geht ihr noch gut, der guten Umwelt!

\*  
\*\*

Mitten also zwischen den Flüchtlingen, die sich selbst keine Ruhe geben können, lief im Wartezimmer der Polizei-Präfektur das Kind umher, ein blondgelocktes Kind, ein süßes, sage ich, weil jede Umschreibung eine literarische Lüge wäre. (Man soll sich nicht scheuen, das Süße so zu nennen.) Das blonde Kind im Wartezimmer der Polizei-Präfektur war süß. Es hatte die gewissen blauen Augen, die man den Engeln zuzuschreiben pflegt. Es hatte, mehr noch, den unbeschreiblichen stillen Glanz jener Unschuld, die das wahre Wissen ist; das einzige, das wir auf Erden schätzen sollten, sobald wir es erkannt haben. Es war ein Kind! Ein dreijähriger Knabe!

\*  
\*\*

Er nahm mir meinen Stock aus der Hand und schlug mit ihm, wie nur Kinder und Engel schlagen können,

den Polizisten, der vor der Tür stand, auf den Kopf. Er lief, der blondgelockte Knabe, allen Polizeibeamten zwischen die geschäftigen Beine. Es war ein wunderbares Stückchen Sonne, ein hurtiges, in unserm grauen Wartezimmer der Polizei-Präfektur.

Ich wollte, ich wäre dieses Kindes Vater gewesen.

JOSEPH ROTH

AR 1764 3/9

Joseph Roth Collection

II.3

Schwarz-gelbes Tagebuch

S 47/7

SCHWARZ-GELBES TAGEBUCH, 1939



Order, Post

Nov 39

~~Schwarz-gelbes Lagerhaus~~

No 1-10

(teils unvollständig)



# Schwarz-gelbes Tagebuch

Von Joseph Roth

SONNTAG.

Der tierische Ernst, mit dem diese politischen Hausmeister und Dienstmänner regieren, Gesetze machen, abtreten, musste freilich eines Tages eine lächerliche Farce erzeugen. Vor zwanzig Jahren hätte ein homerisches Gelächter die Welt erschüttert, wenn in irgendeinem Lande, auch dem geringfügigsten oder „exotischsten“, ein Ministerpräsident zurückgetreten wäre — wegen seiner jüdischen Urgrossmutter. Es ist eine Film-Operette, von Möbelpackern gespielt, nicht verfasst — denn, um so was zu verfassen, dazu muss man aus einem ganz andern Holz geschnitzt sein: aus einem nämlich, das kein Möbelpacker anrührt. Ungarn hat sonst mehr Witz gehabt. Mit seinen Witzen hat es oft die Welt überschüttet. Zu viel Witz gelegentlich. Wie stumpf müssen Menschen sein, auf die Paprika so wirkt: Pathos erzeugend, ein heilloses Pathos, abgelauscht dem borusisch-deutschen und nicht einmal richtig. Denn bei den Preussen gibts keine Schlamperei dieser Art. Dort werden die Urgrossmütter einfach abgeschafft, wo sie stören könnten. Und mit fürsorglicher deutscher Gründlichkeit wurden dort, im Lande der Systematiker, schon lange vor Hitler die Friedhöfe geschändet. Oh, es war gar nicht die Absicht, nur der Anschein. Die Absicht war, nachzusehen, ob von der und jener Urgrossmutter zufällig noch was irdischen Bestand behalten habe. Es kann nicht schaden, wenn man Grabsteine vernichtet, auf denen die Namen künftiger Führer verzeichnet stehn.

MONTAG.

In der Zeitschrift „Der sozialistische Kampf“ lese ich einen Artikel: „Das Schicksal der österreichischen Kultur“. Entschlossen, von der bekannten Rigorosität zeugend, welche die zweite Internationale ja immer ausgezeichnet hat, lautet der erste Satz des Artikels: „Zu den Toten, die fortgeräumt werden müssen, gehört auch die österreichische Kultur.“ Welch ein neuer Ton! Welch ein imperativer Atem so plötzlich in diesen echten Männern des passiven Partizips! Der gute Mann, der gewiss nur lockere Beziehungen zur klassischen Welt hat (in der es ja schon kapitalistische Unterdrücker gab, wie man weiss), erinnert mich dennoch an jene Schatten, die noch im Hades gegen ihre Feinde aus der Oberwelt das Schwert schwingen, wie Ajax zum Beispiel, der im Wahnsinn gestorben ist. Der Hades der zweiten Internationale ist von solchen Schatten überfüllt. Immerhin hat der Autor eine singuläre Beziehung zur Apokalypse. Er spricht zum Beispiel von „dem apokalyptischen Reiter, der die österreichische Kultur zertrampelt“ hätte. Wenn ich nur wüsste, welcher von den wüsten Brüdern es ist! Wahrscheinlich ist es der grossdeutsch gesinnte unter ihnen, der die österreichische Sozialdemokratie geritten hat, Oesterreich zu einem Bestandteil der deutschen Republik zu erklären. Der gleiche apokalyptische Reiter, der sich später allerdings auf die unglückseligen Schultern Schuschniggs geschwungen hat, um mit ihm nach Berchtesgaden zu galoppieren. Der Verfasser des Artikels behauptet ferner, die österreichische Literatur sei „bei Schuschnigg gelandet“. — Aber viele unserer besten österreichischen Kollegen hatten überhaupt keinen Anlass, irgendwo zu „landen“ — einfach deshalb, weil wir niemals herumgeschwommen sind. Wir waren im Hafen, in Oesterreich. Wir haben niemals Sehnsucht nach der salzigen deutschen Nordsee gefühlt und nach dem frischen Wind, der von Ebert und Scheidemann ausging. Und, wenn einer von uns unbedachtsam Schuschnigg Vertrauen schenkte, war es einfach Missverständnis. Mancher war davor bewahrt. Was mich betrifft, ich wäre, hätte ich mich Schuschnigg genähert, wahrscheinlich nicht bei ihm, sondern im Kriminal gelandet... (obwohl mich der sozialistische „Kampf“ in einer seiner früheren Nummern zusammen mit Franz Werfel zu einem der „notorischen Anhänger Schuschniggs“ ernannt hat).

Karl Kraus, einer der bedeutendsten Schriftsteller Oesterreichs, war diesem Artikel nach „absolut einflusslos“. Wenn ich mir den Stil des Verfassers näher ansehe, bemerke ich allerdings, dass Karl Kraus auf ihn „absolut“ keinen Einfluss ausgeübt hat. Ich gestehe, dass ich, der ich Karl Kraus nicht leiden konnte, Zeit seines Lebens viel von ihm gelernt habe, wie Austerlitz und Karl Leuthner, die besten Federn der Wiener Internationale. Statt: vae victis! zu rufen, wie wir es würdig und schmerzlich 1918 taten, rüsten jene Gespenster zu imaginären Kämpfen, und sie wollen uns Schlachten am Styx liefern, den wir gar nicht erreichen können, weil wir als lebende österreichische Kultur kein Recht dazu haben. Von Karl Kraus habe ich immerhin gelernt, innerhalb der schreibenden Welt Spreu von Weizen zu unterscheiden. Und also kann ich mich nicht länger mit dem obengenannten Artikel beschäftigen. Die Urgrossmutter Imredys hätte noch Lebendigeres geschrieben...

DONNERSTAG.

Jeden Donnerstag zwölf Uhr ertönen in dieser friedlichen, heiter-geschäftigen Stadt die Alarm-Sirenen, um fiktive friedliche Flugzeugüberfälle anzukündigen. Die Sirenen heulen zwar, wie Höllenhunde heulen mögen, aber das Leben der Stadt kümmert sich nicht um sie. Sie sind so selbstverständlich geworden, wie die Signale der Autobusse. So geht der Krieg gleichsam in den Frieden ein, mit all seinen fürchterlichen Symbolen. So fürchterlich ist der auch mit seinen „dunklen“ Bildern...

# WELTSCHAU

Der März kündigt sich als ein Monat der Entscheidungen, vielleicht auch nur der Krisen an. Der Feber war durch langsame, aber sichere Gegenzüge und ebenso sicheres Aufholen der arg in die Defensive geratenen antitotalitären Mächte bezeichnend. Es liegt in der Art des politischen Temperamentes der Demokratien, das gleichzeitig ihre Schwäche und ihre Stärke ausmacht, dass sie nie so plötzlich und, wie der Terminus technicus heisst, „schlagartig“ vorgehen können, wie die dynamischen Achsenmächte. Der Terraingewinn ist schwieriger, aber letzten Endes nachhaltiger und unter dem Schein innerer Nachgiebigkeit — den sich die Demokratie im Gegensatz zur von Prestige-Rücksichten sklavisch abhängigen Diktatur leisten kann — züher.

Das Feld des ersten bewussten Aufholens der Westmächte, nachdem sie aus Amerika den Rücken gestärkt bekommen und sich gegenseitig in einer noch nicht dagewesenen Form ihre gegenseitige Solidarität versichert hatten (Chamberlains Erklärung für Frankreich war mindestens so wirksam, wie die Hitlers für Italien), der Schauplatz einer zunächst diplomatischen Gegenaktion war SPANIEN. Hier vermochte die alte britische Schuldiplomatie, die Diplomatie der Flottendemonstration, einen Punkt zu markieren: Minorka. Das Entscheidende an dieser Aktion lag nicht daran, dass diese wichtige Insel nicht von Italienern miterobert würde, — denn diese konnten nach der Uebergabe ganz gut in wenigen Stunden in aller „Friedlichkeit“ drüber sein, — sondern darin, dass sich die nationalspanischen Militärs über ihre italienischen Kollegen hinwegsetzten und England ermöglichten, sich in einer demonstrativen Weise Franco nützlich zu erweisen und damit die Fiktion einer ideologischen Frontstellung zu erledigen, in der auch das siegreiche Spanien auf Italien und Deutschland angewiesen wäre, wenn England und Frankreich gegen Franco stünden. Für die sowieso schon stark italienfeindliche Stimmung im Franco-Lager musste das entscheidend gegen die Annahme eines grundsätzlich schlechten Willens der Westmächte gegenüber Franco sprechen, mit der die Emissäre der Achse operieren, — denn nichts anderes bedeutet es natürlich, wenn man in Rom plötzlich anfang, davon zu sprechen, die „Hilfe“ — lies Kontrolle — für Franco könne erst nach dem „politischen Sieg“ aufnehmen! —

Die Achse empfand daher Minorka trotz allem als einen Schlag. Sie beauftragte JAPAN — das sich damit wohl noch einmal von der formellen Militärrallianz bei seinen eigenen Militärs loskaufte — mit dem Gegenschlag, der Besetzung von Hainan, die eindeutig den Rahmen der chinesischen Auseinandersetzung sprengt und eine massive Be-

UNSERE NAECHSTE AUSGABE  
ERSCHEINT  
AM 11. MAERZ 1939,  
DEM JAHRESTAGE DER ANNEXION  
OESTERREICHS.

drohung Frankreichs, Englands und der Vereinigten Staaten darstellt. Das provokatorische Verhalten Japans, das bis zur Bombardierung britischer Gebiete ging, kann neben der innerpolitischen Entlastung für das vom Militär-imperialismus bedrohte Kabinett nur den Zweck haben, die europäischen Verbündeten zu entlasten und gleichzeitig vielleicht die Kulissen für den Fall weiterer Verzögerung des chinesischen Abenteuers zu stellen, von dem immer klarer wird, dass es von einem Erfolg noch weit entfernt ist.

Aber auch die direkte Antwort in Spanien blieb nicht aus. Franco wurde sehr deutlich aus Berlin und Rom an seine Dankbarkeitspflichten erinnert, die innerpolitischen Verschiebungen in seinem Lager nach dem katalanischen Sieg scheinen zugunsten der totalitären Elemente zu wirken und die geschickt geführten diplomatischen Aktionen Frankreichs und Englands — die sich stark auf die monarchistischen und katholischen Kräfte stützten — gelangten an einen toten Punkt. Die Absicht der Westmächte, sich die de-jure-Anerkennung und die Kapitulation Madrids abkaufen zu lassen, scheiterte. Aber die Gesamtsituation hat sich dadurch nicht wesentlich geändert. Auch heute noch glaubt man in London und Paris darauf rechnen zu können, dass Francos Interesse ebenso wie das ihre ein freies, unabhängiges Spanien verlangt, und man wird die ideologischen Abhängigkeiten allein für nicht so entscheidend halten.

Die zweite bewusste, noch entscheidendere Gegenaktion hat OSTEUROPA zum Schauplatz. Hier hat England eindeutig die Führung, während in der spanischen Sache jeder dem anderen den zwar vielleicht nützlichen, aber in diesem Falle nicht sehr ehrenvollen Vortritt lassen wollte. Die Reise eines so hervorragenden und exponierten Kabinettsmitgliedes wie Hudson — einer der „kommenden Männer“ Englands — nach Russland verdunkelt den vorherigen Besuch in Deutschland und bestätigt die Annahme einer Wiederannäherung Englands und Russlands hinter den Kulissen, an der auch Washington dringend interessiert ist und die der rein passiven Epoche der Chamberlainschen, aber auch der Litwinowschen Aussenpolitik ein Ende macht. Die angelsächsischen Mächte brauchen Russland gegenüber Japan, das ihre Interessen nunmehr direkt bedroht, und als Rückendeckung für einen eventuellen Widerstand der

ost- und südosteuropäischen Staaten. Für England ist das Medium des russischen Einflusses immer Polen, und der Besuch Beckes in London und Paris ist daher als Komplementäraktion zur Reise Hudsons zu verstehen. Die Planmässigkeit dieser englischen Aktion wird zwar durch die betonte Passivität Frankreichs gehemmt, hat aber immerhin schon die Ciano-Reise nach Warschau stark in den Schatten gerückt und Deutschland zu einer stärkeren Sorgfalt für seine Ostgrenze veranlasst. Die englische Aktion entlastet daher Frankreich für den Kriegsfall und erleichtert so den Entschluss Londons, nicht von Anfang an mit einer grossen Territorialarmee zu Hilfe zu kommen. Trotzdem wird sie England auf die Dauer nicht von der Notwendigkeit der Einführung der Dienstpflicht dispensieren.

In diese Aktion von Burgos bis Moskau fügt sich der erstarkende Widerstand im europäischen Südostrum ein. Der Sturz Stojadinowitsch' und Imredys wirken entschieden nicht für die Achse. Sicher sind damit die lähmenden Folgen von München nicht mit einem Schlag überwunden, — sie können nur langsam durch ein planmässiges, auch wirtschaftlich unterbautes Aufholen der Westmächte in diesem Raume paralytisch werden, — aber es ist nicht gleichgültig für die Achse, ob in diesen Ländern zu der einheitlich-ablehnenden Haltung der Völker, wie sie sich gerade wieder in Polen manifestiert hat, auch noch weniger gefügigere Regierungen treten, zumal die Mächte, die zum Sturz der beiden achsenfreundlichen Premiers führten, gewiss nicht als „links“ zu denunzieren sind. Ebenso wie die gleichzeitige fortlaufende Aktion des Königs Carol von Rumänien, der mit einer geradezu totalitären Brutalität die letzten Reste der Eisernen Garde beiseitigte.

Das alles sind Ansatzpunkte, die sich wider Erwarten als letzte Chance noch einmal der Politik der Westmächte bieten, die aber ergriffen, bestärkt und planmässig ausgenutzt werden müssen. Es ist zu hoffen, dass diese realistische Möglichkeit die selbstmörderische Tendenz, alle Bündnisse aufzugeben, aufzuwiegen und zu einer Aktivierung der europäischen Solidarität im letzten Moment führen muss, die allein noch den Krieg verhindern kann. n.

## Wichtige politische Missionen für Verräter

Reichsstatthalter Seiss-Inquart ist beileibe nicht in Vergessenheit geraten, wie da manchmal bössartige Feinde der NS-Bewegung behaupten. Man stellt doch das historische Telephonfräulein glanzvoll heraus! Hat ja der wackere Mann vor den Berliner Turnern und Sportlern reden dürfen!

Welch immense Bedeutung dieser Staatsakt hatte, geht aus dem VB.-Wien hervor, der diesem Ereignis ganze sechs Zeilen im kleinsten Druck widmet. Das Thema war der „Tag der Erhebung“ — Seiss-Inquart musste also über einen heiklen Tag reden — schade, dass man da nicht zuhören durfte...

Aber auch sein Ephialtes-Genosse, der biedere Vor- und Nachturner Konrad Heinlein durfte sich patzig machen. Ihm widmet das nationalsozialistische Hauptorgan zwar nicht einmal so viel Raum wie dem „Ostmärkler“, aber es ist doch interessant zu erfahren, dass Heinlein in Breslau an der Universität den Studenten von dem Freiheitskampf der Sudetendeutschen erzählte.

Hat er da auch am Ende nicht vergessen, dass er in England und auch sonst wiederholt ganz energisch, wie eben ein rechter deutscher Turnbruder und Abkömmling des (allerdings wirklich ehrenwerten) Turnvaters Jahn, versicherte, die Sudetendeutschen dächten nicht im Traum an eine Loslösung von der Tschechoslowakei?

Wir fürchten beinahe: er hat daran vergessen! Der für einen gelungenen Bauchaufschwung zum Dr. h. c. Ernannte hat halt ein schlechtes Gedächtnis! Denn auch sein noch im Sommer 1938 mit Benesch abgeschlossener Pakt, der ihm in Berchtesgaden einen schweren Hitler-Rüffler eintrug, ist seiner Erinnerung entschwunden.

Leider, leider; wir haben allen Grund anzunehmen, dass weder die Berliner Sportler noch die Breslauer Studenten den Ausführungen der respektiven Gauleiter und Statthalter auch nur einen Bruchteil der Wahrheit entnehmen konnten...

## Auch in Italien

macht die aus Deutschland eingeschleppte Selbstmord-epidemie weitere Fortschritte. Nachdem sich der bedeutendste italienische Verleger Formigini vom Pisa-Turm in die Tiefe gestürzt hatte, ist jetzt der Tod des Generals Segre zu melden.

Dieser General ist den Wienern aus der unmittelbaren Nachkriegszeit wohlbekannt. Er war 1919 Leiter der italienischen Militärmission in Wien und machte sich durch sein konzilientes Wesen allorts sehr beliebt.

Dieser Tage zog er nun seine Uniform an — wohl widerrechtlich, denn er war ein vom Soldatenstand ausgeschlossener Jude — legte die Fülle seiner Kriegsauszeichnungen an, ging zum Grab des Unbekannten Soldaten und jagte sich dort eine Kugel in den Kopf.



# Jubel in der „Ostmark“

Vermittelt vom „Neuen Wiener Tagblatt“

Gewiss: in allen deutschen Zeitungen steht dasselbe. Aber für uns ist es entschieden anregender und von pikantem Beigeschmack, wenn wir's in einer „ostmärkischen“ Zeitung lesen, die wir noch als österreichische gekannt haben. Leider ist die Auswahl sehr gering — sie beschränkt sich im wesentlichen auf das „Neue Wiener Tagblatt“, in dessen Untertitel, dort wo früher „Demokratisches Organ“ stand, jetzt „Neue Freie Presse - Neues Wiener Journal“ sich schmalmachen. Dieses „Neue Wiener Tagblatt“ also, es ist nicht zu leugnen, erscheint nach wie vor in Wien. Es bietet äusserlich, in der typographischen und redaktionellen Aufmachung, fast denselben Anblick wie zuvor, es wird in derselben Druckerei gedruckt, zu erstaunlich grossem Teil von denselben Leuten redigiert (allein im Impressum findet man als Schriftleiter die früheren Redakteure Rainalter, Ecker, Danneberg, Haller, Häusler, Danszky, Muhr, Leuthe u. a.) und vermutlich auch zu grossem Teil von denselben Leuten gelesen wie früher. Schwer vorstellbar, wie so ein früherer Redakteur und so ein früherer Leser einander heute in die Augen schauen würden. Aber diese Vorstellung ist zum richtigen Genuss der Lektüre unerlässlich.

Diese aber kann man nur dem Zufall verdanken, und weil ich Glück hatte, fiel mir (allerdings nicht mehr zeitgerecht, aber immer noch rechtzeitig genug) eine Prachtausgabe in die Hand. Es war dies die Jubelnummer zum ersten Jahrestag der „Heimkehr ins Reich“. In der hoffnungsfrohen Annahme, dass unsre Leser sich andernfalls keinen Begriff davon machen könnten, wollen wir ihnen im folgenden wenigstens mit ein paar Kostproben dienen.

Der Leitartikel, oder wohl „Leitaufsatz“, heisst — wie nicht anders zu erwarten — „Heimkehr“ und stammt vom Hauptschriftleiter *Erwin H. Rainalter* (der in Konstantinopel geboren und somit von ziemlich weit her heimgekehrt ist; die kürzlich aus Wien gemeldeten Mauerparolen: „Wir sind die Türken losgeworden, wir werden auch die Deutschen loswerden!“ müssten ihm also zweifach zu denken geben). Was Herr Rainalter über die „Heimkehr“ auszusagen weiss, bietet begreiflicherweise nicht sehr viel Neues — immerhin verdanken wir ihm die Klarstellung, dass durch des Führers geniale Tat

„wahr wurde, was wir Ostmärker schon damals, als man uns zur Selbstständigkeit verurteilte, mit der Terminologie jener Tage erklärten: Deutsch-österreich ist ein Bestandteil der Deutschen Republik.“

Das wurde damals allerdings nicht bloss mit der Terminologie, sondern auch von der Regierung „jener Tage“ erklärt, die sich wohl kaum als „wir Ostmärker“ bezeichnet haben dürfte. Gegen solche Insinuation müssen wir Oesterreicher sie denn doch in Schutz nehmen, — ihre eigenen Anhänger sind ja leider, infolge allzu beengten Standplatzes auf dem Boden der gesamtdeutschen Revolution, daran verhindert. Nichts für ungenut, und wir tun es gerne... Sonst ist, vom ganzen Rainalter, höchstens noch folgendes vermerkenwert:

„In einer Zeit, die vor der Geschichte als eine winzige Spanne gelten muss, hat der Führer mit unbeirrbarer Zielstrebigkeit Schritt um Schritt getan, um zu jenem Ziel zu gelangen, das da hiess: die Ehre des deutschen Menschen wieder aufzurichten.“

Nun, — was die Zielstrebigkeit und was die Ehre betrifft, dürften die Ansichten da ein wenig auseinandergehen. Aber dass diese Zeit vor der Geschichte als eine winzige Spanne gelten wird: darin sind wir mit Herrn Rainalter vollkommen einig.

Auf Seite 3 gibt Minister *Dr. h. c. Glaise-Horstenaus* „Persönliche Erinnerungen an die Märztag 1938“ wieder. Und weil alle diese Glaise-Horstenaus und Seyss-Inquarts schon seit Jahresfrist auf Erinnerungen angewiesen sind, wachsen ihnen von Mal zu Mal, damit es nicht fad wird, dramatischere Schattierungen und dynamischere Verbürungen ihres eigenen Wirkens dazu. Wenn man die peinlich verführten Memoiren dieser politischen Leichen durchblättert, so fragt man sich am Ende, wozu es denn eigentlich noch der Genietat ihres Führers bedurfte und worin die denn eigentlich bestand — da doch jeder einzelne Seyss und Glaise schon von sich aus alles erledigt hatte? Der Glaise zumal, der war besonders forsch, der ist schon lang vorher mit seinem Kanzler nur so umgesprungen:

„Hier ist das Telephon“, rief ich, „lasse dich mit dem Führer selbst verbinden, überzeuge ihn von deinem ehrlichen Versöhnungswillen und nehme alles zurück!“

Der „Reichssender Wien“ hatte zufällig für diesen 12. März 1939 um 18.05 Uhr „Heitere Streifzüge durch die Muttersprache“ angekündigt. Wir wollen hoffen, dass man den Herrn Minister *Dr. h. c. mitstreifen* liess und dass er sich rechtzeitig eine Bewilligung des Reichsstreifmeisters eingeholt hat; vielleicht gemeinsam mit seinem Ministerkollegen von der Landwirtschaft, dem *Ing. Anton Reinthaller* — vorausgesetzt, dass der nicht schon vorher als Miesmacher und Kritiker entlarvt wurde. Es ist

Dafür haben wir um so mehr zu danken, immer wieder und von allen Seiten. Oder, wie der Bürgermeister von Wien in gleichfalls schlichten deutschen Worten sich ausdrückt:

„Am Jahrestag des Umbruches möge diese Betrachtung der Erweckung des Gefühles unaussprechlichen Dankes dienen.“

Möge sie, — indessen wir uns weiter der Betrachtung dieser Erweckung hingeben und zum Beispiel bemerken, dass Herr *Prof. Dr. Hans Eppinger* über „Die Wiener medizinische Schule“ jubelaufsatz. Und er bringt es nicht bloss fertig, keinen einzigen von den immerhin weltberühmten jüdischen Vertretern dieser Schule zu nennen, sondern tut sie allen Ernstes mit der Feststellung ab:

„Wie überall, wo arischer Geist Grosses geschaffen hat, kamen auch hier die Juden, um Nutzniesser seiner Leistungen zu werden.“

Aehnliches weiss Herr *Eduard P. Danszky*, seinerzeit vom jüdischen Verlag *Zsolnay* mühsam hochgepöppelt, über die Juden in der österreichischen Kunst zu berichten, — nichts als „diffamierender Ungeist, musikalische Alphabeten, Schwindler in Farbe, Form und Linie“ waren sie, und Herr *Danzky* erinnert sich ihrer „mit Schaudern“. Damit gerät er in bedenklichen Gegensatz zu den späteren Ausführungen eines Herrn Staatssekretärs namens *Mühlmann*:

„Wien als Musikstadt, Wien als Theaterstadt ist weltberühmt. Sie konnte es aber nur werden dank einem künstlerischen Gestaltungswillen, der sich in allen Gebieten kulturellen Lebens äusserte.“

Wie ist das also? Stammt die Weltberühmtheit Wiens als Kunststadt nun doch noch aus jener Zeit, da die jüdischen Schwindler mit am Werk waren, oder hat erst das eine Jahr nationalsozialistischen Gestaltungswillens es richtig geschafft?

Offenbar letzteres. Und damit man auch gleich einen Begriff bekommt, was da alles zustande und hervorgebracht wurde, beginnt Herr *Robert Hohlbaum*, in der noch eigens beigelegten Jubel-Beilage, seinen Beitrag „Heldischer Klang“ wie folgt:

„Es war in der schwersten und schwärzesten Schuschnigg-Zeit, da besuchte mich der heute zu so schönem jungem Ruhm gelangte *Karl Pilss*.“

Wer? *Karl Pilss*. Einfach und dennoch vielsagend, schlicht und dennoch wuchtig — kurzum: *Karl Pilss*. Ein Komponist, wie sich dann erweist, und sein „schöner junger Ruhm“ dürfte also ein Teil jenes womöglich noch grösseren sein, zu dem die Kunststadt Wien mittlerweile gelangt ist... Aber auch sonst tut sich in dieser Beilage allerhand, es äussern sich „ostmärkische Dichter zum ersten Jahrestag der Heimkehr ins Reich“, und selbstverständlich ist es für jeden von ihnen der unvergesslichste Tag seines Lebens gewesen, — denn nicht nur steht in allen deutschen Zeitungen dasselbe, sondern es kann manchmal auch geschehen, dass in ein und derselben Zeitung immer dasselbe steht. Es lohnt also nicht, diese ostmärkischen Speichel-Ergüsse einzeln vorzunehmen. Interessanter ist schon ein kleiner Nachschlag, woher diese Ostmärker, die sich vor lauter Ostmark gar nicht fassen können, eigentlich stammen. Und siehe, es haben sich da unter türkischer Hauptschriftleitung zu ostmärkischem Jubelchor vereinigt: Herr *Mell* aus Marburg an der Drau, Herr *Jelusich* aus Semil in Böhmen, Herr *Brehm* aus Laibach, Herr *Colerus* aus Brünn, und zu diesem ganzen Quark steuert Herr *Spunda* aus Olmütz gar ein gereimtes Quargel bei, es heisst „Die Gefallenen“ und enthält:

„...auf einmal loht

Ein Schmerz in mir auf: du Held, bist tot.

Und ich lebe. Warum?“

Eine riskante Frage, fast so riskant wie das Unterfangen des Herrn *Hohlbaum* aus *Jägerndorf*, *Beethoven* zu einem Vorkämpfer des Nationalsozialismus zu machen, — in solche Kakophonie läuft der „Heldische Klang“ nämlich aus.

Den Gipfel aber erklimmt ganz unzweifelhaft Herr *Karl Hans Strobl*. Er besorgt es unter dem Titel „Deutsches Wunder an der Donau“, und das mit Recht. Freilich meint er damit nicht sich selbst und was er imstand ist, sondern den Einmarsch der „Befreier“, ihren „Nebelungenweg“ der Donau entlang, „wie damals die Burgunden ins Hunnenland zogen“ (wieso Burgunden?), die „Erlösung und Vollendung des Wollens“, und nachdem wir noch rasch erfahren haben, dass die Gestalt des Führers in sich

„das Allerbeste des österreichischen Menschen mit dem Allerbesten des deutschen Menschen überhaupt zur allergrössten weltgeschichtlichen Erscheinung vereinigt“,

worauf wir es also endgültig wissen und was wohl der überhaupt allertollste Veitstanz ist, — nimmt Herr *Karl Hans Strobl* plötzlich eine Aufzählung vor, deren treffsichere Prägnanz nun wirklich ihresgleichen sucht, eine Aufzählung charakteristischer Merkmale, die tatsächlich

# Schwarz-gelbes Tagebuch

Von Joseph Roth

MONTAG.

Ich lese einen Artikel aus der Feder des grossen und von mir aufrichtigen Herzens verehrten *Thomas Mann* unter dem Titel: „Bruder Hitler.“ So stark oder so subtil kann die in den literarischen Kreisen bekanntgewordene Marke „*Thomas Manns Ironie*“ gar nimmer sein, wie es der Gehalt des Wortes „Bruder“ ist. Mit Worten dieser Art Ironie zu treiben, scheint mir beinahe so verwegen, wenn auch nicht so frevelhaft, wie mit dem Entsetzen Scherz zu treiben. Meinem Sprachgefühl nach verdrängt das Wort „Bruder“ ebensowenig eine ironische Note wie die Worte: Schwester, Vater, Mutter. Der Artikel *Thomas Manns* beginnt aber auch mit einem Satz, der den mir schrecklichen Titel nicht durch Ironie, sondern durch Ernst rechtfertigt: „Ohne die entsetzlichen Opfer, welche unausgesetzt dem fatalen Seelenleben dieses Menschen fallen, ohne die umfassenden moralischen Verwüstungen, die davon ausgehen, fiele es leichter, zu gestehen, dass man sein Lebensphänomen fesselnd findet.“ Später: „Hass — ich darf mir sagen, dass ich es daran nicht fehlen lasse.“ Ferner: „Dennoch fühle ich, dass es nicht meine besten Stunden sind, in denen ich das arme, wenn auch verhängnisvolle Geschöpf hasse.“ Ferner: „...wie er, der auch rein technisch und physisch nichts kann, was Männer können, kein Pferd reiten, kein Automobil oder Flugzeug lenken, nicht einmal ein Kind zeugen...“ Ferner: „Künstlertum. Ich sprach von moralischer Kastrierung, aber muss man nicht, ob man will oder nicht, in dem Phänomen eine Erscheinungsform des Künstlertums wiedererkennen? Es ist im Grunde... alles da...“ (nämlich: was das Künstlertum ausmacht) „das halbblöde Hinvegetieren in sozialer und seelischer Boheme... dazu das schlechte Gewissen...“ Ferner: „Ein Bruder... Ein etwas unangenehmer und beschämender Bruder; er geht einem auf die Nerven, es ist eine reichlich peinliche Verwandtschaft.“ Und schliesslich dies: „...und übrigens ist Moral, sofern sie die Spontaneität und Unschuld des Lebens beeinträchtigt, nicht unbedingt Sache des Künstlers.“

*Thomas Mann* erzählt dann noch, dass er einen Sakraltanz von Bali-Insulanern im Film gesehen habe. Und er fragt sich, wo der Unterschied zwischen „diesen Bräuchen und den Vorgängen in einer politischen Massenversammlung Europas“ sei?

Zwischen dem „Sakraltanz“ der Bali-Insulaner und einer europäischen Massenversammlung besteht ja eben genau der gleiche Unterschied, wie zwischen einem Gläubigen und einem Fortschritts-Gläubigen; zwischen einem Heiden und einem Zivilisations-Barbaren. Bei den „Sakraltänzen“ jener Bali-Insulaner ist die Kunst eben unbedingt Sache der Moral, das heisst: der Religion, wenn auch der heidnischen. Auch die Sakraltänzer von Bali können weder ein Automobil lenken, noch ein Flugzeug. Und: diese beiden Fähigkeiten in einem Atem zu nennen mit jener, ein Kind zu zeugen, scheint mir eben genau so gottlos wie *Rosenbergs* Berufung auf ein germanisches Heidentum. Die Balitänzer glauben eben, wenn sie tanzen. Und die modernen Volksversammlungen glauben an den Fortschritt. Nicht Instinkte sind es mehr, nicht Götzengläubigkeit, sondern Gottlosigkeit treibt sie zu jenen Verbrechen, die *Thomas Mann* in so edler und unerreichbar vollendeter Weise rügt. Aber, wie kommt er dazu, gerade er, das „halbblöde Hinvegetieren“ als ein Kennzeichen seines „Brudertums“ anzusehen? „Eine peinliche Verwandtschaft“? Und „die Moral ist nicht unbedingt Sache des Künstlers“?

Nun, just die Moral ist unbedingt Sache des Künstlers. Und die „Sakraltänzer“ von Bali sind (des bin ich gewiss) ganz meiner Meinung. Und, mit ihnen die Volksversammlungen zu vergleichen, gelingt nur einem Fortschrittsgläubigen. Wenn ich zu wählen hätte zwischen zwei Freunden: einem Götzendeter und einem Anhänger der Welt, die eine Fähigkeit, Autos zu lenken als Männlichkeit betrachtet: fürwahr, ich wähle den Götzendeter. Und, wenn ich gegen Hitler zu kämpfen hätte, gemeinsam mit irgendeinem

*Hans Strobl* bekennt, dass ihm das Wort Oesterreich „Brechtz“ verursacht.

Und da wollen wir nun nicht weiter ins medizinische Detail gehen, wollen nicht untersuchen, ob das, was Herr *Karl Hans Strobl* da von sich gibt, nicht schon vomiert ist, und wollen uns nicht genauer darauf festlegen, was er uns damit verursacht. Wir stellen nur noch der kompletten Ordnung halber fest, dass Herr *Karl Hans Strobl* aus *Iglau* stammt. Zweifellos kommt ihm unter den sudetendeutschen Ostmärkern die Führerrolle zu.

Dass es aber gerade Sudetendeutsche sind, die „ihrerseits und insgesamt“ im atemlosen Wettlauf der ostmärkischen Speichellecker die Spitze halten, darf vielleicht als Symptom gewertet werden und regt jedenfalls zum Nachdenken an. Besonders, wenn auf der ersten Seite desselben „Neuen Wiener Tagblatt“ in dicken Lettern schon vom „Tschechenterror“ die Rede ist, von „Drangsalierung der Deutschen“ und „ersten Todesopfern“, von „Frag's Vabanquiespiel“ und von „Forderungen“ — auf der ersten Seite dieser selben Jubel-Nummer anlässlich der Heimkehr der Ostmark, Wien, Sonntag, 12. März 1939. Am folgenden Sonntag tönte aus annähernd den gleichen Kehlen bereits der Jubel darüber, dass nun auch



# Schwarz-gelbes Tagebuch

Von Joseph Roth

## MITTWOCH:

An der Grenze zwischen Karpathorussland und Ungarn befindet sich ein sogenanntes „Niemandland“, in dem Flüchtlinge aus beiden Ländern jetzt anfangen, ein Dorf zu bauen. Vielleicht wird dieses Dorf, vorausgesetzt, dass die Nachbarstaaten die Nicht-Einmischungspolitik strenge einhalten und dass kein Krieg ausbricht, der fruchtbarste und friedlichste Flecken innerhalb des Gebietes der alten Monarchie sein. Der Fluch, der fortzeugend Böses muss gebären, könnte also einmal innehalten und symbolischerweise vor dem Niemandland, dem geographischen Ausdruck jenes geräuschvollen Nichts, das er 1918 geschaffen hat. Wieviel Erbarmen hat es damals mit den „von Habsburg unterdrückten Völkern“ in der Welt gegeben, und wie sorgfältig wurden Grenzen abgesteckt von Professoren, die eine Landkarte so wenig lesen konnten, wie die Edda zum Beispiel, und denen Indien jedenfalls vertrauter war als Bcsnien und Herzegowina. Siebenhundertundachtzig Emigranten schwimmen im Schwarzen Meer herum, seit ein paar Tagen unauffindbar. Die 165 österreichischen Emigranten auf dem Dampfer „Königstein“ sind in Hungerstreik getreten, weil sie, von allen Häfen Zentral-Amerikas abgewiesen, in Gefahr sind, wieder nach Hamburg zurückgebracht zu werden. Da ist also nun die ganze Grausamkeit der Habsburger zu erkennen? Wenn sie der Welt nicht das Beispiel einer tyrannischen Tendenz zur friedlichen Einigung der Völker in der Monarchie gegeben, eine grosszügige und weitangelegte Welt- und Völkerpolitik betrieben hätten, von wem hätten die Barbaren gelernt, Flüchtlinge ins offene Meer zu treiben und später unter das Henkerbeil? — Wie schrecklich, wie empörend, man erinnere sich, war es damals unter dem schwarz-gelben Zepter, dass zufällig drei ukrainische Kunstphotographen keine Konzession erhielten! Oder drei Agrarstudenten keine Befreiung vom Schulgeld! Alle harten Herzen der harten Welt schlugen für die unterdrückten Untertanen der Monarchie. Aber Flüchtlinge, Sterbende, zwischen Grenzen Umhergeworfene haben sich ihr Schicksal selbst zuzuschreiben. Und die Länder der Welt, die Aller-Welts-Länder errichten Niemand-Länder auf dem Territorium eines wahren Weltreiches. — Schreibs in Dein Buch mein Freund! Ins Tagebuch!

## DONNERSTAG:

Ein Freund, aus Russland geflüchtet, der von Zeit zu Zeit, gleichsam um in seinen Wunden zu wühlen, Gelegenheit findet, das Moskauer Radio zu hören, erzählte mir von den Reden, die drüben, im Lande der Glossomanie, bei der Leichenfeier für die verstorbene Frau Lenin gehalten wurden. Der Kämpfe Kalinin nannte sie: „die wichtigste Mitarbeiterin Stalins.“ Stroch, gedroschen für Proletarier, nicht von ihnen, nicht von Bauern! Und Blech, gehämmert von Klemptnern mit schwierigen Zungen. Ich weiss es von einem der wenigen Freunde der Krupskaja, von meinem Aufenthalt in Russland her, dass diese bescheidene Frau, der tapfere Schatten ihres hölzernen Genies, seit der Ankunft Stalins schmählich überwacht, bespitzelt, einsam und furchtsam gemacht, sogar zu hassens angefangen hatte. Oh, nicht den Zaren, sondern den Nachfolger Lenins, den Koloss

der Plakate und der Plakat-Gedichte sowjetrussischer Staatsdichter. Wie waren sie einst lebendig gewesen, die alten, jetzt verstummten Dichter, die Freunde Lenins und seiner Frau! Und mit welcher Freude las man diese vortrefflichen Verhöhnungen der sozialdemokratischen Pappdeckelsprache! Und welcher Rückfall jetzt in das Blech der Zweiten Internationale! Um dies herzustellen, haben die russischen Dichter alle unzähligen Samoware, diese reaktionären Gegenstände, zu literarischem und rhetorischem Material umarbeiten müssen. Die Reiche und die Systeme, die sich mit Ziffern bezeichnen, können gegen ihre Vorgänger, sprachlich zumindest, nicht lange konkurrieren. Bebel, der literarische Flachkopf, berühmter Popularisierer des ohnehin schon Populärsten, dessen grösste Banalität nur noch wettgemacht wurde durch die Dichtigkeit seines Bartes, ist ein Meister der Rede und des Stils, verglichen mit Stalin und Kalinin, und seitdem der beste sowjetrussische Literat, Karl Radek, in einem sibirischen Gefängnis, sobald er Papier und Tinte verlangt, nur noch Hammer und Sichel bekommt, die Schreibwerkzeuge der Kommunisten, ertönt kein Laut in Russland, der nicht an Rosenberg und Goebbels und an den unbekanntem Soldaten des „Kampfs“ erinnern würde. So sehr erinnert das Deutsche der Dritten-Reich-Stilisten an jenes, das Noske und Scheidemann gesprochen haben, und das Russische der „Prawda“ an den Sprachstil eines Balalaikaspielers. Nein! Ich halte nichts von Staaten, die sich numerieren wie Gepäckträger, bevor der Zug einläuft. Wenn es so lange dauern sollte, wird auch noch das Siebenundachtzigste Reich so aussehen, wie die Dritte Internationale, die im Sturmschritt retrogradierend schon die Nummer: anderthalb trägt.

## FREITAG:

Der Papst ist gewählt. Diesmal freut sich ehrlich auch die nichtkatholische Welt; obwohl ein grosser Teil von ihr noch nicht weiss, ob er mit der Freude recht haben darf. Denn gewohnt, die Weisheit der Kirche nicht zu erkennen, die ihre Einsichten aus ganz anderen Quellen bezieht als aus jenen, die in marxistischen Instituten aufbewahrt werden, konnten sie nicht begreifen, dass Klugheit ein politisches Kinderspiel für die Mehrheit der Kardinäle ist. Die Toren, die schon davon überzeugt waren und alles gewettet hätten, dass sich Barbaren in ein Konklave so einmischen könnten, wie es in den Kongressen der Partei tatsächlich und nicht nur metaphorisch „auf der Tagesordnung“ steht, kennen sich nicht mehr aus und sind ein wenig enttäuscht darüber, dass die „Dunkelmänner“ keine Schwarzhemden tragen. Wie leicht haben sie es sich vorgestellt, wäre eine Beziehung zwischen dem Lichte, das sie nicht sehen, und dem Dunkel, in dem sie leben, genau so, wie ihre Verfolger! Ihre Drachensaat ist aufgegangen: sie haben Revolutionen gesät und haben Hakenkreuze und Likatorenbündel geerntet. Leitartikel, die sie zuvörderst sind, geht ihnen der Atem genau so aus, wie der Goebbelsche Sauerstoff der „Berliner Börsen-Zeitung“ oder Gajda. Es ist in der Tat ein grosses Schweigen in der guten und in der bösen Welt festzustellen. In hoc signo tacent omnes. In hoc signo vinces, Pontifex!

## Das Haus Habsburg — gestrichen

Soeben ist der neue Gothaische Adelskalender erschienen. Dieses Taschenbuch gilt keineswegs nur für Deutschland, sondern ist massgebend auch für die Adelskreise und Genealogen anderer Länder. Nun hat sich in den letzten Jahren immer häufiger gezeigt, dass es unmöglich ist, in der Zuchthausatmosphäre des Dritten Reiches noch auf irgend-einem Gebiet etwas zu leisten oder zustande zu bringen, das auch ausserhalb seiner Grenzen Gültigkeit und Interesse hätte. Das gilt vom deutschen Buch, von Literatur, Theater und Film, das gilt mehr und mehr auch von der deutschen Wissenschaft. Was Wunder also, dass der Nationalsozialismus Deutschland auch aus den letzten Traditionsbereichen, in denen so etwas wie eine abendländische Kulturgemeinschaft noch fortlebt, streicht? Denn natürlich hat der Perthesche Verlag das Haus Habsburg-Lothringen keineswegs aus dem Dasein gestrichen, sondern einen neuen Beweis für die uneuropäische, antitraditionelle, nihilistische Haltung Hitlerdeutschlands erbracht.

Das Erzhaus wird diesen „Schlag“ überleben. Ja, in den Annalen seiner glorreichen Geschichte, die Adolf Hitler aus Braunau keineswegs beendet hat, sondern die noch viele glanzvolle Seiten umfassen wird, wird diese offenbar befohlene Streichung umso mehr als eine grosse Ehrung bestehen, als sie keinem anderen deutschen Herrscherhaus zuteil wurde. Hitler selbst hat damit vor Freund und Feind

## „Gott erhalte...“

klang in einer der vergangenen Nächte durch den Aether: der Sender Stuttgart schickte unser alterwürdiges Kaiserlied in die Welt hinaus.

Natürlich nicht aus Liebe zu Oesterreich, sondern um seinen Hörern den Werdegang des „Deutschland, Deutschland über alles“ zu demonstrieren. Das war keine sehr gute Idee, denn wie man weiss, haben die Deutschen aus der weihvollen Hymne durch Verzerrung der Tempi, verschärft durch die knalligen Exekutionsarten der preussischen Militärmusik, einen gassenhauerischen Marsch gemacht, und diese Verballhornung wurde nun in ihrem ganzen Kontrast zu dem echten Lied Haydns dem deutschen Publikum vorgesetzt.

Die Deutschen, die sich doch seit jeher auf ihre kulturellen Errungenschaften, also auch auf ihre Musik-Genies so viel einbilden, waren — weder im Kaiserreich noch in der Republik und schon gar nicht im jetzigen Regime — imstande, eine eigene Landeshymne zu schaffen. Sie benutzten zur Verherrlichung der Hohenzollern Rileys „God save the king“ und für ihre alldeutschen „Belange“ stahlen sie — wie sie auch jetzt Oesterreich mit allem Drum und Dran gestohlen haben — Haydns Kaiserlied.

Ihr Stolz bleibt halt, notgedrungen, das Horst-Wessel-Lied, uns aber eher seit Jahrzehnten als die Melodie des „Schneiders von Caslau“ bekannt.

„Wir Kaiser Maximilian, von Gottes Gnaden... Graf zu Habsburg...“

Bravo — das ist wacker gehandelt: ohne falsche Scham wurde hier dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist — Ehre und Dank. Ohne Rücksicht auf die heutigen Machthaber in Deutschland... Diese verfolgen zwar den Nachfahren des letzten Ritters als Hochverräter, aber hier, in Paris, nimmt man das nicht zur Kenntnis — man beruft sich mit Recht auf die Weisheit und Gnade des Kaisers Max...

Darum, auch heute wiederum, vielen Dank für diese in die Augen springende Propaganda im Dienste des Erzhauses!

## DER NICHT-GLEICHGESCHALTETE GLOBUS

Und damit jedermann weiss, dass Leipzig das Zentrum der Welt ist, hatte man in die Auslage des Reisebüros auch einen schönen grossen Globus gestellt. Da er gross war, sah man deutlich, dass Oesterreich ein durchaus von Deutschland unabhängiger Staat ist; das ist ein schlüssiger Beweis dafür, dass man die Annexion nicht überall zur Kenntnis nehmen will. Und das war das Schöne an diesem Globus.

## Ehrung durch Nazi — eine Ehre?

In Deutschland ist der Heldengedenktag auf den 16. März oder auf den diesem Tag vorhergehenden Sonntag festgelegt worden. Es wird aus diesem Anlass (heuer also am 12. März) „nicht mehr Halbmast sondern Vollmast geflaggt“ werden, da der Heldengedenktag kein Tag des Trauerns und des Klagens mehr, sondern eine Erinnerung an die Opferbereitschaft der Gefallenen des Weltkrieges und an die Wiedererringung der Wehrfreiheit ist.

Die Hinterbliebenen der Toten dürfen also nicht in Sehnsucht und Wehmut an ihre Gefallenen denken, sondern haben sich — Befehl ist Befehl — zu freuen — worüber? Ueber die Wehrfreiheit... Und worauf? Auf's nächste Mal...

Eine fürchterliche Pointe erhält dieser Tag für Wien durch den Plan, auf dem Hietzinger Friedhof am Ehrengrab des Feldmarschalls Conrad von Hötzendorf „besondere Kranzniederlegungen erfolgen“ zu lassen.

Den toten, wehrlosen Marschall für das Dritte Reich mit Beschlag zu belegen — das ist denn doch ein starkes Stück!

Zum Glück wissen alle Oesterreicher, auf welcher Seite heute ein Conrad vom Hötzendorf zu finden gewesen wäre...

## Göring reklamiert 100 Millionen

Die Welt hat sich die gefährliche Angewohnheit zugelegt, aus den Reden der Naziführer das Beruhigende herauszuschälen und die gefährlichen, wirklich ernst gemeinten Drohungen und Beschimpfungen nicht zu beachten. Immerhin gibt es gewisse Redewendungen, die sich nachträglich als Gefahrenzeichen herausgestellt haben und die als solche empfunden werden. Dazu gehört es, wenn die Herren des Dritten Reiches von „Millionen Deutschen“ reden, „die noch ausserhalb der Reichsgrenzen leben“. So leitete Hitler seine Schläge gegen Oesterreich und die Tschechoslowakei ein, so ist es zu verstehen, wenn Göring heute, nach dem soundscvielten Verzicht seines Führers auf territoriale Forderungen, wieder ganz offen davon spricht, dass das deutsche Volk ein Hundert-Millionen-Volk sei und das Deutsche Reich ein Hundertmillionenstaat werden müsse, — und das in deutlichem Zusammenhang mit der Ankündigung neuerlicher Aufrüstungen.

Bei diesen Reklamierungen der ausserhalb der Reichsgrenzen wohnenden Deutschen — bei denen so als „Nebenwirkung“ auch die von ihnen besiedelten Territorien und die dazwischen liegenden, von anderen Nationen bewohnten, abfallen samt den Bodenschätzen, Industrieanlagen usw. — handelt es sich keineswegs um Improvisationen der Naziführung, ebensowenig wie bei den Pogromen und Exzessen im Innern, zu denen die Herren erst angeregt werden müssen, wie Herr Flandin meint, sondern um genau überlegte, von Anfang an geplante Manöver. Und längst, ehe lügnische Friedensversicherungen erfolgten, hat der Führer die klare Wahrheit ausgesprochen, wenn er in „Mein Kampf“ schreibt: „Darüber muss man sich doch wohl klar sein, dass die Wiedergewinnung der verlorenen Gebiete nicht durch feierliche Anrufungen des lieben Herrgotts erfolgt und durch fromme Hoffnungen auf einen Völkerbund, — sondern nur durch Waffengewalt.“

## Rassenkunde schwach

Hermann Göring mag ein guter Reichsjagdmeister sein, vielleicht auch ein guter Reichstagspräsident, möglicherweise sogar ein guter Reichsflugführerminister. Streiten wir auch nicht über seine Qualitäten als Generalfeldmarschall, die noch durch keinen Krieg widerlegt werden konnten. Eines ist er gewiss nicht — und das ist für einen Nationalsozialisten recht peinlich — ein guter Rassen-theoretiker. In seiner letzten Rede, in der er den Wunsch



# Schwarz-gelbes Tagebuch

Von JOSEPH ROTH

MITTWOCH.

Gestern am späten Abend war ich mit einem deutschen Schriftsteller, einem reichsdeutschen wohlge- merkt, zusammen, der keineswegs zu jenen gehörte, die den Anschluss Oesterreichs an das Zweite Reich weniger bedauert hätten als die Vergewaltigung un- seres Landes durch Hitler. Im Gegenteil: als ich ihn fragte, warum er denn, zum Unterschied von den meisten seiner Landsleute und Kollegen, glaube, dass die Oesterreicher keine Deutschen seien, sagt er mir mit jener Präzision, die den Norddeutschen auszeichnet und die Folge früherer Ueberlegungen ist, nicht die Formulierung eines durch das Gespräch bewirkten, mitten im Gespräche geborenen Einfalls: „Die Oester- reicher sind lateinisch. Sie sind ein Völkchen. Wir sind ein Volk. Ihr Witz behagt mir nicht.“

„Sie wollen sagen“ erwiderte ich ihm, „dass die Oesterreicher leichtlebig seien, das ist bei Ihnen ein Synonym für: leichtfertig. Es ist eine der gefährlich- sten Eigenschaften der Deutschen, dass *nicht einmal ihr Neid nackt* ist, sondern als Geringschätzung ver- kleidet durch die Welt schweift, um sie zu betrachten und gründlich zu studieren. Sie reden vom deutsch- sprachigen Oesterreicher, als ob er nicht ein Ueberrest einer Vielsprachigkeit wäre, sondern ein geschlossenes Völkchen. Man hat aber 1918 nicht nur der österrei- chischen Welt ihre Gliedmassen amputiert, das heisst die Kronländer, sondern eher noch diesen das Herz. Und der Oesterreicher deutscher Sprache ist nicht etwa lateinisch ‚leichtlebig‘, sondern schmerzzerfüllt, ja tragisch. Bei Ihnen ist Tragik: ‚Düsterkeit‘. Und das Undüstere nennt Ihr: Anmut. Ihr habt ein echtes Pathos. Ihr betont es, also wird es falsch, zuweilen, oft. Aehnliches ist an Ihrer Gründlichkeit zu sehen. Gewiss habt Ihr sie gehabt. Dann finget Ihr an, ihr eine Art Propaganda zu machen. Endlich, als die Welt gerade auf dem Punkt war, an sie zu glauben und Euch sogar um sie zu beneiden, verschwand sie bei- nahe aus Euren Hirnen und Gewissen. Ihr seid un- geduldig novarum rerum cupidi — und wieso geht Un- geduld mit Gewissenhaftigkeit zusammen? Ihr seid gewachsen — und Ihr verwechselt Gewachsensein mit Grösse oder Reife. Oesterreich ist amputiert worden. Aber wie im Zentralnervensystem noch amputierte Gliedmassen Schmerzen bereiten, so uns alle Stämme und Völker der Monarchie. Aus diesen schmerzhaften Erinnerungen schöpft der österreichische Charakter, wie damals von den Völkern, als sie noch mit uns lebten. Auch damals war es schmerzlich, ein Oester- reicher zu sein, sehr oft schmerzhaft.“

„— Sie werden ja sentimental, —“ sagte da mein Partner.

Freilich, er ist ein harter Mann aus dem Norden.

340

DONNERSTAG.

Dem „Osservatore Romano“ wirft das töricht- medrige Blatt von Julius Streicher vor, dass jener das Christentum verrate. Wie von Wittenberg der Weg direkt nach Bayreuth und Berchtesgaden führte, so einer vom Lateran nach Nürnberg. Wie gut, dass die Politik des Vatikans nicht ex cathedra gemacht wird! Und wie wichtig ist es, dies von Zeit zu Zeit zu sagen!

AM GLEICHEN TAG.

Da steht's in den Zeitungen, dass in Amerika eine Abstimmung unter den Schulkindern veranstaltet worden war. Die Kinder hatten sich zu äussern: welche Persönlichkeiten sie für schädlich hielten, welche für gut. Und das Resultat ergab, dass Mussolini und Hitler die bösesten seien. Der beste war der Präsident Roose- velt, „an zweiter Stelle rangiert Gott“ heisst es wört- lich im Bericht. Fehlte noch, dass der Ahnungslose geschrieben hätte: „läuft Gott“. Einer der unheilbar- en, weltgläubigen Journalisten behauptet in einem Kommentar zu diesem Bericht, dass ein solches Urteil von Kindern auf eine grossartige Zukunft schliessen lasse. Wir brauchten uns keine Sorge zu machen. Wenn sie schon im Alter von Schulkindern wüssten, dass die Bösen wirklich böse seien und dass der Präsident Roosevelt besser als Gott. Mit dieser Zukunftssonne im Herzen erklärte man seit dem Untergang der ech- ten Autorität, dass die Welt fortzuschreiten entschlos- sen sei. Man erkennt dieses Vorwärtsschreiten in der Tat auch daran, dass nicht nur die Grossen abstim- men, sondern auch die Kleinen. Das nenn' ich eine Zeit, in der die Erwachsenen 90 Prozent Stimmen für die Bösen abgeben. Wenn diese ganze Möglichkeit des Urteils nicht gegeben wäre, hätten wahrscheinlich die erwachsenen Wahlfähigen ihren jüngeren Geschwistern nicht Gelegenheit verschafft, die Bösen zu erkennen. Und die Urteilsreife der Kinder wird vielleicht später überdies in das Gegenteil umschlagen, wenn sie nur erst älter geworden sind. Wer weiss, ob es nicht bes- ser wäre, den Kleinen wie den Grossen *beizubringen*, was Gut und was Böse ist, statt sich es von ihnen *beibringen zu lassen*. Da kann es Ueberraschungen geben. Aus einem *kleinen Moritz* kann oft ein *grosser Baldur* werden.

SAMSTAG.

Einer unserer Freunde hat endlich ein Einreise- Visum nach Amerika bekommen. Er möge dort alles Gute erleben, wünsche ich ihm. Er hat in Europa so viel Böses erlebt. Wir wir alle. Nur weiss ich nicht, ob das Böse sich nicht über alle Erdteile erstreckt. Auch habe ich gelynchte Neger vor Augen, wie in Deutsch- land gelynchte Juden, und bei aller Ehrfurcht vor der Menschlichkeit und dem Mut eines Staatsoberhauptes, wie Roosevelt, kann ich mir nicht die Angst abge- wöhnen vor dem vergänglichen Glanz der Gewählten. Wie leicht wandeln sich die Lüste der Menschen. Die Lust nach Freiheit und die Lust nach Zwang und wie ähnlich können sie sogar beide einander werden. Ich fürchte, ich traue der „Freiheit“ nicht mehr. Wann und wo wird man dieses Wort endlich ohne Anfüh- rungszeichen sagen dürfen?

SONNTAG.

Ich habe in den Memoiren Metternichs gelesen und ich traue der Freiheit noch weniger, wenn ich sehe, dass derjenige, der als ihr Unterdrücker gilt, sie ge- schützt hat — sogar auch noch mit unzulänglichen Mitteln. Aber jene Konservativen, die eine Hei- denangst davor haben, Reaktionäre genannt zu wer- den, entwickeln eine Art leidenschaftlichen Links- Snobbismus und bald fangen sie an, mit jener banalen Mockerie vom Konservativen zu sprechen, die sie Fortschrittskämpfern des 19. Jahrhunderts abge-

lauscht haben. Sie gehen in die entgegengesetzte Richtung, nämlich in jene, aus der die „Linken“ ge- rade zu kommen anfangen. Und so wahr es auch ist, dass es längst kein politisches Rechts und Links mehr gibt und dass es nur noch die Bänke in den Parla- menten anerkennen dürften, so richtig scheint es mir auch, dass das Konservative sein Gesicht zu verlieren beginnt. In jener Zeit, die noch imstande war, Metter- nichs hervorzubringen, wäre es einem Konservativen unmöglich gewesen, Plebejer in einer Phantasie- oder Sportuniform nicht auf den ersten Blick zu verachten, wie die geborenen Noblen zu erkennen selbst im Sport- gewand oder im paramilitärischen. Nach den Fehlern der Fortgeschrittenen könnten die der konservativen erfolgen. Ich fürchte auch die Unfreiheit der Konser- vativen.

FREITAG.

Ich habe den Kaiser Otto wiedergesehen. Er war bei der Eröffnung der Neuen Kunstgalerie St. Etienne. Der Oesterreicher waren einige da, loyale Oester- reicher. Viele unter ihnen hatten vor einem Jahr noch keinerlei Beziehung zum Kaiser und wahrscheinlich nur eine formale zu Oesterreich. Es konnte keine an- dere sein. Die armen rot-weiss-roten Kinder eines Lan- des, das der Aufgabe nicht gewachsen war, ein Reich, das Reich zu repräsentieren, konnten kaum mehr als Orts- und Provinzialpatriotismus entwickeln. Es war „Heimatliebe“, eine löbliche, aber notwendigerweise begrenzte Gemütsäusserung. Der Habsburgische Kai- sergedanke ist zu gross für ein so kleines Land. Und es ist kaum möglich, die Seelengrösse all jener zu schildern, zu besiegen, müsste man sagen, die inner- halb der Mesquinerie der vergangenen Jahre die Kraft hatten, Legitimisten zu sein. Die neubekehrten, die Legi- timisten von heute, haben es leichter, gerade weil sie in der Verbannung leben. Aller Welt fühlbar ist die Tatsache, dass der Habsburger, die unsichtbare Krone auf dem Haupt, ein Symbol ist, mehr als ein Herr- scher. Diese Tatsache ist so greifbar deutlich, wie jene gewesen ist, als wir noch ein Reich hatten: dass Oesterreich mehr war, als ein Vaterland, nämlich fast eine Religion.

Von allen Oesterreichern, mit denen ein Legitimist heute zusammentrifft, kommt die Frage: Sagen Sie, wie ist er eigentlich? — Eine primitive Frage — und wie entschuldigbar! Sie haben so lange ohne Kaiser gelebt, sie wissen nicht, was ein Kaiser ist, sonst frag- ten sie nicht, *wie* er wäre. Was soll ich ihnen anderes antworten, als dies: „Geweiht ist er und eines Tages wird er mit Gottes Hilfe auch gesalbt sein.“ Seine Sa- che ist es, die menschlichen Tugenden zu pflegen, die ihm mitgegeben sind.

(Fortsetzung siehe Seite 8)

## Gedankensplitter aus der Werkstatt eines grossen Mannes

### Zwingende Logik

„Die deutsche Kultur ist, wie schon der Name sagt, eine- deutsche.“

\*\*

### Bescheidenheit

„Wissen und Führerfähigkeiten schliessen sich nicht im- mer gegenseitig aus.“

\*\*

### Sprachschöpfungen

„Selbsterhaltungssucht“, „Sanitäre Krankheiten“.

\*\*

### Lapidar

„Man bleibe uns vom Leibe mit Humanität.“

(Adolf Hitler in seiner letzten Reichstagsrede.)



# Schwarz-gelbes Tagebuch

Von JOSEPH ROTH

MITTWOCH.

Gestern am späten Abend war ich mit einem deutschen Schriftsteller, einem reichsdeutschen wohlgeachtet, zusammen, der keineswegs zu jenen gehörte, die den Anschluss Oesterreichs an das Zweite Reich weniger bedauert hätten als die Vergewaltigung unseres Landes durch Hitler. Im Gegenteil: als ich ihn fragte, warum er denn, zum Unterschied von den meisten seiner Landsleute und Kollegen, glaube, dass die Oesterreicher keine Deutschen seien, sagt er mir mit jener Präzision, die den Norddeutschen auszeichnet und die Folge früherer Ueberlegungen ist, nicht die Formulierung eines durch das Gespräch bewirkten, mitten im Gespräch geborenen Einfalls: „Die Oesterreicher sind lateinisch. Sie sind ein Völkchen. Wir sind ein Volk. Ihr Witz behagt mir nicht.“

„Sie wollen sagen“ erwiderte ich ihm, „dass die Oesterreicher leichtlebig seien, das ist bei Ihnen ein Synonym für: leichtfertig. Es ist eine der gefährlichsten Eigenschaften der Deutschen, dass nicht einmal ihr Neid nackt ist, sondern als Geringschätzung verkleidet durch die Welt schweift, um sie zu betrachten und gründlich zu studieren. Sie reden vom deutschsprachigen Oesterreicher, als ob er nicht ein Ueberrest einer Vielsprachigkeit wäre, sondern ein geschlossenes Völkchen. Man hat aber 1918 nicht nur der österreichischen Welt ihre Gliedmassen amputiert, das heisst die Kronländer, sondern eher noch diesen das Herz. Und der Oesterreicher deutscher Sprache ist nicht etwa lateinisch ‚leichtlebig‘, sondern schmerz erfüllt, ja tragisch. Bei Ihnen ist Tragik: ‚Düsterkeit‘. Und das Undüstere nennt Ihr: Anmut. Ihr habt ein echtes Pathos. Ihr betont es, also wird es falsch, zuweilen, oft. Aehnliches ist an Ihrer Gründlichkeit zu sehen. Gewiss habt Ihr sie gehabt. Dann finget Ihr an, ihr eine Art Propaganda zu machen. Endlich, als die Welt gerade auf dem Punkt war, an sie zu glauben und Euch sogar um sie zu beneiden, verschwand sie beinahe aus Euren Hirnen und Gewissen. Ihr seid ungeduldig novarum rerum cupidi — und wieso geht Ungeduld mit Gewissenhaftigkeit zusammen? Ihr seid gewachsen — und Ihr verwechselt Gewachsenheit mit Grösse oder Reife. Oesterreich ist amputiert worden. Aber wie im Zentralnervensystem noch amputierte Gliedmassen Schmerzen bereiten, so uns alle Stämme und Völker der Monarchie. Aus diesen schmerzhaften Erinnerungen schöpft der österreichische Charakter, wie damals von den Völkern, als sie noch mit uns lebten. Auch damals war es schmerzhaft, ein Oesterreicher zu sein, sehr oft schmerzhaft.“

„— Sie werden ja sentimental, —“ sagte da mein Partner.

Freilich, er ist ein harter Mann aus dem Norden.

DONNERSTAG.

Dem „Osservatore Romano“ wirft das töricht-niedrige Blatt von Julius Streicher vor, dass jener das Christentum verrate. Wie von Wittenberg der Weg direkt nach Bayreuth und Berchtesgaden führte, so einer vom Lateran nach Nürnberg. Wie gut, dass die Politik des Vatikans nicht ex cathedra gemacht wird! Und wie wichtig ist es, dies von Zeit zu Zeit zu sagen!

Ferdl. No, wie i einikumm, steht er Ihnen richtig hinter der Pudl und sagt zu mir, ohne Einleitung: „Karli“, sagt er, „gut dass du da bist. Ich muss dir ein Geständnis machen.“

„Da im G'schäft?“ sag i. „Wo jede Minuten eine Kundschaft kommen kann?“

„Ja Schmarrn“, sagt er, „jede Minuten! Nicht einmal jede Stunde. Kannst dich ruhig hersetzen. Und dass ich dich nicht lang aufhalten tu, Karli — damit's du's nur weisst: ich bin ein Rassenschänder!“

Alsdann i hab ihm förmlich ang'schaut. „Wos bist?“ sag i. „Sag's no amal — i hör schlecht!“

„Ein Rassenschänder“, sagt er, mit einen ganz einen traurigen G'sicht. „Ich habe unsere Rasse geschändet, Karli. Ob's du's glaubst oder nicht.“

„Was denn für eine Rasse, Himmelkruzitürken?“ frag

AM GLEICHEN TAG.

Da steht's in den Zeitungen, dass in Amerika eine Abstimmung unter den Schulkindern veranstaltet worden war. Die Kinder hatten sich zu äussern: welche Persönlichkeiten sie für schädlich hielten, welche für gut. Und das Resultat ergab, dass Mussolini und Hitler die bösesten seien. Der beste war der Präsident Roosevelt, „an zweiter Stelle rangiert Gott“ heisst es wörtlich im Bericht. Fehlte noch, dass der Ahnungslose geschrieben hätte: „läuft Gott“. Einer der unheilbaren, weltgläubigen Journalisten behauptet in einem Kommentar zu diesem Bericht, dass ein solches Urteil von Kindern auf eine grossartige Zukunft schliessen lasse. Wir brauchten uns keine Sorge zu machen. Wenn sie schon im Alter von Schulkindern wüssten, dass die Bösen wirklich böse seien und dass der Präsident Roosevelt besser als Gott. Mit dieser Zukunftssonne im Herzen erklärte man seit dem Untergang der echten Autorität, dass die Welt fortzuschreiten entschlossen sei. Man erkennt dieses Vorwärtsschreiten in der Tat auch daran, dass nicht nur die Grossen abstimmen, sondern auch die Kleinen. Das nenn' ich eine Zeit, in der die Erwachsenen 90 Prozent Stimmen für die Bösen abgeben. Wenn diese ganze Möglichkeit des Urteils nicht gegeben wäre, hätten wahrscheinlich die erwachsenen Wahlfähigen ihren jüngeren Geschwistern nicht Gelegenheit verschafft, die Bösen zu erkennen. Und die Urteilsreife der Kinder wird vielleicht später überdies in das Gegenteil umschlagen, wenn sie nur erst älter geworden sind. Wer weiss, ob es nicht besser wäre, den Kleinen wie den Grossen beizubringen, was Gut und was Böse ist, statt sich es von ihnen beibringen zu lassen. Da kann es Ueberraschungen geben. Aus einem kleinen Moritz kann oft ein grosser Baldur werden.

SAMSTAG.

Einer unserer Freunde hat endlich ein Einreise-Visum nach Amerika bekommen. Er möge dort alles Gute erleben, wünsche ich ihm. Er hat in Europa so viel Böses erlebt. Wir wir alle. Nur weiss ich nicht, ob das Böse sich nicht über alle Erdteile erstreckt. Auch habe ich gelynchte Neger vor Augen, wie in Deutschland gelynchte Juden, und bei aller Ehrfurcht vor der Menschlichkeit und dem Mut eines Staatsoberhauptes, wie Roosevelt, kann ich mir nicht die Angst abgewöhnen vor dem vergänglichem Glanz der Gewählten. Wie leicht wandeln sich die Lüste der Menschen. Die Lust nach Freiheit und die Lust nach Zwang und wie ähnlich können sie sogar beide einander werden. Ich fürchte, ich traue der „Freiheit“ nicht mehr. Wann und wo wird man dieses Wort endlich ohne Anführungszeichen sagen dürfen?

SONNTAG.

Ich habe in den Memoiren Metternichs gelesen und ich traue der Freiheit noch weniger, wenn ich sehe, dass derjenige, der als ihr Unterdrücker gilt, sie geschützt hat — sogar auch noch mit unzulänglichen Mitteln. Aber jene Konservativen, die eine Heidenangst davor haben, Reaktionäre genannt zu werden, entwickeln eine Art leidenschaftlichen Links-Snobbismus und bald fangen sie an, mit jener banalen Mockerie vom Konservativen zu sprechen, die sie Fortschrittskämpfern des 19. Jahrhunderts abge-

lauscht haben. Sie gehen in die entgegengesetzte Richtung, nämlich in jene, aus der die „Linken“ gerade zu kommen anfangen. Und so wahr es auch ist, dass es längst kein politisches Rechts und Links mehr gibt und dass es nur noch die Bänke in den Parlamenten anerkennen dürften, so richtig scheint es mir auch, dass das Konservative sein Gesicht zu verlieren beginnt. In jener Zeit, die noch imstande war, Metternichs hervorzubringen, wäre es einem Konservativen unmöglich gewesen, Plebejer in einer Phantasie- oder Sportuniform nicht auf den ersten Blick zu verachten, wie die geborenen Noblen zu erkennen selbst im Sportgewand oder im paramilitärischen. Nach den Fehlern der Fortgeschrittenen könnten die der konservativen erfolgen. Ich fürchte auch die Unfreiheit der Konservativen.

FREITAG.

Ich habe den Kaiser Otto wiedergesehen. Er war bei der Eröffnung der Neuen Kunstgalerie St. Etienne. Der Oesterreicher waren einige da, loyale Oesterreicher. Viele unter ihnen hatten vor einem Jahr noch keinerlei Beziehung zum Kaiser und wahrscheinlich nur eine formale zu Oesterreich. Es konnte keine andere sein. Die armen rot-weiss-roten Kinder eines Landes, das der Aufgabe nicht gewachsen war, ein Reich, das Reich zu repräsentieren, konnten kaum mehr als Orts- und Provinzialpatriotismus entwickeln. Es war „Heimatliebe“, eine löbliche, aber notwendigerweise begrenzte Gemütsäusserung. Der Habsburgische Kaisergedanke ist zu gross für ein so kleines Land. Und es ist kaum möglich, die Seelengrösse all jener zu schildern, zu besiegen, müsste man sagen, die innerhalb der Mesquinerie der vergangenen Jahre die Kraft hatten, Legitimisten zu sein. Die neubekehrten, die Legitimisten von heute, haben es leichter, gerade weil sie in der Verbannung leben. Aller Welt fühlbar ist die Tatsache, dass der Habsburger, die unsichtbare Krone auf dem Haupt, ein Symbol ist, mehr als ein Herrscher. Diese Tatsache ist so greifbar deutlich, wie jene gewesen ist, als wir noch ein Reich hatten: dass Oesterreich mehr war, als ein Vaterland, nämlich fast eine Religion.

Von allen Oesterreichern, mit denen ein Legitimist heute zusammentrifft, kommt die Frage: Sagen Sie, wie ist er eigentlich? — Eine primitive Frage — und wie entschuldigbar! Sie haben so lange ohne Kaiser gelebt, sie wissen nicht, was ein Kaiser ist, sonst fragten sie nicht, wie er wäre. Was soll ich ihnen anderes antworten, als dies: „Geweihet ist er und eines Tages wird er mit Gottes Hilfe auch gesalbt sein.“ Seine Sache ist es, die menschlichen Tugenden zu pflegen, die ihm mitgegeben sind.

(Fortsetzung siehe Seite 8)

## Gedankensplitter aus der Werkstatt eines grossen Mannes

### Zwingende Logik

„Die deutsche Kultur ist, wie schon der Name sagt, eine deutsche.“

✱

### Bescheidenheit

„Wissen und Führerfähigkeiten schliessen sich nicht immer gegenseitig aus.“

✱

### Sprachschöpfungen

„Selbsterhaltungssucht“, „Sanitäre Krankheiten“.

✱

### Lapidar

„Man bleibe uns vom Leibe mit Humanität.“

(Adolf Hitler in seiner letzten Reichstagsrede.)

„Siehst es!“ sag i, „da hast es! Wann's dich vielleicht erinnerst, wie's du's damals vom Ballett weg g'heirat' hast — was hab i damals g'sagt? Ferdl, hab i g'sagt, heirat's nicht, das Dreckmensch, das lausige! Weil da wird nichts Gutes herauskommen... No, g'schehn is g'schehn. Wie geht's ihr denn allerweil, der lieben Hansi?“ sag i. „Hat s' noch solche G'schichten mit die Krampfadern?“ Weil ich hab ihm quasi aufheitern wollen, den Ferdl. Es hat aber gar nix g'nutzt.

„Karli“, sagt er, „es handelt sich nicht um der Hansi ihre Krampfadern. Das wär das wenigste. Stell dir vur, Karli — gestern — mitten bei der Nacht — wie's halt grad am g'mütlichsten is — verstehst mi eh, net wahr — — fangt s' auf einmal an ins Seufzen — Ferdl, sagt sie, i halt's nimmer aus — sag ich noch zu ihr: sei froh, bleede Gans — wie man halt so redt — und hab mi

No, i hab mir des alles ruhig ang'hört, hab mir meine Vetschna an'brennt, und sag: „Weisst was“, sag i, „zuerscht einmal schickst ins Gasthaus umi — weil auf den Schrecken brauch i zuerscht ein Viertel. Oder gleich zwei, is g'scheiter.“

Der Ferdl, in seiner Verzweiflung — is ja auch keine Kleinigkeit, net wahr: wann einer nach dreissig Jahr plötzlich draufkommt, dass er mitten in sein' Bett eine nordische Pflicht hat — — also der Ferdl is selber umigangen, ein' Wein holen. I hab mir derweil die Sache überlegt, sozusagen an Hand der Bücher — ob's eigentlich dafürsteht — also i hab förmlich g'schaut! Sowas! I zahl ja auch meine Abgaben, net wahr — man kann sich ja manchmal nicht anders helfen — aber allerweil hübsch mit Mass! Nur net überstürzen! sag i immer zur Binerl, was meine Frau is. Nur net drängen! sag i Herantrogen



# Schwarz-gelbes Tagebuch

(Fortsetzung von Seite 5)

Alle, die ihm einmal nähergekommen, sind sich darüber einig, dass er klug und liebenswert sei. Zwei Eigenschaften, welche die Voraussetzungen für eine Kaiserliche sind, die fast allen Herren Oesterreichs Glanz und Adel verlieh: nämlich der Edelmut. Eine Eigenschaft, die zum Herrscher gehört, wie Zepter und Krone und Reichsapfel und dank der das Herrschen ein wahres Regieren wird.

Im Exil aufgewachsen, hat dieser unser Kaiser das heutige Schicksal der Oesterreicher vorausgelebt. Als wir noch zu Hause sassen, war er schon ein Emigrant, und so jung er ist, das Schicksal des Verbanntseins ist ihm vertrauter als uns. Wie man es würdig trägt, dafür ist er Beispiel und Muster.

Zum erstenmal, als ich ihn sah, war er ein Kind, die Hoffnung Oesterreichs und ich einer seiner vielen Soldaten. Man begrub den Kaiser Franz Joseph, und ich stand im Spalier vor der Kapuzinergruft, in der unsere Traditionen ruhen, aber nicht begraben sind. Jetzt, wenn ich den Kaiser Otto sehe, denke ich alter Schwarz-Gelber, Gott sei Dank rettungsloser Schwarz-Gelber, an jenen Tag, an diese Traditionen. Und auch, wenn man in der kleinen, stillen und noblen neuen Kunstgalerie, also in der *österreichischen*, nicht Gott-erhalte gespielt hätte, wäre es in mir erklungen, wie immer, wenn ich Otto von Habsburg sehe; und ich glaube nicht, dass es einen einzigen Oesterreicher in der Welt gibt, in dessen Herz es nicht erklingt, wenn er den Kaiser trifft. Gott erhalte ihn, der uns in die Verbannung vorangegangen ist. Gott beschütze unser Land, über das jetzt der preussische Stiefel stampft.

## SONNTAG.

Früher, wenn ein Papst gestorben war, pflegte die Welt einen Augenblick den Atem anzuhalten; heute aber, da sie den Atem verloren hat, ausser Atem, Rand und Band ist sozusagen, fährt sie fort in ihrer Hast, der Trauer nicht fähig, weil der Würde bar. Der Antichrist schreibt Nekrologe. Und niemals hat man das Lachen des Teufels so deutlich gehört, wie jetzt, wo die Guten schweigen.

### UHRMACHER (Oesterreicher)

wird gesucht. Auskunft bei den P P. Dominikanern, 29, Bd Latour-Maubourg.



und der Ideologie eines unabhängigen Oesterreich ein unüberbrückbarer Gegensatz klaffe. So wahr das ist, so sehr darf man hier Herrn Richter seine eigene Argumentation entgegenhalten, ob nicht eben die materielle Unzufriedenheit und Enttäuschung der Austronazi entscheidender ist, als ihr Programm, — und wenn es sich um Hakenkreuzler handelt, so wollen wir ihm das sogar zugeben. Nun aber, womit soll sich im Hirn eines solchen durchschnittlichen Austronazi, der sich um seinen Lohn geprellt glaubt, diese Enttäuschung verbinden? Mit einer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus an sich oder nicht vielmehr mit einem Hass gegen „die Preussen“, die ihm „seinen“ Nationalsozialismus verdorben haben. Sieht er in den Leuten, die ihn bevormunden und die „seine“ Stellungen einnehmen, den Parteigenossen oder den „Fremden“, sieht er jetzt nicht, dass der „preussische Bruder“ keineswegs nur die „Schwarzen“, die „bekenntnistreuen Oesterreicher“ verachtet, sondern auch die „Ostmärkler“, schlechthin jeden, der sich zu Lebensformen bekennt, die doch auch dem grossdeutschen Nazi lieb und gewohnt waren? Und soll es ganz ausgeschlossen sein, dass sich diese Enttäuschung, dieser Hass und Futterneid in dem Köpfen der Besseren unter ihnen mit einer *Revision der Stellung* zu den Problemen Oesterreich und Grossdeutschland überhaupt verbindet? Oder dürfen aus ökonomischen Erwägungen keine weitergehenden „gefühlsmässigen“ Konsequenzen gezogen werden? Wäre das im Sinne des Herrn Richter nicht marxistisch gedacht? Uns jedenfalls erscheint es durchaus zweifelhaft, dass aus dem Nazilager nur „die Opposition in Oesterreich“, keinesfalls aber eine österreichische Opposition etwas zu erwarten habe. Ideologisch hat aus dem Nazilager *keine von beiden* etwas zu erwarten, hier gibt es nur Ablehnung und Feindschaft, aber unter den missleiteten Mitläufern kann es *Einzelmenschen* geben, die zur Vernunft kommen und diese werden sich auf ihr Oesterreichertum besinnen, wenn sie sich ihrer Enttäuschung bewusst werden.

Wenn Richter feststellt: „Und das angeblich eigentliche Lebenselement der Opposition, den gemeinsamen national-österreichischen Nenner... gibt es nicht“, so mag das für die Gegenwart leider richtig sein, aber es ist nicht nötig, dass alle Richtungen geeint sind, sondern dass sie geeint werden können. Und dass sich die österreichische Opposition in diesem Punkte von der deutschen unterscheidet, wird auch der doktrinärste Marxist nicht leugnen können. Hier liegen Ansätze, — zugegeben, nicht mehr, — aber diese müssen ausgebaut werden, nicht geleugnet. Schon reine Zweckmässigkeitserwägungen sollten das nahelegen.

Die Leute vom „Kampf“ machen *Kommunisten und Legitimisten* einen Vorwurf daraus, dass sie sich paradoxerweise in diesem einen Punkt treffen. Mit viel mehr Recht könnte man den Sozialisten von der Observanz Richter vorwerfen, dass sie sich im entgegengesetzten Standpunkte mit den Nazis treffen. Wenn ich meinen Todfeind einen Standpunkt einnehmen sehe, der der meine war, so kann ich daraus schliessen, dass dieser Standpunkt falsch war oder dass der Gegner so schlimm nicht ist. Das erste führt

schen Revolution beginnt. Die Meinung, dass das unmöglich ist, ist eine verhängnisvolle Fehldiagnose. Die richtige Diagnose der totalitären Krankheit gibt beispielsweise *Rauschning*, der klarstellt, dass es sich hier um anarchistischen Nihilismus handelt, sie ist aber aus einem engen, doktrinären Marxismus Otto Bauers niemals zu gewinnen, dessen geistige Sterilität sich in diesem katastrophalen posthumen Versagen in der grossdeutschen Frage ergibt.

*Die Opposition in Oesterreich ist sehr stark.* Die rein katholische Opposition ist es, wie Richter wahrheitsgemäss sagt, nicht. Die ist in Deutschland viel stärker. Was folgt daraus anderes, als dass die Kraftquelle der Opposition in Oesterreich eine *österreichische* ist, dass es eben eine österreichische Opposition gibt, der gegenüber die deutsche Opposition in Oesterreich genau so zur Bedeutungslosigkeit verurteilt ist, wie es die halb-schlächtigen Parolen vom „zweiten deutschen Staat“ waren. Denn über eines muss Klarheit bestehen: diese österreichische Opposition, aus der die österreichische Nation geboren werden wird, wie die holländische aus dem Freiheitskampf der Niederlande, diese Opposition lässt sich mit den Sünden, die Richter dem autoritären Ständestaat ankreidet, ebensowenig belasten wie die katholische Kirche. In einem nämlich vermögen wir dem „Kampf“ durchaus zuzustimmen: „Es gibt auch nicht den Ansatz zu einem vaterländisch-österreichischen Oppositionsprogramm. Im Ausland erscheinen diese Kräfte... als blosse Anhängsel der Legitimisten.“ Und nicht nur im Ausland!

Die grossdeutsche Opposition in Oesterreich, die ihrerseits wohl nur im Ausland existiert, täte gut, ihre Polemik darnach einzurichten. Die österreichische Opposition besteht aus Kommunisten und Legitimisten. Beide sind mit den Beschwerden, mit deren Aufwärmung die Herren vom „Kampf“ ihre Polemik bestreiten zu können glauben, nicht zu treffen. Sie sind mit den furchtbaren Ereignissen des Feber, die sich in diesen Tagen jähren, nicht zu belasten. Die Auseinandersetzung der Zukunft aber wird in Oesterreich *zwischen diesen beiden Mächten* zu erfolgen haben. Ueber die grossdeutsche Polemik eines verspäteten marxistischen Doktrinärismus wird sie ebenso zur Tagesordnung übergehen, wie es heute schon der grossdeutsche Nationalsozialismus tut.

Diese Tagesordnung aber wird „Oesterreich“ heissen und nur einen Punkt umfassen: „Wie wird dies Oesterreich aussehen?“

Den grossdeutschen Nazigegnern aber sei ein Spruch des grössten Vertreters des vermeintlichen Spiessbürgerideals Oesterreichs, Grillparzer, in Erinnerung gerufen:

„Du kannst nicht naschen vom Gemeinen,  
Du musst es hassen, oder Dich ihm einen!“

Das gilt vor allem vom grossdeutschen Programm; womit wir diese unerquickliche Diskussion abschliessen, nicht ohne um Entschuldigung dafür zu bitten, der Bekämpfung von Vorstellungen, die in die Geschichte als ein bedeutungsloses Zwischenspiel, eine posthume Komödie eingehen werden, so viel Raum gewidmet zu haben. Wir hielten es für unsere Pflicht.

## Schwarz-gelbes Tagebuch

(Fortsetzung von Seite 5)

Alle, die ihm einmal nähergekommen, sind sich darüber einig, dass er klug und liebenswert sei. Zwei Eigenschaften, welche die Voraussetzungen für eine Kaiserliche sind, die fast allen Herren Oesterreichs Glanz und Adel verlieh: nämlich der Edelmut. Eine Eigenschaft, die zum Herrscher gehört, wie Zepter und Krone und Reichsapfel und dank der das Herrschen ein wahres Regieren wird.

Im Exil aufgewachsen, hat dieser unser Kaiser das heutige Schicksal der Oesterreicher vorausgelebt. Als wir noch zu Hause sassen, war er schon ein Emigrant, und so jung er ist, das Schicksal des Verbanntseins ist ihm vertrauter als uns. Wie man es würdig trägt, dafür ist er Beispiel und Muster.

Zum erstenmal, als ich ihn sah, war er ein Kind, die Hoffnung Oesterreichs und ich einer seiner vielen Soldaten. Man begrub den Kaiser Franz Joseph, und ich stand im Spalier vor der Kapuzinergruft, in der unsere Traditionen ruhen, aber nicht begraben sind. Jetzt, wenn ich den Kaiser Otto sehe, denke ich alter Schwarz-Gelber, Gott sei Dank rettungsloser Schwarz-Gelber, an jenen Tag, an diese Traditionen. Und auch, wenn man in der kleinen, stillen und noblen neuen Kunstgalerie, also in der *österreichischen*, nicht Gott-erhalte gespielt hätte, wäre es in mir erklingen, wie immer, wenn ich Otto von Habsburg sehe; und ich glaube nicht, dass es einen einzigen Oesterreicher in der Welt gibt, in dessen Herz es nicht erklingt, wenn er den Kaiser trifft. Gott erhalte ihn, der uns in die Verbannung vorangegangen ist. Gott beschütze unser Land, über das jetzt der preussische Stiefel stampft.

SONNTAG.

Früher, wenn ein Papst gestorben war, pflegte die Welt einen Augenblick den Atem anzuhalten; heute aber, da sie den Atem verloren hat, ausser Atem, Rand und Band ist sozusagen, fährt sie fort in ihrer Hast, der Trauer nicht fähig, weil der Würde bar. Der Antichrist schreibt Nekrologe. Und niemals hat man das Lachen des Teufels so deutlich gehört, wie jetzt, wo die Guten schweigen.

UHRMACHER (Oesterreicher)

wird gesucht. Auskunft bei den P.P. Dominikanern, 29, Bd Latour-Maubourg.



# Kaiser Karl von Oesterreich

Historische Gedenktage, sofern sie für uns ein Anlass sind, die Bedeutung eines Menschen oder einer Tat im geschichtlichen Verlaufe rückerinnernd wieder neu zu verstehen, und das oft lange Zeit hindurch unbegreifbare Zusammenwirken von unwiederholbarer einmaliger Situation und den bleibenden Aufgaben eines gemeinsamen Schicksalsraumes zu erkennen, erhalten ihre besondere Bedeutung durch die aktuellen Ereignisse, die uns die innere Abhängigkeit des Heute von Gestern verdeutlichen:

WENN WIR DES LETZTEN KAISERS VON OESTERREICH AM 1. APRIL, SEINEM TODESTAGE, GEDENKEN, so müssen wir das diesmal nur unter dem Eindruck der furchtbaren Ereignisse tun, die ein weiteres der Länder seiner Krone unter die Fremdherrschaft des preussischen Imperialismus gezwungen hat, und wir können des Kaisers Karl nur gedenken im Rückblick auf das, was er zur Verhinderung dieser Katastrophe zu seiner Zeit gedacht und getan hat, auch wenn es damals nur zum geringsten Teil durchgeführt werden konnte, und was doch als geistiges Erbe in die Zukunft des Donauraumes hineinwirkt.

Allzuvielen unserer Zeitgenossen erscheint die Regierungszeit des letzten Kaisers nur wie ein mehr oder weniger sinnvolles Anhängsel der Epoche Kaiser Franz Josephs, des alten Kaisers und des alten Reiches. Allzuvielen ignorieren unbewusst nicht nur die Reorganisationspläne des ermordeten Thronfolgers, sondern vor allem die Taten und die Einsichten des letzten regierenden Kaisers, der in Wahrheit einen verzweifelten Kampf gegen die vier Feinde seines Reiches führte, gegen den säkularisierten und opportunistischen Geist der Politik, gegen den Nationalismus, gegen den Imperialismus und gegen den Zentralismus. Seine weitschauenden Pläne richteten sich auf ein neues Statut der Zusammenordnung der Völker des Donauraumes. Gegen das andauernde Vordringen des preussischen Imperialismus, gegen die Vorherrschaft der deutschsprachigen Untertanen im eigenen Reich und gegen gewisse, die Einheit seines Reiches zersprengende übertriebene nationalistische Tendenzen seiner slawischen Völker. In seinem Bestreben, diese Gefahren zu bannen, wurde Kaiser Karl

von fast allen Seiten missverstanden und bekämpft. Die Tragik seines Schaffens lag darin, dass der Kaiser, infolge der Weltkriegsbundesgenossenschaft mit dem Deutschen Reich, gezwungen war, seinen Kampf für eine freie, selbständige Donau unter der Maske der Freundschaft mit Deutschland zu führen. Kaiser Karl und Kaiserin Zita gehen in die Geschichte Oesterreichs als die beiden grossen unbeugsamen Rufer gegen die Politik der Bundesgenossenschaft mit Deutschland ein. Mangelnde Einsicht seiner Zeitgenossen und die während der Kriegsjahre einer ideologischen Neuorientierung der Politik innerhalb und ausserhalb des Reiches entzogene geschichtliche Entwicklung waren allzu mächtig: So wurde Kaiser Karl das erste Opfer des deutschen „Drangs nach dem Osten“. Sein und der Kaiserin Bild ist damals und seither von fast allen Seiten verfälscht worden, ist es doch heute kein Geheimnis mehr, dass die Fäden der Kampagne gegen Kaiser Karl und Kaiserin Zita von jeher in die Metternichgasse liefen. Der „Bundesgenosse“ von damals hatte keine anderen Ziele als der Feind von heute. Der Hitler von damals hiess Ludendorff: das ewige Deutschland wechselte nur die Maske.

In Wahrheit hat niemand mehr Berechtigung, das Andenken an Kaiser Karl zu wahren, als gerade die slawischen Völker seines Reiches, für die er immer eingetreten ist. Kaiser Karl hatte erkannt, dass es nicht nur politisch widersinnig, sondern auch moralisch unzulässig sei, die Tschechen durch eine engstirnige ungarisch-deutsche Vorherrschaft zum Separatismus zu treiben und gleichzeitig ihr Freiheitsstreben als Hochverrat zu bekämpfen. Des tschechischen Föderalisten Palacky Gedankengut zur Geltung zu verhelfen und dem Tschechentum in der Gestalt von Kramarsch die Hand zu reichen! Das Reich an der Donau nicht ohne die Tschechen und die Tschechen nicht ohne das gemeinsame Reich! Heute ist Kaiser Karl in der furchtbarsten Weise gerechtfertigt. Erst, wenn Tschechen und Oesterreicher erkannt haben werden, dass sich das politische Ideengut selbst Masaryks gar nicht in unversöhnlichem Gegensatz zu dem des letzten regierenden Kaisers hätte verwirklichen lassen müssen, wird die Stunde eines wirklichen Neubeginns im Donauraum gekommen sein.

## Glaubwürdigkeit

### Duff Cooper im Unterhaus:

„Ich bezweifle stark, dass es sehr vorteilhaft ist, irgendeinen Vertrag mit Deutschland zu haben. Und jetzt, wo dieser dreimal eidbrüchige Verräter und Verletzer von Schwüren an der Spitze des deutschen Staates steht, bin ich der Ansicht, dass jedes Abkommen, das er unterzeichnet, nicht das Papier wert ist, auf dem es geschrieben ist. Es gibt kein Mitglied dieser Versammlung, das eine andere Meinung haben kann.“

### Das Wiener „Landgericht“ für Zivilrechtssachen:

„Der Aussage des vernommenen Juden wurde kein Glauben geschenkt und zur Begründung unter anderem ausgeführt, dass der Zeuge der Rasse nach Jude sei. Die Berufung vermeint nun, dass aus dieser Tatsache noch kein Schluss auf die Unglaubwürdigkeit des Zeugen gezogen werden dürfe.“

Diese Anschauung ist schon an sich unrichtig, da die Erfahrung dahin geht, dass die Aussagen von Juden mit Rücksicht auf ihre seelische Einstellung von vornherein mit grösster Vorsicht zu werten sind.“

### Ueberschriften aus dem Wiener „VB.“

„Millionen kleiner Menschen entstehen“ mit dem Untertitel: „Wiener Heimarbeiter monatlang beschäftigt“. — „Seuchen schufen die Wiener Kanäle“. — „Floridsdorf hat Bückel verstanden“. — „Keine öffentlichen Eintopfessen“

— „Flaggt vollstock!“ — „Rassenschänder auf frischer Tat ertappt“. — „Jubelstürme beim Abschied des Führers aus Wien“. — „Prag verbittet sich Einmischungsversuche“

# Schwarz-gelbes Tagebuch

Von Joseph Roth

### Dies ater

Der elfte März ist nicht das Datum eines Todestages. Während der Messe in der Pariser Dominikaner-Kapelle spielte man das „Gott erhalte“, und ich sah Frauen und Männer weinen, bittere Tränen, fruchtbare Tränen. Denn Oesterreich stirbt nicht, solange man um es weint, und es gibt kaum eine stärkere Beschwörung als die Träne. Niemals war es den Oesterreichern klar, dass sie ihr grosses Land verloren hatten, im November 1918. Erst ihr kleines, rot-weiss-rot angestrichenes mussten sie verlassen, bevor sie sich vollkommen des alten schwarz-gelben bewusst geworden waren. Ich wette, dass Hitler und die deutschen und die österreichischen Nationalsozialisten keine Freudenstränen vergiessen, an diesem Jahrestage ihres barbarischen Triumphs. Im „Angriff“ schreibt der Statthalter des Verrats, dass seit dem Anschluss in Oesterreich die Arbeit grösser geworden sei, das Brot reichlicher, der Lebensstandard höher. Und die „Klassenunterschiede“ seien ausgelöscht.

Die „Nationalsozialistische Korrespondenz“ freut sich darüber, dass die Zahl der schwangeren Mütter in Wien zugenommen habe. Mit der seit 1935 datierenden „Entvölkerung“ Oesterreichs sei es also zu Ende. Ich kann mir zwar zur Not noch vorstellen, dass man selbst einem so notorisch auf seine Unglaubwürdigkeit bedachten Organ wie der „Nationalsozialistischen Korrespondenz“, einer periodisch erscheinenden Lüge, die sich konstant Lügen straft, noch hier und dort Glauben schenken kann. Wer aber glaubt dem Seyss-Inquart, in Oesterreich oder in Deutschland? Wie leicht fliesst dem der Lug von der Zunge, ihm, dem der Trug so tief im Herzen sitzt? Ich habe ihn mit eigenen Augen bei der Messe knieen sehen. Ach! Während er noch vor dem Kreuz sich beugte, kroch er schon zum Hakenkreuz. Ein praktizierender Wicht, trieb er Schindluder mit Eid und Altar. Die schwangeren Mütter, deren Zahl jetzt in Wien so gestiegen sein soll, tragen Söhne in ihrem Schoss, über die sich der Seyss-Inquart und die Korrespondenz nicht freuen sollten. Söhne, in der Knechtschaft gezeugt und im Jammer ausgetragen, können furchtbare Rächer werden. Gnade ihm Gott, der Grosse und Gerechte, den er knieend so angelogen hat, wie uns alle, in Habt-Acht-Stellung.

### 12. März

Eine armes Kabarett in Paris, ein österreichisches, es nennt sich „Melodie-viennoise“ und lebt von den spärlichen Geldern geflüchteter Landsleute, hatte am Abend unseres Trauertages geschlossen. Oesterreichische Künstler, also Notleider, spielen, singen und tanzen dort. Ich weiss nicht, ob ich imstande wäre, ihre Kunst richtig einzuschätzen, aber Takt ist ein wichtiger, wahrscheinlich sogar ein entscheidender Bestandteil der Kunst; insbesondere der österreichischen. Und die Tatsache, dass dieses Kabarett einen Teil seiner gewiss nicht reichlichen Einnahmen dazu verwendet, in den Zeitungen zu annoncieren, dass es am elften März geschlossen habe, ist mehr als eine Geste: es ist ein geringes, aber edles und symptomatisches Opfer. „In jedem Oesterreicher steckt ein halber Künstler“, hat sogar der nach Wien vom Nordwind verschlagene Friedrich Hebbel gesagt, das Genie des Heidekrauts und der protestantisch unerbittlichen Ananke. Fast bin ich geneigt, in jedem elend gewordenen Oesterreicher auch einen ganzen Künstler zu sehen. Ich liebe keine Kabarette. Aber diesem hier traue ich Kunst zu.



Abend, meine Brüder, sagte er, ich bin zu euch gekommen. Nun umringten sie ihn wie wahnwitzig vor frohem Stauen, bestürmten ihn mit stammelnden Grüßen und Bitten und Fragen und heiseren Liebesworten. Sie sahen ihn nicht, denn mittlerweile war es in der Hütte stockdunkel geworden, aber sie glaubten seinen Atem und seine verhaltene Stimme dicht an ihren Ohren zu vernehmen, und wussten, er sässe mit ihnen am Tische wie an hunderten Abenden, und sie wurden wie berauscht vor Freude und Hoffnung und Glück: O du unser Guter! schrien sie in der Dunkelheit. Die sanfte Stimme des Hingerichteten antwortete ihnen: Ich gehe jetzt fort. Aber ihr sollt nicht auseinandergehen. Bleibt zusammen und eins, meine Brüder.

Dann war er fortgegangen. Was sagte er? flüsterten sie untereinander, das und das, und was sagte er am Ende? Sagte er nicht, wir sollen seiner Mutter ausrichten, er käme heute nacht zu ihr? Polternd und singend machten sie sich zum Ausgang bereit — kein Fünkchen Angst glomm mehr in ihnen. Wir gehen alle zusammen! alle zusammen! riefen sie sich zu, drängten aus der Hütte. In diesem Augenblicke kam jemand über die Landstrasse, die aus der Stadt an den armseligen Gegenden vorbeiführte, in besessener Eile herangehetzt. Sie erkannten den jüngsten Schüler, den sie am Morgen ausgeschickt hatten, als er auf sie zuflog, fast zusammensinkend ihre Arme packte, atemlos keuchte: Ich habe ihn gesehen! Ich habe ihn gesehen! Er war weiter nichts als der Schatten eines Baumes in der Dämmerung, und doch war er es, er...!

Laut singend und aufstampfend, Schulter an Schulter, Atem neben Atem, Stimme neben Stimme zogen sie durch die Stadt, als seien sie selber ein Trupp der allgewaltigen Legionäre. Sie gingen in das Gasthaus hinein, in dem sich die Mutter des Hingerichteten noch aufhielt, weil sie durch das Erlittene zu sehr zerbrochen war, um die lange Heimreise anzutreten, denn sie wohnte in einer anderen Provinz. Seine drei ältesten Anhänger wurden zu ihr geführt. Das abgehärmte halbverhüllte Gesicht der Mutter war von fünfzig Stunden währendem, anhaltendem Weinen so

verändert und verwaschen, dass es nicht mehr wie ein Gesicht aussah, sondern wie ein Schwamm in einem Tuch. Der, der sich nach seinem See zurückgeseht hatte, bückte sich zu ihr hinab, denn sie lag auf ihrem Lager wie eine Tote auf einer Bahre, nur ihre Brust bebte in leisem Weinen, und ihre Tränen rieselten wie zwei Quellen, niemand im Gasthause hatte jemals eine Frau so unerklärlich und unversiegbar viele, viele Tränen weinen sehen. Er ergriff ihre Hände und redete, heiser vor Mitteilungsdrang, auf sie ein: dass sie still werden möge; dass ihr Sohn lebe; dass er in ihrer Hütte eingekehrt und auf der Landstrasse hingewandert sei in der Dämmerung; und dass er zu ihr käme in der Nacht; denn er lebe, lebe! Die Mutter rührte sich nicht. Aber die Bächlein ihrer Tränen stockten seit fünfzig Stunden zum erstenmal und versiegten.

Und der Trupp der Freunde stürzte aus dem Gasthaus hinaus ins festabendliche Gewimmel der Strasse. Sie bahnten sich in auffallender Weise einen Weg, lärmten, taumelten, fuhren mit geballten Fäusten durch die Luft, weil sie nun wussten, er lebte auf eine neue Weise, nicht dreissig Jahre sondern dreissig Jahrtausende. Und wussten, sie hatten ihn gesehen, so dass alle, die ihn sehen konnten, ihn sehen würden und müssten; nur diejenigen, die ihn nicht sehen wollten — und es gab viele Menschen, die einen zu Unrecht Hingerichteten nicht lebendig vor sich sehen mochten —, würden ihn nicht erkennen. Und wussten, es würde weder den Goldhaufenbesitzern noch den Grossunternehmern noch deren Rechts- und Glaubensverdrehern noch den Pikfeingebildeten noch den lebenszertretenden Militärpersonen noch den willkürlich herrschenden Staatsbeamten noch den frechsten Bedrückern, Verderbern und Verführern des Volkes gelingen, ihn nochmals zu töten. Sie gebärdeten sich so, dass die Rotten der Spaziergänger und Reiter vermuteten, diese Handvoll ärmlich gekleideter Männer habe sich in dem Gasthause zur festlichen Gelegenheit weidlich berauscht. Denn sie hoben die Arme und drehten sich um und um wie Betrunkene und brüllten: Er lebt, Freunde! Er lebt, ihr Volk da!! Ihr Völker alle, er lebt!!!

Die Zeitschrift „Nouvelles d'Autriche" beschäftigt sich in einer ihrer letzten Nummern mit dem Legitimus in ihrer Rubrik „Echo des Monats", die ein gewisser „Audax" zeichnet. Das Pseudonym ist nicht schlecht gewählt. Denn es gehört eine Kühnheit dazu, ohne Talent schreiben und ohne Geschmack urteilen zu wollen. „Audax" schreibt also:

„Die in Paris lebenden Oesterreicher — es sind ihrer eine ganze Menge und gewiss mehr als achtzig — erfuhren letzthin aus dem „Paris-Midi", dass sie in einer Gemäldegalerie am vornehmen Faubourg St-Honoré ihren Kaiser empfangen haben sollten." Es sei, fährt Audax fort, den Oesterreichern wohl die Existenz eines Herrn Otto Habsburg-Lothringen bekannt gewesen, aber nichts von einer Wiederherstellung der Monarchie. Man beachte diese exquisite Ironie eines Trampels, das da glaubt, den Legitimus dadurch dem Volke verdächtig zu machen, dass man dem Faubourg St-Honoré das Attribut „vornehm" als ein beständendes Indiz anhängt und dem österreichischen Thronerben den Titel eines „Herrn" verleiht. Wahrscheinlich schützt Kühnheit nicht vor der Unfähigkeit, zu unterscheiden, was vornehm sei und was nicht. Bescheidener, wie ich bin, und weniger kühn als dieser Audax, wage ich nicht zu entscheiden, ob die Rue de l'Ancienne Comédie, in der sich die Redaktion der „Nouvelles d'Autriche" befindet, so vornehm sei wie die Rue du Faubourg St-Honoré oder weniger. Dessen aber bin ich gewiss, dass auch der Faubourg St-Honoré bedenklich viel von seiner Vornehmheit einbüssen müsste, wenn „Audax" in ihr hauste und schriebe und wenn dort die „Nouvelles d'Autriche" erschienen.

Indessen bemerke ich zu meiner Verwunderung, dass Plumpheit Leichtfertigkeit nicht ausschliesst. Denn mit jener Gewissenlosigkeit, die nach der Meinung der Audaces à la „Audax" nur die Vornehmen kennzeichnet, bringt die Redaktion der „Nouvelles d'Autriche" auf Seite 77 der gleichen Nummer eine Notiz über die Kunstgalerie, die der Kaiser besucht hatte; und in der Notiz heisst es:

„Es ist ein kleiner Trost, zu wissen, dass es einem Wiener gelungen ist, einige wertvolle Gemälde aus einer früheren wiener Galerie zu retten. Ein Teil dieser Bilder ist... in einer kleinen Ausstellung... Faubourg St-Honoré zu sehen."

344

# Die nächste Etappe?

Von Nikolaus Basseches

DIE UKRAINE

Was der Seite 77 recht ist, sollte der Seite 45 billig sein, müsste man meinen. Aber für uns ist es ein kleiner Trost, zu wissen, dass die linke Hand, mit der die Redaktion schreibt, nicht weisst, was ihre rechte noch alles aufnimmt.

14. März.

Der neue Papst ist gekrönt; und somit fängt mitten im Jahr ein neues Jahr an, ja, eine neue Dekade. Der Physio-gnome und der Haltung nach ein Asket und ein Mann von Welt zugleich, scheint dieser Papst eines der ältesten Ideale der Kirche darzustellen: die Diplomatie, auf die die Kirche niemals verzichten darf und kann, mit dem Eifer, der die Entbehrung zur Voraussetzung hat und die selbstverständliche Fähigkeit zur Entbehrung. Die römische Kirche ist eine überweltliche Macht, dazu eingesetzt, der Welt Regel und Gesetz zu geben, Gebot und Verbot; ja, auch Verbot. Selbst, wenn man ihr nicht dient und selbst

Wieder entsteht die Frage: wohin geht Hitler-Deutschland, nach Ost oder West? Und wieder wird daher das Kräfteverhältnis in der ukrainischen Frage wichtig. Es ist ganz zweifellos, und man würde sich bei jeder anderen Meinung nur Illusionen hingeben, dass in Ostgalizien das ukrainische nationale Element stark ist und von Anfang an in einem solchen Abhängigkeitsverhältnis von Berlin steht, dass es schon heute als von der deutschen Politik beherrscht zu betrachten ist. Doch dieses relativ kleine Gebiet Ostgaliziens mit seinen 7-8 Millionen Ein-gestellten, dass das ukrainische Volk klassenlos sei. Es be-wirken geworden. Der Bolschewismus hatte die Formel auf-aus Galizien waren aus verschiedenen Gründen Bolsche-Dingen in der kommunistischen Partei selbst. Die Offiziere Reihe nach gewisse oppositionelle Bewegungen. Vor allen Frage ist vollständig geregelt. Trotzdem entstanden der schule bis zur Universalität, sind ukrainisch. Die sprachliche Kiew, in der Hauptstadt der Ukraine, gibt es keine russi-ganzen grossen Ukraine kein russisches Ladenschild. In



AR 1764

3/10

Joseph Roth Collection

II.3

Tua Culpa

S4717

TUA CULPA, 1939

Oster. Post

---

1939

~~Schwarz gelbes~~

~~Tapetum~~

Tua Culpa (Racoon?)



Die meisten der noch tätigen guten Spieler möchten gerne „aussi“ — einer von ihnen, Jerusalem, ist seit Wochen bereits in Frankreich und spielt bei Sochaux, der populärsten einer, der Austrianer Nausch, der mit einer „Nicht-arierin“ verheiratet ist, übersiedelte in die Schweiz — beide beneidet von den Zurückgebliebenen.

# „Tua culpa“

Von JOSEPH ROTH

(Zum Buch von Hermann Rauschning „Revolution des Nihilismus“, erschienen im Europa-Verlag, Zürich.)

## I.

Als literarische Leistung allein schon ist das Buch Hermann Rauschnings „Die Revolution des Nihilismus“ eine Seltenheit. Wir haben in den letzten Jahren kein einziges Werk gesehen, in dem es vollkommen klargeworden wäre, dass Autor und Arbeit, Schöpfer und Schöpfung notwendig miteinander verbunden wären. Wenn man einen krasseren Ausdruck gestattet: wir haben die Nabelschnur vermisst, selbst in den Büchern „subjektiver“, will sagen belletristischer Autoren. Eine bedeutende Persönlichkeit hat ein bedeutendes Buch geschrieben. Dennoch lässt es ahnen, dass der Autor vollkommener oder zumindest vollständiger ist als sein Buch, und dass er das Thema, dem er gewachsen, ja, dem er überlegen war, Konzessionen eingeräumt hat. Kein Wunder: es handelt sich um einen Deutschen, der über das Deutschland von heute schreibt, das degradierte Deutschland. Und es handelt sich um einen an dieser Degradierung beteiligt gewesenen Deutschen. Der Autor war Nationalsozialist und (man weiss es, aber es gehört wiederholt): Präsident des Danziger nationalsozialistischen Senats. Wahrscheinlich ist er selbst unter den enttäuschten Nationalsozialisten einer der Besten. In jener trüben Gegend, in der immer noch eher Geist als Gewissen zu finden wäre, gedeihen eher noch Verbitterte als Enttäuschte. Umso höher ist die morali-

tiven Handlanger und Steigbügelhalter des braunen Nihilismus endlich erledigt scheinen. Nicht nur im Nationalsozialismus, auch in seiner Bekämpfung bricht mit der Entfernung Schachts eine neue Epoche an.

Aussenpolitisch bedeutet sie, dass Hitler gegenwärtig an einen Ausgleich mit England nicht glaubt. Sonst würde er

sche Leistung der literarisch gelungenen Beichte zu werten. Wer einmal in Sodom regiert hat, kann ebensoviel Anspruch auf Güte wie auf Strenge erheben. Eitel Jubel über die Reuigen darf sich nur der Himmel leisten. Unsere irdische Freude über einen wichtigen Menschen, der zu uns zurückfindet, kann nur in den relativen Grenzen bleiben, die uns gegeben sind.

Uebrig bleibt noch, zu sagen, dass wir die Wandlung Hermann Rauschnings als Oesterreicher betrachten, die wir sind und bleiben wollen, mit Gottes Hilfe. Uns, die wir Seine Hilfe nicht anrufen, „weil wir nicht anders können“, sondern gerade dort, wo wir noch anders könnten, aber nicht ohne Seine Hilfe, obliegt es, auch den Standpunkt aufzuzeichnen — in Deutschland sagt man: zu „umreisen“ —, von dem aus wir eine solch seltene Erscheinung, wie den Autor des vorliegenden Buches, betrachten. Jetzt erst dürfen wir medias in res gehen.

## II.

Der Autor versucht den Nationalsozialismus zu erklären, indem er ihm abschwört. Die Gleichzeitigkeit dieser beiden Bemühungen erschwert seine Aufgabe beträchtlich. Als bald stellt es sich heraus, dass er leichter imstande ist, seinen Irrtum zuzugeben, um nicht zu sagen seine Verfehlung, als den tiefsten Fall des deutschen Volkes begreiflich zu machen. Man kann erzählen, wie es zugegangen ist. Alle, die Augen hatten, zu sehen, sahen es. Man kann es eben nur als ein „negatives Wunder“ betrachten. Wenn man es aber einigermaßen „erklären“ will: dann von einem Standpunkt aus, der dem Rauschnings entgegengesetzt ist. Rauschning meint, der Ausbruch, dieser vulgäre, revolutionäre Ausbruch, den man weder „Elan“ noch anarchisch nennen kann, ohne sich

selbst zu degradieren, widerspräche vollkommen der organischen Natur des deutschen Volkes. Es sei, so führt er aus, keineswegs in der Natur des Deutschen gelegen, dem „Trieb“, dem „Animalischen“ den Vorzug vor dem in seiner Konstitution begründeten Ordnungs- und Gerechtigkeits-Sinn zu geben. Gründlichkeit und Solidität seien die „Grundzüge“ des Deutschen.

Nun, man kann aus der Geschichte aller Völker, insbesondere jener der Deutschen, allerhand einander Widersprechendes herauslesen. Zwischen Kleist, Goethe, Hölderlin, Jean Paul, Nietzsche, Bismarck, Moltke, von Stahl — man könnte die Reihe beliebig verändern, verlängern —, Welch ein organischer Zusammenhang? Woher bezieht man überhaupt die Legitimation, den „Charakter eines Volkes“ zu bestimmen? Und woher gar die Berechtigung, den eines so diffusen und seine Diffusion in seiner Geschichte beinahe Jahrzehnt für Jahrzehnt aufs neue beweisenden Volkes zu bestimmen? Könnte ich nicht etwa den Hagen aus dem „Nibelungenlied“, der, Inbegriff der „deutschen Tücke“, Siegfrieds verwundbare Stelle findet, um ihn zu töten, bei der Uebersetzung der Donau später den ersten christlichen Geistlichen zum Spass ins Wasser wirft, eine Weile später den Kopf des Eitzel-Sohnes vom Rumpfe trennt: könnte ich nicht ihn als den klassischen Zeugen „germanischer List“ bezeichnen? Aber nein! Der konstitutionell Konservative Rauschning erliegt dem Irrtum aller national Gebundenen: er unterlegt, um nicht zu sagen: unterschiebt, seine eigene „persönliche“ Neigung der Nation, der er angehört und die er liebt. Man sieht jeden Menschen gerne so, wie man ihn haben möchte, wenn man an ihn gebunden ist. Rauschning sieht in dem



12  
wie möglich erscheinen zu lassen.

Schwieriger ist das Verhältnis der Wehrmachtangehörigen zum nazistischen Staat zu beurteilen. Hierbei möchte ich eine Trennung zwischen Offizieren und Mannschaften vornehmen und bei ersteren wieder einen Unterschied zwischen den Vorkriegs- resp.

nationalsozialistisch gewordenen Deutschen, das heisst: in dem Deutschland, das sich zu sich selbst bekennt, einen zwar seltsam anmutenden, aber dennoch aus „äusseren“, das heisst: politischen Gründen zu erklärenden „Umbruch“. Wollten wir, im Negativen, so ungerecht sein, wie er es im Positiven ist, wir könnten leicht aus der Geschichte Deutschlands seit Luther nachweisen, dass es von diesem über Friedrich den Zweiten, Bismarck, Wilhelm bis Hitler ganz organisch, natürlich, ja, sogar *selbstverständlich* zugegangen ist. Und ein Wunder wäre es höchstens, dass der Senatspräsident Rauschning von Danzig diese Linie durchbrochen hat. Glücklicherweise!

### III.

Der Autor verrät durch Imponderabilien, die er freilich selbst nicht merkt, seine Abstammung, wenn er zum Beispiel folgendes schreibt: „Der vulgäre Materialismus und die neuen Lehren der Gewalt... begannen sich auch in den mittleren Rängen (des preussischen Militärs) schon auszubreiten. In der führenden Generalität war das Christentum das unzweifelhaft gültige Fundament... Es ist schwierig, über diese Dinge dem Aussenstehenden einen gültigen Eindruck zu vermitteln, weil sich dieses christliche Element im deutschen Offizierkorps hinter einer Form verbarg, die man aus der männlichen Scheu, echte Gefühle zur Schau zu tragen, wohl verstehen kann“... Wenn er dieses versteht und wenn er glaubt, man würde das wohlverstehen können, so irrt er sich: wir verstehen kaum, weshalb man echte Gefühle *nicht* zur Schau tragen sollte. Und, wenn in dieser Eigenschaft die Männlichkeit des preussischen Offizierkorps allein enthalten sein sollte, so zweifeln wir an dieser

Entspricht der Kriegswert dieses Heeres aber seinem Friedenseindruck?

Nach meiner Meinung: nein. Alle Feinde Hitlers — es sind durchaus nicht auch alle Feinde Deutschlands, im Gegenteil! — erwarten von einem Krieg den Un-

Männlichkeit! Nicht umsonst hat sie sich also dem Nationalsozialismus unterworfen! Sie ist unfähig, offenbar echte Gefühle zur Schau zu tragen!...

Nein, sie ist unfähig! Sie hält Unmännlichkeit für Männlichkeit — denn wir kennen nichts Männlicheres als eben: echte Gefühle zu zeigen — und es ist klar, dass der Nationalsozialismus die natürliche Folge einer Feigheit sein muss. Echte Gefühle haben auch die offiziellen 98, die inoffiziellen 70 Prozent Hitlerwähler nicht gezeigt. Sie folgten offenbar dem moralischen Ideal der preussischen Armee. Wir haben das längst geahnt.

### IV.

An einer anderen Stelle schreibt Rauschning: „Unser Volk war aufgerufen zu einer führenden Rolle. Aber es hat diesen Ruf um billiger Erfolge willen überhört.“ — Es ist keineswegs einzusehen, mit welchem legitimen Anspruch ein Angehöriger irgendeiner Nation behaupten darf, die seine sei aufgerufen zu einer führenden Rolle. Von da bis zu dem — des Autors sicherlich unwürdigen — Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen soll, ist nur *ein* Schritt. Es gibt keine Nation, die „aufgerufen“ wäre. Es sei denn, höchstens zu den Olympia-Spielen etwa. Zu etwas Anderem, Historischem, Metaphysischem gar, wird keine Nation aufgerufen. Aufgerufen in diesem Sinne werden nur Individuen.

Zwischen Hohenzollern, Hindenburg, Hugenberg, Hitler sehen Europäer keinen qualitativen, höchstens einen quantitativen Unterschied. Es ist kein Wunder, dass manche revolutionären, sich fälschlich „reaktionär“ heissenden Menschen, die aus irgendwelchen Gründen nicht mit dem Nationalsozialismus überein-

terung und besonders das schlechte Beispiel von 1918 wirken zusammen, und dann kann es dazu kommen, was von Phantasten für den Fall einer Mobilmachung prophezeit wird, nämlich: dass die Waffen in der Hand der älteren Jahrgänge sich gegen Hitler und seine Organe wenden...

stimmen, das Buch Rauschnings als im „Argument“ lobend ausschreien werden. Es sind jene angeblich taktischen Gründe, deren wir keineswegs bedürfen. Also dürfen wir offen sagen, — aber was wäre gesagt, wenn es nicht offen wäre! — dass der Versuch des Autors, das Unglück Oesterreichs dem Deutschlands anzugleichen, keineswegs, von uns zumindest, gutgeheissen werden kann. Oesterreich ist mit Waffengewalt unterworfen worden, das Deutsche Reich mit Stimm-Zettel-Gewalt. Man kann nicht sagen, wie der Autor es tut, dass die Unterwerfung Oesterreichs gleich sei der Unterwerfung des verpreussten Deutschen Reiches.

Selbst im gemeinsamen Unglück wünschen wir keinen Anschluss.

### V.

Aber der Autor Hermann Rauschning gehört zu uns. Geburt und Erziehung, für die wir Menschen zwar nichts können — und Irrtümer, für die wir auch gar nichts können — dürfen uns nicht hindern, einen konstitutionell Konservativen ehrlich zu begrüssen, auch wenn sein Konservativismus preussische Formen hat, so ehrlich, wie es den konstitutionell Revolutionären nicht möglich sein kann, selbst wenn sie sich: konservativ oder reaktionär nennen. Unsere verwandtschaftliche Beziehung zu Hermann Rauschning ist eben an jenen äusserlich unkenntlichen Zeichen zu erkennen, an denen sich die wahrhaft Konservativen erkennen. Wir erwarten das nächste Buch des glänzenden Schriftstellers deutscher Sprache Hermann Rauschning, weil wir hoffen, dass er sich selber darin bestätigen wird. Es wäre der Sinn einer neuen Karriere, die wie keine andere imstande ist, einer abgelegten das Stigma einer verfehlten aufzudrücken.

348



AR 1764

3/11

Joseph Roth Collection

II.3

Prager Tagblatt

S4717

PRAGER TAGBLATT, 1927

Joseph Roth:

## Schule und Jugend in Rußland.

Es galt, in einem Land, in dem eine unzuverlässige und eher unterschätzende als übertriebene Statistik 75 Prozent Analphabeten feststellte, die Massen lesen und schreiben zu lehren. Vor dieser stofflich, zahlenmäßig schwer überwindlichen Aufgabe trat die Verpflichtung einer revolutionären Schulbehörde, die Verpflichtung, revolutionäre Erziehungsmethoden auszuprobieren und anzuwenden, zuerst in den Hintergrund. Heute noch, nach sieben Jahren, in denen unzählige Experimente gelungen oder mißlungen sind, nachdem Hunderte neuer Methoden, Tausende neuer Schultypen eingeführt und wieder aufgegeben worden sind, stehen die russischen Schulbehörden noch mitten im heißen Kampf gegen den Analphabetismus. Das vergessen Fremde, die nach Rußland kommen und die Einheimischen, die den Fremden neue Schulen und neue Ergebnisse zu zeigen berufen sind. Vorläufig lautet die Frage immer noch nicht: welche Erfolge hat die neue Erziehungsmethode in Sowjetrußland? — Sie lautet immer noch: Wie viele Analphabeten hat Sowjetrußland?

Die Antwort auf diese Frage erwartet man von der Statistik. Diese ist im neuen Rußland leider nicht nur im allgemeinen unzuverlässig. Sie ist im besonderen auch optimistisch. Sie verleitet die Phantasie, zu der Zahlen eindringlicher sprechen als Kunstwerke, zu Additionsfehlern; besonders in einem Lande, in dem die Statistik doch beinahe keine reale Voraus-

setzung hat. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, was man in Rußland und in Europa bis jetzt übersehen hat, daß seit 1910 in Rußland keine Volkszählung stattgefunden hatte. Auch die vom Jahre 1910 war höchst unzuverlässig. Erst kürzlich (also 1926) begann man in Rußland die Menschen zu zählen. Und ob man damit fertig wird, weiß nicht einmal die kommunistische Partei. Eine Volkszählung, im Jahre 1925 eingeleitet, führte zu keinem Resultat. (Damals ließen sich in einem abgelegenen Gouvornement zwanzig Bauern lebendig begraben, um nicht mitgezählt zu werden. Als der Tag, an dem der Schreiber gekommen war, verstrich, grub man die Bauern wieder aus. Fünf sollen erstickt sein.) Heute noch kann man in Rußland nicht etwa wie bei uns jeder Familie einen Fragebogen zustellen. Man muß Beamte in die Häuser schicken und die Leute im wörtlichsten Sinne zählen lassen. Wo ist da die Zuverlässigkeit aller bisher gemachten Statistiken? Woher weiß man, um wieviel Prozent weniger Analphabeten sind, wenn man die Zahl aller Einwohner des Landes gar nicht kennt?

Es wird, oberflächlich geschätzt, jetzt nur noch 50 Prozent Analphabeten geben. Man ermißt daran die verhältnismäßig geringe Rolle der Schulreformen. Man ermißt daran die ungeheuren Schwierigkeiten: erstens befiehlt die agitatorische Reputation, alle bürgerlichen europäischen Länder auf dem Gebiet des Schulwesens zu überholen; zweitens muß man Europa, hinter dem man um hundert Jahre zurückgeblieben ist, wenigstens erreichen. Mit etwa 20 Prozent der Bevölkerung kann man die allermodernsten Erziehungsexperimente machen.

Bei weiteren dreißig Prozent muß man das Experimentiertempo mäßigen. Der ganze Rest muß erst eine mühsame Bekanntschaft mit dem Alphabet schließen.

Man sieht also in Rußland zuerst nicht etwa lauter überraschend neue Schulen — vorausgesetzt, daß man nicht zu Besichtigungszwecken herangeführt wird —, sondern lauter Analphabetenkurse. (Das ist kein Tadel, sondern ein Lob.) Sie sind überall eingerichtet: in den Fabriken, in den Arbeiterheimen, in manchen Sanatorien, in den Rekonvaleszentenheimen, in Gefängnissen, in den Kasernen, in den Klubs auf dem Lande, in den Klubs in den Städten. Eine allgemeine Schulpflicht im westeuropäischen Sinn ist immer noch nicht durchgeführt. Immer noch kommen in den Dörfern etwa nur 50 Prozent von den schulpflichtigen Kindern in die Schule. Aber wichtiger, als eine rigorose Durchführung der allgemeinen Schulpflicht ist der allgemein geweckte, sehr lebendige Ehrgeiz der Halbwüchsigen und der Erwachsenen, lesen und schreiben zu können. Das Alphabet, der Druck, die Zeitung und das Buch sind nicht mehr gefürchtetes oder gescheutes „Teufelswerk“ wie im zaristischen Rußland. Die Verhältnisse werden kompliziert, und das gesprochene Wort reicht selbst innerhalb der engen Gemeinschaft eines einzigen Dorfes nicht mehr als Verständigungsmittel aus. Die weit- und größere Hälfte des Budgets für Erziehung und Unterricht wird für den Kampf gegen das Analphabetentum ausgegeben.

Daneben — aber erst an zweiter Stelle — stehen die neuen Erziehungsanstalten, die neuen Schulmethoden, die neuen — geglückten und

mißlungenen — Experimente. Sie haben drei Grundtendenzen verfolgt: erstens, die Jugend mit dem sogenannten „kollektivistischen Bewußtsein“ zu erfüllen; zweitens, sie für eine praktische Tätigkeit innerhalb einer dem Sozialismus entgegenschreitenden Gemeinschaft heranzubilden; drittens, sie zur Areligiosität, wenn nicht zur Antireligiosität zu erziehen.

Man sieht, daß die Tendenzen der Erziehungsreformen viel klarer sind als die heute mögliche Einsicht in die geschichtliche Entwicklung der russischen Revolution und des russischen Landes. In diesen paar Jahren aber zeigte es sich, daß die Entwicklung nicht so grade verläuft, wie ein übersichtlich aufgezeichneter Schulplan; daß die Spannung, die schon von vornherein zwischen den Dimensionen des Lebens und den ihm nur scheinbar angepaßten Theorien besteht, sich noch vergrößert, je mehr man den Zwischenraum einengt, der zwischen der Anschauung und der Realität naturnotwendig vorhanden ist; daß zwischen dem Tempo, das man berechnete, und dem Tempo, das dann einsetzt, ein Unterschied fühlbar wird; und daß allein die Anzahl der Experimente noch nicht ihren Erfolg sichert.

Aber nur um den Erfolg handelt es sich. Wir fragen nicht nach dem Weg, sondern nach dem Ziel. Wir fragen nicht nach dem Beginnen, sondern nach dem Ergebnis. Uns interessiert der Schüler mehr als der Lehrer und die Schule — und was einer geworden ist, scheint uns wichtiger, als wie er es geworden ist. Es gibt in Sowjetrußland einige Musterschulen, die sich allen Fremden zeigen dürfen; eine Unmenge schöner pädagogischer Ideale, die man jeden vorträgt; ein ungeheures quantitatives Wachs-

Orig. Typ.

22/II, 1927



Joseph Roth:

## Im russischen Parlett.

Das Publikum in den Theatern Moskaus ist anders als das Publikum in den Theatern der russischen Provinz. In Moskau bekommen viele Menschen Freikarten, in der Provinz sind viele Leute abonniert.

In allen Städten arbeiten fast alle Theater mit Unterbilanz. Neunzig Prozent aller russischen Theater werden vom Staat subventioniert. Die Preise sind verschieden. Es gibt teure und billige Plätze. Es gibt Logen und Stehparkette. Aber in der Provinz gleicht das Publikum in den Logen dem Publikum in den letzten Rängen. Dieses Publikum erweist und bestätigt die antik-bolschewistische Forderung nach den „circenses“. Das Theater hat die „Weihe“ abgelegt. Der Arbeiter trägt eine Bluse, der Nep-Mann trägt sie auch. Die Bäuerin sitzt in der Toppe, mit dem Kopftuch, in der Loge. Man hört ein sanftes Knistern: von den Kiefern kommt es, die Sonnenblumenkerne mahlen. Man raucht in den Gängen, in denen das Rauchen verboten ist. In den Ecken stehen lange Trichter aus Blech, wenn man will wirft man Zigarettenstummel hinein, es sieht aus wie eine milde Gabe. Es gibt noch Lehnstühle mit gebleichtem und abspringendem Goldlack. Es gibt noch eine Samtbrüstung auf dem Balkon, sie wird rüdig wie ein Tier. Es gibt noch ein paar Photos alter Theatermänner in hellblonden Rahmen an der Wand. Nicht wie Reminiszenzen sehen sie aus, sondern wie Irrtümer. Es gibt noch alte vergessene Theaterdiener, wie zusammengerollte Fahnen auf dem Dachboden. Es gibt noch Säle zum Lustwandeln in der Pause, mit guten Parletts. Aber das Theater ist unfeierlich, es braucht keine Lehnstühle, keine Photos, keine alten Diener, keinen Samt. Wozu noch die Pausen? Um Tee am Büfett zu trinken. Das Publikum hat den Geruch der Masse. Daß man ins Theater kam, ist ein Zufall. Man hätte ebensogut zu einer

Volkversammlung gehen können. Es gibt kein gesellschaftliches Ereignis. Der Vorhang ist überflüssig. Geht ein Vorhang vor Rednerpulten auf? Zieht man Vorhänge von Bildern im Museum weg? Das Publikum — ob es bezahlt oder nicht, ob es in der Loge sitzt oder in den letzten Reihen — es sieht immer aus wie auf Staatskosten hierher geschickt — von der Zentralstelle für Kulturpropaganda. Es ist eine didaktische Nüchternheit über dem Parlett, wie etwa in den Theatervorstellungen an Nachmittagen für die Schule. Theaterbesuch ist eine Fleißaufgabe, eine soziale Pflicht, vielleicht ein Zehrwel Unterhaltung. Kritik ist noch nicht erwacht. Beifall kommt regelmäßig nach jedem Schlußwort.

In Moskau ist es anders. Das Publikum der Stanislawski-Bühnen zum Beispiel besteht nicht aus Bürgern und Intellektuellen. Die Frauen ziehen sich fürs Theater an. In den ersten sehr teuren Reihen und in den Logen (ein Platz durchschnittlich 6 Rubel) sitzen Ausländer und Freikartenbesitzer. Man raucht nur in den Rauchsälen. Die Pausen haben einen Sinn und die alten Photos sind Reminiszenzen. Der Faden der Tradition ist nicht abgerissen, der Samt ist erneuert. Die alten Diener haben eine wehmütige Würde. Hinten, in den billigsten Reihen, sitzen die Damen und Herren der Vergangenheit, unter dem Schatten des Balcons, mit der alten aufgebügelten Feierlichkeit, wenn auch in schlechten Kleidern. Knisterten dort schon die Sonnenblumen — hier klopfen noch die Herzen. Der wohlbewahrte, alte, kultivierte kritische Sinn reguliert die Begeisterung und den Apparat der beifallsfreudigen Hände. Der Schauspieler ist noch eine Individualität und kann menschliches Interesse in Anspruch nehmen. Man trifft sich in den Pausen. Einer ist immer wieder erstaunt, daß der Andere die Revolution überlebt hat. Auch Backische kommen noch vereinzelt vor, die für Kunst begeistert sind, innige Wesen, aber etwas unwirklich — es ist, als lebten sie nur mit provisorischer Erlaubnis der Regierung. Faßte man sie am

Zopf, sie könnten vielleicht zerrinnen. Würdige Herren mit Bärten zaristischer Abkunft sitzen verbindlich und fern wie hinter Fenstern, man würde auf kühles Glas stoßen, wollte man sie berühren. Ihre Frauen haben hundertmal modernisierte Kleider, Motten- und Kugellöcher sind gestopft. Die neuen Bürger, die Schieber, die Nep-Leute, die nur deshalb leben, weil der Marxismus ein Auge offiziell zuge drückt hat, sind eben daran zu erkennen. Sie sitzen nicht gern in den ersten Reihen, um Polizei und Sicheramt vor einem Einschreiten zu bewahren. Die Kleider ihrer Frauen, Lippenstifte, Schminke und Puder, aus Paris geschickt und teuer verzollt, bedürfen der guten Plätze nicht, um aufzufallen. Hier und dort ist ein eleganter Rotarmist zu erblicken. Abteilung Flieger oder politische Militärpolizei, die Elite der Armee; Eleganz ist beim Militär das Kennzeichen der Intelligenz.

Mit ehrlichem Entsetzen denke ich an des berühmten Mejerholds Theater — ich meine den Zuschauerraum. Mejerholds politischer und künstlerischer Charakter kommt in der Inszenierung des Zuschauerraums stärker zum Ausdruck als in der revolutionären Regiemethode, mit der er Dramatiker mejerholdisiert. Dieser Mejerhold, Lokomotivführer auf dem Zug der Zeit, ist mit Erfolg auf die Unbequemlichkeit des Zuschauers bedacht. Das Theater — so sagte er sich — ist nicht mehr Wehestätte tagesferner Kunst oder Vergnügungsort, nächtlicher Zerstreuung; es ist eine Propagandastätte politischer Wirkung, es ist ein Raum fürs Volk. Absichtlich drängte er deshalb schmale Stühle zusammen und begab sich so in einen strikten Gegensatz zu mir, der ich zum Beispiel wünschte alle Teilnehmer einer Volksversammlung könnten in bequemen Klubsauteuils sitzen. Mejerhold pfeift auf Logen, und sein Abscheu vor einem bürgerlich-traditionellen „Genuß“ der Kunst ist so groß, daß in seinem Theater die Teilnahme am geschicktesten Stück zur Qual werden kann. Der Zuschauerraum ist häßlich, kalt und kalt (während es im Vestibül warm ist),

um seine vollkommene Identität mit einem Sportpalast zu beweisen. Es liegt nicht an der Heizung, sondern am Prinzip.

Mejerholds Theater lebt vom Staat, von Freikarten und von bezahlten Plätzen. Jeder Fremde, der nach Moskau kommt, besucht Mejerhold. Er repräsentiert die revolutionäre Dramaturgie — sagt man. Das Proletariat hat Freikarten, die Fremden zahlen, die Bürger auch. An Premieren-Abenden kann man's nicht verhindern, daß ein sogenanntes „gesellschaftliches Ereignis“ zustande kommt. Die Snobs — es gibt schon einen neuen Snobismus — die Kritiker und die reichen Bürger gehen zu der Premiere, auch die staatlichen Repräsentanten der Volksbildung. Man sieht also die Anfänge einer Art neuer „Gesellschaft“. „Premierenstimmung“ gibt es nur bei Mejerhold, mit allen Begleiterscheinungen, mit dem verbindlichen falschen Lächeln guter Bekannter, mit Händedrücken, Meinungsaustausch, sogar mit einem gewissen Kulissenklatsch ohne Kulissen — denn diese sind abgeschafft oder sehr reduziert. Man spricht von den Kleidern der Frau Mejerhold (die Schauspielerin ist), von den Kosten der Aufführung, es entstehen sogar heftige Differenzen — wie bei der letzten großen Aufführung des „Revisor“, von der ich noch erzählen werde. Mejerhold ist, was Reinhard einmal in Berlin war. Wer der Meinung ist, man halte etwas auf ihn, der geht zur Premiere bei Mejerhold. Man erträgt die Stühle, nimmt die Kälte in Kauf, lustwandelt im Vestibül, obwohl es sehr eng ist. Am Schluß kommt Mejerhold, um sich zu verneigen, demonstrativ im gelben Sportanzug, einer Art Gefinnungskostüm.

Die sich für Mejerhold interessieren — oh bittere Wahrheit! — sind die Intellektuellen, Lunatscharski inbegriffen. Dem Proletariat muß man schon Freibillette geben. Experimente interessieren es wenig. Im Grunde hat es einen zu gesunden revolutionären Instinkt.

Was aber gibt das intellektuell-revolutionäre Theater? — Höchstens einen oppositionellen Impuls.

Prof. Tgbl.

10/11  
- 27



züge führt das Abenteuer . . . Und wir sitzen darin.

Aber — Was kommt? Was wird? Was erfüllt sich? Ach, ist nicht vielleicht das Beste schon genossen, die Erwartung, die Vorfreude? Wenn man den Kofferdeckel zuflappt, löpft man das Glück dabei. Was folgt, ist bitter. Nun kommen die ärgerlichen Kellnerspaliere, das unruhige Hotelzimmer, die Regentage, die aufdringlichen Weggenossen, die verlorenen Brieffschaften, das schlechte Essen, die fabelhaften Saisonpreise, der unterwegs liegengeliebene oder falsch ausgeladene Koffer — Ist es Vorurteil oder Weisheit: der Reisezauber liegt vor der Reise . . .

## Knotenpunkt am Morgen.

Von Joseph Roth.

Es ist Sommer. Wenn der Zug hält, hört man die unermüdblichen Grillen in den Feldern und den Gesang der Telegraphendrähte, der wie das Surren von dunklen, unheimlichen, jenseitigen Sensen ist. Mitten zwischen Bergen, Feldern, Berchen und Himmel liegt der Knotenpunkt. Man erreicht ihn um vier Uhr morgens, nicht früher, nicht später. Es ist im Fahrplan vorgeesehen, daß die aufgehende Junisonne und der Passagier im Knotenpunkt zusammentreffen.

Die Gepäckträger sind schon aufgestanden, man ist nicht mehr allein. Die Schienen laufen nach allen Richtungen, elastisch, wie gestreckter Gummi, von fernen Stationen festgehalten, damit sie nicht zum Knotenpunkt zurückschnellen. Der Bahnhof birgt ein trauliches Restaurant, erster, zweiter und dritter Klasse. Gastfreundlich, wie er ist, beherbergt er einen roten Automaten, mit goldener Inschrift, sechs Mündern für Münzen, einem geschmückten Griff und einem Barockgiebel, der wie von einem Miniaturportal entlehnt ist. Auf allen Bahnhöfen, an denen meine Kindheit vorbeiführte, standen solche Automaten. In meiner Erinnerung verbindet sich ihr Bild mit dem rätselhaften Klang der Signale, dem Klang eines goldenen Löffels an Glas, den die Eingeweihten wohl zu deuten wissen und der den Laien nur zu verstehen gibt, daß irgendein Zug kommen wird, wer weiß, woher. Auf dem ganzen Wege, den meine Kindheit zurückgelegt hat, stehen die roten Automaten. Wenn ich jetzt eine Münze hineinsteckte, ich zöge jene Schokolade heraus, die ich vor zwanzig Jahren gebraucht hätte und die mir heute nicht schmeckt.

Der kleine grüne Zeitungsavillon ist noch geschlossen, auch für den Tabakverschleiß ist die Stunde noch nicht angebrochen. Das Restaurant dagegen spendet schon Kaffee, in morgendlich gespülten Gläsern, die von einem Mädchen aus dem Bad gehoben und gegen die aufgehende Sonne gehalten werden. Zeitungen von gestern bieten sich an, ohne zu wissen, daß schon heute ist. Dieses Heute aber ist so stark, daß die Zeitungen sehr verjährt aussehen. Der Sonnenaufgang allein dementiert ihre Nachrichten.

Wenn man den Bahnhof verläßt, steht man eine Ortschaft, so klein, daß die Frage auftaucht, warum gerade hier der Knotenpunkt entstanden ist; und wenn er schon da war, dank einem Zufall, der blind ist, warum er nicht aus der Ortschaft eine Großstadt gemacht hat; und wieso es der Ehrgeiz eines Ortes sein kann, ein Knotenpunkt zu bleiben und seine ganze Bedeutung außerhalb seiner, am Bahnhof also, zu konzentrieren; und wie dieser Ort, obwohl jeden Morgen ein Zug stehen bleibt und Passagiere warten, so tief schläft, als wüßte er gar nicht, daß er ein Knotenpunkt ist. Denn nur die Gähne trähen, die es doch bestimmt nicht wissen. Erst um fünf Uhr geht ein Mann mit einer Harle und einer Diebkanne



Die Gattin auf Reisen.

Sie: „Auf Wiedersehen, Rudi! Ich werde Dir also Ende der Woche schreiben!“ — Er: „Aber Mitzl! Kanust Du denn mit dem Gelde nicht etwas länger auskommen?“ („Pöle-Möle.“)

durch die einzige Straße des Ortes, seinem Garten entgegen. Der Friseur schläft noch hinter dem Zaun, an dem sein Becken aus glänzendem Messing angebracht ist, ein Spiegel der Sonne. Im Hause Nummer 76 wohnt der Trompeter der Feuerwehr, eine Tafel besagt es. Sein Fenster zu ebener Erde ist offen, er steht auf, küßt seine junge Frau, stülpt sich ein Hemd über und begibt sich zum Waschbecken. Ich warte vor seinem Fenster und hoffe im stillen, daß er bald zu blasen anfangen wird, obwohl es nicht brennt. Ein intellektueller Sommerfrischler ist schon wach. Jetzt geht er, mit einem Stock bewaffnet, Spuren halbweicher Frühstückseier auf den Rippen, einen Berg hinan, die Zeitung in der Tasche, von seinem Abonnement bis ans Ende der Welt verfolgt, bis auf den höchsten Gipfel.

Wie langsam schleicht die Zeit, mit der Zeitlupe aufgenommen. Drei Stunden muß man warten, und die Uhr am Kirchturm bleibt außerdem zurück. Ein Bach treibt eine Mühle, ein Hirt eine Herde, ein Wind die Morgennebel. Der Zeitungsavillon am Bahnhof ist immer noch geschlossen. Er hat gläserne Wände und es sieht aus, als schließe er mit offenen Augen. Das Mädchen am Büfett wäscht immer noch die Gläser. Sie hat einen Zopf, eine Schürze, und ihr Mund ist ein kleiner roter Bogen. Waren Sie spazieren? — fragt ihr Mund, während ihre Hände Gläser spülen. Fahren Sie weit fort? —

Ja. — Möchten's mich nicht mitnehmen? — Und weil ich nicht: ja antworten kann (wie dumm ist man auf einem Knotenpunkt!), frage ich wieder: Möchten Sie denn mit? —

O ja! — sagte sie.

Wahrscheinlich stellt sie jeden Morgen dieselbe Frage, laut oder stumm, an einen Mann, der hier auf seinen Zug wartet, sehr weit wegfährt und ihr deshalb sympathisch ist. Ich möchte jetzt alt sein, um feig sein zu dürfen. Hätte ich einen weißen Bart oder wenigstens eine Glaze, ich könnte ihr sagen: „Bleiben Sie am Knotenpunkt, liebes Fräulein! Es ist manchmal besser, die Männer wegfahren zu sehen, als mitgenommen zu werden.“ Denn wenn man alt ist, darf man die Mädchen mit weißen Lügen trösten und sich ebenfalls.

Ich nehme sie nicht mit, aber ich gebe ihr die Hand. Sie wischt ihre Hand an der Schürze



AR 1764

3/12

Joseph Roth Collection

II.3

Other

S4717

OTHER, 1920-1936







## Wilhelm Waiblinger

ZUM 100. TODESTAG

Von Paul Wiegler

Mit sechsundzwanzig Jahren stirbt Wilhelm Waiblinger, der Lyriker, der als Symbol eines Romans den Phaeton gewählt hat, den in den Abgrund taumelnden Sohn des Helios. In Tübingen, im Hause des Schreiners, hat er Hölderlin besucht und eines Abends ihm aus dem „Phaeton“ vorgelesen, den der Wahnsinnige wohl für den auf dem Tisch liegenden „Hyperion“ hält; wie Hyperion Diotima, liebt Phaeton eine Atalanta. Auch Waiblinger ist Enthusiast für die Antike, er flieht aus dem Norden nach Italien.

Schon in den Jahren des Werdens gibt er sich, so bekennend er, einem „dumpfen, unklaren Drang von Gefühlen hin, die mich entnerven“. Die Mannheit kommt über ihn, der große Sturm, und wie über Lenau das Fieber des Byronismus. Er sei imstande, sagt er, noch mehr Dinge im Geschmack des Lord Byron von sich mitzuteilen, die Abscheu hervorrufen würden, durch alle Kreise der Hölle könne er führen. Seine Knabenschwärmerei galt einer Wilhelmine, deren Vater, ein ehemaliger Militär, ein Trunkenbold, sie dafür mißhandelte, dann „Lieblingen“, angebeteten Freunden. Eine Valerine in seinem Tagebuch ist ein Bürgermädchen Philippine Heim. „Ich starrte halbe Nächte lang hinaus in den Sternenhimmel und jammerte und schluchzte. Ich glaubte nicht mehr leben zu können. Da näherte ich mich Philippine auf einsamen Spaziergängen. Ein Schritt — und ich liebte sie.“ Er verletzt sich bei einem Selbstmordversuch. Als Neunzehnjähriger wandert er durch die Schweiz und die Lombardei bis Mailand. Zwei Jahre darauf hat er in Tübingen eine Liebesaffäre mit Julia Michaelis, der Schwester eines Professors, einer Jüdin von „königlich ossianischem Geist“. Er muß, nachdem schon ein Unglücklicher sich ihretwegen eine Kugel vor den Kopf geschossen hat, sie mit einem gräßlichen Eid abschwören. Als er von Venedig zurückkehrt, findet er das Haus der Michaelis in Asche, mit Not hat man sie aus den Flammen getragen, dann wird sie in Krämpfen aus einem anderen Hause, in dem es brennt, abgeholt. Ein Mensch wird verhaftet, der im Kerker gesteht, er habe zur Rache an Julias Bruder und Onkel, die beide Professoren sind, zweimal Brand gelegt und Julia verleumdet. „Sie sollte“, sagt Waiblinger, „Blutschande getrieben haben, sollte die Mätresse ihres Bruders sein, sollte mit mir in abscheulichen Bacchanalien gelebt haben.“ Auch ihn läßt man vor das Kriminalgericht.

Im Oktober 1827 reist er wieder nach Italien ab und gelangt nach Rom, an seinem Geburtstag. Von dort schreibt er, der Sohn eines niederen Beamten bei der Landvogtei in Heilbronn, der gewesene Hilfschreiber beim Oberamtsgericht in Urach, an seinen Freund Mörike: „Ich habe mich seit den frühesten Knabentagen nach den sieben Hügeln

gesehnt, und ich habe dort keine Vorstellung von all der Herrlichkeit gehabt.“ Er nähert sich Thorwaldsen und den deutschen Künstlern, vor allem dem Heiden Genelli. Er ist glücklich in stillen Mondnächten am Capitol, im ewig grünen Elysium von Albano, beim Hinblick über die flammende Campagna, das unermessliche Meer und den glühenden Himmel. Auch rühmt er sich der Bekanntheit einer Römerin, einer Frau: „Mit Mädchen ist hier nichts zu machen. Wird man ertappt, so hat man die Wahl zwischen Ehe und Galeere. Dafür aber kann man jedes Weib haben. Ich bin der Schwager eines Lords.“ Er ist Klassizist in den Metren seiner Gedichte; doch romantisch ist das in ihnen brennende dionysische Feuer. An Cotta sendet er Aufsätze, die abgelehnt werden. Er höhnt die „tumultuarische Aristokratie“ der deutschen Literatur, deren Verleger ihn hungern lassen, „Laubbuben, Kanzleidiener, Kopisten, Platzbediente, Stubenausfeger, Einheizler, Stiefelputzer, Spione, Polizeidiener, Nachtwächter, Leichenansager, Perückenmacher und Barbieri zum Ausbreiten der Lügen und hundert andere Pöstchen, mit denen der Pöbel abgespeist wird.“ Er karikiert sich selbst in dem Galgenhumor seiner Prosa „Abenteuer mit der Sohle“. Er ist der träge deutsche Bohémien in abgewetztem Frack und geschrumpften Beinkleidern, dessen Zerrbilder seine Landsleute aushängen und verkaufen, und hinter dem die römischen Gassenbuben „Ecco il poeta“ schreien.

In Olevano, dem Olivendorf, dessen „zeitgetroffene Felsen“ er besingt, hat er eine junge Italienerin Nazarena geliebt, die seinetwegen ins Kloster zu gehen bereit war. Er wird ihr untreu mit einer römischen Witwe, der Cornaccia, der Krähe, die von ihm ein Kind hat. Er ist in Neapel und auf Capri, der Insel der von Kopisch wiederentdeckten blauen Grotte, und, von einer Krankheit genesen, in Pompeji. Er reist nach Sizilien, wieder ist er in Rom. Der Graf Platen, dem die „faunische Brunst“ seiner Verse anstößig ist, gibt ihm Geld und leiht ihm Bücher. Er geht unter. In seiner Erniedrigung flucht er Deutschland: „Mein Vaterland ist mir so bitter blutig verhaßt, daß mich schon beim Gedanken daran schaudert, als hätte ich eine Zwiebel mit aglio im Hals“, mit Knoblauch. Das „württembergische Pharisäertum“, von dem sein Landsmann David Friedrich Strauß spricht, verwirft ihn.

Eine beständige Viamala hat er hinter sich mit unwegsamem Wolkenpfaden, gefahrvollen Eisfirnen, tausend Teufelsbrücken. Im November 1829 wird der Erschöpfte, nachdem er am Grab der Cäcilia Metella war, lungenkrank. „Böse Tage hab ich gelebt. Doch das Leben ward mir zum Ekel.“ Im Dezember hat er galoppierende Schwindsucht. Im Januar 1830 diktiert er einen Abschiedsbrief an seine Freunde in der Heimat. Am 16. ein letzter Gruß an die Eltern: „Lebet wohl, geliebte Eltern! Ich sterbe auf römischem Boden.“ Am 17. Januar sein Tod. Er wird auf dem protestantischen Friedhof an der Pyramide des Cestius rechts von Shelleys Grab bestattet.

## Schluß mit der „Neuen Sachlichkeit“!

Von Joseph Roth

I.  
Nicht oft im Lauf der Jahrhunderte war in Deutschland die Verwirrung so groß, wie jetzt, da die „Konsolidierung“ und der „Wiederaufbau“ der „Stolz des Vaterlands“ geworden sind, die „Bewunderung der Fremden“ und der „Neid der Feinde“. Niemals taten die Jungen so weise und die Alten so jugendlich. Niemals war das Schlagwort von den „Generationen“ so häufig und das Bewußtsein von einer Tradition so ohnmächtig. Niemals war die stoffliche Unwissenheit der Schreibenden so groß und die dokumentarische Authentizität des Geschriebenen so betont. Niemals waren die Menge, die Zwecklosigkeit, die Hohlheit der Publikationen offensichtlicher und niemals die Leichtgläubigkeit größer, mit der man schon die Deklaration der Zweckmäßigkeit aufnahm. Niemals waren Plakate verlogener und suggestiver. Die furchtbare Verwechslung begann, die furchtbarste aller Verwechslungen: des Schattens, den die Gegenstände werfen, mit den Gegenständen. Das Wirkliche begann man für wahr zu halten, das Dokumentarische für echt, das Authentische für gültig. Erstaunlich, daß in einer Zeit, in der die einfachen Zeugenaussagen vor Gericht von der modernen medizinischen Wissenschaft mit Recht als unzuverlässig bezeichnet werden, erstaunlich, daß in dieser Zeit die literarische Zeugenaussage gültiger ist als die künstlerische Gestaltung. Man zweifelt an der Zuverlässigkeit des beeideten Zeugen. Aber man verleiht dem geschriebenen Zeugnis die höchste Anerkennung, die es in der Literatur gibt: die der Wahrhaftigkeit. Und wäre noch wenigstens die Kritik mächtig genug, das „Dokument“ auf seine Echtheit zu prüfen! Nein! Man traut der Behauptung allein! Man vergleicht nicht etwa die Photographie mit ihrem Objekt, sondern vertraut der Schlagzeile unter der Photographie.

Niemals war der Respekt vor dem „Stoff“ größer, naiver, kurzsichtiger. Er verschuldet die zweite furchtbare Verwechslung: des Simplen mit dem Unmittelbaren; der Mitteilung mit dem Bericht; des photographierten Moments mit dem andauernden Leben; der „Aufnahme“ mit der Realität. Also verliert selbst das Dokumentarische die Fähigkeit, authentisch zu sein. Beinahe brachte man dem Photographen ein stärkeres Vertrauen entgegen, als seinem Objekt, ein stärkeres Vertrauen der Platte, als

der Wirklichkeit. Die Deklaration des Photographen genügt. Die Erklärung des Porträlisten, er habe photographiert, genügt. Man erfinde eine Geschichte und sage, man sei dabei gewesen: man glaubt der erfundenen Geschichte. Der Respekt vor der Wirklichkeit ist so groß, daß selbst die erlogene Wirklichkeit geglaubt wird.

Niemals schrieb man in deutscher Sprache so schlecht, wie jetzt. Und niemals war die Meinung so verbreitet, man schreibe in Deutschland immer besser. Man schreibt nicht gut, man schreibt simpel. Es gilt als „unmittelbar“. Niemals wurde in deutscher Sprache so viel gelogen, wie jetzt. Aber über jeder zweiten Lüge steht die Bezeichnung: Photographie, vor der jeder Einwand verstummt. Man sage: Dokument, und jeder erschauert in Ehrfurcht, wie einstmals vor dem Wort Dichtung. Der Autor behauptet, er sei dabei gewesen. Man glaubt ihm: erstens: als wäre er wirklich dabei gewesen; zweitens: als wäre es wichtig, ob er dabei gewesen sei oder nicht.

Man weiß nicht mehr, daß zwischen der Realität der nackten Tat und dem sprachlichen Ausdruck, in dem die nackte Mitteilung über sie auftritt, der Unterschied so groß ist, wie zwischen einem Ding und seinem Schatten oder wie zwischen einem Klang und seinem Widerhall. Also sei es vermerkt: Die Nachricht ist ohne Zweifel schwächer als das Ereignis. (Sie schwächt es deshalb nicht notwendig ab.) Sie ist sein körperloses Echo. Die Aussage des „Augenzeugen“, der „zufällig anwesend war“, klärt noch lange nicht über das Ereignis auf, sondern über ihn selbst, seine Anwesenheit, seine Eindrücke, seine Beobachtungen, sein Verhältnis zum Ereignis. Auch die Aussagen mehrerer Augenzeugen, zueinander addiert, ergeben nicht ein Bild vom Ereignis, sondern die Summe ihrer selbst, ihrer Eindrücke und so weiter. Und zwar nicht deshalb, weil die Augenzeugen „nur subjektiv“ sind. Sondern weil eben die „Zufälligkeit“ der Augenzeugen ihre Unzuverlässigkeit bestimmt. Ihre Zufälligkeit, das heißt: ihre Unpersönlichkeit. Sie sagen ebensoviel und ebensowenig aus, wie Gegenstände und Personen, die zum Beispiel auf dem Schauplatz eines Verbrechens als Unbeteiligte gefunden worden sind. Sie gehören zur Peripherie des „Tatbestands“. Man könnte sagen: die Subjektivität ihrer Mitteilungen ist eine passive. Der Be-

Wispernd und quiekend sprangen sie vor den Menschen davon und äugten heißhungrig aus ihren Löchern

werks. Die Weiber wandten sich ihren Mäulern zu.

Über das „Dokumentarische“ wie heute. 1930

№ 4  
1839  
5



Es ist das wertvolle Seine gesehen, gerade und in der Schöpfung und Darstellung der filmgerechten „Menschlichkeit“. Denn ein Film ist nicht aus dem Grund gut, weil er „lebenswahr“ ist; im Gegenteil ist er insofern gewöhnlich langweilig, abgegriffen, ewige Wiederholung, Hervorkehrung des Unwesentlichen und Belanglosen, des Nuancierten statt des Wesentlichen. Ein Film ist nur gut durch Hervorholung und Sichtbarmachung des Unvergessbar-Menschlichen, Tierischen, Natürlichen — in dem vorhin angedeuteten Sinne.

Aus diesen kurzen Ausführungen ist zu ersehen, welchen Film ich am meisten liebe und warum. Es ist derjenige, in den ich morgen oder übermorgen oder in einem Jahre oder in irgendeiner Zukunft einmal gehen werde und der von neuem — und von neuem genial — das erfüllt, was ich hier als seine höchste Möglichkeit ausgesprochen habe.

**Rudolf G. Binding**

An einem Abend im Oktober 1929 konnte durch Vermittlung von Hans Arp im großen Ausstellungssaal des Zürcher Kunsthauses ein surrealistischer Film gezeigt werden, betitelt: „Chien andalous“. Die Vorführung war vor allem für Mitglieder der Zürcher Kunstgesellschaft bestimmt. Doch hatten auch Nichtmitglieder Zutritt. Trotzdem bekam man den Eindruck, in einer geschlossenen Gesellschaft zu sein...

Und wie war der Film? Auf der Leinwand erschien eine Hand, eine halbgeöffnete Hand, und darauf krochen Ameisen herum. Es war interessant zu sehen, wie sie die Hand umkreisten und immer wieder zur inneren Handfläche zurückkehrten. Dort waren sie am dichtesten. — Von einem Fenster aus sah man auf die Straße. Dort standen Leute und bildeten einen Kreis. Einer dieser Leute schob mit einem Spazierstock ein kleines Ding am Boden gegen den Randstein hin. Man konnte, vom Fenster aus, nicht recht sehen, was es war. Es hätte eine tote Ratte oder eine leere Sardinienbüchse sein können. Man trat näher. Es war eine abgehauene Hand. — Auf der Leinwand folgte ein weiblicher Rückenakt. Dann kamen Teller. Uebereinander geschichtete Teller, wie man sie in Großrestaurants sieht.

Man soll nicht fragen, wie alle diese Dinge und Bilder zueinander in Beziehung standen: ob die Hand, die auf der Straße lag, dieselbe Hand war, auf der vorher die Ameisen herumkriechen — was der weibliche Rückenakt bedeutete und was die Teller? Es bedeutete nichts. Es war das freie Phantasieren, das wir unbewußt so oft tun und das so beglückend ist. Es war das, was man Tagträume nennt und C. G. Jung als das „ungeordnete Denken“ bezeichnet, das man, wohl zu Unrecht, für weniger wertvoll hält als das „geordnete“. Dennoch liegt im freien Phantasieren der Keim alles Schöpferischen...

**Augusto Giacometti**

Ich gehe aus folgenden zwei Gründen nicht ins Kino: ich bin so taub, daß ich das Gesprochene nicht unterscheiden kann, und die kurzen Augenblicke, die für den Text bleiben, lassen mir nicht Zeit ihn zu lesen.

**Knut Hamsun**

Um Gottes willen! Welche Frage! Den Film, den ich am meisten liebe und warum? Dreimal im Jahr gehe ich ins Kino, und jedesmal komme ich heraus

bringen. Auf diesem Gebiet dürften nach wie vor die Lösungen René Clairs als die befriedigendsten, die bisher vorliegen, anzusprechen sein. Hier ist die übertriebene Objektivität der Photographie außerst glücklich in den Dienst stofflicher Unwahrscheinlichkeit gestellt, die ihrerseits wieder der spukhaften Irrealität des Films ausgezeichnet entspricht. Die instinktivere, hüpfend improvisatorische Art, in der diese entzückenden Gebilde mit musiquette durchwirkt sind, ihre bescheidene, aber zureichende Verfrachtung mit Nachdenklichkeit und Sentiment macht sie zu ästhetisch wertvollen und höchst erfreulichen Hervorbringungen der Filmkunst. Ein ähnlich erquickendes Resultat hat Ernst Lubitsch mit seinem „Trouble in the Paradise“ erzielt.

**Ernst Krenel**

Der beste Film, den ich bisher sah, ist der „Fuhrmann des Todes“; er stellt den Inhalt meiner Erzählung in außerordentlicher Art dar.

**Selma Lagerlöf**

Ich habe mich mit den Darbietungen des Films nur sehr zögernd befreundet und anfangs das Kino regelmäßig mit einem recht faden Geschmack im Munde verlassen. In dem Maße aber, wie der Film sich technisch-künstlerisch vervollkommnete, habe auch ich Interesse für seine Reize und neuartigen Möglichkeiten gefaßt, ja eine gewisse Passion dafür, eine Art Verliebtheit in den Schauspiel entwickelt, und oft, namentlich auf Reisen, in fremden Städten, nehme ich mir Zeit für ihn. Es ist freilich eine eigentümliche Flüchtigkeit und Unhaltbarkeit dieser Eindrücke festzustellen: so lebhaft, ja erschütternd die Emotion im Augenblick gewesen sein mag — man vergißt sie sehr rasch, fast wie einen Traum, und es bleibt nichts übrig. Mit Erlebnissen eigentlicher, geistiger Kunst ist das doch anders, ich kann mir nicht helfen.

Immerhin weiß ich von einigen mir denkwürdig geliebten, in großen Umrissen unvergeßlichen Erfahrungen noch aus der Zeit des stummen Films zu sagen. Ich denke an gewisse Figuren von Jannings („Sein letzter Befehl“), an Drehers französischen Jeanne d'Arc-Film von großer physiognomischer und mimischer Kraft, an Chaplins „Goldrausch“ und den schönen russischen Film „Mutter“ nach einem Roman von Gorki.

Später habe ich meine Freude gehabt an der lebenswürdigen Volkstümlichkeit von „Sous les toits de Paris“.

Das Hübscheste, was ich in jüngster Zeit gesehen, war der deutsche, nach dem gleichnamigen Buch von Hausmann gedrehte Film „Abel mit der Mundharmonika“. Da sind herrliche und frische Naturbilder, da sind erfreuliche junge Menschen, Unschuld und Lebenslust, und ein bißchen Sentimentalität nimmt man gern in Kauf. Ich sah „Abel“ neulich in Bern, und da Freunde, denen ich am nächsten Abend davon erzählte, ihn auch zu sehen wünschten, ging ich gleich noch einmal mit ihnen hinein.

**Thomas Mann**

L'un des films que j'ai le plus aimé est „Le Président Fantôme“, titre français d'un film américain dont je ne me rappelle ni le nom du metteur en scène ni le nom des acteurs ni celui de la firme productrice. J'ai vu ce film à Paris il y a six mois environ, mais je ne puis dire non

„Alta Nielsen (ich glaube der Film hieß „Der Abstieg“) als altes Straßenmädchen, das sich auf den Gang hergerichtet hatte, um den Geliebten vom Gefängnis, wo er sieben Jahre sitzen mußte, abzuholen — aber er erkennt sie nicht, geht an ihr vorüber — vor dem Spiegel das trübe Zeug aus Schminke und Tränen vom Gesicht wischt. Und auch sonst bleibt aus dem goldenen Zeitalter des stummen Filmes noch vieles unvergessen, das ich leider vergessen habe.

Was den Tonfilm anbelangt, so gibt es auch hier viel Liebenswertes (René Clair). Aber der Tonfilm, den ich am meisten liebe, den gibt es noch nicht. Hingegen kann ich leicht sagen, welche Art von Tonfilmen ich am wenigsten liebe: die verfilmten Theaterstücke. Das Kunstwerk, welches die phonetischen und optischen Wirkungen des Films so zusammenfügt, daß sie nicht mehr neben- oder durcheinanderlaufen, sondern, zur höheren Einheit verschmolzen, zu einem ganz neuen, sonst keiner Kunst zugänglichen Ausdrucksmittel für inneres wie äußeres Geschehen werden — dieses Kunstwerk ist noch nicht da. Ich werde also den entsprechenden Meisterfilm wohl selber schreiben müssen, in der tröstlichen Gewißheit, daß dieser Film weder mir noch anderen Enttäuschung bereiten wird, denn welcher Produzent würde so verrückt sein, ihn zu drehen?

**Alfred Polgar**

Mein liebster Film ist Chaplins „Goldrausch“.

Er trug mich von Anfang bis Ende wie in einem traumhaften, feufjerlosen Rausch über große und kleine Wellen. Führt mich durch tosend lachende Strudel nach einem einsamen Gestade, in ein rührend armseliges Stübchen. Auch durch schaurig kalte Wüsten und jähe, steile, erschreckende Abgründe. Aber Schauer und Schreck bogen ab, bevor sie zur Qual wurden. Gelächter und Rührung verwebten rechtzeitig, und beider Tränen trocknete discret und gültig ein schon wartender neuer Wind.

So toll phantasievoll, witzig und lebenserleuchtend ich die Geschehnisse im „Goldrausch“ fand — der vornehme Geschmack, mit dem gestaltet und gespielt wurde, berührte mich noch tiefer. Das machte einen Eindruck auf mich, wie ich ihn bei Shakespeare empfand. Ein Werk, offenbar ohne Regie geschaffen. Das heißt, ich glaube, daß ihm eine lange, mühevoll und exakte Vorarbeit vorausging. Nur merkte man nichts davon. Was immer ein gutes Zeichen ist.

Wenn unser menschliches Leben, ähnlich dem gewisser Insekten, nur zwei Stunden dauerte, dann hätte ich jene zwei Stunden nicht besser anlegen, nicht mehr Menschen schicksal erfassen können als im „Goldrausch“.

**Joachim Ringelnatz**

Am besten gefällt mir Chaplins „The Kid“. Vielleicht haben andere Chaplin-Filme (filmtechnisch und künstlerisch) mehr Bedeutung als dieser. Aber ich urteile weder als „Filmfachmann“, noch als ständiger Besucher des Kinos. Betrachte ich Filme, so ist es mir unmöglich, vom Stofflichen, vom „Sujet“ abzusehen. Alle Chaplin-Filme sind (meiner laienhaften Meinung nach) zum Unterschied von anderen Filmen nicht bereits musterhaft bearbeiteten Werken entnommen, sondern a priori von Chaplin selber primär gestaltete Filmstoffe. Ein guter künstlerischer Film kann ohne dichterische

comme si la grandeur du conflit était en rapport avec celle du decor ou la célébrité des personnages.

En vérité, toute rotation — toute image — est superflue qui ne contribue pas à créer l'atmosphère, à peindre les caractères ou les sentiments. On méconnaît encore trop cette loi qui vaut pour l'écran comme elle vaut pour la scène ou le roman.

Je crois que ce qu'il y a de plus important pour l'art, dans les apports du cinéma, son esthétique mise à part, ce sont ses merveilleuses possibilités d'expression psychologiques. A l'écran, et à la faveur du gros-plan, qui peut à tout moment placer en évidence et isoler un élément du drame, tel regard furtif, le frémissement d'une lèvre, la nervosité d'une main, nous sont autant de révélations précises et émouvantes. Le moindre objet peut être appelé à nous faire des confidences, à faire jouer dans notre esprit des associations subtiles, à participer à l'action. Ce sont de tels moyens, servis par d'excellents interprètes et appliqués à des oeuvres profondément humaines, qui, je crois, me font placer quelques films bien au dessus de tous les autres.

Ceux que j'aime sans réserve ne sont pas tellement nombreux, mais il m'est bien difficile de n'en citer qu'un.

Laisant de côté les plus belles productions de Charlie Chaplin qui sont „hors concours“ et déjà entrées dans l'Histoire, je me permettrai d'en nommer deux, relativement récents: „Les Jeunes Filles en Uniforme“ et „Poil de carotte“.

**Charles Villrac**

### Der amerikanische Feldzug gegen den unmoralischen Film

New York, 13. Juli. (Tel. der „United Press“) Der dieser Tage von mehreren Religionsgemeinschaften in den Vereinigten Staaten, besonders aber von der katholischen Kirche eingeleitete Kreuzzug gegen unsittliche Filme nimmt täglich größere Formen an. Der Kardinal Hayes in New York, der bei der Organisation der Kampagne eine hervorragende Rolle spielt, hat an alle ihm unterstehenden Geistlichen ein Schreiben gerichtet, das am kommenden Sonntag von allen Kanzeln verlesen werden soll. Der Kardinal erklärt in diesem Schreiben, daß die von der katholischen Kirche als unmoralisch bezeichneten Filme boykottiert und wie eine gefährliche Krankheit behandelt werden müßten. Es hat sich bereits eine sogenannte „Liga gegen Unsittlichkeit“ gebildet, deren Mitglieder nur Kinos besuchen dürfen, in denen ganz einwandfreie Filme gegeben werden. Der Kreuzzug gegen die unmoralischen Filme hat bereits überraschende Folgen gehabt. Der New Yorker Rechtsanwalt Robert Broder hat eine „Gesellschaft für die Aufrechterhaltung der Film- und Theaterfreiheit“ gegründet, die als „aufgeklärte Opposition“ für den größtenteils von der Kirche betriebenen Feldzug gedacht ist. Der Rechtsanwalt hat erklärt, daß er versuchen werde, im Falle einer diktatorischen Einflußnahme der Kirche auf den Film eine Abtötung in den Vereinigten Staaten darüber vornehmen zu lassen, ob dieser oder jener Film wirklich als unsittlich zu gelten habe.



... täglich für den Herrn Carl Ludwig

## Eine Filmrundfrage

Wir haben uns mit der blüdhigen Frage "Welches halten Sie für den besten Film?" an bedeutende Schriftsteller und Maler gewandt, nicht aus der Illusion heraus, daß eine solche Diskussion von Berufenen die Produktion beeinflusst, sondern in der Meinung, daß sie zur Klärung filmkünstlerischer Begriffe beitrage.

Wer von dem Film — als Instrument — mehr verlangt als er zu leisten vermag, wer ihm als Filmschriftsteller etwas zumutet, was höchstens einer andern Kunst und einem andern Instrument zugänglich wäre, wer also statt des Films ein "Theater im Lichtbild" oder Theaterstücke in Photographie sucht oder zu finden bereit ist, wird immer enttäuscht sein. Der Film vermag viel. Aber um ihn wahrhaft zu lieben, müssen wir auch wissen, was er nicht vermag.

Der Film vermag nicht die "höhere Spielebene" (im Geistigen), diese gewisse und entschiedene Entfernung und Entrückung des Lebens durch die Bühne, diesen Schauplatz dichterischen Geschehens, aufzurichten oder darzustellen, auch wenn es Schauspieler sind, die darin spielen. Die Leinwand und die "Bretter, die die Welt bedeuten", sind nicht das gleiche und haben nicht die gleichen Fähigkeiten. Die Photographie ist sichtbarer Ausdruck oder Abklatsch, sie ist nicht Masse; und damit ist sie nicht Ueberhöhung der uns umgebenden Wirklichkeit, wie sie das Dichtwerk ist und wie es das Theater, wie es das eigentliche Wesen des Schauspiels zu sein übernimmt. Daher gibt es kein eigentliches Schauspiel im Film, und wenn es eines in der Vorstellung eines Dichters gäbe, so würde das Instrument es zerstören.

Mit dieser Einschränkung des Films auf seine Rechte, die vorzunehmen für die Ehre des Films notwendig ist, betrachte ich ihn. Unter dieser Einschränkung verlange ich von ihm die Höchstleistung, deren er fähig ist. Sie geht vom streng Natürlichen, vom Unbefangenen bis zu einer grotesken, verwunderlichen Verschiebung des Ablaufs der Dinge (schon durch die Zeitlupe) und bis zu einer phantastischen Rück- und Verrücktheit der Vorgänge (Micky-Maus). Sie geht bis zur Aufhebung aller physikalischen Gesetze: der Schwere, des Lichts, der Masse, der Substanz. Das Wasser mag Balken haben; ein Flüchtender springt auf das Schwanzende eines eben noch fernem Flugzeugs wie Münchhausen auf die Kanonenkugel; ein Hund, eben noch sichtbar sich krappend, mag sich in eine Wolke davonspringender Flühe verwandeln.

Dies ist schön zu sehen. Es ist eine wundervolle Übung und Lust des Auges und des Innern für den Zuschauer. Es reizt. Es ist zudem eine Auswertung des Instruments.

Aber sehr selten werde ich erschüttert. Dies vermögen nur wenige ganz auf das Menschliche und Einfachste gerichtete filmische Szenen — zwischen Kindern etwa, zwischen Mensch und Tier, zwischen Tier und Natur (denn auch diese Szenen sind in diesem Sinne menschlich).

Derjenige Mensch, der den Film als sein Instrument am besten spielte, war Charlie Chaplin.

wie ein begoffener Pudel. Micky-Maus kriecht mir in die Hosen hinauf, eine Marlene oder Greta hat noch immer ihre mageren Arme um meinen Hals geschlungen, über mir dröhnen amerikanische Flugzeuge. Metro-Goldwyn-May-Fanfaren poltern noch in meinen Ohren. Dann kommt diese hochernste, zentnerschwere Frage...

Der beste Filmschauspieler, den ich bis jetzt gesehen habe, war der Affe im Film "Chang". Weil er von dem ganzen Kitsch keine Ahnung hatte.

John Knittel

Ich kann die Rundfrage nicht beantworten, weil ich keinen Film am meisten liebe. Es gibt seit Jahren so ausgezeichnete Filme, daß man sich nirgends langweilt. Aber welchen ich da herausnehmen soll: ob "Potemkin" oder "Der Weg ins Leben" oder "Sous les toits de Paris" oder "La maternelle" oder "Heinrich der Achte" oder "Goldrausch" oder "Das Leben der Pflanzen" weiß ich nicht. Sie sind allesamt gut und die Qualität entscheidet wie immer.

Räthe Kollwitz

Ob und wann einem ein Film gefällt, hängt weitgehend davon ab, was man von ihm erwartet. Anders als der Rundfunk, ist der Film an sich geeignet, autonome Werte zu produzieren, und darf darum nicht mit den Voraussetzungen anderer Gattungen beurteilt werden. Das, was neben andern Eigentümlichkeiten immer wieder als entscheidendes Merkmal des Filmischen auffällt, ist das Ineinander zweier völlig entgegengesetzter Zuständlichkeiten: einerseits der unüberbietbare Realismus des fotografierten Bildes, das aus der unerbittlichen Objektivität der Kamera hervorgeht und die plastische Wirklichkeit etwa des Bühnenbildes weit übertrifft, weil es der Phantasie des Zuschauers keinen Spielraum läßt, andererseits die evidente Schattenhaftigkeit und Irrealität des Vorganges, der gegenüber die massive Körperhaftigkeit einer Theaterzene zu einem künstlichen Nichts verblaßt. Darin liegt der Reiz und die Gefahr des Filmwesens. Ihr sind am meisten jene seriösen Filme ausgelegt, die über die primitive, lediglich am Stofflichen interessierte Rolportage eines lebenden Bildberichtes hinauswollen. So tranken etwa, um zwei Beispiele der letzten Zeit anzuführen, der englische Film "Heinrich VIII." und der "Don Quijote"-Film bei höchst anerkanntem wertem künstlerischem Gesamtwillen daran, daß sie doch mehr eine Sammlung darstellerisch und photographisch erstaunlicher Einzelmomente, eine Reihe von vortrefflichen Illustrationen zu etwas Größerem bieten, das als solches außerhalb des Films bleibt, während es ihnen nicht gelingt, die Stoffe in ihrer ganzen Größe in das Medium des Filmischen zu transponieren.

Leichter hat es das heitere Genre, jene angezeigte Diskrepanz des Filmischen zu höherer Einheit zu

plus depuis quand il était projeté en Amérique. Il doit dater de 1932, je pense.

Sie je ne me rappelle d'aucun nom dans ce film j'en ai gardé par contre un souvenir des plus précis :

Ce film a été pour moi une somme, un total des moyens cinématographiques connus, exploité et mis en œuvre jusqu'à ce jour ; il a été aussi un ensemble de documents humains qui, à mon avis, a été rarement atteint au cinéma.

Tous les acteurs étaient excellents, la mise en scène très bonne, les photos parfaites, le son employé d'une façon très judicieuse et le scénario était loin d'être stupide, comme c'est le cas trop souvent.

Il y avait, dans ce film, quelque chose de nouveau au ciné : une vigoureuse satire humaine visant surtout les politiciens... (Dieu sait s'ils le méritent !). Cette satire devenait à certaines moments tout à fait grandiose, par sa farce énorme et le parti pris grotesque des situations les plus inraisemblables, mais réelles quand-même, étant toujours basées sur des sentiments vrais.

Un puissant souffle de vie animait ce film du commencement à la fin ; jamais on n'avait l'impression d'étouffement. Il y avait de l'air partout. Un mouvement du diable emportait tout sur son passage. Une force jeune et généreuse d'un dynamisme fou était au volant. Pas de lassitude, pas de demi-mesure, pas de juste milieu. Une bousculade continuelle, de la vie partout : de la vie active, trépidante, folle, amusante, variée, la vie quoi ! — du cinéma ! Tout cela formait un tout, parfaitement au point d'un rythme jeune, d'une vision nouvelle et très souvent de la plus grande originalité.

Il y avait encore, dans ce film, beaucoup d'humour (chose rare aujourd'hui !), un pessimisme ironique et pour finir un petit cocktail d'optimisme et d'amour qui laissait au cœur un peu d'espoir... quand-même.

Voilà pourquoi j'ai aimé ce film !

Frans Masereel

Es gibt oder gab ein paar stumme Filme, die ich sehr liebe. Welchen von ihnen am meisten, kann ich nicht entscheiden. Der Potemkin-Film etwa mit seiner hinreißenden Darstellung von Sklavennot, aus der endlich, wie aus schwärzester Gewitterwolke, blitzartig und alles in Brand setzend die Empörung zuckt, bleibt unvergesslich. Unvergesslich in seiner Mischung von Humor und Traurigkeit, Derbheit und Zartheit bleibt der Film "Bett und Sofa" (auch ein Russenfilm), dessen ganz einfache, meist in den Rahmen einer dürftigsten Proletarierstube gestellten Bilder zu Chiffren des unbegreiflich-Schicksalhaften und doch logisch-Bedingten aller erotischen Beziehungen wurden. Unvergesslich bleibt, im "Carmen"-Film der Rio Dolores, die kleine Schluß-Szene, wo das Zigeunermädchen, ein Lebenlang ans Barfußgehen gewöhnt, im Sterben, der Bewegung unbewußt, die seidenen Strümpfe von den Füßen streift, und ein leises Glücksgefühl der Erlösung von Schuhen wie vom Leben in ihre Füße tritt. Unvergesslich die ab-

Grundlage nicht bestehen. Alle anderen "künstlerisch" genannten Filme bleiben Kunstgewerbe.

In "The Kid" halte ich für originell und einmalig dargestellt: die Liebe, die nicht nur das zweifelhafte Geschick des Mutes leugnet, sondern auch die Liebe eines Mannes zu einem Kind ausgestaltet, die so ist, wie die Liebe einer natürlichen Mutter zu ihrem natürlichen Kind.

Wenn ich von einem schon 14 Jahre alten, stummen Film spreche, so möchte ich damit den Leser nicht von der Produktion der Gegenwart ablenken. Sobald man für den Film künstlerische Kriterien postuliert, dürfen Alter und Entstehungszeit eines Werkes nicht in Betracht gezogen werden.

Josef Roth

Von den Filmen, die ich kenne, hat mir "Goldrausch" den stärksten Eindruck gemacht.

Es ist das Schicksal des Films, die Grenzen einer Halbkunst nicht überschreiten zu können. Sein Höchstes erreicht er, wenn er von einem sehr begabten Künstler so beherrscht wird, daß alles andere nur Hintergrund für dessen Spiel ist. Wie im "Goldrausch". Chaplin ist eine große Begabung des Erzentristischen, die der Erscheinung und den Mitteln nach vollkommen einheitlich wirkt. Die von ihm erschaffene, zum Typus gewordene Gestalt eines modernen, melancholischen Hanswurst hat Stil und gleichnißhafte Bedeutung. Daß zwischen ihm und seinen Mitspielern ein Grabunterschied klafft, spricht nicht gegen die künstlerische Einheit des Films, weil die Divergenz unter glücklichen Umständen ausgeglichen werden könnte; zwischen seiner Menschenstilisierung und der fotografierten Landschaft (im weitesten Sinne) aber klafft ein Artunterschied, und dieser Umstand, daß sich verschiedene Ebenen durchkreuzen, läßt eine künstlerische Einheit nicht zu. Darum spreche ich vom Film als einer Halbkunst. Nie kann er ein homogenes Kunstwerk sein. Da Chaplin unter den lebenden Filmschauspielern das selbständigste Talent ist und seine Gestalt im "Goldrausch" das Ganze und Einzelne souverän beherrscht, läßt mich dieser Film das Bedingte der Gattung am meisten vergessen.

Eine besondere Betrachtung erfordern Filme, bei denen schlechterdings alles in der Hand des Zeichners liegt. Die besten dieser Art sind die Abenteuer der Micky-Maus. Hier läßt sich denken, daß Raum für einen Th. Heine, Wilhelm Busch, ja vielleicht für einen Daumier wäre. Selbst künstlerische Einheit ist möglich. Der dem Film eigene Stil wurde noch nie besser begriffen als von Chaplin und dem Erzeuger der Micky-Maus. Es ist nicht Zufall, daß auch die Erscheinung und das Spiel Chaplins etwas Trichhaftes haben.

Karl Scheffler

Avec la richesse et l'étendue de ses moyens, le Cinéma s'égare trop souvent dans le pittoresque et l'analyse. Le mauvais metteur en scène ignore la composition: il décompose avec puérilité, sans nous faire grâce d'un démarrage d'automobile. Pour faire grand, il ambitionne de tourner la bataille de Trafalgar ou la vie de Napoléon.



darunter eine Mutter mit in jedem Arm ein kleines Kind, packt

ebenfalls ein heftiges Erdbeben verspürt worden. ... fehlen noch.

Regierung zu beschließen, wenn sie irgend et... tun könnten, um ihre eigenen Beziehungen zu Rußland zu verb... Chamberlain

Gebeine von 30—40 000 unbekanntem französischen Soldaten. Ein grauenvoller Anblick, der den jetzigen Besuchern vorenthalten wird; doch späteren Generationen soll dieser Raum einst geöffnet werden. Darüber ist der zugängliche Teil des Beinhauses. Wir betreten ihn durch die Eingangstür an der Vorderseite des Denkmals. Eine mächtige marmorne Grabplatte deckt die darunter liegende Gruft. Sie liegt in einer Vertiefung, die rings mit schwarzem Tuch ausgelegt und mit Kränzen geschmückt ist. Im Hintergrund sehen wir hinab in den sichtbaren Teil des Beinhauses. Hier liegen viermal acht Särge aus schwarzgefärbtem Eichenholz übereinander, ebenfalls die Gebeine von Soldaten jeden Dienstgrades enthaltend. Das ganze Gewölbe trägt eine Decke aus Mosaik und wird durch acht abgeblendete elektrische Lampen, die Tag und Nacht brennen, in magischem Licht gehalten. Eine Treppe führt zur Plattform des Turmes empor, wo nächstlich ein Blinkfeuer hiermit in der Minute aufblitzt und weit über die Ebene hinleuchtet, die Bevölkerung an ihre Toten erinnernd. An den Seiten des Denkmals aber lesen wir folgende Inschrift:

„Gebeine, vor kurzem noch belebt von einem stolzen Geist zerstreute Knochen, Ueberreste ohne Namen, menschliches Chaos, Miteinander geweiht in einem großen Reliquienhaus, Gott wird Euch wiedererkennen, Staub der Helden.“

Einen tiefen Eindruck auf mich aber machte die Inschrift: „Ihr, die ihr als Pilger an ihren Gräbern vorbeigeht, Ersteigend ihr Golgatha und ihre blutgetränkten Wege, Höret den Schrei, der aus ihren Grüften emporsteigt: Völker, seid einig; Menschen, seid menschlich!“

(Wir entnehmen diese Darstellung dem Juliheft der „Mitteilungen und Berichte vom Volksbund deutsche Kriegsgräberfürsorge“.)

### Der falsche Kronprinzensohn.

18th Köln, 11. Juli.

Harry Domela wird also noch ungefähr zwei Wochen im Gefängnis sitzen müssen. Die Sympathie der meisten, die dem Prozeß beigewohnt haben, ist mit ihm und mag ihn trösten. Er machte einen guten Eindruck. Abgesehen von einigen kleinen merkwürdigen Sitten, die in Militärkreisen, bei den Sago-Borussen und den märkischen adeligen Familien zum guten Ton gehören mögen, abgesehen von einem immer wiederkehrenden „Danke gehorsamst“, einer resoluten Handbewegung, die gleichsam ein Wegschieben von etwas Unangenehmem und Berächtlichem bedeutet, einem kurzen, entschiedenen und dennoch weich ausgesprochenen, gewissermaßen verwöhnten: „Tja!“, — abgesehen von diesen Nebensachen macht Domela wirklich eine halbwegs gute Figur. Das heißt, man könnte ihn für einen Hohenzollernprinzen halten.

Sein Husarenstück — alle seine Husarenstücke — beging er nicht aus Opposition gegen die Gesellschaft. Er ist kein Rebell. In seiner Hochstapelei lag nicht jener rebellische Hohn, der den genialen Betrug des Hauptmanns von Köpenick zu einer schrecklichen Satire geabelt hat. Wenn diese republikanische Zeit und ihre monar-

chistischen Kinder trotzdem durch Domela blamiert wurden, so geschah es nicht, weil er es direkt wollte. Was unterschied den Schuster Voigt von diesem wirklichen preussischen Hauptmann? Die Rebellion des alten Zuchthäuslers, der die oberen Zehntausend haßte, und die großartige Fronie, mit der ein kleiner, schwacher Untertan den Kampf gegen die Gesellschaft unternahm; diese Fronie, deren ein aktiver Militär niemals fähig sein kann. Was aber unterscheidet Harry Domela von einem Hohenzollernprinzen? — Wenig — außer der Tatsache, daß ein Hohenzoller es nicht nötig hat, zu schwindeln. Harry Domela, ein Balte, ausnahmsweise bürgerlich (denn wir sahen in den letzten Jahren in Deutschland nicht viele bürgerliche Balten) hat nichts gegen die Gesellschaft, die sich heute durch ihn lächerlich gemacht hat. Im Gegenteil: er hat alle Eigenschaften, die ihn befähigen, vollberechtigtes Mitglied dieser Gesellschaft zu werden, wenn man seine Hochstapeleien als nicht zu seinem Charakter gehörig betrachtet. Sie gehören in Wirklichkeit gar nicht zu seinem Charakter. Er muß sich ihrer nur in einer Art Notwehr bedienen, um seine anderen Eigenschaften geltend machen zu können. Die Natur hat ihm alle Voraussetzungen für einen baltischen Baron oder einen Grafen oder einen Hohenzollernsohn gegeben. Aber die Gesellschaft blieb ihm die entsprechenden Titel schuldig. Und diese holte er sich eben selbst.

Er ist blond, blaß, schwächlich, er trägt die preussische Uniformfrisur, an der man manche Barone, Militärs, Beamte in Deutschland erkennt: der Kopf ringsum bis auf eine dünne Schicht kurzer stacheliger Härchen geschritten, durch die man die nackte Haut schimmern sieht. Vorne — und so, als hätte ein plötzlicher militärischer Befehl dem Barbier geboten, die Maschine aus der Hand zu legen und von dieser bestimmten Demarkationslinie ab nur mit der Schere zu üben — vorne also ein blondes Käppchen aus gescheitelten, mit Wasser oder Fett niedergehaltenen Haaren. Blaue Augen, etwas ehrlich und etwas verwundert, ein bißchen bescheiden, ein bißchen aufgeweckt, ein unfertiger Blick, aus dem noch alles werden kann. Ein weicher, beinahe graziöser Mund, ein sanftes, weibliches Kinn, die Hautfarbe blaß, die Hände verhältnismäßig klein, aber nicht ganz ausführlich geformt, durch gelegentliche schwere Arbeit auch gerötet und ein wenig aus der angeborenen Eleganz gebracht. An den Händen hätte man ihn agnoszieren müssen. Niemals an seinem Gesicht, an diesem sanften, ausdruckslosen, unbedeutenden Muttersöhnchengesicht: es könnte jedem Bürger gehören.

Man ist auch hereingefallen: der Kleinbürgerliche Hoteldirektor, der ablige Frankfurter Bankier, der baltische Baron, ein Bürgermeister, eine ganze republikanische Reichweherschwadron, das ganze Korps der Sago-Borussen. Als der Prozeß kam, verzichteten sie, wurden zu Hause verhört, kamen gar nicht in den Gerichtssaal — und der Justizapparat kam ihnen entgegen, verschonte sie, behütete sie vor der Blamage, sich vor einer schadenfrohen Öffentlichkeit zu zeigen. Dennoch waren sie da. Sie waren da, gewissermaßen mehr

noch, als wenn sie gekommen wären. Denn wahrscheinlich hätte man an Dem und Jenem gesehen, daß er auch noch was anderes kann, als vor lauter Byzantinismus einem Hochstapler hereinzufallen. So aber, da nur Domela von ihnen erzählte — mit Hohn, berechtigter Schadenfreude und sogar mit Abscheu erzählte — erschienen von all den abwesenden Zeugen nur ihre grenzenlose Dummheit, riesengroß stand sie da und erfüllte den Gerichtssaal

= [Reittheater] ... in bon such Augu auch N. D. Bau man n un Akabe J.



## Salzburg

Am 28. Juli hat der  
fer in Schmieding, Ge-  
igen Johann Hörmann  
Schmieding gestürzt war,  
stungstode gerettet. Lan-  
tete nun an Oberndorfer  
die madere Tat wärmsten

Die oberösterreichische  
g der Sanitätsgemeinde-  
mann Kaujser zum Ge-  
Mauerkirchen bestellt.

ierten hier in Braunau  
tetter und dessen Ge-  
als Lehrer und Musiker in  
rg bei Krems und zuletzt  
zahlreichen Glückwünsch-  
der Stadtgemeinde Pöbbs,  
urkunde folgte.

ein Jubiläum, das kürz-  
Johann Stampfl ver-  
n einer Zeitspanne von  
72 Rinder der Erde an.  
te im Saale des Gast-  
befanden sich auch neun  
usschusses Rötter gab  
ünfzig Jahre, soweit sie  
yret Schönfellner

...uale und Communio von  
e zu Ehren des hl. Geistes Majella von B. Goller;  
Goller. — In der Stadtpfarrkirche:  
...onale und Offertorium von Franz Neuhöfer.

Linz, Landstraße 68. Knaben- und Mädchen-

\* **Evangelische Gemeinde in Linz.** Am 11. ds., halb 10 Uhr  
vormittags, Predigtgottesdienst: Superintendent Heitzelmann  
aus Villach; 11 Uhr vormittags Jugendgottesdienst: Vikar Traar  
aus Wien; 5 Uhr nachmittags Gottesdienst: Pfarrer Laut.

**A. Hartmann, Linz, Landstraße 68. Schnittwaren.**

\* **Zwei Grammophonkonzerte der Firma Alfred Szamel.**  
Von den außerordentlichen Fortschritten, die die Herstellung der  
Grammophone sowie der Schallplatten in der letzten Zeit er-  
fahren hat, gaben wieder zwei Konzerte, die das Grammophon-  
haus Szamel am Donnerstag und am Freitag im Linzer Re-  
doutensaal veranstaltet hat, Zeugnis. Wie wir schon einige  
Male bei diesen Konzerten feststellen konnten, findet auch der  
musikalisch verwöhnte Hörer bei der klangschönen und reinen  
Wiedergabe der Tonschöpfungen hohen Genuß. Aus der Vor-  
tragsfolge des Konzertes am Donnerstag seien besonders die  
Lieder, die der berühmte Slezak gesungen hat, hervorgehoben.  
Man hatte das Gefühl, der Sänger stünde lebhaftig auf dem  
Podium und sänge Loewes berühmte Ballade „Tom, der  
Reimer“. Und dann erst die glöckenhelle Stimme der Kammer-  
sängerin Lotte Lehmann! Wie eine Huldigung an unseren  
großen Tontichter erklang ihre „Hymne an die Jungfrau“ von  
Schubert. Nicht vergessen soll auch Vasa Pchoda, der gefeierte  
Geigenvirtuose, mit dem Mendelssohnstück „Auf Flügeln des  
Gesanges“ werden. Das zweite Konzert am Freitag war volks-  
tümlicher Musik gewidmet. Suppés klangschöne Ouvertüre zu  
„Dichter und Bauer“ machte die Einleitung, dann folgte das  
„Ave Maria“ von Schubert. Sehr gut gefielen ein Strauß-  
walzer sowie Gesangsvorträge von Tauber. In bunter Folge

# BOSTON-BAR

## Hotel Weinzinger

täglich

# Dufour-Jazzband und Schrammel

Neu für Linz

1172

Zivile Preisel

...leidungs-  
entwendet. Der Täter, ein Mitglied der  
Franz Horn, weil er und Baldy einige Tage in der  
von Steyrling vagierend herumtrieb. — Am 6. ds.  
wurden nach Auswiegen eines Fensterkreuzes aus der Küche  
der Gastwirtschaft der Eheleute Erlinger in Eidenberg  
bei Gramastetten 15 S Bargeld und verschiedene Effekten ge-  
stohlen. — Am selben Tage wurden dem Knecht Johann Ho-  
fänger in Edt, Gemeinde Eidenberg, aus der unversper-  
ten Knechtstammer einige Anzüge, verschiedene Effekten und  
eine Briestafche mit 27 S im Gesamtwerte von 250 S gestohlen.  
— In der Nacht zum 9. ds. wurde auch das Anwesen des  
Herbert Baldy in Marchtrenk von Einbrechern heimgesucht.  
Diese drangen nach Auswiegen eines Fensterkreuzes in das  
Ranzleizimmer des Gutes ein und stahlen aus einer eisernen  
Wertheimkassa 160 tschechische Kronen, weiters etwa 500 S,  
dann aus dem Zimmer einen Damen- und einen Herren-  
mantel. Im Zimmer wurden sämtliche Kästen und Behäl-  
nisse durchwühlt.

\* **Zu dem Einbruche in Traunkirchen.** Wir haben seiner-  
zeit berichtet, daß in der Nacht zum 2. ds. in das Haus des  
Gastwirtes und Fleischhauers Alois Stögmüller in Traun-  
kirchen eingebrochen und 700 S entwendet wurden. Bei den  
Erhebungen stellte sich heraus, daß der Einbruch nur von  
jemandem verübt worden sein konnte, der im Hause wohn-  
haft war. Da vom Hauspersonal nur Stögmüller in  
Betracht kommt, wurde er der Tat beschuldigt. Er soll bereits  
gestanden haben.

\* **Städt. Volksgarten-Restaurant.** Sonntag, 11. November:  
Großes volkstümliches Militärkonzert der  
Alpenjäger-Kapelle (Kapellmeister Damberger). Beginn 4 Uhr.

\* **Ein Fehler beim Waschen** ist es, wenn die Waschlösung zu  
schwach ist. Von einer schwachen Lösung ist kein befriedigendes  
Waschergebnis zu erwarten. Man rechnet im Durchschnitt, das  
heißt bei normal beschmutzter Wäsche, ein Paket Persil auf 2½  
bis 3 Kübel (à 10 Liter) Wasser. Ein Waschleffel normaler  
Größe erfordert im allgemeinen 5 bis 6 Kübel = 50 bis  
60 Liter Waschlösung, man braucht dazu 2 Pakete Persil. —  
Weitere Zusätze von Seife oder Seifenpulver sind unnötig.

\* **Jung bleiben mit Mayami!** Verwenden Sie ab morgen  
die beiden neuen Sorten Mayami-Creme. — Die nicht fettende  
„Schon trocken“-Creme für den Tag. — „Mayami-Nacht“  
Gold-Cream gegen Falten nur für die Nacht. — Verlangen Sie  
überall die neue Zwillingsspackung (S 3.—).



...ein ...itum fanden, aufzu  
...den Ereignis ... der Vereir ... Vor-  
... Truppen bewachen, die man auf allen Bahnhöfen in  
Italien sieht. Man fängt an zu glauben, daß die italienischen  
Regimenter fortwährend ihre Garnison wechseln, Gewehre,  
Bajonette, Säbel, Uniformen, Schärpen, Kommandos. Welch  
ein kriegerischer Glanz auf diesen Bahnhöfen, wo so viel  
museumsbesessene Fremde antommen, friedliche und wohl-  
habende Naturen, für die man eher kundige Kunsthistoriker  
aufstellen sollte!

Aber alles ist bewaffnet — und die gewöhnlichen italieni-  
schen Polizisten sind in diesen Kriegslagern noch harmloser als  
in den Städten. Mit ihrem schwarzen Cutaway, dem krummen  
Säbel, den weißen Handschuhen, den roten Generalsstreifen,  
dem traditionellen Zweispitz sehen sie überflüssig aus. Sie  
waren einmal Organe, jetzt sind sie Ornamente der Sicherheit.  
Neben der Schützengraben-Koketterie der Fascisten und dem  
bellitosen Corso-Schmiß der Offiziere stellen sie eine Art  
männlicher Bonnen dar, bestimmt, auf Kinder und Minder-  
jährige achtzugeben, die sich den Geleisen nähern. Es ist, als  
trügen sie Säbel aus Holz. Sie imponieren mir gar nicht.

Es bedarf keiner besonderen Beobachtungsgabe, um neben  
den Uniformierten auch Polizeispizel in Zivil wahrzunehmen.  
Sie sind nicht etwa, wie die Polizeiaagenten diktatorloser Staa-  
ten, an hieheren Stiefeln und Blastrons zu erkennen, sondern  
eher an einer plebejischen Auffassung vom Wesen der Eleganz.  
Und insofern eine allgemeine Beurteilung einer ganzen Kate-  
gorie zulässig ist, kann man sagen, daß die Spizel in Italien  
eine besondere Vorliebe für lange und sehr schmale Man-  
schetten haben und für grelle Krawatten, die sich aus winzigen  
Knoten zu breiten, bauschigen Fähnchen über der Brust ent-  
wickeln. Diese Spizel scheinen selbst eine naive Freude an ihrer  
Auffälligkeit zu finden. Ihre Methode ist nicht Bewachung,  
sondern Einschüchterung. Es ist kaum glaubhaft, daß so viele  
Menschen in Italien den Provokateuren hereinsallen. Bei all  
ihrer Gefährlichkeit kommen sie mir infantil vor.

Es ist überhaupt der erste — und notwendigerweise ober-  
flächliche — Eindruck, den ich nur der Genauigkeit halber ver-  
zeichne: infantil ist der Glanz der Ledergamaschen, die kokette  
Pistole, die bunte Schärpe, die viel zu hohe Mütze, der viel zu  
ange Säbel. Infantil ist der Gruß mittels erhobener Hand,  
die halb zu einer Ohrfeige und halb zu einem Segen ausholt.  
Infantil ist die zudringliche Neugier der Spizel, die von mir  
nichts erfahren werden, weil sie sich vor mir verraten. Infantil

...waren. Man darf das ... aber ...  
... die Abendvorstellungen waren geradezu beschä-  
... sind über den Brunnen, an den Rändern der ... an den  
Wänden der Pissoirs die simplen Zeichnungen, die Mussolini  
in einer cäsarischen Pose darstellen. Und erst scheint nur das  
Rizinusöl zu sein.

(Abdruck aus der „Frankf. Ztg.“ mit Genehmigung des Verfassers).

## Was gibt es am Sonntag im Radio?

**Berlin:** 16.30 Unterhaltungsmusik, 20.00 Bunter Abend, an-  
schließend Tanzmusik.

**Breslau:** 18.25 Unterhaltungskonzert, 20.15 „Frühlingsfeier“  
nach der Ode von Klopstock von Carl Prohaska.

**Frankfurt:** 16.00 Konzert, 20.00 Russische Symphoniemusik,  
21.15 siehe Stuttgart.

**Hamburg:** 16.45 Nachmittagsmusik, 20.00 Deutsche Musik.

**Königsberg:** 16.15 Populäre Orchestermusik, 19.10 aus Danzig:  
„Turandot“ von Puccini.

**Leipzig:** 15.00 Schallplatten, 16.00 Sendespiel, 17.00 Orchester-  
musik, 19.30 „Martha“ von Flottow.

**München:** 18.00 Verklungene Stimmen (Schallplatten), 19.45  
Konzert.

**Stuttgart:** 21.15 Berlin einst und jetzt.

**Brünn:** 18.00 Deutsche Rezitationen, 19.30 Pilgerfahrt nach  
Rom, 21.30 Sendespiel.

**Budapest:** 17.35 Konzert, 19.30 Operübertragung.

**Charlow:** 18.00 Konzert.

**Daventry (Exp.):** 22.00 Konzert zum Waffenstillstandstage.

**Hilversum:** 19.10 „Tristan und Isolde“ von Wagner.

**Leningrad:** 19.00 Konzert.

**London:** 18.45 Bach-Kantate, 22.05 aus der Albert Hall: Ge-  
denkfeier.

**Mailand:** 16.00 Nachmittagskonzert, 17.15 Zigeunermusik, 20.50  
„Das Mädchen aus dem goldenen Westen“ von Puccini.

**Moskau:** 18.30 Konzert, 20.30 Schubert-Lieder.

**Paris:** 17.30 Schallplatten, 21.30 Konzert.

**Prag:** 18.00 Deutsche Sendung, 20.00 Unterhaltungskonzert  
und Sendespiel.

**Rom:** 17.00 Tanzmusik, 20.50 Schubert-Feier.

**Warschau:** 17.00 Festakt anlässlich der zehnjährigen Unabhängig-  
keit Polens.

**Zürich:** 16.00 Tanzmusik, 20.00 Kammermusik, 20.30 Heiterer  
Abend.

...jahre  
J u n  
...lustigen  
Ger  
Donnerstag,  
feiert Jubiläen.  
Jahre Schauspiele  
hat er in diesen lang  
ungetrübter Heiterkeit sei  
nicht nur das! Wer hat i  
außerordentlichen schauspi  
weise in Hauptmanns Be  
Erlebnisse und an ihnen  
echter Humor und tiefster  
Ehren des Jubilars geht  
wirksame Volksstück „Mein  
Renner den alten Schuster

## Beitrag zur Förd Met

Die Stadt  
großen Sitzung  
sam mit dem  
in Wien eine  
in- und ausländ  
sehenswerten  
uns folgenden

Es gab Zeiten, in den  
den Geldmünzen verwan  
volkstümlichsten Kunstwer  
Beregung und Wachhaltu  
mit den Grundlagen sei  
konnte um ein geringes  
münzen erwerben oder b  
zunehmen. Die Kunst ü  
strophalsten Zeitereignis  
warum soll heute der R  
gen im Volke, nicht wied  
sich nur wenige leisten kö  
Erhebung, das aus dem  
ist.



# DIE LESE-STUNDE

## Die Champagnerflasche

Es war eine Champagnerflasche,  
Die trug einen gelben Hut  
Und hatte eine zu rasche  
Art, und das ist nicht gut.

Sie wollte ihn nicht mehr tragen  
Den schönen gelben Hut,  
Sie wollte sozusagen  
Voll prickelnden Übermut

Sich baren Hauptes bäumen  
Gegen das Anstandsgesetz.  
Sie wollte überschäumen —  
So, aus Hetz.

Da plötzlich, ein Ruck: „Zum Wohle!“  
Hut ab! Jetzt fließt sie leer,  
Hinein in die Neujahrsbowle —  
„O wenn ich wie früher wär!“

Nun steht sie in Schutt und Asche  
Der Mistkiste einverleibt.  
So geht es jeder Flasche,  
Die's übermütig treibt.

Lili Körber.

## Das unartige Hündchen

Von Andreas Thom.

Man hatte Gustav in einen achteckigen Kasten gesteckt, der unten ohne Boden war und oben ein Loch für den Kopf freiließ, gab ein Taggeld voraus und schickte ihn spazieren. Der Kasten war über und über mit Aufschriften und Bildern beklebt, die für eine neue Suppenwürze Reklame machte und der Welt Gesundheit, langes Leben und ein gemütliches Dasein versprachen, wenn sie diese und keine andere Würze verwendete. Es war ein lächerliches, einfältiges Geschäft. Man ging eine Gasse weit, blieb dann als Verkehrshindernis stehen, wurde gelesen und hatte seine Pflicht erfüllt. Gustav war froh, einen Verdienst zu haben, aber diese Beschäftigung freute ihn nicht. Er hätte lieber gearbeitet, in der Erde gegraben oder Steine

Joseph Roth:

## Keine Spur von einem Fox!...

### Sentimentale Reportage

Am Morgen stand vor dem Hotel ein Hund. Mit dem flüchtigen Blick eines Schriftstellers, dem Individuen vertrauter sind als Gruppen, Gattungen und Rassen, sah ich den Hund für einen Fox an. Er sprang an mir hoch, leckte meine Hand, erwartete, daß ich ihm etwas zum Spielen hinwerfe. Er hatte ein weißes Fell und unter dem linken Auge einen schwarzen Fleck. Während ich seine Ohren betrachtete, mit denen er wedeln konnte, gewann ich den Eindruck, daß es die Ohren eines Jagdhundes waren; und weil ich die Mischungen höher schätzte als die mühsam gezüchteten Abkömmlinge reiner Rassen (die auch durch Mischungen entstanden sind) und weil ich — vielleicht im Gegensatz zur Naturwissenschaft — glaube, daß die Ergebnisse einer zufälligen, unkontrollierten und obdachlosen Leidenschaft intelligenter sind, als die einer sorgfältig vermittelten Tierzucht, wurde mir der gleichgültige und fremde Hund sympathisch. Er war kein Fox. Aber er war ein Hund.

Kein Zweifel, daß er herrenlos war. Er trug zwar ein Halsband, aber keine Marke. Es war ein gutes, ledernes Halsband, mit kleinen quadratischen Metallplättchen verziert. Solche Halsbänder kaufen nur wohlhabende Hundebesitzer. Diese aber hängen auch Marken an die Halsbänder. Wenn der Hund zwar noch ein Halsband, aber keine Marke mehr besaß, so war anzunehmen, daß ihn sein Herr nicht verloren, sondern verlassen hatte. Ich nahm es jedenfalls an, weil ich nicht glaubte, daß der Mensch gut ist. Ich nahm an, daß der Herr den Hund gekauft hatte — in der Meinung, es sei ein Fox. Als der Herr aber sah, daß der Hund die Ohren eines Jagdhundes bekam, beschloß er, das Tier loszuwerden. Er führte es — es war noch jung und Millionen Gefährte

jeder Station von geschäftigen und vielleicht auch gehässigen Trägern gestoßen oder geworfen: das ist für einen kranken Hund zu viel. Ich hätte mich freilich um ihn kümmern, ihn vielleicht im Coupé verbergen können. Aber auch mein Herz hat nur menschliche Qualitäten.

Ich ging mit dem Hund ins Restaurant. Er bekam einen Knochen, Gemüse und Wasser. Den Knochen nahm er mit, als wir weitergingen. Wir kamen zur Polizei, in die „Abteilung für gefundene Gegenstände“. In einem kahlen und feuchten Zimmer saß ein Beamter an einem langen und breiten Tisch. Dieser Tisch, schwarzbraun, von Holzwürmern zernagt, von Millionen Federn zerstoßen, bildete zugleich die Barriere zwischen dem Beamten und dem Publikum. Um auf seinem Stuhl zu gelangen, mußte der Mann über den Tisch klettern oder durch eine verborgene, absichtlich geheim angebrachte Tür das Zimmer betreten, ähnlich, wie Schauspieler die Bühne. Es schien mir auch, daß der Beamte hinter dem Tisch gar nicht seinen nüchternen Beruf ausübte, sondern daß er eine Rolle spielte — eine Nebenrolle allerdings. Er saß vor einem schmalen Buch, einem Tintenfaß, einem grünen Federhalter — den einzigen Gegenständen auf dem breiten, wüsten Tisch — und er schrieb nicht einmal. Er wartete. Vielleicht verließ er dieses Zimmer überhaupt niemals. Vielleicht wartete er seit der Begründung der Polizei. Er hatte runde, goldbraune und sehr schnelle Augen. Sie erinnerten an die kleinen gläsernen Spielkugeln der Kinder. Nach allen Richtungen rollten sie hurtig — von allen Körperteilen, die den Beamten ausmachten, schienen sie allein frei und beweglich zu sein. Denn selbst die Hand, die der Beamte mit der Feder zum Tischen

dieses Gesetz zu handeln und heute noch abzureisen entschlossen sei, vielleicht mit dem Hund, wahrscheinlich aber ohne ihn. „Wie Sie wollen!“ — sagte der Beamte. Denn es war nicht seine Pflicht, mich von einer Übertretung zurückzuhalten. Ich war bereits erwachsen und konnte tun, was ich wollte. Er legte seine Sehkügelchen einen Augenblick auf mein Gesicht. Er sah mich an, wie einen, der ins Feuer rennt. Andere, nicht an Schreibtische gebundene, auf Automobilen dahinsausende Beamte waren dazu da, mich irgendwo zu ergreifen und den Gerichten zu überliefern. Ihm selbst blieb nichts mehr übrig, als dem Hund unter dem Tisch einen Fußtritt zu versetzen. Er konnte es sich leisten, weil es ja ein herrenloser Hund und ein gefundener Gegenstand war. Er mußte es sogar tun, denn wie sollte man einem Tier anders beibringen, daß es bereits eingetragen sei? Vielleicht benützte der Mann auch die Gelegenheit, mir zu zeigen, daß er noch einen Fuß bewegen könne. Denn er saß, wie gesagt, schon lange auf seinem Platz.

Auf der Straße riet mir ein Mann, ich sollte mit dem Hund zum Tierschutzverein gehen. Ich läutete an dem eisernen Gitter einer Villa. Auf der Stiege kam mir ein Herr entgegen, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte. Er verbarg es im Schatten, der den oberen Teil der Stiege verfinsterte. Ich sah nur seine Weste, seine dunkle Hose, seine roten Pantoffeln, ein Stückchen von seinen gelben Strümpfen. Ich hörte nur seine Stimme, eine sanfte, tiefe Stimme, aus einem eingefetteten Hals. Die Worte rollten auf geölten Rädern. Die Stimme wies mich ab.

Sie wäre zwar — sagte sie — der Präsident des Tierschutzvereines. Aber sie könne nur in der Saison, wenn die Engländer kämen, Tiere annehmen, für die sich unter den Kurgästen ein Käufer finde.

Ich fragte in den Schatten hinauf, ob es einen Tierarzt in der Nähe gebe. Ja, kam es zurück, aber einen, dem man zahlen mußte. Offenbar wurde oben angenommen, daß jemand, der einen falschen Fox gefunden habe, eine Konsultation zu bezahlen nicht imstande sei. „Ich werde bezahlen!“ rief

No. 4

1839

11



Da plötzlich, ein Ruck: „Zum Wohle!“  
Hut ab! Jetzt fließt sie leer,  
Hinein in die Neujahrsbowle —  
„O wenn ich wie früher wär!“

Nun steht sie in Schutt und Asche  
Der Mistkiste einverleibt.  
So geht es jeder Flasche,  
Die's übermütig treibt.

Lilli Körber.

## Das unartige Hündchen

Von Andreas Thom.

Man hatte Gustav in einen achteckigen Kasten gesteckt, der unten ohne Boden war und oben ein Loch für den Kopf freiließ, gab ein Taggeld voraus und schickte ihn spazieren. Der Kasten war über und über mit Aufschriften und Bildern beklebt, die für eine neue Suppenwürze Reklame machte und der Welt Gesundheit, langes Leben und ein gemütliches Dasein versprochen, wenn sie diese und keine andere Würze verwendete. Es war ein lächerliches, einfältiges Geschäft. Man ging eine Gasse weit, blieb dann als Verkehrshindernis stehen, wurde gelesen und hatte seine Pflicht erfüllt. Gustav war froh, einen Verdienst zu haben, aber diese Beschäftigung freute ihn nicht. Er hätte lieber gearbeitet, in der Erde gegraben oder Steine geklopft. Das verfolgte ihn sogar bis in den Schlaf hinein. Er hatte gestern erst im Traum einen Bleiberg abgetragen und heute das adriatische Meer mit einem Löffel ausgeschöpft. Und nun ging er spazieren, sah sich in einem Spiegelfenster und mußte selber lächeln. Immerhin war es doch ein Geschäft und wurde anständig bezahlt. Und es wäre alles gut gegangen. Doch da kam das Ereignis mit dem Hündchen in die Quere.

Es war lichtbraun wie dünne Schokolade, trippelte brav neben der Herrin, trug den Kopf hoch und ließ den Schwanz schleppen. Plötzlich blieb es stehen, schnupperte aufgeregt in die Richtung des Kastens, schien die Bilder zu betrachten oder selbst die Schrift zu lesen, schien sogar die Würze zu riechen, stürzte hin und wollte unbedingt auch etwas für die Suppe tun. Gustav im Kasten verscheuchte das Biest durch eine schreckliche Grimasse, streckte die Zunge heraus, pfauchte und zischte. Auch die Dame drohte mit dem Schirm. Aber das Hündchen fürchtete sich nicht. Es hatte eine Mission und war nicht davon abzubringen. Mochten die Menschen auch anderer Meinung sein, hier galt ein ewiges Gesetz: Wo du mußt, dort darfst du auch. Und Hündchen blieb sich selber treu. Es ließ sogar die Herrin sein und konnte nur eines nicht lassen. Der Kasten hatte es ihm angetan. Ob es nicht doch die Würze war? Man denkt von Hunden immer zu gering. Sie haben eine scharfe Witterung, und das ist vielleicht mehr, als wir gemeinhin glauben. Und dieses Hündchen war geschickter, ein Denker unter den Seinen. Es lief um den aufgeregten Menschen herum, ließ ihn sich drehen und wenden, war naturgemäß schneller als er und mußte früher ans Ziel kommen. Es kam auch. Und ein Blitz begoß den Kasten. Der Plakatmann hob wütend einen Fuß und gab dem Hündchen einen Tritt, daß es kopfüber in ein Rinnsal kollerte. Er traf nur leider auch den Kasten, daß er nach allen Seiten auseinanderging, und stand da, ein Mensch in Trümmern. Die Dame schrie Empörung. Ein Wachmann kam gelaufen. Aber Gustav lief schon längst.

Die Firma erlitt weiter keinen Schaden. Sie ging überdies zu einer anderen Reklame über, die völlig neu war und schon deshalb verblüffte; sie stellte ihre Suppenwürze so ausgezeichnet und delikater her, daß sich die Leute ganz von selber darum rissen und ein Plakatmann gänzlich überflüssig wurde. Die Konkurrenz war verzweifelt, denn das konnte und wollte sie nicht mitmachen.

Ich ihm etwas zum Spielen hinwerfe. Er hatte ein weißes Fell und unter dem linken Auge einen schwarzen Fleck. Während ich seine Ohren betrachtete, mit denen er wedeln konnte, gewann ich den Eindruck, daß es die Ohren eines Jagdhundes waren; und weil ich die Mischungen höher schätzte als die mühsam gezüchteten Abkömmlinge reiner Rassen (die auch durch Mischungen entstanden sind) und weil ich — vielleicht im Gegensatz zur Naturwissenschaft — glaube, daß die Ergebnisse einer zufälligen, unkontrollierten und obdachlosen Leidenschaft intelligenter sind, als die einer sorgfältig vermittelten Zucht, wurde mir der gleichgültige und fremde Hund sympathisch. Er war kein Fox. Aber er war ein Hund.

Kein Zweifel, daß er herrenlos war. Er trug zwar ein Halsband, aber keine Marke. Es war ein gutes, ledernes Halsband, mit kleinen quadratischen Metallplättchen verziert. Solche Halsbänder kaufen nur wohlhabende Hundebesitzer. Diese aber hängen auch Marken an die Halsbänder. Wenn der Hund zwar noch ein Halsband, aber keine Marke mehr besaß, so war anzunehmen, daß ihn sein Herr nicht verloren, sondern verlassen hatte. Ich nahm es jedenfalls an, weil ich nicht glaubte, daß der Mensch gut ist. Ich nahm an, daß der Herr den Hund gekauft hatte — in der Meinung, es sei ein Fox. Als der Herr aber sah, daß der Hund die Ohren eines Jagdhundes bekam, beschloß er, das Tier loszuwerden. Er führte es — es war noch jung und Millionen Gertiche verwirrten es — in eine abgelegene Straße, ließ es stehen, sprang in ein Auto und verschwand. Denn nicht alle Menschen denken so über Mischlinge wie ich.

Außerdem war der Hund krank. Über seiner Stirn war ein dünner, rötlicher Ausschlag verstreut — nicht häßlich, nicht ekelhaft, eher harmlos und vom Aussehen einer obligaten Kinderkrankheit — aber immerhin ein Ausschlag. Er roch nach einer Salbe, mit der man ihn noch jüngst behandelt haben mußte. Dieser starke Duft — er war wie Lavendel und Karbol — mochte die unerfahrene Nase des Hundes noch mehr verwirrt haben, so daß er nicht mehr nach Hause fand und einen fremden Menschen für einen bekannten hielt. Den Entschluß des Besitzers, den Hund zu verlassen, hatte diese Krankheit sicherlich gefestigt, wenn nicht hervorgerufen. Denn ich traue der Güte eines Menschenherzens noch immerhin so viel zu, daß es einen Mischling erträgt. Aber einen kranken Mischling gesund zu pflegen, und wäre es auch nur mit einer Salbe, geht über seine Kraft. Schließlich ist man nur ein Mensch.

Am Nachmittag dieses Tages mußte ich den Ort — ein Kurort in Südfrankreich — verlassen. Ich hatte eine lange Reise vor. Achtzehn Stunden in einem Güterwagen, an

neue Quantitäten.

Ich ging mit dem Hund ins Restaurant. Er bekam einen Knochen, Gemüse und Wasser. Den Knochen nahm er mit, als wir weitergingen. Wir kamen zur Polizei, in die „Abteilung für gefundene Gegenstände“. In einem kahlen und feuchten Zimmer saß ein Beamter an einem langen und breiten Tisch. Dieser Tisch, schwarzbraun, von Holzwürmern zernagt, von Millionen Federn zerstoßen, bildete zugleich die Barriere zwischen dem Beamten und dem Publikum. Um auf seinem Stuhl zu gelangen, mußte der Mann über den Tisch klettern oder durch eine verborgene, absichtlich geheim angebrachte Tür das Zimmer betreten, ähnlich, wie Schauspieler die Bühne. Es schien mir auch, daß der Beamte hinter dem Tisch gar nicht seinen nützlichsten Beruf ausübte, sondern daß er eine Rolle spielte — eine Nebenrolle allerdings. Er saß vor einem schmalen Buch, einem Tintenfaß, einem grünen Federhalter — den einzigen Gegenständen auf dem breiten, wüsten Tisch — und er schrieb nicht einmal. Er wartete. Vielleicht verließ er dieses Zimmer überhaupt niemals. Vielleicht wartete er seit der Begründung der Polizei. Er hatte runde, goldbraune und sehr schnelle Augen. Sie erinnerten an die kleinen gläsernen Spielkugeln der Kinder. Nach allen Richtungen rollten sie hurtig — von allen Körperteilen, die den Beamten ausmachten, schienen sie allein frei und beweglich zu sein. Denn selbst die Hand, die der Beamte mit der Feder zum Tintenfaß und dann zum Buch führte, bewegte sich nicht dermaßen, daß man sagen könnte, es wäre eine freie Hand gewesen. Es war, als könnte sie überhaupt keine andere Bewegung vollführen, als die von der Weste zum Tintenfaß und vom Tintenfaß zum Buch. Es war eine rötliche, dünne Hand mit blauen Adern und stumpfen Nägeln, und von den Fingern waren nur Daumen und Zeigefinger gebrauchsfähig. Die andern drei Finger hingen nutzlos an der Hand wie Berlocken. Der Arm steckte ebenfalls fest an der Schulter, nicht durch eines der üblichen Kugelgelenke mit ihr verbunden, sondern wie ein Riegel in sie geschoben.

Der Hund spielte unter dem Tisch mit dem Knochen. Zwar war er kein Gegenstand, aber er gehörte doch in die Abteilung für gefundene Gegenstände. Während der Beamte aber Brieftaschen zu behalten das Recht und die Pflicht hatte, blieb ihm, einem Hund zu bewahren, überhaupt keine Möglichkeit. Vielmehr bestimmte das Gesetz, daß ich, der Finder, den Hund 24 Stunden zu behüten, zu pflegen und zu ernähren habe. Meldete sich nach Ablauf dieser Frist der Eigentümer nicht, so konnte ich den Hund laufen oder töten lassen.

Ich sagte dem Beamten, daß ich gegen

Hand und ein gefundener Gegenstand war. Er mußte es sogar tun, denn wie sollte man einem Tier anders beibringen, daß es bereits eingetragen sei? Vielleicht benützte der Mann auch die Gelegenheit, mir zu zeigen, daß er noch einen Fuß bewegen könne. Denn er saß, wie gesagt, schon lange auf seinem Platz.

Auf der Straße riet mir ein Mann, ich sollte mit dem Hund zum Tierschutzverein gehen. Ich läutete an dem eisernen Gitter einer Villa. Auf der Stiege kam mir ein Herr entgegen, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte. Er verbarg es im Schatten, der den oberen Teil der Stiege verfinsterte. Ich sah nur seine Weste, seine dunkle Hose, seine roten Pantoffeln, ein Stückchen von seinen gelben Strümpfen. Ich hörte nur seine Stimme, eine sanfte, tiefe Stimme, aus einem eingefeteten Hals. Die Worte rollten auf geölten Rädern. Die Stimme wies mich ab.

Sie wäre zwar — sagte sie — der Präsident des Tierschutzvereines. Aber sie könne nur in der Saison, wenn die Engländer kämen, Tiere annehmen, für die sich unter den Kurgästen ein Käufer finde.

Ich fragte in den Schatten hinauf, ob es einen Tierarzt in der Nähe gebe. Ja, kam es zurück, aber einen, dem man zahlen müßte. Offenbar wurde oben angenommen, daß jemand, der einen falschen Fox gefunden habe, eine Konsultation zu bezahlen nicht imstande sei. „Ich werde bezahlen!“ rief ich empor. Und erfuhr die Adresse.

Es war aber bereits zehn Minuten nach vier, als ich zum Tierarzt kam. Seine Frau öffnete, erkannte sofort die schlechte Rasse des Hundes, zählte auch mich ihr zu und sagte: „Mein Mann arbeitet nur bis vier Uhr. Sie können ja lesen!“ — Es war eine hübsche, blonde, junge Frau, geschminkt, gepudert, das Haar gewellt, die Lippen geschminkt, so übertrieben, tadellos angezogen, als wäre sie bei sich selbst zu Besuch. Ich ahnte, während ich sie betrachtete, die peinliche Sauberkeit ihrer Zimmer, ihren Abscheu gegen Staub, Armut, Motten und Revolution, ihre Sparsamkeit, ihre eheliche Treue, den Mangel an Gelegenheit und den ständigen Verkehr mit Tierärzten, die nichts anderes waren als ihr Mann — denn die Frauen lieben den Wechsel der Berufe mehr als den der Männer. Ich sah sie zu früher Morgenstunde aufstehen, Nippesachen abstauben, Aschenbecher putzen, die von nackten Nymphen aus Kupfer gehalten waren, silberne Kaffeelöffel abzählen, Mittagessen vorbereiten, ich sah sie nach dem Essen im Schaukelstuhl sitzen und im „Echo de Paris“ lesen. In den zwei Minuten, die sie brauchte, um mich hinauszuerwerfen, erkannte ich sie und ihre Tugenden — denn im Gegensatz zum Hund gehörte sie einer ganz bestimmten Gattung an, einer Rasse, möchte ich sagen, deren Angehörige in allen Ländern der Welt die gleichen Eigenschaften auszeichnen.

Wir fanden einen andern Tierarzt, der bis fünf Uhr ordinierte. Es war ein kleiner, flinker, gefälliger Mann, er sah eher einem Schnellphotographen ähnlich. Während er den Hund prüfte, so schien es mir, daß er über eine günstige Art, das Tier aufzunehmen, und nicht über seine Krankheit nachdachte. Es sei nicht schlimm! — meinte er. Außerdem gäbe es einen guten Ausweg! Vor zwei Wochen sei ein neuer Tierarzt gekommen, ein städtischer, der die Hunde nicht töten lasse. Er käme jeden Tag zum Wasenmeister, pflege die Hunde bis zur Versteigerung. Seien sie aber unheilbar, so tötet er sie auf humane Weise.

Es blieb noch eine Stunde Zeit bis zu meiner Abfahrt. Ich begab mich mit dem Hund zum Wasenmeister. Es war ein großer, starker, heiterer Mann mit einer Amtsmütze. Dieses Lächeln — sagte ich mir — kommt nur von einem guten Gewissen. Dieser Wasenmeister sollte Präsident des Tierschutzvereines sein. Sein gutes Herz liegt ihm auf der Zunge. Die Hunde wissen ihn gar nicht zu schätzen. Er ist zu stark, um feig zu sein. Er ist zu simpel, um

## Große Wäsche



beim Elefantenwärter.

(„Marc' Aurelio.“)



schlecht zu sein. Sieh, wie sein Gesicht breit ist, ein Teller voller Güte. —

Der Hund aber — er stand zu tief, um das Angesicht des großen Mannes sehen zu können — roch an dem Wasenmeister nur tausend gefangene Hunde und nichts mehr. Der Hund ließ sich von ihm nicht auffassen. Ich selbst mußte das Tier in den Käfig sperren. Es nahm noch den Knochen mit. Ich gab dem Wasenmeister ein Trinkgeld und drohte, daß ich mich nach einigen Tagen nach dem Schicksal des Hundes erkundigen werde.

Ich fuhr weiter. Ich lebte, einer Arbeit hingegeben, in einer fernen Stadt im nördlichen Frankreich, eine Woche, zwei Wochen. Eines Tages begann ich an den Augenblick zu denken, in dem ich den Hund in den Käfig gesperrt hatte. Diese Erinnerung hatte gar keinen vernünftigen Anlaß. Sie kam wie ein stiller Wind. Vor meiner strengen Prüfung nahm sie zwar bald das Gesicht einer Sentimentalität an. Aber als ich noch strenger prüfte, fiel es mir schwer, eine „Sentimentalität“, zu definieren. Was war das? Vor Jahren habe ich drei Sturmangriffe erlebt. Einmal sah ich rings um einen Brunnen, der vom Feind „eingeschossen“ war, ein Dutzend toter Kameraden liegen. deren Durst stärker gewesen war, als die Furcht vor dem Tode. Ich erinnerte mich an die sterbenden Pferde an den Rändern der Wägen, die wir gezogen waren. Was war eine „Sentimentalität“? War die Reue über den Verrat an einem Menschen selbstverständlich und die über den Verrat an einem Hund „sentimental“?

Ich kam zu der Überzeugung, daß ich sozusagen sentimental sei. Und ich telegraphierte dem Wasenmeister. Wenn der Fox, am so und so vielten samt Trinkgeld übergeben, gesund und am Leben, so bitte ich um Bescheid, wann er gegen eine angemessene Belohnung abzuholen wäre. Ich bezahlte die Antwort.

Sie lautete — kurz und bündig, wie es der Stil der Wasenmeister erfordert: Pas de Fox. Das heißt: Kein Fox! Oder noch besser: Keine Spur von einem Fox! . . .

Und ich verstand den Sinn des Telegramms. In einem Brief hätte mir der Wasenmeister etwa folgendes mitgeteilt: Weil der Hund kein rassereiner Hund war, also kein Fox, also wahrscheinlich nicht zu verkaufen, habe ich ihn, der noch hätte leben können, getötet. Es ist nicht der erste Hund, es ist auch nicht der letzte Hund. Nur keine Sentimentalitäten! —

# So verdient man Geld!

Von Hans Hupka

Der Erfinder des „Loreley-Wunderhaarmittels“ war in Verzweiflung. Er besaß nichts als einen Riesenvorrat von Flaschen, in denen sich das „Loreley-Wunderwasser“ befand, und ein dickes Buch, in dem seine ehemalige weibliche Kundschaft aus allen Teilen der Erde eingetragen war. Die Flaschen lagen bereits jahrelang im Keller und das Kundenbuch lag vernachlässigt in der Schreibtischlade, war in einen Dornröschenschlummer verfallen und wartete auf den Prinzen, der es zu neuem Leben erwecken sollte. Der Prinz wäre in diesem Falle kein schöner, junger Mann, sondern ein Modeschrei, der die kurzen Haare der Frauen verdammt und kategorisch nach Wiedereinführung des weiblichen langen Schmuckes verlangt hätte.

Aber da kein Modeschrei erfolgte, da die internationale Damenwelt sich ohne diesen Schmuck sehr wohl fühlte, schlief das Kundenbuch in der Schreibtischlade, schliefen die Wunderflaschen im Keller, und nur der geniale Erfinder Eduard Klausner schlief nicht und zerbrach sich fast den Kopf, wie er aus dieser trostlosen finanziellen Lage herauskommen könnte.

Er dachte daran, daß er noch keine Miete gezahlt hatte, daß der Hausbesitzer jetzt an seine Tür anklopfen würde.

Und tatsächlich klopfte es an seine Tür. Schwankend stand er auf, öffnete und sah einen fremden Mann vor sich.

„Sie wünschen?“ fragte Klausner.

„Eintreten zu dürfen“, entgegnete der Fremde und schloß, ohne eine Antwort abzuwarten, die Tür hinter sich. „Ich möchte ein Geschäft mit Ihnen machen.“

Klausner taumelte. Das Wort „Geschäft“ hatte er viele Jahre nicht mehr gehört. Seit dem Tag nicht, als Frau Mode die Geburt ihres damals jüngsten Kindes, „Bubikopf“, in die Welt verbreitet hatte.

„Bitte, kommen Sie weiter“, sagte der Erfinder zitternd und führte den Gast in das Wohnzimmer. Dann wartete er angstvoll.

„Ich heiße Welling“, sagte der Mann, „und Sie sind doch Herr Eduard Klausner, der Erfinder des ‚Loreley-Haarmittels‘?“

„Ja, selbstverständlich natürlich. Sie wollen wirklich eine Bestellung machen?“

Wieviel Flaschen wollen Sie? Ich werde Ihnen in weitmöglichstem Maße entgegenkommen —“

„Sparen Sie Ihre Worte“, unterbrach ihn Herr Welling, „Ihr Haarmittel interessiert mich nicht.“

„Nicht?!“ Eduard Klausner sank in sich zusammen. Er war gebrochen. Dann aber sah er sein Gegenüber herausfordernd an: „Was wollen Sie eigentlich, mein Herr? Sie sprachen doch von einem Geschäft?!“

„Ganz richtig!“ Der andere zündete sich gemächlich eine Zigarette an. „Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß Ihr Haarmittel keinen Groschen wert ist.“

„Darum hätten Sie sich nicht herbeimühen müssen!“

„Geduld, nur keine unnötige Aufregung, mich interessiert also Ihr Haarmittel nicht.“

„Sonst habe ich aber nichts“, sagte Klausner traurig.

„Doch Ihre Kundschaft.“

„Meine Kundschaft?“

„Ja. Ich kaufe sie Ihnen ab.“

„Aber die ist doch genau so wertlos geworden, wie mein Haarmittel“, rief Klausner und bereute sofort seine Unüberlegtheit.

Herr Welling schien den Einwand überhört zu haben. „Als Geschäftsman besitzen Sie doch ein Kundenbuch?“

„Natürlich.“

„Wieviel Namen und Adressen sind darin?“

„Unzählige.“

„Das ist keine geschäftsmäßige Antwort.“

„Ich muß sie erst zählen. Ungefähr 50.000.“

Herr Wellings Miene erhellte sich. „Ich biete Ihnen pro Kundschaft zehn Groschen, das sind bei 50.000 fünftausend Schilling. Sind Sie einverstanden?“ Herr Welling wartete eine Erklärung Klausners nicht ab, er zog seine Brieftasche und entnahm ihr einen Tausendschillingschein nach dem anderen. Fünf Stück! Alle funkelneuen!

Eduard Klausners Augen gingen über. Er glaubte zu träumen und fand keine Worte.

„Also — einverstanden?“ sagte Herr Welling ungeduldig.

„Einverstanden“, stotterte der Erfinder und nahm die Banknoten in Empfang.

Er vergaß sich zu empfehlen — zu danken. Ungläubig, den Reichtum liebevoll betrachtend, sah er zum Fenster hinab auf Herrn Welling, der eben, das wertvolle Kundenbuch der ehemaligen Loreley-Haarmittelinteressentinnen unter dem Arm, um die Ecke bog.

Als Klausner sich so weit gefaßt hatte, daß er wieder sprechen konnte, sagte er nur: „So ein Narr!“ Dann vergrub er die fünf Tausendschillingscheine in seiner Brieftasche.

Zwei Monate später wandte sich der Narr, Herr Welling, an seine Sekretärin.

„Wieviel Kunden haben wir erledigt?“

„Genau die Hälfte, 25.000.“

„Und wie groß war die Einnahme?“

Die Sekretärin sah in dem Kontobuch nach: „27.652 Schilling.“

Herr Welling schmunzelte. Er nahm ein mit der Schreibmaschine bedrucktes Blatt Papier zur Hand und las:

Sehr geehrte gnädige Frau! Auf Grund langjähriger wissenschaftlicher Arbeit ist es mir wie keinem zweiten Astrologen möglich, Ihnen die Zukunft genauestens vorzusagen. Sie können Krankheit, Tod und Verderben entgehen, wenn Sie durch mich Einblick in Ihre Zukunft erlangen. Reichtum und Macht zu erwerben, ist dann in Ihre Hand gegeben. Nichts ist mir verborgen und Ihre Vergangenheit sehe ich ebenso klar wie Ihre Zukunft. Um Sie von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, will ich nun ein kleines Detail aus Ihrem Leben streifen:

Im Jahr 19 . . . litten Sie an beträchtlichem Haarausfall, den Sie überaus schmerzlich empfanden.

Ich glaube, diese kleine Probe beweist, daß ich imstande bin, genau Ihre Zukunft wie Ihre Vergangenheit wissenschaftlich festzustellen. Ich bin sicher, daß auch Sie ein Horoskop wünschen und bitte Sie deshalb um Einsendung des Rückportos und eines Spesenbeitrages von 2 Schilling. Hochachtungsvoll Andreas Welling.

Der „Astrolog“ legte zufrieden lächelnd das Blatt beiseite. „Also versenden Sie noch an die restlichen 25.000 dieselben Briefe, Fräulein. Und wenn das erledigt ist, dann schicken Sie, bitte, Herrn Klausner das wertlose Kundenbuch zurück. Vielleicht braucht er es noch einmal. Die Welt ist rund und dreht sich. Es könnte sein, daß das lange Haar und Eduard Klausners „Loreley-Wunderwasser“ wieder in Mode kommt.“



# Cochinchina.

Było to jednego z owych cudownych dni, które poprzedzają nadejście zimowych wakacyj i które bardziej lubilem niż dnie wolne od nauki, tak jak dziś wolę chwile wyjazdu niż długą podróż, kiedy nauczyciel powiedział:

„Chłopcy, kto z was ma pięć groszy, przyjdzie dziś po obiedzie do szkoły. Pójdziemy obejrzeć panoptikum!”

Podniosłem dwa palce i powiedziałem: „Nie posiadam pięciu groszy!”

Przez chwilę zapanowało milczenie, jak gdyby pan dyrektor przyszedł na wizytację. Nauczyciel odwrócił się plecyma do klasy, twarzą do tablicy, jak gdyby wierzył, że z niej spłynie matchnienie, że na jej matowej, czarnej powierzchni, niewidzialny anioł potrafi białą kredą wypisać dobrą radę. Musiało stać się coś podobnego, bo po chwili, nauczyciel odwrócił się twarzą do klasy i patrząc na mnie wciąż jeszcze stojącego powiedział:

„Siadaj tymczasem!”

Podczas pauzy przyszedł woźny i kazał mi iść do pokoju pana dyrektora.

„Pokaż twoje brudne palce!” — krzyknął pan dyrektor.

Wyciągnąłem obie ręce poziomo przed siebie.

Pan dyrektor schylił się trochę, aby się im przypatrzeć. Ale nie nałożył swego oprawionego w złoto cwikieru, jak to zwykł był czynić, ilekroć zamierzał coś poważnie zbadać. Wiedziałem już, że idzie o coś całkiem innego, niż o moje brudne palce.

„Pójdiesz dziś obejrzeć panoptikum za darmo!” powiedział pan dyrektor.

Może byłby jeszcze coś dodał, lecz w tej chwili zadźwięczał dzwonek, więc pan dyrektor bąknął tylko: „Idź do klasy”.

Poskrobałem jedną nogą o podłogę i odszedłem.

Popołudniu o trzeciej godzinie, kiedy zmrok zapadał, wyruszyliśmy w drogę.

Panoptikum znajdowało się w cichej, małej ulicy i wyglądało z zewnątrz jak zwyczajny sklep. Nad szklanymi drzwiami wisiała biało-czerwona chorągiew. Gdy otworzono drzwi, dzwonek zadźwięczał niby pozdrowienie. Przy wejściu siedziała dama, niczem siwowłosa królowa i sprzedawała bilety wstępu. Wewnątrz było ciemno i bardzo cicho. Gdy tylko oczy przyzwyczaiły się do ciemności, spostrzegłem skrzynkę, okrągłą jak karuzela, sięgającą do połowy wysokości pokoju, z otworami do patrzenia naokoło całego swego obwodu. Otwory w skrzynce świeciły jak kocie oczy w ciemności. Przeczynałem, że skrzynka była wewnątrz wydrążona i oświetlona. Na dole sączył się z jej wnętrza słaby, tajemniczy blask i rozplywał się po podłodze. Przed każdym otworem stał okrągły taburet.

„Siadać!” powiedział pan nauczyciel. Głos jego brzmiał tak jak w klasie, ale w ciemności nie był rozkazem, lecz jakby łaskawym zaproszeniem. Odsunęliśmy krzesła. Byłem za mały, więc nie usiadłem całkiem na krzesło, lecz przykleknąłem do połowy. Nos przycisnąłem do ściany skrzynki a oczy do otworu, oprawionego w metal.

Wewnątrz ukazały się krajobrazy

z Cochinchiny. Niebo było błękitne, nieskończone, promieniące. Był to błękit lata, który sprawiał wrażenie przesyconego słonecznym złotem i przez to bardziej jeszcze błękitnego. Zdawało się, że to błękitne niebo musiałyby jaśnieć nawet wtedy, gdyby nie dźwigało słońca. A tu na domiar słońce świeciło..

Po drugim obrazie zapomniałem już, że na dworze jest grudzień i deszcz rozpylony w powietrzu. Słońce ciekło ze skrzynki poprzez oczy do serca i równocześnie na świat. Nieruchomo, jak gdyby naturalne wieże sterczały olbrzymie palmy i rzucały krótki, południowy cień, który znaczył się ostro i czarno na żółtej ziemi. Biali mężczyźni w hełmach podzwrotnikowych stali jak przyklejeni, zatrzymani nagle w ruchu, z jedną nogą w powietrzu — czyniąc wrażenie, że dotkną ziemi, skoro tylko ukaże się następny obraz. Widać było nagie kobiety o krągłych piersiach jak piękne kule z brązu ale zbyt szybko znikały. Na biodrach miały niebieskie opaski, któreby napewno odpadły, gdyby było można zatrzymać jeszcze na chwilę ich obraz. Pokazywano szkołę pod gołym niebem. Ubrana i zapięta aż pod szyję nauczycielka z Europy uczyła całkiem nagie dzieci, które trzymały tabliczki łupkowe, siedząc w kucki na nogach. Tylko nauczycielka siedziała na podwyższeniu. Przewrócone drzewo służyło jej za katedrę. Widać było rybaków i kąpiących się, rowerzystę w kapeluszu a la Girardi, panią z powiewającą woalką podróżną, która unosiła się za nią w powietrzu jak dym za kominem parowca. Ilekroć zjawiał się nowy obraz, brzęczało coś w skrzynce, jak w starych zegarach, zanim zaczynają bić. Potem dawało się słyszeć ciche, jasne, wdzięczne uderzenie gongu. Następnie lekkie wstrząśnienie poruszało wiązaniem okrągłego aparatu. Coś jakby w rodzaju westchnienia z

wysiłku nad wyczarowaniem tego obcego, odległego świata. Błękit stawał się coraz intensywniejszy, biel więcej błyszcząca, słońce coraz bardziej złote, zieleni przechodziła w lazur. Kobiety nęciły coraz silniej a nagie dzieci roztaczały wdzięk niewysłowiony.

Po pół godzinie powtórzył się pierwszy obraz. Jak grudzień zabrzmiał głos nauczyciela: „Wstać!”

Oszołomiony podreptałem do domu. Zdawało mi się, że grudzień jest snem, który wnet minie a Cochinchina rzeczywistością, do której się wnet przebudzę. Tak pozostało właściwie przez długie lata. We mnie trwała Cochinchina jak w tej skrzynce.

\*\*

Przed rokiem w czasie Bożego Narodzenia zajechałem do małego miasteczka. We wąskiej uliczce spostrzegłem szyld z napisem: „Panoptikum”. „Cochinchina!” tryumfowało moje wspomnienie. Wszedłem — tym razem już nie zadarmo. Kosztowało 50 groszy dla dorosłych, do których, dziwnym zbiegiem okoliczności, należałem. Było tam prawie pusto. Skrzynka chrząkała, gong uderzał, zupełnie jak wówczas. Ale na obrazach nie było już Cochinchiny. Pokazywano Szwajcarię. — Niestety. — Zima. — Śnieżne wierzchołki. — Współczesny hotel z komfortem. Oparłem się na krzesło. Nieco dalej siedział jakiś pan. Patrzył, zdawało mi się z namiętnym zainteresowaniem. Co za nudziarz! — pomyślałem, pełen niemiłości. Akurat zimą!

Ale kiedy byłem na ulicy, stałem się łagodny i sprawiedliwy. Może i on kiedy był chłopcem, oglądał Szwajcarię za darmo, przed Bożym Narodzeniem, pomyślałem. Przecież każdy ma swoją Cochinchinę.

S. B

Tłumaczenie autoryzowane.

(autoryzowane tłumaczenie)  
M. J. M. d.

No. 4 (1834) 13



m. d

New Biederstein

General Schlotter

(an Post)

aus Herkunft dem Alten zugehören — und gerade die besten — durch eine Art geistige Mutation in unsere Welt herübergeschleudert werden und sich in die erste Reihe der Kämpfenden stellen. Gerade die sind es, die unsere Bewegung aus den engen Rahmen der Klasse herausheben und sie zu einer neuen Weltanschauung steigern!

In dem automatischen Folgschaftleisten der eigenen Klasse ist an und für sich wenig Revolutionäres. Dadurch, daß unsere Ideen es fertigbringen, Männer wie Zola, Krapotkin, Lenin, zu erobern — quer über alle äußeren Richtungslinien hin — manifestieren sie sich als neuschöpferisch, als revolutionär.

Martin Andersen Nexö.

\*

\*

\*

Lieber Gerhart Pohl! Ihre freundliche Aufforderung, mich an Ihrer Enquete über Zola und die Möglichkeiten seiner Wirkung auf die heutige deutsche Generation zu beteiligen, erreicht mich erst heute — und gerade in der Stunde, in der ich von der Hinrichtung Saccos und Vanzettis aus den Zeitungen erfahre. Vielleicht wird zu der Zeit, in der diese Zeilen Ihren Lesern vor die Augen kommen, der Zusammenhang zwischen dem Mord in Amerika und dem größten Diener der Gerechtigkeit in Frankreich nicht mehr so natürlich wie mir in diesem Augenblick und etwas willkürlich konstruiert erscheinen. Erlauben Sie mir dennoch, von dem Gedanken auszugehen, der mich während der ganzen qualvollen Lektüre der Berichte verfolgt: es gibt keinen Zola mehr in der Welt!...

Ich weiß nicht, ob er heute (nach dem Krieg) und in Amerika (dem Land der unbegrenzten Unmenschlichkeiten) den Mord verhindert hätte. Aber daß kein einziger Schriftsteller „von Weltruhm“ sich gerührt hat, ist für uns, Genossen dieser Zeit, mehr als beschämend: es könnte fast unsere Hoffnungen vernichten. Die Überzeugung, daß die Gerechtigkeit tot ist — in Amerika und in Europa — muß alle Herzen kalt und starr gemacht haben. Zola aber hätte auch den Mut gehabt, für eine aussichtslose Sache zu kämpfen. Denn es war sein Glaube, daß die Zukunft die Sünden der Gegenwart rächt — um sie auszulöschen; und daß diese Zukunft den Armen von heute gehört, den Elenden.



Nur Blinde können glauben, daß mit der „rein literarischen“ Wirkung eines Mannes nicht eng zusammenhängen: seine Leidenschaft, an der sogenannten „Aktualität“ teilzunehmen; seine Liebe zum Tag und alles, was zu ihr gehört: das Volk, die Bitterkeit der Armut und die Härte des Reichtums und seiner Gesetze. Niemand kann sich über die Erde erheben, auf der er lebt. Es gibt keine Grenze zwischen einer Stellungnahme zu den öffentlichen Gemeinheiten und einer tapferen „zur Ewigkeit hingewendeten“ Arbeit. Ein Mensch, den ein Zeitungsbericht über eine Schändung der Menschlichkeit nicht unmittelbar zur Tat ruft, kann nicht mehr das Recht haben, über Gesichter und Handlungen von Menschen zu schreiben. Zola hat aus leidenschaftlicher Achtung für die Wirklichkeit die Grenze zwischen dem „Profanen“ und dem „Edlen“ aufgehoben. Jene verlogene Grenze, von den ewigen Reaktionären errichtet. Denn es ist ihre Eigenschaft, „Heiligtümer“ zu errichten, um Eintrittskarten zu verkaufen. Zola war der erste europäische Schriftsteller ohne Schreibtisch, als Instrument der Eingebung, der erste Romancier mit dem Notizbuch. Der erste Dichter auf der Lokomotive.

Ich glaube, daß er dadurch gerade Deutschland ein Beispiel sein kann. Denn unsere Autoren sind die Dichter am Schreibtisch. Wir haben die Fabel von den blinden Sehern und dem Fluch der professionellen Ästhetiker. Wer von den deutschen berühmten Schriftstellern hat sich um schwarze Reichswehr, massakrierte Arbeiter, bayrische Justiz, Pommern und die Herren von Kähne gekümmert? Wie viele Dreyfus-Affären hatten wir seit 1918? Wer von den berühmten Männern hat schon einen Lokomotivführer angeschaut? Konstruiert haben sie sich manchmal einen.

Nicht sie haben das Recht, den Zolaschen „Naturalismus“ „flach“ zu nennen. Er war die literarische Form eines starken Glaubens an die Kraft der Wirklichkeit. Nur durch eine minutiöse Beobachtung der Wirklichkeit kommt man zur Wahrheit.

Ich bitte Sie und Ihre Leser um Entschuldigung für diese hastigen Sätze und bin mit kameradschaftlichem Gruß Ihr

Joseph Roth.

1956

Polemide



# Irrtümliche Rechtgläubigkeit

Mein Besucher, eine ausgemergelte Gestalt, seit Jahren mit kürzeren Unterbrechungen arbeitslos, ist nicht wenig aufgebracht, daß die Fraktion in der Bundesversammlung der neuen Militärorganisation zugestimmt habe.

„Das ist glatter Verrat. Der Sozialismus ist immer antimilitaristisch gewesen. Am liebsten würde ich davonlaufen.“

„Nur sachte mein Freund. Solche Sprüche konnte man einst klopfen. Es hat sich in der Welt einiges verändert. Sogar die Kommunisten haben das bemerkt. Ausgangspunkt für alle Arbeit am Sozialismus und für den Sozialismus ist doch die Demokratie. Wie willst du diese verteidigen?“

„Willst du die Demokratie verteidigen mit einem Offizierskorps, das die Demokratie am liebsten morgen schon abschaffen würde? Hast du noch nie von den Wille, Guisan usw. gehört? Alles bäumige Demokratien! Du hast eben selber die wahre Demokratie aufgegeben!“

„Ich zweifle nicht daran, daß es in der Schweiz einige Hundert „verseuchte“ Offiziere gibt. Aber auch von diesen wird nur ein Teil und sicher ein kleinerer nicht gerne das letzte auf sich nehmen, die Schweiz als geographischen und traditionellen Begriff, auf äußerste zu verteidigen. Und bei den andern überstiehest du vollkommen, daß es so etwas wie eine Ehre, sagen wir eine Berufslehre, gibt. Ich glaube, daß nicht ein einziger diesem feilschen Zwang entschließt. Damit verteidigen sie aber auch, ob sie nun mit Begeisterung wollen oder nicht, unsere Demokratie. Diese müßten die Anhänger der Diktatur vorher auf dem Wege eines Staatsstreiches abschaffen. Das scheint doch nicht gerade sehr wahrscheinlich?“

„Sage mir lieber, in was denn eigentlich deine Demokratie bestehen soll. Es scheint mir, du hast den wirklichen Sozialismus bereits über Bord geworfen und willst dafür eine Fiktion verteidigen! Meine Demokratie besteht zum Beispiel darin, daß ich seit drei Jahren eine Demütigung an der andern einstecken muß. Nicht einmal die Zähne kann ich mir machen lassen. Auf der Fürsorgestelle muß ich mich fast aufs Hemd ausziehen. Hast du eine Ahnung! Du bist eben — ein Versorger.“

„Du willst also die Demokratie verantwortlich machen für das Geschick der Arbeitslosigkeit? Da machst du ja den gleichen Denkfehler, den die deutschen Arbeiter gemacht haben. Sie haben die Demokratie aufgegeben in ihrer Wirtschaftsnot. Dabei hatten sie zumeist Demokratie, sie hatte zum Wirtschaftlichen nichts zu sagen. Sie machten die Weimarer Verfassung zum Sündenbock — weil sie nicht verstanden, diese zum Ausgangspunkte wirtschaftlicher Demokratie zu machen!“

„Höre auf mit Sprüchen: Ein darbenender, herumgetroffener Mensch hört auf mit Philosophieren. Er sieht nur noch seine Not — und die Versager. Auch bei uns! Die Versager und den Verrat.“

„Aber nun! Du teilst Verrat aus wegen der Landesverteidigung, dabei ist ganz deutlich herauszumerken, daß du in deiner Not einen Führer innerlich akzeptieren könntest. Da können wir nun weit auseinander. Darum verzeihst du nicht, warum die verantwortlichen Genossen die Demokratie verteidigen. Selbstverständlich muß sie dir helfen, daß du wieder arbeiten kannst! Sie muß aber wieder dein Lebenselement werden, das Ideal der wirklichen Selbstregierung des Volkes immer näher zu erreichen.“

„Du wirst nicht behaupten wollen, daß wir der Demokratie zusteuern, wenn wir den kapitalistischen Militarismus unterstützen?“

„Nimm es mir nicht übel, aber laß dir sagen, daß du dich in einem merkwürdigen Widerspruch bewegst. Du warst nun seit bald 20 Jahren in der Partei, Gewerkschaft, in der Genossenschaft immer im Vordertreffen. Du hast dich mit einem Maximum von Opfern gegen alle wirtschaftliche Vertiefung gewehrt, zweimal deswegen die Stelle verloren. Und

nun willst du aus vermeintlicher sozialistischer Rechtgläubigkeit dich und dein Land — ob du nun willst oder nicht — der Sklaverei ausliefern. Du kennst den ersten Leitsatz im Manifest von der Vereinigung aller Deutschen zu einem großdeutschen Reiche. Das willst du nicht, wir alle wollen es nicht. Also! Und was nun die vermeintliche Rechtgläubigkeit betrifft, so hat gerade Viktor Adler festgestellt, daß jedes Volk das Recht habe, sich für seine staatliche Selbständigkeit zu wehren. Keinem Volk könne zugemutet werden, mit Bewußtsein eine Niederlage zu erdulden. Und Saures hat noch deutlicher geredet und festgestellt, daß das Proletariat keiner Lehre der nationalen Knechtschaft zustimmen kann. Laß dir die Stelle vorlesen, die viele angeht:

„Sich gegen den Despotismus der Könige, gegen die Tyrannei der Herrenklasse und der Kapitals empören und sich dabei das Recht der Erhebung eines fremden Militarismus auferlegen lassen, das ist ein so kindisch kläglicher Widerspruch, daß ihn beim

# Antwort an Herrn Josef Roth („Neues Tagebuch“)

Lieber Herr Roth!  
Sie haben an „Das Neue Tagebuch“, Nr. 42/1936, einen offenen Brief geschrieben, in dem Sie erklären, warum kein Artikel mehr dem Gehege Ihrer Schreibmaschine entrinnt. Um es kurz zu sagen, und nicht etwa, weil Sie es in der Zwischenzeit wieder vergessen hätten, sondern weil sich nicht jeder Leser dieses Blattes ein „Neues Tagebuch“ kaufen kann: Sie haben resigniert, weil es Ihnen nicht mehr gelingt, auch nur an den „Rest des europäischen Gewissens“ zu glauben. Sie haben resigniert, weil Sie der — sicher nicht irrigen — Ansicht sind, daß die Vergewaltigten von heute ... vernünftigen Zuspruch ebenso unzugänglich sind, wie die Tyrannen ... Niemals —, schreiben Sie —, sind die zur Vergewaltigung Ausertorenen so keuflich den Vergewaltigten entgegengekommen! Niemals hat es einen so großen Andrang des Schlachtwiehs zu den Opfern, stätten gegeben! ... Welch ein Gewimmel in dieser Welt, eine Stunde vor ihrem Untergang! Die Minister, die Kaufburden Europas, rennen von einem verlorenen Posten zum andern, und neues Unglück blüht aus den Ruinen! Sie bemerken nicht minder richtig, daß alle Staaten „freundschaftliche Beziehungen“ zueinander unterhalten, die darin bestehen, daß ein freier Schriftsteller das Oberhaupt eines Staates nicht einmal dann einen Rohkäuser nennen darf, wenn es zufällig wirklich einer ist. Sie plaudern von Nichteinmischung und Einmischung, und Sie sehen alles leider sehr richtig. Nur — verzeihen Sie — eine Kleinigkeit übersehen Sie. Bitte nochmals um Entschuldigung: Ich selbst.

Zugegeben, daß die Welt größtenteils geworden ist, gegeben, daß der freie Schriftsteller wie jeder freie Mensch zur Zeit allgemein in einer Weise terrorisiert wird, die jeder Beschreibung spottet, zugegeben, daß eine Verwirrung der Geister herrscht, die mit Geist nicht das geringste zu tun hat, alles zugegeben! Nur nicht, daß Menschen, die noch den Gedanken wie das Wort zu meistern verstehen, das Recht haben, zu resignieren.

Es gibt — meiner unmaßgeblichen Meinung nach — keinen einzigen Menschen, der sich als Mensch und der menschlich empfindet, auf den die Welt, in dem Zustande, in dem sie sich nun einmal befindet, verzichten könnte. Die Staatsmänner aller Art haben abgewirtschaftet; den Erfolg dieser seltsamen Machenschaften, die irrtümlich mit dem Namen „Politik“ belegt werden, werden wir alle noch erleben. Nicht erleben werden wir, was nachher kommt. Aber gerade weil wir das nicht erleben werden, ist es unsere Aufgabe, dafür nach unsern besten Kräften den Versuch zu machen, das Schicksal einer Zukunft zu gestalten,

ersten Mann alle Kräfte des Instinktes und der Vernunft hinwegsetzen müßten ... Niemals wird ein Proletariat, welches der Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit und damit auch der Verteidigung seiner eigenen freien Entwicklung entsagt hätte, die Kraft besitzen, den Kapitalismus zu besiegen ...

„So bleibt uns also nur das Duden auf allen Gebieten übrig?“

„Aber gar nicht! Nach wie vor wollen wir in der Demokratie für die Erfüllung sozialer Postulate kämpfen. In der Armee wird der Geist der Ausschließlichkeit abbröckeln. Und wenn wir mit anderen Organisationen zusammengehen, so ändert auch das nichts an der Grundidee, das volkswirtschaftliche Einkommen gerechter zu verteilen und Ueberverteilung auszuschließen. Ich sehe gar keine Gefahr, wenn wir den Vaterlandsgebotenden genügend vertiefen. Dazu aber müssen wir nun den Mut aufbringen. Im Moment, wo wir offiziell zur Landesverteidigung stehen, müssen wir auch wissen, was wir verteidigen. Was die deutsche Sozialdemokratie getrieben hat, war Sozialimperialismus. Wir aber wollen unser Land lieben, weil es ein Land der Freiheit ist und bleiben soll!“

Jetzt schon den Keim für diese Zukunft und ihre Entwicklung zu legen.

Wollen Sie bitte nicht vergessen, daß auch der Ungeist nicht von heute auf morgen aus Ader genommen ist, nein, daß er in zäher, sturer Wiederholung sich langsam einfräß in die Köpfe eines Volkes, das von jeher keine Dichter und Denker erst dann zu verehren pflegte, wenn sie tot waren. Und es ist das Zeichen gerade der sogenannten „Dichter und Denker“ aller Völker, daß sie das zu sagen sich erlaubten, was sie für wahr hielten.

Sie können darauf erwidern, daß es verboten sei, die Wahrheit zu schreiben. Es war immer verboten, die Wahrheit auch nur zu sagen. Und sie ist doch immer wieder gesagt worden, und sie hat doch — ich weiß schon: immer gerade dann, wenn sie nicht mehr wahr war — die Welt stets ein winziges Stückchen vorwärts gebracht, sie hat z. B. aus der Utopie der Freiheit schon eine Illusion der Freiheit geschaffen. Und der Weg von der Utopie bis zur Illusion ist weiter als der von der Illusion zur Wirklichkeit.

Sie wissen, was falsch gemacht worden ist. Das ist ein Grund, es nicht falsch zu lassen, denn vom Glauben an das „Besserwissen“ der „Fachleute“ sind Sie wie Millionen Menschen gründlichst geheilt. Also müssen Sie selbst eingreifen. Es wäre das eine große, eine sozialisierende Aufgabe der Emigration gewesen. Aber es wäre unrecht von uns, weil die Emigration aus Deutschland verjagt hat, nun als freie Menschen die Hände in den Schoß zu legen und zu resignieren.

Ein jeder Staat hat ungezählte Menschen, die das Wort nicht so beherrschten, daß sie ihre Gedanken so auszudrücken verstanden, um sich verständlich machen zu können. Diesen Menschen müssen die andern helfen, die wieder mamiell (ohne Ihnen, den ich trotz Namensvetterschaft zu kennen nicht das Vermögen habe, zu nahe treten zu wollen) nicht so ganz auf der Höhe sein dürften.

Nicht den sieben Weltweisen schreiben Sie Ihre Thesen, nein: gerade die sieben Weltweisen verhindern, daß Ihre Thesen zu denen dringen, für die sie bestimmt sind. Es ist kein Fehler, den Glauben zu verlieren, jeglichen Glauben, denn aus dem mangelnden Glauben wächst die Erkenntnis. Aber es ist — vielleicht die einzige — Sünde, gegen die Erkenntnis zu handeln. Sie erkennen und wollen sich freundlich zu den bereits vorhandenen sieben Weisen als achter zurückziehen. Aber der werfeste Weise ist nur ein Narr, wenn er den Kontakt mit der Menschheit verliert. Ganz gleich, wie sie scheint; und wie sie ist, weiß sie doch selbst erst nachher —

Für dieses „Nachher“ sollen Sie und alle, die es können, Worte von „unmittelbarer, aktueller Kraft“

schreiben. Dann werden Sie nicht mehr fragen: „Was soll mein Wort gegen Kanonen, Lautsprecher, Mörder, törichte Minister, ratlose Diplomaten (Wo es doch ihr Beruf ist, ratlos zu sein! R. R.), dumme Interviewer und Journalisten, die durch den Nürnberger Trichter die ohnehin verworrenen Stimmen dieser Babel-Welt vernehmen?“ Denn dann wüßten (nicht glaubten) Sie, daß jedes einzelne Wort dazu dient, das zu vollbringen, was einmal ein Eidgenosse mit „unmittelbarer, aktueller Kraft“ in die Worte gekleidet haben soll: „Der Freiheit eine Gasse!“

Er ist daran gestorben, und es ist nicht gesagt und reichlich unwahrscheinlich, daß es uns besser gehen wird. Denn heute noch ist die Welt so töricht, daß sie noch nicht erfährt hat, daß der Mensch zum Leben und nicht zum Sterben geboren wird. Und auch diese Dummheit beruht nur auf dem Mangel an Freiheit, die den Mangel an Vergleichsmöglichkeit in sich schließt.

Die Freiheit aber hat eine Eigentümlichkeit: Wir müssen sie bei uns selbst beginnen, wir müssen so frei sein, frei von uns zu werden, uns selbst mit fremden, ein wenig ironisierenden Augen betrachtend, und dabei vielleicht feststellend, daß wir zwar kein „Gefreiter des Weltkrieges“, möglicherweise aber „Gefreite der Weltgeschichte“ sind.

Es ist die Kunst des Schreibenden, das, was man nicht hören will, so zu sagen, daß es doch gehört wird. Es ist die Kunst der Redakteure, diese Möglichkeiten zu schaffen. Und es ist die Kunst der Diktatoren (mit und ohne Parlament), diese Arbeit mit allen Mitteln zuzuhanden zu machen.

Wollen Sie wirklich zugeben, daß Diktatoren größere Künstler wären als Sie? Wollten Sie das, dann wären Sie kein Künstler. Ich, aber weiß — und glücklicherweise (für Sie) nicht ich allein —, daß Sie einer sind.

Gehen Sie, Josef Roth, und entschuldigen Sie sich bei sich selbst, daß Sie sich selbst verleugneten. Mögen Sie sich verzeihen.

Nicht resignieren! Nein: Frei sein! Und ohne Resignation würdevoll!

Die Welt wartet auf Sie, und wenn beide Teile es auch nicht wissen, sie tut es doch, denn sie wartet auf jeden einzelnen, der die Sehnsucht nach Freiheit hat, wartet darauf, um sie einstmals zu erfüllen.

Sie wartet u. a. auf Ihren nächsten Artikel, und bei den Wartenden befindet sich u. a. Ihr

Robert Roth.

# „Arische Solidarität“

Der Schutzpatron der Eisenegger-Heil-Hiller-Eidgenossen in der Nazi-onaten Front des Herrn Millionärs Henne, der arische Forscher mit dem friedlichen Namen F l e i s c h h a u e r in Erfurt, unterhält auch ein Hilfskomitee „Arische Solidarität“. In einem offenbar an einen größeren Kreis versandten Beteiligungsbrief unterzeichnet „mit pan-arischem Gruß (!)“ wird Fleischhauer für milde Gaben an einen Schweizerischen Mittkammer. Es heißt da:

„Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, hat ein Schweizerbürger, dessen Namen ich heute nicht nennen möchte, den Angeklagten im Berner Zionisten-Prozess um die Echtheit der „Protokolle der Weisen von Zion“ zur Seite gestanden und hat für diese die umfangreichen Arbeiten erledigt. Er hat sich ferner dem „Welt-Dienst“ in ureigenemüßiger Weise zur Verfügung gestellt, als der „Welt-Dienst“ sich veranlaßt sah, die angeklagten Schweizerbürger nicht allein zu lassen gegenüber der jüdischen Ueberlegenheit. (!)

Nun ist geschehen, was hier zu geschehen pflegt: Man will den eidgenössischen Kämpfer vernichten, durch Hunger müde machen; er hat seine Stelle verloren und findet keine neue.

Der eidgenössische Kämpfer hat Frau und Kinder und darf mit diesen nicht dem Hunger ausgeliefert werden. Es ist also unsere Pflicht als Arier, ihm beizustehen. Soweit Deutschland in Frage kommt, haben wir versucht, ihm zu helfen, indem wir seine

ROMAN VON ALEKSIS KIWI

# DIE 7 BRÜDER

A. p. o.: Laßt uns vorsichtig sein. Mir war, als hörte ich vorhin ein heiseres Brüllen dort von dem Hügel her. Sie sind, glaube ich, nicht weit von uns entfernt. — Aber was sucht Gero da unter dem Stein? G. e. r. o.: Hier ist eine Otter in der Höhlung unter dem Stein.

J. u. h. a. n. i.: Ist das möglich? G. e. r. o.: Bestimmt. Ich sehe die Spuren hier im

se zu mit betäubendem Gebrüll. Mit aller Kraft schlugen die Männer auf sie los, und es erhob sich ein furchterlicher Kampf. Mit ihren starken Stangen hieben die Brüder rechts und links, spalteten ein paar gehörnte Köpfe, und zwei Ochsen lagen schon auf dem Boden, mit den Beinen in der Luft rudernd. Tod und Verderben drohte den Brüdern. Timo fiel um, und schon bäute sich ein Ochse, um seine Brust zu durchbohren,

wenn sie an das Gefäße dachten, das wie eine Windhose sich ihnen nahte, eine Weile unter ihnen tobte und plötzlich wieder erlosch. Mit Entsetzen sahen sie die Zahl der Tiere, die vor ihnen auf der blutigen Erde ausgestreckt dalagen, der gewaltige Fürst des Lannenwaldes und sieben fette Ochsen. Sie selbst waren tüchtig mitgenommen, besonders Aapo, Juhani und Timo. Aber alle standen sie noch aufrecht auf den Beinen. Sie standen da mit ihren Stangen, leuchtend und schwindend und starrten sich gegenseitig wortlos an.

Aber kaum hatten sie etwas Luft geschnappt, als eine neue, viel größere Gefahr sich ihnen näherte. Nach der Windhose kam ein Wirbelsturm. Es war, als nahte jetzt die letzte Stunde der Welt. Die Erde dröhnte wie von einem Erdbeben, der Wald trachtete, und ein unbeschreibliches Wutgebrüll erfüllte die stille Luft des Abends, als dreiunddreißig wildgewordene Ochsen im

der Wintersturm den Schnee in Wolken in die Luft wirft. In fliegender Hast liefen die Brüder, tödliches Entsetzen im Herzen, sie glaubten das letzte Wegstück ihres Lebens vor sich zu haben.

Da tönte aus Aapos Mund ein Ruf: „Die Ranzgen herunter, aber behaltet die Büchsen!“ So sprach er, und sechs birkentrindene Ranzgen fielen sofort zu Boden, nur noch nicht gewillt, ihm loszulassen. Dieses Kunststück half aber nicht viel, denn immer näher kam das furchtbare Getrampel und das Gebrüll. Wieder rief Aapo mit verzweifelter Stimme: „Zum Teufelsstein, zum Teufelsstein!“ Er meinte einen gewaltig großen Steinblock, der im tiefen Dödwald lag. Dahin liefen nun die Brüder, standen bald an seinem Fuße, und wie die Ränze schossen Männer wie Hunde auf seinen Rücken. Weit flogen die Moosfetzen, als ihre Fäuste sich an die Steinanten festtrakteten. Ihre Nägel schlugen fester, zäher und schärfer, als je die trum-



AR 1764 4/1

Joseph Roth Collection III

Publishers A-L 547/7

COMPAGNIE PUBLISHERS A-U, 1929, 1930

2-15



**P**

Nr. 19070

Datum 16. April 1937

Ihre Rimesse erhalten und im Sinne Ihrer bezüglichen Angaben  
verwendet zu haben, bestätigt:

Jochim Dolven

Drucksache

Frankatur

Schweizerische Kreditanstalt

Zürich

Postfach Sihlpost 590





Frutelli-Treves Mailand

Mios. ~~West.~~ <sup>aus.</sup> Kopenhagen  
11. Nov. um 16/41 33 find 11/23. 2  
gedr. ~~West.~~ <sup>aus.</sup> Abrechnung  
vorhanden.

HOTEL RESTAURANT  
FOYOT  
PARIS  
HOTEL L. 1820.  
TELEPHONE  
DANTON 57.37  
RESTAURANT DANTON 57.39  
R. D. SENE 47.303

Gylden Dolske Bogh. Kopenhagen

Radezygnerapp. <sup>aus.</sup> Kopenhagen  
Kun. 800 -

Woll. Juli 24 Abrech. über Herrschaft 1943  
geben. ~~West.~~ <sup>aus.</sup> Abrechnung jenseit nicht  
vorhanden.

Luigs Ebers Forlag Bg. Kopenhagen.

Mios. <sup>aus.</sup> Kiep. 400kr.

Aus 6. Nov. 33 Abr. an Oronthe, ~~von~~  
mir 252.23 gedruckt Fred.

The Viking Press New York, Johnsen in London

Mios } <sup>aus.</sup> Kiep. }  
Radezygnerapp. }  
aus. an Kiep. für Radezygnerapp  
8500, vorher 8500 an Oronthe  
Hilff zahlen. 17/11 33. \$500 z. Rate  
i. Taus. Mios 565. - & Forplap an  
Rate durch Heinemann = 885 =  
an Oronthe Sch. Fr. i. ~~10~~ 36  
am 31/12. 33. war in Radezygnerapp  
in gedruckt. \$399.25.  
am 31/12 33 Zahl. für Mios. \$278.57  
an Oronthe Sch. Fr. = 889.84  
Abr. Rad. M. 30/Apr. <sup>34</sup>/ingedruckt \$229.58  
31/Okt. 34 - \$65.38  
betreff. Abrech. nicht vorhanden  
Abr. Herr. 30/Apr. \$11.09 hat Oronthe  
wollen? X  
31/Okt. März 2. - 51

Keine  
Verträge

W. de Haan Utrecht

Mios, aus Kopenhagen  
[Haan April, 30p nicht versandt  
betreff.]



Librairie Plou Paris.

3

✓ Radeguy mappe Aug. Kiegnen  
N. 600-

Vulay Raj Warffan

~~1000 Kiegnen~~

N. 600

} N. 400

} Aug. Kiegnen

✓ ~~1000~~ (Radeguy mappe) } 400, resp. 500 Aug.

Librairie Valois Paris.

✓ Niob, Aug. Kiegn. 2000. Fr.  
Hout 27X, 33, 2ap.

Fr. 2470 my ingent

Recht + Lint am Kiegn. 3000 Fr.

Rebellion am Kiegn. 4000 Fr.

Dr. Hagerup Kopenhagen

✓ Niob. Aug. Kiegn. N. 300-

Hoy Nordvis

✓ Niob. Aug. Kiegn. N. 600-

Vulay Kaldor Nordvis

✓ Niob. Aug. Kiegn. N. 400-

franc Kiegn

Companie  
Publicatied  
Cen 7

Oorrente wissel			
Viking Pers. 17/11/33.	Schw. Fr.	1065.36	̄
do 21/8.33.	-	889.81	̄
Bengorad Markt. 23/4.34		76.55	
Fliksch £ 8400	22	1173.30	
-	81400. für Fleu.	4378.50	
		<u>7583.52</u>	

Landhoff verrechnet 7628.35  
 e. f. 44.83 ungenutzte, wnt. die voll  
 er von Oorrente 2000 Fr. er bezahlt  
 lassen hatte, die Oorrente für  
 sagen Pos. I + II 1955.17

Guthaben Oorrente 44.83

Am 26. May 34 pfordt Landman, dass  
 Oorrente bis zu diesem Termin 2461.48 Fr.  
 erhalten haben.

1/ Von wem wissel die Firma also.

2461. -  
 1955.17 1955.17 505.83?

2/ In Oorrente werden er Käufge  
 und Roll. führung 1500

3/ Hat Oorrente ein Prop (Carbon)  
 + Wasser (Roj) gesch erhalten?  
~~das ist nicht möglich~~



A

6 octobre 1934

A H L E N & Söners Förlag  
Ringvägen 100  
S t o c k h o l m 20 (Suede)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "Radetzkymarsch" a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez ci-apres:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paiements, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "Radetzkymarsch" a Monsieur Joseph Roth.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.

*Levial with  
la autovante.*



# ÅHLÉN & SÖNERS FÖRLAG

RINGVÄGEN 100 • STOCKHOLM 20

POSTGIRO 25

TEL.: NAMNANROP ÅHLÉN & HOLM



TELEGRAMADRESS: AHLENBOOK

STOCKHOLM 29 sept. 1934

Orcovente S.A.R.L.  
44, Rue de Lisbonne,  
Paris /8:e/

Joseph Roth: Radetzkymarschen / Radetzkymarsch./

Per 31/12 1933 verkaupte - - - - - 303 Ex.  
Am 21/1 1934 Rechnung abgelegt über - - - 86 "

Per 31/12 1933 sollen über fernere ----- 217 Ex. Rechnung ab-  
gelegt werden.

217 verkaupte Ex. à Schw. K:r 7:50                      Schw.K:r 1.627:50

7  $\frac{1}{2}$  % Royalty - - - - - Schw.K:r 122:06

Per 29/1 1934 Rechnung abgelegt                      "                      48:38

S:ma Schw.Kronen 170:44

Anzahlung à Konto bei unterzeichnung  
des Kontraktes am 19 dez.1932.- - - - Schw.K:r 1.185:75

durch R.M. 900:--

Laut dem Kontrakte vom 12/12 1932 sollen wir alljähr-  
lich am 15 Januar und 15 Juli Rechnung ablegen. Da wir aber  
von den Buchhändlern frühestens am 30 April jedes Jahr Rechen-  
schaft über den Verkauf des vergangenen Jahres erhalten, und  
wir unsererseits vor Erhalt der Buchhandelsverrechnung den  
Verfassern oder ihren Bevollmächtigten keine Rechnung ablegen  
können, wären wir Ihnen dankbar, wenn das Verrechnungsdatum  
auf September jedes Jahr verlegt werden könnte.

Ihrer diesbezüglichen Bestätigung dankend entgegen-  
sehend zeichnen wir

Hochachtungsvoll

ÅHLÉN & SÖNERS FÖRLAG

# ÅHLÉN & SÖNERS FÖRLAG

RINGVÄGEN 100 • STOCKHOLM 20

POSTGIRO 25

TEL.: NAMNANROP ÅHLÉN & HOLM



TELEGRAMADRESS: AHLENBOOK

*ablegg*

STOCKHOLM 29. Januar 1934

Orcovente S.A.R.L.,  
44, Rue de Lisbonne,  
Paris /8<sup>e</sup>/.

Genäss Vertrag vom 12. Dezember 1932 betr.

Joseph Roth : "Radetzkymarsch"

geben wir Ihnen hiermit nachfolgende Abrechnung pr 15. Jan. 1934.

86 verkaufte Exemplare à Schwed. Kr. 7:50= Schwed Kr. 645:--

7½% Beteiligung . . . . . Schwed Kr. 48:38

Bei Unterzeichnung des Vertrages wurde  
ein Vorschuss von . . . . . Schwed. Kr. 1185:75

bezahlt,  
gleich . . . . . RM. 900:--

Hochachtungsvoll

ÅHLÉN & SÖNERS FÖRLAG



-/E.

Berlin, den 24.6.33.

An den

Verlag Alen & Söhne,

S t o c k h o l m

---  
Ringvägen 100

Sehr geehrte Herren,

wir teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit,  
dass wir infolge Liquidation unseres Verlages im Einverständnis  
mit Herrn Joseph Roth die gesamten Auslandsrechte seiner Werke  
an die Firma Orcovente, Zürich, Sonnenquai 1, abgetreten haben.  
Durch Vertrag vom 12.12.32 haben Sie das Uebersetzungsrecht  
von " Radetzkmarsch " in die schwedische Sprache erworben.  
Soweit sich aus dem Vertrieb des Buches weitere Zahlungen, resp.  
Verpflichtungen für Sie ergeben, haben Sie diese nunmehr verein-  
barungsgemäss mit der obengenannten Firma zu verrechnen.

Wir bitten Sie freundlichst, uns dieses Abkommen  
zu bestätigen. Der zwischen Ihnen und uns geschlossene Vertrag  
vom 12.12.32. wird in den nächsten Tagen der Firma Orcovente  
übermittelt.

In vorzüglicher Hochachtung  
Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.



Haupt-Ausfertigung 3 Mk.  
 Neben-Ausfertigung Mk.  
 in Marken verwendet  
 Berlin, den 30. Dez 1932  
 Stempelverteiler: Fritz Ring



Lena Israel-Gedin  
 Berlin W. 15  
 Duisburger Str. 19, Oliva 3148

*[Handwritten signature]*  
 Vertrag  
 =====

Zwischen dem Verlag Alén & Söhne, Stockholm, Ringvägen 100 (im folgenden kurz der Verlag Alén genannt) einerseits, und dem Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G. Berlin-Charlottenburg 2 Kantstr. 10 (im folgenden kurz der Verlag K. genannt) andererseits, wurde heute folgender Vertrag geschlossen:

§ 1.

Der Verlag K. übergibt dem Verlag Alén, Stockholm das ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung des Werkes

" Radetzkymarsch "  
 =====

von Joseph Roth in die schwedische Sprache und zwar als Buchausgabe.

§ 2.

Der Verlag Alén zahlt bei Unterzeichnung des Vertrages einen Vorschuss von M 900.- ( Neunhundert Mark ) à- Conto einer Beteiligung von 7½% für die ersten 2000 Exemplare. Ab 3. Tausend erhöht sich die Beteiligung auf 10%.

Abrechnung erfolgt jeweils am 15. Januar und 15. Juli über den Verkauf des vergangenen Halbjahrs. Gleichzeitig mit der Abrechnung ist die Zahlung fällig.

§ 3.

Der Verlag Alén verpflichtet sich, das Werk im Laufe des Jahres 1933 erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffenseins des Werkes in schwedischer Sprache keine neue Auflage bei dem Verlag Alén, so hat der Verlag K. das freie Verfügungsrecht über diese Rechte.

§ 4.

Der Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen, genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger unterzeichnet.

Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin-Mitte, soweit zuständig, sonst das Landgericht I. Berlin.

Berlin, den 12.12.32.

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.

*[Handwritten signature]*

ALÉN & SÖNERS FÖRLAG

*[Handwritten signature]*





Telegramadresse: „Aco“

Oslo, d. 17. Novbr. 1933

ORCOVENTE,

44, Rue de Lisbonne,

P A R I S (8<sup>e</sup>).

● Sehr geehrte Herren,

Wir sind im Besitze Ihres Geehrten vom 9. ds. Mts. betr. der Bücher von Joseph Roth. Unglücklicherweise hatten keines der zwei bei uns erschienenen Bücher, "Die Flucht ohne Ende" und "Radetzky marsch", beim Publikum Erfolg erzielt. Wir kennen sehr gut sein Buch "Hiob" und schätzen das Buch hoch. Wir meinen doch, dass "Hiob" weniger Verkaufsmöglichkeiten als die zwei Anderen hat, und wir wünschen daher nicht im Augenblick eine norwegische Ausgabe dieses Buches herauszubringen.

● Wir bitten doch um Option für die neuen Bücher von Joseph Roth, da wir, wie früher gesagt, seine Bücher für sehr bedeutend halten.

Hochachtungsvoll

pr. pr. H. ASCHEHOUG & CO.

MN/JJ.



Telegramadresse: „Aco”

Oslo, d. 17. oot. 1934

O r c o v e n t e,

P a r i s V I I I e.

-----  
44 rue de Lisbonne.

Messieurs,

Nous sommes en possession de votre lettre du 6. cour.  
et nous avons remarqué, que vous avez cédé vos droits concernant  
le livre de Joseph Roth " RADEZKYMARSCH " à M. Joseph Roth, et nous  
adresserons ainsi nos paiements, lettres, de-comptes etc. concernant  
ce livre à M. Roth, à l'adresse mentionnée.

Nous vous faisons observer que le règlement chez nous aura  
lieu dès 31/12. chaque année. Le premier règlement que nous enverrons  
à M. Roth, sera au 30. juin<sup>1935</sup> pour la vente de l'année 1934.

Veillez agréer, Messieurs, l'assurance de notre haute  
considération.

pr. H. Aschehoug & Co.

Sa./AF.



6 octobre 1934

H. ASCHENOUG & Co.  
O s l o (Norvege)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "Radetzkymarsch" a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez ci-apres:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paiements, lettres, de-comptes etc. concernant ledit livre "Radetzkymarsch" a Monsieur Joseph Roth.

Veillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.

-/E.

Berlin, den 24.6.33.

Fa.

H. Aschehoug & Co.,

O s l o / Norwegen

Sehr geehrte Herren,

wir teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit, dass wir infolge Liquidation unseres Verlages im Einverständnis mit Herrn Joseph Roth die gesamten Auslandsrechte seiner Werke an die Firma Orcovente, Zürich, Sonnenquai 1. abgetreten haben. Durch Vertrag vom 24.I.33 haben Sie die Uebersetzungsrechte von " Radetzkmarsch " in die norwegische Sprache erworben. Soweit sich aus dem Vertrieb des Buches weitere Zahlungen, resp. Verpflichtungen für Sie ergeben, haben Sie diese nunmehr vereinbarungsgemäss mit der obengenannten Firma zu verrechnen.

Wir bitten Sie freundlichst, uns dieses Abkommen zu bestätigen. Der zwischen Ihnen und uns geschlossene Vertrag vom 24.I.33 wird in den nächsten Tagen der Firma Orcevente übermittelt.

In vorzüglicher Hochachtung  
Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.



Haupt-Ausfertigung 3- (Bund)  
Neben-Ausfertigung  
In Marken verwendet  
Berlin, den 2. Febr 1933  
Stempelvertiger Fritz Ring



Lena Jsrael-Gedin  
Berlin W. 15  
Dulsburger Str. 19, Oliva 3148

V e r t r a g

Zwischen dem Verlag H. Aschehoug & Co., Oslo, einerseits,  
und der Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G., Berlin-Charlottenburg 2.  
Kantstr. 10. ( im folgenden kurz der Verlag K. genannt ) ande-  
rerseits, wurde heute folgender Vertrag geschlossen:

§ 1.

Der Verlag K. übergibt dem Verlag H. Aschehoug & Co. das  
ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und  
Verbreitung des Werkes  
" Radetzkymarsch "

von Joseph Roth als Buchausgabe in die norwegische Sprache.

§ 2.

Der Verlag H. Aschehoug & Co. zahlt bei Unterzeichnung  
des Vertrages einen Vorschuss von M 500.- ( Fünfhundert Mark )  
a- Conto einer 10%tigen Beteiligung vom Ladenpreis eines jeden  
verkauften Exemplars.

Abrechnung erfolgt jährlich und zwar am 31. Juli über den  
Verkauf des vergangenen Jahres.

§ 3.

Der Verlag H. Aschehoug verpflichtet sich, das Werk im  
Laufe des Jahres 1933 erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffen-  
seins des Werkes in ~~holländischer~~ <sup>norwegischer</sup> Sprache keine neue Auflage  
bei dem Verlag H. Aschehoug & Co., so hat der Verlag K. das  
freie Verfügungsrecht über diese Rechte.

§ 4.

Der Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen,  
genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger un-  
terzeichnet.

Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin-Mitte, soweit zu-  
ständig, sonst das Landgericht I. Berlin.

Berlin, den 24. I. 33.

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.

DR. FR. H. ASCHÉHOUG & CO

*M.gaard*

*[Signature]*

B



6 octobre 1934

R. BEMPORAD & P.  
Via Cavour 20  
Firenze (Italie)  
Casella Postale 449

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "Radetzkymarsch" à Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez ci-après:

Monsieur  
Joseph Roth  
Nice (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paiements, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "Radetzkymarsch" à Monsieur Joseph Roth.

Veillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.

-/E-

Berlin, den 24.6.33.

Fa.

R. Bemporad & Fo.,

F i r e n z e/Italien

-----  
Casella Postale 449

Sehr geehrte Herren,

wir teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit, dass wir infolge Liquidation unseres Verlages im Einverständnis mit Herrn Joseph Roth die gesamten Auslandsrechte seiner Werke an die Firma Orcovente, Zürich, Sonnenquai 1 abgetreten haben. Durch Vertrag vom 21.10. haben Sie das Uebersetzungsrecht von " Radetzkymarsch " in die italienische Sprache erworben. Soweit sich aus dem Vertrieb des Buches weitere Zahlungen, resp. Verpflichtungen für Sie ergeben, haben Sie dieselben nunmehr vereinbarungsgemäss mit der obengenannten Firma zu verrechnen.

Wir bitten Sie freundlichst, uns dieses Abkommen zu bestätigen. Der zwischen Ihnen und uns geschlossene Vertrag vom 21.10.32 wird in den nächsten Tagen der Firma Orcovente übermittelt.

In vorzüglicher Hochachtung  
Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.





Haupt-Ausfertigung 3. — Mk.

Neben-Ausfertigung — Mk.

in Marken verwendet

Berlin, den 21. Okt. 1932

Stempelverteiler Fritz Ring

**V e r t r a g**



Zwischen der Firma R. Bemporad & Fo. Firenze, Casella Postale 449 (in folgenden kurz der Verlag Bemporad genannt) einerseits, und der Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G., Berlin-Charlottenburg 2. Kantstr. 10. (in folgenden kurz der Verlag K. genannt) andererseits, wurde heute folgender Vertrag geschlossen :

§ 1.

Der Verlag K. übergibt dem Verlag Bemporad, Firenze das ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung des Romans

**" Radetzkymarsch "**

von Joseph Roth als Buchausgabe in die italienische Sprache.

§ 2.

Der Verlag Bemporad zahlt bei Unterzeichnung des Vertrages einen Vorschuss von M 600.- ( Sechshundert Mark ) a-Conto einer Beteiligung von 7% für die ersten 5000 Exemplare. Ab 6. Tausend erhöht sich die Beteiligung auf 10% und ab 15. Tausend auf 12½%.

Abrechnung erfolgt jeweils am 15. Januar und 15. Juli über den Verkauf des vergangenen Halbjahrs. Gleichzeitig mit der Abrechnung ist die Zahlung fällig.

§ 3.

Der Verlag Bemporad verpflichtet sich, das Werk bis zum 30. April 1933 erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffenseins des Werkes in italienischer Sprache keine neue Auflage bei dem Verlag Bemporad, so hat der Verlag K. das freie Verfügungsrecht über diese Rechte.

§ 4.

Der Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen, genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger unterzeichnet.

Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin - Mitte, soweit zuständig, sonst das Landgericht I. Berlin.

Berlin, den 21.10.32.

R. BEMPORAD & F.º

SOCIETA' ANONIMA PER AZIONI

L'Amministratore Delegato

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.

Ivan Bethlen  
Budapest V  
Visegrádi-utca 12.

Budapest, den 12. Dezember 1933.

M.

" O R C O V E N T E "

*copy*  
P a r i s

-----  
44 Rue de Lisbonne

Betrifft: Radetzky-Marsch

Ich danke bestens für Ihr w. Schreiben vom 2.12.33., das ich sofort der "NOVA" Literarischen Anstalt übergab. Ich hoffe, dass Sie gleichzeitig mit diesem Brief von dort eine Antwort bekommen werden, sodass ich mich mit der Sache in merito nicht beschäftigen möchte. Ich muss jedoch erwähnen, dass mir der Direktor der "NOVA", Herr Müller in verschiedene Verträge Einsicht gewährte, woraus ich ersah, dass die sogenannten "bestseller" der deutschen, englischen, französischen, amerikanischen und italienischen Literatur ihr Übersetzungsrecht weit unter dem Preise der "NOVA" überliessen, den Sie verlangten. Für die augenblickliche Lage auf dem ungarischen Büchermarkt wäre die Übersetzung des Radetzky-Marsches unter Ihren Bedingungen unmöglich. Ich möchte Sie daher höflichst bitten, die Vorschläge der "NOVA" Literarischen Anstalt anzunehmen, da sie durchaus den Zeitverhältnissen angepasst sind.

Ich bitte Sie ferner ausser Ihrer Antwort an die "NOVA", auch mir eine Antwort zukommen zu lassen. Ich hoffe, dass ich bald anfangen kann, den Roman zu übersetzen.

Hochachtungsvoll

*Ivan Bethlen*



2. Dezember 1933.

Herrn  
Ivan B e t h l e n  
Visegradi-utca 12  
B u d a p e s t V

Wir danken Ihnen für Ihren Brief vom 27. November.

Die sämtlichen Rechte von Joseph Roth's "Radetzky-  
marsch" befinden sich in unseren Händen.

Wir sind bereit, den "Radetzky-marsch" für die unga-  
rische Sprache zu folgenden Bedingungen zu verkaufen:

1.200.- ffrs. für die erste Auflage in Höhe von  
1.500 Exemplaren.

Für jede neue Auflage: weitere 1.200.- ffrs.

Wir würden uns freuen, von Ihnen weiter Näheres zu  
hören.

In vorzüglicher Hochachtung  
ORCOVENTE s.a.r.l.





6 octobre 1934

C E N I T Verlag  
Velasquez 46  
M a d r i d (Espagne)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "Radetzkymarsch" a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez ci-apres:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paiements, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "Radetzkymarsch" a Monsieur Joseph Roth.

Veillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.

-/E.

Berlin, den 24.6.33.

An den

Cenit Verlag,

M a d r i d / Spanien

-----  
Velasquez 46

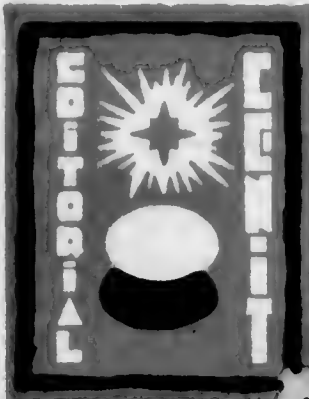
Sehr geehrte Herren,

wir teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit,  
dass wir infolge Liquidation unseres Verlages im Einverständnis  
mit Herrn Joseph Roth die gesamten Auslandsrechte seiner Werke  
an die Firma Orcovente, Zürich, Sonnenquai 1 abgetreten haben.  
Laut Vertrag ( ohne Datum ) haben Sie das Uebersetzungsrecht  
von " Radetzkymarsch " in die spanische Sprache erworben. So-  
weit sich aus dem Vertrieb des Buches weitere Zahlungen, resp.  
Verpflichtungen für Sie ergeben, haben Sie diese nunmehr ver-  
einbarungsgemäss mit der obengenannten Firma zu verrechnen.

Wir bitten Sie freundlichst, uns dieses Abkommen zu  
bestätigen. Der zwischen Ihnen und uns geschlossene Vertrag wird  
in den nächsten Tagen der Firma Orcovente übermittelt.

In vorzüglicher Hochachtung  
Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.





# EDITORIAL CENIT

Lagasca, 55 # Teléfono 56794 # Apartado de Correos 1229



MADRID

3 Mk. 34 in Marken entwertet  
Berlin, den 27. Dezember 1930  
Stempelverteiler

Representante  
internacional

Inglaterra y Francia:

JULIÁN GÓMEZ

1, rue de Palikao

PARIS (XX)

Europa Central:

SALVADOR VILA

Prenzlauerstr. 22 (11)

BERLÍN, C 25

Unión Soviética:

GEORGES KORSOUNSKY

Denisovskiy per., 7. Kv. 3

MOSCOU - 66

UU. América del N.:

JOSÉ ROBLES PAZOS

J. H. U. box 1244

BALTIMORE, Md.

Hispanoamérica:

JOSÉ C. MARIATEGUI

Sagástegui, 669

LIMA, PERÚ

## CONTRATO



Entre la Firma Editorial Cenit, Madrid, Velazquez, 46 (en el siguiente contrato titulada Cenit) por una parte, y Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G., Berlin NW 87, Altona - erstr.4 (en el siguiente contrato titulada Editorial K.) por otra parte se ha hecho hoy el siguiente contrato:

1.

La Editorial K. concede a Cenit el derecho exclusivo a traducir al español y publicar su novela "Derecho e Izquierdo" de Joseph Roth.

2.

Cenit paga al firmar el contrato un honorario único de Pes. 600.- a la Ed.K. para una tirada de 3.000 ejemplares, al hacer otra nueva tirada ha de pagar cada vez la misma cantidad.

3.

Cenit se obliga a publicar el libro lo mas tarde el 31 de Diciembre de 1.930.

En el caso que esté agotada la edición española y no haga Cenit dentro de medio año una nueva edición, pierde Cenit el derecho para la edición española.

4.

El contrato fué leído y aceptado y firmado por los contratantes y es válido para sus sucesores.

Plaza de la instancia será el Amtsgericht Berlin-Mitte, en cuanto a competencia, caso contrario el Landgericht I Berlin.

EDITORIAL CENIT, S. A.

GERENTE

6 octobre 1934

Verlag C e n t r u m  
Mila Kholová  
Smecky 2  
P r a h a II  
c.p.585

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de  
céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "Hiob"  
a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez  
ci-après:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kestén.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paie-  
ments, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "Hiob"  
a Monsieur Joseph Roth.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération  
la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.



TELEGRAMM-ADRESSE  
CENTRUM PRAG

*Vertrag*

VERLAG CENTRUM

Telefon: 244-94.

TELEPHON 72.325

Abtlg: Literar. Agentur.  
VS/-

BÜHNENVERTRIEB  
INHABERIN

MÍLA KHOLOVÁ

Prag, 8. November 33.

6. NAD ŠTOLOU 6  
PRAG-VII

*Vertrag*  
Adresse:  
Ab 1. VII. 1933.

PRAHA II.-č. p. 585.  
SMEČKY 2.

Verlag Orcovente,  
Paris.

Sehr geehrte Herren,

wir haben auf Grund der Correspondenz mit dem Querqoverlag, Amsterdam wegen Roth: Hiob mit dem hiesigen erlage Kvasnička und Hampl auf folgender Basis abgeschlossen:

1. Auflage 2000 Exemplare Honorar Kč 2000.-  
Erscheinungstermin 8 Monate nach Abschluss,  
4 Freiexemplare. Weitere Auflagen zu gleichen Bedingungen.

Bitte bestätigen Sie uns diese Bedingungen und senden Sie uns gleichzeitig einen Belastungsbrief für die Nationalbank, damit wir Ihnen die Kč 1800.- bald überweisen können.

Radetzki marsch erscheint erst später, in ca. 3 Monaten, wir senden Ihnen dann sofort das Honorar zu und ebenso die Belegexemplare.

Teilen Sie uns bitte mit, ob Sie über andere Rechte verfügen, da wir ev. auch an anderen Werken Interesse hätten.

Den tschechischen Vetrag senden wir Ihnen nach Unterfertigung durch K u H, also nach Erhalt Ihrer Be-  
stätigung wie oben zu.

In bester Hochachtung:

*Míla Kholová - Tausková*

6 octobre 1934

Compania Ibero Americana  
de Publicaciones  
Puerta Del Sol, 15  
Apartado num. 53  
Madrid (Espagne)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons  
de céder tous nos droits concernant les livres de Joseph Roth  
"Hiob" et "Radetzkymarsch" a Monsieur Joseph Roth dont l'ad-  
resse actuelle vous trouverez ci-apres:

Monsieur  
Joseph Roth  
Nice (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr. Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos  
paiements, lettres, décomptes etc. concernant lesdits livres  
"Hiob" et "Radetzkymarsch" a Monsieur Joseph Roth.

Veillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération  
la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.



D

E



Joseph Roth,  
Paris 6  
Hotel Foyot  
33, Rue de Tournon

10 Novembre 35

TITL. ECS-BUECHER,  
M i l a n o

Chers Messieurs,

*Recommandé*

Je vous remercie infiniment pour votre aimable lettre du 6 novembre 1935.

La somme de 2400 Francs que vous deviez verser pour le 7 Novembre à Monsieur Fritz Wolff de Paris, 8, Rue de Chambiges, pourrait être envoyée à une adresse à Vienne en Autriche. Comme vous le savez, chers Messieurs, l'Autriche, ma patrie, est un des rares pays qui sont contre les sanctions et contre lesquelles l'Italie n'a pas pris de contre-sanctions.

Je ne crois pas que le voyage de Monsieur le Directeur de la maison Mondadori à Amsterdam chez Querido pourrait changer cette situation. Il s'agit seulement de l'affaire suivante qui me semble assez simple:

Payez la somme de 2400 francs français à un écrivain autrichien, appartenant à un état ami d'Italie, un état avec lequel les relations économiques restent intactes, même pendant le temps des soit disant "sanctions". Chers Messieurs, je ne peux pas voir une difficulté de votre part d'envoyer l'argent en Autriche à l'adresse que je me permettrai de vous indiquer dans quelques jours.

Un de mes amis que j'ai l'honneur de connaître parmi les représentants d'Italie dans mon pays à Vienne aura probablement la bonté de vous aider dans cette affaire compliquée, si vous le désirez.

*(pas trop)*  
Je vous remercie, chers Messieurs, pour toute votre bonté et je vous prie d'agréer mes salutations les plus amicales.

*Voire* Très dévoué

F



12. Januar 35

Joseph Roth,

NICE (A.M.)

121, Promenade des Anglais

Sehr geehrtes Fräulein Feller,

ich habe schon Ihrem Anwalt vor ungefähr zwei Wochen geschrieben, dass Herr Landauer vom Verlag Kiepenheuer ~~nach~~ Allert de Lange sich mit der Regelung der Angelegenheit befasst. Im Übrigen hat mir Herr Dr. Landshoff vom Verlag Querido seinerzeit 461 schweizer Francs von dem Gelde für die Orcovente abgezogen unter dem Titel "Spesen". Ich verstehe nicht, weshalb da noch ein Rest von Spesen verbleibt, und weshalb Sie nicht damals auch diesen noch Herrn Landshoff aufgerechnet haben.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr ergebener

*weitere Verhandlung  
möglich*

## barthold fles

**literary agent**

**507 fifth avenue**

**new york**

May 20, 1937

Lieber Herr Roth:

(Ihr Brief vom 10. Mai)

1. Gern geschehen; es war mir auf einmal nicht moeglich das Geld sofort zu drahten, auch weil ich keine Ahnung hatte wo Sie sich aufhielten, zur Zeit.
2. Unpraktisch wie Sie nun einmal sind, haben Sie mir nicht sofort die Proben von 1002 Nacht uebersandt, sodass ich dem holl. Verlag erst drahten musste. Ausserdem zeigt es sich nun dass die Proben "die erste Rohform" bilden. Waere es Ihnen nun moeglich mir sofort die entgueltige Dassung zu uebersenden?
3. Die Optionssache ist laengst mit Hale geregelt worden; machen Sie sich weiter keine Sorgen.
4. Huebsch schadet nicht, wuenscht Ihnen alles Gute, und hilft sehr, dadurch dass er mir genaue Ziffern ueber den Absatz Ihrer bisherigen Buechern gab.
5. Wenn es sich um englisch-amerikanische und nicht um Weltrechte fuer Ihren neuen Roman handelt, so ist mein Vorschlag von \$100 monatlich natuerlich nicht mehr akut, d.h. gilt nicht mehr. Aber auch fuer die anglo-amerikanische Option bin ich bereit Ihnen monatlich einen Betrag zu zahlen. Ich moechte aber erst wissen bis wann der Roman fertig sein wird. Wie ich Ihnen schon schrieb, habe ich bisher nur Auslagen gehabt, und erwarte nur eine Provision von £7.10/- - d.h. weniger als \$37.50 - fuer Beichte in England. Trotzdem habe ich grosses Vertrauen zu Ihrem hiesigen Erfolg und waere also gern bereit irgend ein Abkommen mit Ihnen zu machen. Bis ich aber genau weiss wann man mit dem fertigen Manuskript rechnen kann - d.h. also wieviele Monate diese Zahlung zu machen waere - waere es mir unmoeglich ein festes Angebot zu machen. Ich stelle mir aber vor dass etwa \$150-250 als Optionszahlung in Betracht kaeme. Was halten Sie davon? Schreiben Sie mir sofort, weil ich schon am 16. Juni mit der Normadnie zu fahren gedenke. Eventuell koennte ich Ihnen - Sie sehen, ich kenne Sie, ich kenne Ihre Schwaechen - und auch das Adle!! - sofort eine Anzahlung zur Verfuegung stellen.

Das waere alles - nur kann ich diesen Brief nicht mehr eingeschrieben senden, weil die Zeit nicht reicht. Was halten Sie von dem Emigrantebuch; wollen Sie mitarbeiten? Bisher haben Arnold Zweig, Silone, Heiden, R. Olden, Prinz Hubertus zu Lowenstein, Heinrich Mann und wahrscheinlich Einstein und Thomas Mann ihre Mitarbeit versprochen...

Herzlichst, wie immer

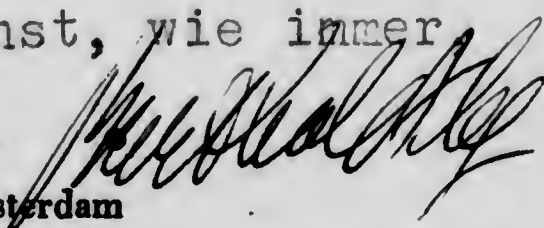
Worueber handelt Ihr naechster Roman? -bf

• telephone murray hill 2-2140

cable address bartfles newyork

amsterdam holland candida building

cable address fles candida amsterdam





6 octobre 1934

Fratelli Treves Editori  
Via Palermo 10  
M i l a n o (1) (Italie)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "Hiob" a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez ci-apres:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paiements, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "Hiob" a Monsieur Joseph Roth.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.

# FRATELLI TREVES EDITORI

Società Anonima - Sede in MILANO - Capitale sociale L. 13.000.000

GENOVA - NAPOLI - PADOVA - PALERMO - PAVIA - ROMA - TORINO - TRIESTE - VENEZIA - BUENOS AIRES

(U. P. E. C. Milano, 9615)

Telefoni: 17754 - 17755  
Casella Postale 1220  
Telegrammi - Treves Editori

Milano (r), li 30 Giugno 1933  
Via Palermo, 10

Signor ROTH

## GIOBBE

Copie 1990 Stampate

" 90 Gratuite

Copie 1900

" 1029 esist. al 30/6/33

Copie 871 vendute a L. 10.= L.8.710.==

all'8%

L. 696.80

anticipo 13/3/31 (Rm. 400)

" 1820.==

Suo dare al 30/6/33

L. 1123.20

=====

S. E. O.





-/E.

Berlin, den 24.6.33.

Fa.

Fratelli- Treves, Editori,

M i l a n o ( 111 )

-----  
Via Palermo 12

Sehr geehrte Herren,

wir teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit, dass wir infolge Liquidation unseres Verlages im Einverständnis mit Herrn Joseph Roth die gesamten Auslandsrechte seiner Werke an die Firma Orcovente, Zürich, Sonnenquai 1 abgetreten haben. Durch Vertrag vom 21.3.1931 haben Sie das Uebersetzungsrecht von " Hiob " in die italienische Sprache erworben. Soweit sich aus dem Vertrieb des Buches weitere Zahlungen, resp. Verpflichtungen für Sie ergeben, haben Sie diese nunmehr vereinbarungsgemäss mit der obengenannten Firma zu verrechnen.

Wir bitten Sie freundlichst, uns dieses Abkommen zu bestätigen. Der zwischen Ihnen und uns geschlossene Vertrag vom 21.3.1931 wird in den nächsten Tagen der Firma Orcovente übermittelt.

In vorzüglicher Hochachtung  
Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.



# FRATELLI TREVES - EDITORI

SOCIETÀ ANONIMA PER AZIONI  
CAPITALE LIRE 5.000.000 INTERAMENTE VERSATO  
MILANO (111), VIA PALERMO, 12

3  
4  
Mussolini  
F. Treves

## V E R T R A G

Zwischen dem Verlag Fratelli Treves, Mailand(111) Via Palermo, 12 (im folgenden kurz der Verlag Treves genannt) einerseits, und der Gustav Kiepenheuer Verlag A/G. Berlin N.W.87. Altonaerstrasse.4 (im folgenden kurz der Verlag K. genannt) andererseits, wurde heute folgender Vertrag geschlossen:

### §1

Der Verlag K. übergibt dem Verlag Treves das ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung des Werkes:

H I O B

von

JOSEPH ROTH

als Buchausgabe in die italienische Sprache.

### §2

Der Verlag Treves zahlt an den Verlag K. bei Zeichnung des Vertrages eine Vorauszahlung von M.400.=(Vierhundert Mark) à Conto einer Beteiligung von 8% von Ladenpreis. Abrechnung des 8% erfolgt am 30 Juni jedes Jahres und die Zahlung des correspondierenden Summen wird am 30 September erfolgen.

### §3

Der Verlag Treves verpflichtet sich, das Werk bis zum 31/12/1931 erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffenseins des Werkes in italienischer Sprache keine neue Auflage im Verlag Treves, so hat der Verlag K. das freie Verfügungsrecht über die italienischen Rechte.

### §4

Der Verlag Treves verpflichtet sich dem Verlag K. für sich und dem Verfasser vier gehundene Exemplare nach Fertigstellung Kontenlos zu übergeben .

./.



# FRATELLI TREVES - EDITORI

SOCIETÀ ANONIMA PER AZIONI

CAPITALE LIRE 5.000.000 INTERAMENTE VERSATO

MILANO (111), VIA PALERMO, 12

§5

- 2 -

Der Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen, genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger unterzeichnet. Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin-Mitte, soweit zuständig, sonst das Landgericht I. Berlin .

MILANO , li 26 febbraio 1931

FRATELLI TREVES  
Società Anonima per Azioni  
Il Consigliere Delegato

*S. C. Treves*

BERLINO, 2. März 1931

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.

*Kiepenheuer*

G



6 octobre 1934

Hugo GEBERS Förlag  
Gamla Bro atan 26  
S t o c k h o l m (Suede)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de  
céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "Hiob"  
a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez  
ci-apres:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paie-  
ments, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "Hiob"  
a Monsieur Joseph Roth.

Veillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération  
la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.

O r c o v e n t e, Paris

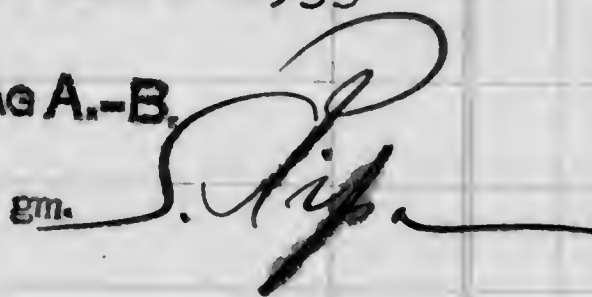
		<u>D e b e t</u>	<u>K r e d i t</u>
1932			
Dec. 31	Per von <u>Joseph Roth: Hiob</u> während 1931 och 1932 verkauften 708 Exemplare 7½% Verfasseraanteil von ver- kauften 708 Exemplare à 4:75 An Vorschuss-Honorar	400 -	252 23

S. E. & O.

Stockholm den 6 November 1933

HUGO GEBERS FÖRLAG A.-B.  
NILS GEBER

gm.





-/E.

Berlin, den 24.6.33.

Fa.

Hugo Gebers Förlag A.-G.,

S t o c k h o l m  
Régéringsgatan 19/21

Sehr geehrte Herren,

wir teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit, dass wir infolge Liquidation unseres Verlages im Einverständnis mit Herrn Joseph Roth die gesamten Auslandsrechte seiner Werke an die Firma Orocovente, Zürich, Sonnenquail abgetreten haben. Durch Vertrag vom 29.10.1930 haben Sie das Uebersetzungsrecht von " Hiob " in die schwedische Sprache erworben. Soweit sich aus dem Vertrieb des Buches weitere Zahlungen, resp. Verpflichtungen für Sie ergeben, haben Sie diese nunmehr vereinbarungsgemäss mit der obengenannten Firma zu verrechnen.

Wir bitten Sie freundlichst, uns dieses Abkommen zu bestätigen. Der zwischen Ihnen und uns geschlossene Vertrag vom 29.10.1930 wird in den nächsten Tagen der Firma Orocovente übermittelt.

In vorzüglicher Hochachtung  
Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.

Berlin, den 29. Oktober 1930

Stempelverteiler

Lena Israel-Gedim  
Berlin W. 15  
Duisburger Str. 19, Oliva 3148

V e r t r a g

Zwischen Hugo Gebers Förlag A.-B. Stockholm, Regingsgatan 19/21 ( im folgenden kurz der Verlag Geber genannt ) einerseits, und der Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G. Berlin NW.87. Altonaerstr. 4/II ( im folgenden kurz der Verlag K. genannt ) andererseits, wurde heute folgender Vertrag geschlossen :

§ 1.

Der Verlag K. übergibt dem Verlag Geber das ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung des Romans " Hiob " von Joseph Roth als Buchausgabe in die schwedische Sprache.

§ 2.

Der Verlag Geber zahlt einen Vorschuss von schw. Kr. 400.- à- Conto einer 7 1/2 % tigen Beteiligung für die ersten 2000 Exemplare. Ab 3. Tausend erhöht sich der Anteil auf 10%. Der Vorschuss ist bei Zeichnung des Vertrages fällig.

Abrechnung erfolgt jeweils am 15. Januar und 15. Juli über den Verkauf des vergangenen Halbjahres. Gleichzeitig mit der Abrechnung ist die Zahlung fällig.

§ 3.

Der Verlag Geber verpflichtet sich, das Buch im Laufe des nächsten Jahres erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffenseins des Werkes in schwedischer Sprache keine neue Auflage bei dem Verlag Geber, so hat der Verlag K. das freie Verfügungsrecht über die schwedischen Rechte.

§ 4.

Der Verlag Geber ist berechtigt, sofern das Buch im letzten Jahr keinen nennenswerten Absatz nachweislich mehr hatte, nach drei Jahren die Restbestände des Buches honorarfrei zu verkaufen.

§ 5.

Der Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen, genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger unterzeichnet.

Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin-Mitte, soweit zuständig, sonst das Landgericht I. Berlin.

Berlin, den 29. Oktober 1930

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.

HUGO GEBERS FÖRLAG A.-B.

*[Handwritten signature of Hugo Gebers]*

*[Handwritten signature of Gustav Kiepenheuer]*



# Gyldendalske Boghandel Nordisk Forlag, A/s.

TELEFON: CENTRAL 775  
TELEGRAM-ADRESSE: GYLDENDALSKE

KØBENHAVN, DEN 29/6 1935  
KLAREBODERNE 3

IK

An den Schriftsteller  
Herrn Joseph Roth,  
Nice.  
-----

Sehr geehrter Herr.

Hierdurch erlauben wir uns Ihnen Abrechnung für das Jahr  
1934 über

"Radetzkmarch" 1-2 Auflage  
-----

zu schicken, woraus es hervorgeht , dass am 31/12 1934 Kr. 233,92  
vorausgezahlt sind.

Hochachtungsvoll  
AKTIESELSKABET  
GYLDENDALSKE BOGHANDEL  
NORDISK FORLAG  
*J. Odgaard*

# Gyldendalske Boghandel Nordisk Forlag, A/S.

TELEFON CENTRAL 775  
TELEGRAM-ADRESSE: GYLDENDALSKE

An den Schrifsteller:

Herrn Joseph Roth.

Herved tillader vi os at fremsende en Udskrift af  
Deres Konto i vore Bøger og beder Dem venligst gennemse  
denne.

Saafremt Udskriften maatte give Anledning til An-  
mærkninger vil vi være Dem forbunden for snarlig Meddelelse  
derom.

København, d. 29.6.1935

Erbødigst  
GYLDENDALSKE BOGHANDEL  
NORDISK FORLAG A/S  
HOVEDKONTORET

*E. A. Amdal*



GYLDENDALSKE BOGHANDEL  
 NORDISK FORLAG A/s  
 HOVEDKONTORET

København, den 31/12 19 34.

An den Skriftsteller.

Herrn Joseph Roth.

Abrechnung für 1934 über:			
<u>"Radetzkmarch" 1-2 Auflage</u>			
Vorausbezahlt .....		351,22	
Lager 1/1 1934 .....	2.759 Expl.		
" 31/12 " .....	2.555 "		
Verkauf in 1934 .....	204 Expl.		
á Kr. 5,75, hiervon 10% .....			117,30
Vorausbezahlt .....			233,92
		351,22	351,22
Vorausbezahlt .....		233,92	

6 octobre 1934

GYLDENDALS E Boghandel  
NORDISK Forlag  
Klareboderne 3  
K o p e n h a g e n (Danemark)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "RADETZKYMARSCH" a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez ci-apres:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paiements, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "Radetzky-marsch" a Monsieur Joseph Roth.

Veillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.



-/E.

Berlin, den 24.6.33.

Fa.

Gyldendalske Boghandel  
Nordisk Forlag,

K o p e n h a g e n

-----  
Klareboderne 3

Sehr geehrte Herren,

wir teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit, dass wir infolge Liquidation unseres Verlages im Einverständnis mit Herrn Joseph Roth die gesamten Auslandsrechte seiner Werke an die Firma Orcovente, Zürich, Sonnenquai 1 abgetreten haben. Durch Vertrag vom 4.10.32 haben Sie das Übersetzungsrecht von " Radetzkmarsch " in die dänische Sprache erworben. Soweit sich aus dem Vertrieb des Buches weitere Zahlungen, resp. Verpflichtungen für Sie ergeben, haben Sie diese nunmehr vereinbarungsgemäss mit der obengenannten Firma zu verrechnen.

Wir bitten Sie freundlichst, uns dieses Abkommen zu bestätigen. Der zwischen Ihnen und uns geschlossene Vertrag vom 4.10.32 wird in den nächsten Tagen der Firma Orcovente übermittelt.

In vorzüglicher Hochachtung  
Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.



Haupt-Ausfertigung 3 - Mk.

Neben-Ausfertigung - Mk.

In Marken verwendet

Berlin, den 13. Okt. 1932

Stempelverleger Fritz Ritz



*Stempelverleger Fritz Ritz*  
Vertrag

Lena Jsrael-Gedin  
Berlin W. 15  
Duisburger Str. 19, Oliva 3148

Zwischen der Firma Gyldensalske Boghandel Nordisk Forlag A.-S., Kopenhagen, Klareboderne 3 ( im folgenden kurz Gyldendal Forlag genannt ) einerseits, und der Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G. Berlin - Charlottenburg 2. Kantstr.10 ( im folgenden kurz der Verlag K. genannt ) andererseits, wurde heute folgender Vertrag geschlossen :

§ 1.

Der Verlag K. übergibt dem Gyldendal Forlag das ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung des Werkes

" Radetzkymarsch "

von Joseph Roth als Buchausgabe in die dänische Sprache.

§ 2.

Der Gyldendal Forlag zahlt bei Unterzeichnung des Vertrages einen Vorschuss von M 800.- ( Achthundert Mark ) a-Cto. einer Beteiligung von 5% für die ersten 2000 Exemplare, für alle weiteren Exemplare 10%.

Abrechnung erfolgt jeweils am ~~15. Januar~~ und 15. Juli über den Verkauf des vergangenen ~~Halbjahrs~~. Gleichzeitig mit der Abrechnung ist die Zahlung fällig.

§ 3.

Der Gyldendal Forlag verpflichtet sich, das Werk bis zum 30. April 1933 erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffenseins des Werkes in dänischer Sprache keine neue Auflage im Gyldendal Forlag, so hat der Verlag K. das freie Verfügungsrecht über diese Rechte.

§ 4.

Der Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen, genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger unterzeichnet.

Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin-Mitte, soweit zuständig, sonst das Landgericht I. Berlin.

Berlin, den 4.10.32.

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.

AKTIESELSKABET  
GYLDENDALSKE BOGHANDEL  
NORDISK FORLAG

København, den 10.10.1932.

*[Handwritten signature]*



H

6 octobre 1934

H. HAGERUP'S Forlag  
Fiolstraede 10  
K o p e n h a g e n (Danemark)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de  
céder to s nos droits concernant le livre de Joseph Roth "HIOB"  
a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez  
ci-apres:

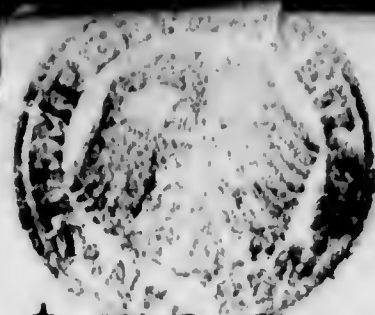
Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paie-  
ments, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "HIOB"  
a Monsieur Joseph Roth.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération  
la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.





3

Berlin, den 24. Oktober 30

*Finanzen*

V e r t r a g

-----

Zwischen dem H. Hagerup's Forlag, Kopenhagen, Fiolstraede 10 ( im folgenden kurz der Verlag Hagerup genannt ) einerseits, und der Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G. Berlin NW.87. Altonaer-str. 4 ( im folgenden kurz der Verlag K. genannt ) andererseits wurde heute folgender Vertrag geschlossen :

§ 1.

Der Verlag K. übergibt dem Verlag Hagerup das ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung des Romans " Hiob " von Joseph Roth als Buchausgabe in die dänische Sprache.

§ 2.

Der Verlag Hagerup zahlt bei Zeichnung des Vertrages an den Verlag K. eine Vorauszahlung von M 300.- ( Dreihundert Mark ) à- Conto einer 5%tigen Beteiligung vom Ladenpreis eines jeden verkauften Exemplars für die ersten 3000 Exemplare. 300 Exemplare dieser Auflage sind honorarfrei. Ab 4. Tausend erhöht sich der Anteil auf 10%.

Abrechnung erfolgt jeweils am 15. Juli über den Verkauf des vergangenen Jahres. Gleichzeitig mit der Abrechnung ist die Zahlung fällig.

§ 3.

Der Verlag Hagerup verpflichtet sich, das Werk bis zum 30. November 1931 erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffenseins des Werkes in dänischer Sprache keine neue Auflage bei dem Verlag Hagerup, so hat der Verlag K. das freie Verfügungsrecht über diese Rechte.

§ 4.

Der Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen, genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger unterzeichnet.

Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin-Mitte, soweit zuständig, sonst das Landgericht I. Berlin.

Berlin, den 18.10.30.

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.

*Handwritten signature of Gustav Kiepenheuer*

v. p. A/s H. HAGERUPS FORLAG

*Handwritten signature of H. Hagerup*

6 octobre 1934

W. de H A A N  
Uitgever  
U T R E C H T (Hollande)  
Rembrandtkade 35

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de  
céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth: "HIOB"  
à Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez  
ci-après:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paie-  
ments, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "HIOB"  
à Monsieur Joseph Roth.

Veillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération  
la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.



-/E.

Berlin, den 24.6.33.

An den

Verlag W. de Haan,

U t r e c h t

-----

Sehr geehrter Herr,

wir teilen Ihnen hierdurch ergebenst mit, dass wir infolge Liquidation unseres Verlages im Einverständnis mit Herrn Joseph Roth die gesamten Auslandsrechte an die Firma Orcovente, Zürich, Sonnenquai 1 abgetreten haben. Durch Vertrag vom 1.9.1930 haben Sie das Uebersetzungsrecht von " Hiob " in die holländische Sprache erworben. Soweit sich aus dem Vertrieb des Buches weitere Zahlungen, resp. Verpflichtungen für Sie ergeben, haben Sie diese nunmehr vereinbarungsgemäss mit der obengenannten Firma zu verrechnen.

Wir bitten Sie freundlichst, uns dieses Abkommen zu bestätigen. Der zwischen Ihnen und uns geschlossene Vertrag vom 1.9.1930 wird in den nächsten Tagen der Firma Orcovente übermittelt.

In vorzüglicher Hochachtung  
Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.



3 Mk. in Mark entwertet  
Berlin, den 9. September 30  
Timmer

## V e r t r a g

Zwischen dem Verlag W. de Haan, Utrecht, Rembrandtkade 35 einerseits, un der Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G. Berlin NW.87. Altonaerstr. 4 ( im folgenden kurz der Verlag K. genannt ) andererseits, wurde heute folgender Vertrag geschlossen :

### § 1.

Der Verlag K. übergibt dem Verlag W. de Haan das ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung des Romans " Hiob " von Joseph Roth als Buchausgabe in holländischer Sprache.

### § 2.

Der Verlag W. de Haan zahlt an den Verlag K. bei Zeichnung des Vertrages einen Vorschuss von M 500.- ( Fünfhundert Mark ) a Conto einer 8%tigen Beteiligung vom Ladenpreis des broschiierten Exemplars.

Abrechnung erfolgt jeweils am 15. Januar und 15. Juli über den Verkauf des vergangenen Halbjahres. Gleichzeitig mit der Abrechnung ist die Zahlung fällig.

### § 3.

Der Verlag W. de Haan verpflichtet sich, das Werk bis 30. Juni 1931 erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffenseins des Werkes in holländischer Sprache keine neue Auflage im Verlag W. de Haan, so hat der Verlag K. das freie Verfügungsrecht über die holländischen Rechte.

### § 4.

Der Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen, genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger unterzeichnet.

Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin-Mitte, soweit zuständig, sonst das Landgericht I. Berlin.

Berlin, den 1. September 1930. Gustav Kiepenheuer Verlag A.G.

Albrecht, 1. Sept. 1930

*[Signature]*



6 octobre 1934

Verlag H o y  
Zurbano 20  
M a d r i d (Espagne)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "HIOB" a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez ci-apres:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paiements, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "Hiob" a Monsieur Joseph Roth.

Veillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.

3  
6 Oktober 1930



V e r t r a g

*Handwritten signature: Lawrence Jones*

Zwischen dem Verlag Hoy, Madrid, Zurbano 20 einerseits und der Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G. Berlin NW.87, Altonaerstr. 4 andererseits ( im folgenden Kurz der Verlag K. genannt) wurde heute folgender Vertrag geschlossen :

§ 1

Der Verlag K. übergibt dem Verlag Hoy das ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung des Romans

" Hiob " von Joseph Roth als Buchausgabe in die spanische Sprache.

§ 2.

Der Verlag Hoy zahlt bei Unterzeichnung des Vertrages eine Vorauszahlung von pes. 600.- à Conto einer Beteiligung des Verlages K. von 10% am Ladenpreis jedes verkauften Exemplars.

Abrechnung erfolgt jeweils am 15. Januar und 15. Juli über den Verkauf des vergangenen Halbjahrs. Mit der Abrechnung ist die Zahlung fällig.

§ 3.

Der Verlag Hoy verpflichtet sich, das Werk bis zum 30. Juni 1931 erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffensein des Werkes in spanischer Sprache keine neue Auflage bei dem Verlag Hoy, so hat der Verlag K. das freie Verfügungsrecht über die spanischen Rechte.

§ 4.

Dieser Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen, genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger unterzeichnet.

Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin-Mitte, soweit zuständig, sonst das Landgericht I. Berlin.

Berlin, den 19 .9.30.

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.

**Compañia Ibero Americana de Publicaciones S. A.**  
**El Consejero Delegado**

*Handwritten signature: C. Ortega*

*Handwritten signature: Lawrence Jones*



Joseph Roth,  
Paris 6,  
Hotel Foyot  
33, Rue de Tournon

19. November 35

Herrn

Dr. Menzel,  
Humanitas - Verlag,  
Z ü r i c h  
Dianastrasse 3

Sehr geehrter, lieber Herr Doktor Menzel,

entschuldigen Sie, dass ich Ihnen so spät auf Ihren freundlichen Vorschlag antworte, den Sie meinem Freund, Herrn Dr. Konstantin Leites, gemacht haben.

Herr Dr. Leites war krank, und ich konnte ihn nicht belästigen, und ich war überdies mit einer sehr schwierigen Stelle meines neuen Romans beschäftigt.

Ich halte im Prinzip Ihre Bedingungen für durchaus annehmbar. Ich habe nur einige Bedenken gegen ein viel zu dünnes Novellenbuch. Denn vier Novellen à 30 - 40 Schreibmaschinenseiten sind eigentlich nur ein halbes Werk. Und ich möchte mit sogenannten halben Werken nicht gerne an die Öffentlichkeit treten. Auch vom verlegerischen Standpunkt scheint es mir vorteilhafter, wenn man ein Buch herausbringt, das an Umfang und Gehalt den Namen des Autors schon rein äusserlich rechtfertigt. Infolgedessen dachte ich mir, dass es günstiger wäre, einen Band von etwa acht Novellen herauszugeben, die ich etwa im Februar 1936 spätestens abliefern könnte.

Sind Sie einverstanden mit meinem Vorschlag, einen grösseren Band gesammelter Novellen zu bringen - dieser Ansicht ist auch Herr Stefan Zweig - wenn Sie mir dafür 3000 Schweizer Francs Vorschuss zahlen? Oder ziehen Sie vor, lediglich vier Novellen zu dem von Ihnen genannten Vorschuss zu bringen?

Ich glaube, wie vorstehend schon erwähnt, dass es lächerlich wäre, ein sogenanntes Nebenwerk herauszubringen und damit eine Beziehung einzuleiten, die hoffentlich von Dauer sein kann.

Was den Roman betrifft, so steht die Sache so:

laut meinem Vertrag mit dem Verlag Allert de Lange gehört meine ganze Produktion dieses Jahres dem Verlag A. de Lange: das heisst also, ausser den bereits erschienenen "Hundert Tagen" noch mein Roman "Der Stammgast". Für den nächsten Roman bin ich frei. Aber erst Ende Februar kann die Option des Verlages de Lange auf meine Werke, die ich 1936 schreibe, gültig beziehungsweise ungültig werden.

Ich brauche Ihnen als einem verlegerischen Fachmann nicht zu sagen, wie wenig praktische Bedeutung eine Option hat. Ich kann

mich natürlich nicht verpflichten, heute schon mit Ihnen einen Vertrag über meinen nächsten Roman einzugehen. Ich kann nur mit reinem Gewissen sagen, dass ich selbstverständlich einen Verleger, der mir in der Frage der Novellen entgegenkommt, jedem anderen vorziehen würde.

Ueber die Sicherheit für den Vorschuss, den ich dann zu bekommen hätte, haben Sie ja bereits, so viel ich weiss, mit Herrn Dr. Leites gesprochen. Er ist in verlegerischen Dingen mein Freund und mein Vertreter, und er lässt Ihnen durch mich nahelegen, ob Sie nicht eventuell nach Paris kommen würden, um sich mit ihm über mich zu unterhalten. Der Novellen allein wegen hätte freilich Ihre Reise wenig Sinn, es sei denn, Sie hätten ausserdem noch etwas in Paris zu erledigen. Es wäre aber immerhin möglich, dass ich von der Option des Allert de Lange - Verlages auf meine Werke von 1936 befreit werden könnte.

Immerhin bitte ich Sie höflichst, mir möglichst bald freundlichst antworten zu wollen:

a) ob Sie mit dem Vorschlag für den 8 Novellen-Band einverstanden sind,

b) bitte ich Sie, mir zu bestätigen: die Bedingungen, die Sie Herrn Dr. Konstantin Leites gemacht haben.

Ich muss mich in einer ziemlich kurzen Frist entscheiden können, denn Sie wissen wahrscheinlich, dass zwei neue Verlage im Ausland gegründet werden, und dass Fischer nach der Schweiz übersiedelt. Ich muss ausserdem noch mit einem Angebot meines amerikanischen und englischen Verlegers rechnen, auf das ich in etwa einer Woche zu antworten habe.

Ich wäre also sehr dankbar, sehr geehrter Herr Doktor Menzel, wenn ich in den nächsten Tagen eine Antwort von Ihnen erhalten könnte.

Sehr ergeben

Ihr



IJ  
K

# KOMÖDIE

## BÜRO FÜR FILM- UND BÜHNENRECHTE

TELEFON  
U-42.4-52

Wien 1, Canovagasse 5

TELEGRAMME:  
KOMODIEVERLAG WIEN  
CANOVAGASSE

den 8. Mai 1937.

Herrn  
J O S E P H R O T H  
p. Adr. Frau Hedy Pompan  
W I E N I I . .

Sehr geehrter Herr Roth!

Anliegend das Manuskript des "H i o b".

Wir haben das Werk nur in der ungarischen Sprache geprüft und finden es vom bühnentechnischen Standpunkt für vollendet.

Für das Stück ist bereits in Budapest grösstes Interesse und sind die Direktoren, die es gelesen haben, davon begeistert.

Das Ihnen anliegend überreichte Exemplar ist das einzige in deutscher Sprache existierende, und wir bitten Sie darum, sich dieses durchzulesen und die von Ihnen evtl. noch gewünschten Sprachänderungen vorzunehmen. Sodann wollen Sie uns bitte dieses Manuskript per EINSCHREIBEN, EXPRESS sofort zurücksenden, da wir es sogleich vielfältigen lassen müssen.

Wir hoffen, dass es uns gelingen wird, in Paris für die Rolle des Mendel Singer, Harry Baur zu interessieren, ebenso in New York Moritz Schwarz.

Wir wären Ihnen auch sehr verbunden, wenn Sie uns mitteilen wollten, wie Sie die Dramatisierung finden, denn Herr Dr. Kelemen, der sich z. Zt. in Wien aufhält, legt grossen Wert auf Ihr Urteil.

Wir bitten Sie also nochmals um postwendende Erledigung und zeichnen

mit vorzüglicher Hochachtung

**KOMÖDIE**  
BÜRO FÜR FILM UND BÜHNENRECHTE

*Heller*



6 octobre 1934

Verlag Kaldor Könyvkiadóvállalat  
Petöfi Sandor ucca 6  
B u d a p e s t IV (Hongrie)

Monsieur,

Nous avons l'honneur de vous faire savoir que nous venons de céder tous nos droits concernant le livre de Joseph Roth "HIQB" a Monsieur Joseph Roth dont l'adresse actuelle vous trouverez ci-apres:

Monsieur  
Joseph R o t h  
N i c e (France)  
Promenade des Anglaises 119  
Villa Jeanne Rose  
aux bons soins de Mr.Kesten.

Nous vous prions de bien vouloir adresser dorénavant vos paiements, lettres, décomptes etc. concernant ledit livre "Hiob" a Monsieur Joseph Roth.

Veuillez agréer, Monsieur, l'assurance de notre considération la plus distinguée.

Orcovente s.a.r.l.

V e r t r a g

Zwischen dem Verlag Kaldor Könyvkiadóvállalat, Budapest IV. Petöfi Sandor ucca 6 ( im folgenden kurz der Verlag Kaldor genannt ) einerseits, und der Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G. Berlin-Charlottenburg 2. Kantstr.10 ( im folgenden kurz der Verlag K. genannt ) andererseits, wurde heute folgender Vertrag geschlossen :

§ 1.

Der Verlag K. übergibt dem Verlag Kaldor das ausschliessliche Recht auf Uebersetzung, Vervielfältigung und Verbreitung des Romans

" H i o b "

von Joseph Roth als Buchausgabe in die ungarische Sprache.

§ 2.

Der Verlag Kaldor zahlt bei Vertragsunterzeichnung ein Pauschalhonorar von RM 400.- ( Vierhundert Mark ) für eine Auflage von 3000 Exemplaren. Ab 4. Tausend erhält der Verlag K. eine Beteiligung von 10% vom Ladenpreis eines jeden verkauften Exemplars.

Abrechnung erfolgt halbjährlich und zwar am 15. Januar und 15 Juli über den Verkauf des vergangenen Halbjahrs. Gleichzeitig mit der Abrechnung ist die Zahlung fällig.

§ 3.

Der Verlag Kaldor verpflichtet sich, das Werk im Laufe des Jahres 1932 erscheinen zu lassen.

Erscheint innerhalb eines halben Jahres nach Vergriffenseins des Werkes in ungarischer Sprache keine neue Auflage im Verlag Kaldor, so hat der Verlag K. das freie Verfügungsrecht über die ungarischen Rechte.

§ 4.

Der Vertrag wurde von beiden Vertragsschliessenden gelesen, genehmigt und rechtskräftig auch für ihre Rechtsnachfolger unterzeichnet.

Gerichtsstand ist das Amtsgericht Berlin-Mitte, soweit zuständig, sonst das Landgericht I. Berlin.

Berlin, den 22. II. 32.

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G.



Zur Herausgabe 5000  
Zur Hauptausgabe 3000

KALDOR Könyvkiadóvállalat

Berlin, den 8. III. 1932

Dr. ...  
Stempel





Joseph Roth,  
Paris 6,  
Hotel Foyot  
33, Rue de Tournon

23. Sept. 35

Herrn  
Rechtsanwalt Dr. Paul K o r e t z,

W i e n I.

Stubenring 6

Sehr geehrter Herr Doktor,

ich empfang Ihr Schreiben vom 19. ds. Mts. und teile  
Ihnen mit, dass die Tonfilmrechte an meinem Roman " Hiob "  
vergeben sind. Ich habe Ihr Schreiben auf alle Fälle an die  
Viking Press Inc., New York, N.Y., 18 East 48th Street, die  
mich in dieser Angelegenheit vertreten hat, weitergeleitet.

Mit vorzüglicher Hochachtung

RECHTSANWALT  
D<sup>r</sup>. PAUL KORETZ

TELEPHON R 24-3-44  
TELEGR.-ADR.: -ANDILI-  
POSTSPARK.-KONTO D 153.232

WIEN, den 19. September 1935.  
I., STUBENRING 6

Herrn

Joseph Roth  
m. Brf. der Redaktion des "Tagebuch"

Paris, VIII<sup>e</sup>  
- - - - -  
56, Rue du Faubourg St. Honoré

*beantwortet.  
23./9.35*

Sehr geehrter Herr Roth !

In der Anlage übermitteln wir Ihnen unseren  
heutigen Brief an den Querido-Verlag, Amsterdam, und bit-  
ten Sie auch um möglichst umgehende direkte Stellung-  
nahme an unsere Kanzlei.

In vorzüglicher Hochachtung

im Auftrage des Herrn Dr. Koretz :

*K. Kind.*  
Sekretärin.

1 Anlage.

Flugp.  
express, rek.  
Rückschein.



L

Joseph Roth  
Paris 6,  
Hotel Foyot  
33, Rue de Tournon

7. Dezember 35

Lieber Landauer,

ich bitte Sie, mir zu schreiben, ob es nicht möglich wäre, von Plon einen Schadenersatz wenigstens dafür zu erhalten, dass er den " Antichrist" nicht herausbringt. Schreiben Sie mir, ob Sie direkt etwas unternehmen, oder ob ich meinen Rechtsanwalt damit beauftragen soll.

Herzlich

Ihr



Joseph Roth,  
Paris 6  
Hotel Foyot  
33, Rue de Tournon

29 Oktober 35

Lieber Landauer,

ich bestätige Ihnen mit bestem Dank den Erhalt der November-Rate.

Herr Sabatier vom Grasset - Verlag dürfte Ihnen schon geschrieben haben, dass er bis Donnerstag eine Option wünscht. Stefan Zweig hat mich emphatisch empfohlen. Ich brauche hier noch dringlichst ungefähr 15 Exemplare für publizistische Zwecke.

Für eine wichtige Dame, nämlich Frau Marianne Glaser, Hotel Le Bristol, 112, Faubourg St. Honoré, bitte ich, ein gebundenes Exemplar in meinem Namen sofort schicken zu wollen.

Mehrere Herrschaften, die auf der Liste standen, behaupten, bis jetzt noch kein Exemplar bekommen zu haben.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mir mitzuteilen, ob Sie irgend einen Erfolg des Buches heute schon sehen können.

Ferner bitte ich Sie um die Freundlichkeit mir mitzuteilen, ob es Ihnen recht wäre, wenn ich einen Vorabdruck meines zweiten Romans "Der Stammgast" dem "Pariser Tageblatt" verkaufen würde. Das "Pariser Tageblatt" ist prinzipiell dazu bereit.

Vor allem interessiert mich der amerikanische Vertrag über "100 Tage", weil ich wissen möchte, ob in diesem Vertrag auch andere Rechte als nur Buchrechte erwähnt sind.

Die Rezensionsliste sende ich Ihnen bald und schreibe Ihnen dann auch wegen P lon. Ich bitte Sie nur, mein heutiges Schreiben möglichst umgehend zu erledigen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr



Walter Landauer,

26. März 34

Paris 6,

Hotel Foyot

33, Rue de Tournon

Lieber Landshoff,

Ich war noch einmal verreist, und es ist sehr wahrscheinlich, dass ich bald wieder nach Amsterdam fahre.

Bei der Oreovente ist noch einmal ein Scheek von der Viking aus Amerika eingegangen für Abrechnung hier, und zwar in Höhe von 889 schweizer Fres. Die Lage ist jetzt so, dass die Summe, die Hans Ihnen gegeben hat, hereingekommen ist und die Oreovente und Hans die Spesen gedeckt haben, das heisst, alle jetzt eingehenden Beträge können an Sie sofort abgeführt werden. Es sind bei der Oreovente eingegangen 2461 schw. Fres. (davon ist allerdings ein Scheek über <sup>3</sup>300 schw. Fres. aus Budapest noch nicht flüssig gemacht.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

# ALLERT DE LANGE

DEUTSCHE VERLAGSABTEILUNG

Fernsprecher 40292-41292  
Postgiro No. 4110  
Giro Amsterdam L 606  
Bank-Konto: Amsterdamsche Bank  
Damrak-Amsterdam

AMSTERDAM-C, den 2. Oktober 1935  
DAMRAK 62

Herrn Joseph Roth,  
33, Rue de Tournon,  
Hotel Foyot,  
Paris. Vle

Lieber Roth,

Anbei die Abrechnung, die Sie verlangt haben, für Hiob und den Antichrist.

Ihr Buch erscheint hier Anfang nächster Woche.

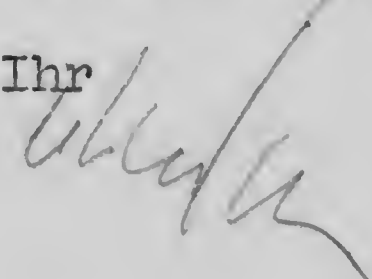
Falls Sie kommen wollen, so wäre es also richtig, Sie kämen Anfang nächster Woche. Ich möchte aber gerne eine Woche vorher darüber informiert sein.

Da Sie mir nichts darüber geschrieben haben, habe ich Plon die hundert Tage zugesandt. Sie müssen schon in seinem Besitz sein und es wäre wohl richtig, wenn Sie das Herrn Poupet und Ihrer Uebersetzerin mitteilten.

In Polen habe ich es einem Verlage gesandt, der sich dafür ausserordentlich interessiert und wohl noch am zahlungsfähigsten ist.

Bitte bereiten Sie ebenfalls schon jetzt eine Rezensionsliste vor. Schreiben Sie mir bald.

mit herzlichen Grüßen

Ihr  


1 Abrechnung



Joseph Roth,  
Paris 6,  
Hotel Foyot  
33, Rue de Tournon

23. September 35

Lieber Landauer,

ich danke Ihnen für Ihre Auskünfte vom 20. ds. Mts. und ich sehe der Uebersendung der versprochenen Abrechnung entgegen.

Was nun Ihre Verhandlungen mit anderen Ländern über die "100 Tage" betrifft, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir darüber ausführlich schreiben könnten. Es liegt mir ausserordentlich viel daran, dass recht bald Abschlüsse erfolgen. Insbesondere bitte ich um Mitteilung, ob Sie sich schon mit einem polnischen Verlag in Verbindung gesetzt haben, da durch die hiesige Agentur Hoffmann die Möglichkeit besteht, das Buch in Polen sehr schnell zu placieren. Wegen der holländischen Ausgabe haben Sie mir keine Antwort gegeben. Ich bitte Sie, mir zu sagen, ob Sie sie gleichzeitig vorbereiten oder wann das Buch sonst erscheinen soll.

Ebenso bitte ich um Nachricht, ob Sie an Huebsch Aushängebogen des Romans geschickt haben.-Vom dritten und vierten Buch des Romans erwarte ich noch Ihre Korrekturen, damit ich Primatur geben kann.

Herzlich

Ihr

Joseph Roth,

Paris 6,  
Hotel Foyot  
33, Rue de Tournon

4. September 35

Lieber Landauer,

ich danke Ihnen für die Einsendung der Aufstellung per 1. September. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir in Ergänzung dieser Aufstellung möglichst bald einen Auszug schicken wollten, aus welchem hervorgeht, wann ich die einzelnen Beträge von Ihnen erhalten habe. Unter "Vorschuss für neue Werke" ist wohl der Vorschuss für "Stammgast" gemeint. Für dieses Werk habe ich bis zum ersten September vertragsgemäss Hfl. 3310;- erhalten. In Ihrer Aufstellung geben Sie Hfl. 4814,21 an. Schon aus diesem Grunde möchte ich eine genaue Aufstellung über die einzelnen Zahlungen haben, um zu sehen, wie sich der Betrag zusammensetzt.

Ferner ist mir nicht Ihre Verrechnung der Rechte in fremden Sprachen klar, zum Beispiel geben Sie bei "Antichrist" an, für tschechische Rechte Hfl. 247,50 Gesamteinnahmen, bringen mir jedoch nur 99 Hfl. gut. Ich wäre Ihnen auch sehr dankbar, wenn Sie mir Abschriften Ihrer Verträge wegen der tschechischen, französischen und amerikanischen Rechte über "Antichrist" und der amerikanischen Rechte über "100 Tage" senden wollten.



Ferner bitte ich Sie, Herrn Stefan Zweig,  
London W 1, 11, Portland Place, schreiben zu wollen, dass ihm der  
Verlag sehr dankbar wäre, wenn er in meinem Interesse die  
Möglichkeit finden würde, die Verfilmung des Buches unterzubringen.

Vergessen Sie bitte auch nicht, ihm für seine  
gute Gesinnung mir gegenüber zu danken. Es hat einen bestimmten  
Sinn, weil nämlich Herr Stefan Zweig mit seinem Wiener Verlag  
sehr unzufrieden ist.

Antworten Sie mir bitte bald und genau.

Herzlich

Ihr

# ALLERT DE LANGE

DEUTSCHE VERLAGSABTEILUNG

Fernsprecher 40292-41292  
Postgiro No. 4110  
Giro Amsterdam L 606  
Bank-Konto: Amsterdamsche Bank  
Damrak-Amsterdam

AMSTERDAM-C, den 4. September 1935  
DAMRAK 62

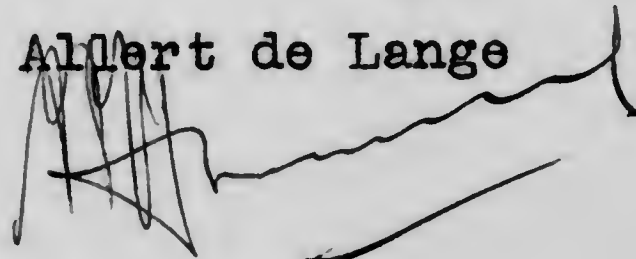
Herrn Joseph Roth,  
33, Rue de Tournon,  
Hotel Foyot,  
Paris.

Hochverehrter Herr Roth,

Hierbei eingeschlossen übersenden wir Ihnen eine Quittung für die ausgezahlten Beträge Ihrer Monatsrate per 1. September, laut untenstehender Spezifikation.

mit ergebener Hochachtung

Allert de Lange



## Spezifikation

frs. 2500.-	= fl. 250.-
Spesen für telegraphische Ueberweisung	= " 3.91
	<u>" 253.91</u>
Ihnen zukommender Saldo d. Monatsrate vom 1.8.	= " 2.-
	<u>" 251.91</u>
frs. 2350.- (2. telegr. Ueberw.)	= " 235.-
Spesen für telegr. Ueberweisung	= " 3.96
	<u>Fl. 490.87</u>

Restiert noch ein Saldo von f. 1.13, welchen Betrag wir bei einer nächsten Abrechnung verrechnen werden.

In der Anlage:  
1 Quittung

f. 913



V E R T R A G .

Zwischen dem Verlag Allert de Lange, Amsterdam ( im folgenden Verlag genannt ) und zwischen Herrn Joseph Roth ( im folgenden Autor genannt ) ist der Vertrag vom 29.7.'33 in folgenden Punkten geändert worden :

1/.Anstatt des vorgesehenen Buches " Juden und Antisemiten " schreibt der Autor ein Buch " Der Antichrist " .

2/.Der Autor erhält statt der im Paragraphen 4 vorgesehenen Garantiesumme von Mark 6000.--. noch weitere 2250 Mark, im Ganzen also Mark 8250. Von diesen 2250 Mark erhält er 750 sofort und den Rest zu einem Zeitpunkt der zwischen Autor und Verlag vereinbart wird.

3/.In Abänderung des Paragraphen 5 hat der Verlag das Recht 50 % sämtliche Auslands-einnahmen solange einzubehalten bis der Vorschuss abgedeckt ist.

4/.Nach Ablieferung des Manuskriptes verpflichten sich Autor und Verlag einen Vertrag über das nächste Werk des Autors zu schliessen ( entweder über Roman oder Biographie ) zu folgenden Bedingungen:

Beteiligung 15 % vom broschierten Ladenpreis für das erste bis dritte Tausend, 17½ % ab vierten Tausend, 20 % ab sechsten Tausend.

Auslandsbeteiligung 80 % ( die Hälfte der Auslandseinnahmen auf seinem Vorschuss verrechenbar.  
Als Vorschuss erhält der Autor eine monatliche Rente von 750 M., und weitere öSch 200.--, die direkt an den Rechtsanwalt Wolf<sup>x</sup> nach Wien gezahlt werden, 7 Monate lang. <sup>x</sup> ( Teinfaltstrasse 7 ,Wien 1 ) .

Im Übrigen sind die Bedingungen des Vertrages vom 29.7.'33 massgebend.

*Allert de Lange*

## Vertrag

Zwischen Herrn Joseph Roth, Paris ( im folgenden Autor genannt) und dem Verlag Allert de Lange, Amsterdam ( im folgenden Verlag genannt) ist folgender Vertrag abgeschlossen worden:

- 1.) Der Autor uebergibt dem Verlag das ausschliessliche Recht fuer die hollaendische und deutsche Sprache zur Verbreitung seines Buches " Die Juden und ihre Antisemiten" fuer alle Auflagen fuer die Dauer der gesetzlichen Schutzpflicht. Gleichzeitig uebertraegt der Autor dem Verlag die Uebersetzungsrechte in fremde Sprachen, sowie sonstige Nebenrechte.
- 2.) Der Autor verpflichtet sich deutlich leserliche Kopie zu liefern und die ueblichen Korrekturen zu erledigen.
- 3.) Der Autor verpflichtet sich zur Ablieferung des Manuskriptes bis zum 31. Januar 1934. Der Verlag verpflichtet sich, die Drucklegung dieses Werkes sofort nach Ablieferung in Angriff zu nehmen.
- 4.) Der Verlag verpflichtet sich zu einer Garantiezahlung von einer Summe, die dem augenblicklichen Wert von Mark 6000.- oder franz. Francs 36.000.- entspricht. Dieser Betrag ist zu verrechnen auf eine 15%ige Beteiligung des Autors am Ladenpreis des broschierten



Exemplars der deutschen Ausgabe, auf eine 10%ige Beteiligung am Ladenpreis des gebundenen Exemplars der hollaendischen Ausgabe Von der Garantie-Summe sind Mk. 3000.- sofort nach Unterzeichnung des Vertrages zu zahlen, Mk. 750.- am 1. Oktober, Mk. 750.- am 1. November, Mk. 750;- am 1. Dezember ds. Js. und Mk. 750.- am 1. Januar 1934.

- 5.) Die auslaendischen Einnahmen sind sofort nach Eingang an den Verlag an den Autor weiterzuleiten, jedoch erhaelt der Verlag von saemtlichen Auslandseinnahmen eine Beteiligung von 20%. Abrechnung erfolgt vierteljaehrlich am 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. Oktober ueber den Absatz des vergangenen Quartals, ebenfalls die Auszahlung und Abrechnung ueber die Summe, die die Garantie ueberschreitet.
- 6.) Der Autor verpflichtet sich, sein naechstes Werk, das kein Roman ist, dem Verlag zuerst anzubieten.
- 7.) Der Autor erhaelt von 1000 Exemplaren 20 Freiexemplare.
- 8.) Falls der Autor anstatt " Juden und Antisemiten" eine Biographie ueber den " letzten Zaren" schreibt, so uebergibt er dem Verlag dieses Werk zu denselben Bedingungen, wie sein Buch " Juden und Antisemiten". Die Paragraphen des Vertrages finden also entsprechende Anwendung mit folgender Ausnahme:

Als Ablieferungstermin wird festgesetzt : der 1. Mai 1934,  
die monatlichen Zahlungen erfolgen in 6 Raten a Mk. 500.-  
am 1. November, am 1. Dezember ds. Js;, am 1. Januar 1934, am  
1. Februar 1934, am 1. Maerz 1934 und am 1. April 1934.

- 9.) Eventuelle Streitigkeiten aus diesem Vertrag, welche die  
kontrahierenden Parteien nicht miteinander schlichten  
koennen, werden entschieden durch einen beiden Parteien  
guenstig bekannten, fachmaennischen Arbiter.

Erfuellungsort Amsterdam  
ausgefertigt in duplo  
Amsterdam, den 27. Juli 1933



# ALLERT DE LANGE

DEUTSCHE VERLAGSABTEILUNG

Walter Landauer.

Fernsprecher 40292-41292

Postgiro No. 4110

Giro Amsterdam L 606

Bank-Konto: Amsterdamsche Bank

Damrak-Amsterdam

AMSTERDAM-C, den 12. November 1935  
DAMRAK 62

Herrn Joseph Roth ,  
Hôtel Foyot ,  
33 , Rue de Tournon ,  
PARIS VIe.

Lieber Roth ,

Sie haben die Namen verwechselt. Es handelt sich um Herrn Dr. Gunning. Vielleicht wird er über Sie schreiben im Tagebuch. Dazu ist erforderlich, dass das Tagebuch ihn besonders höflich auffordert und sich eventuell beruft auf die schönen Worte die er vor einem Jahre im Handelsblad über den Antichrist geschrieben hat.

Seine Adresse ist : Dr. J.H. Gunning J.Hz., Koninginneweg 34 , Amsterdam.Z.

Er ist sehr angesehen hier und es dürfte für das Tagebuch gar nicht unwichtig sein, wenn von ihm ein Aufsatz erschiene. Aber wir können an ihn nicht herantreten, zumal es peinlich wäre, wenn nachher das Tagebuch irgendwelche Schwierigkeiten macht.

(Ausgesprochen ist der selbstverständliche Weg, dass die Zeitschrift sich an ihn wendet)

Die Gründe

Ich hatte Sie gebeten mir Autobiographisches für den Abdruck im  
" VADERLAND " zuzusenden. Ist das möglich ?

*Handwritten text, likely a reply or a list of names, including 'Katalan' and 'Wimmelles'.*



# ALLERT DE LANGE

DEUTSCHE VERLAGSABTEILUNG

Fernsprecher 40292-41292  
Postgiro No. 4110  
Giro Amsterdam L 606  
Bank-Konto: Amsterdamsche Bank  
Damrak-Amsterdam

AMSTERDAM-C, den 8. November 1935  
DAMRAK 62

Herrn Joseph Roth,  
Hotel Foyot,  
33, Rue de Tournon,  
Paris.

Lieber Roth,

Wir können hier keinen Holländer veranlassen <sup>einen</sup> ~~Kritiken~~ in dem "Tagebuch" zu schreiben. Das müsste das Tagebuch von sich aus veranlassen. Ich würde es aber auch nicht für zweckmässig halten, da die Namen, die hier in Frage kommen, in den hiesigen Zeitungen mehr Geltung haben als im Tagebuch.

Kesten wäre sehr gerne bereit im Tagebuch einen Aufsatz zu schreiben. Ich würde das auch für eine ganz gute Lösung halten. Vielleicht könnten Sie das Herrn Schwarzschild mitteilen.

Ich möchte mich nicht mit ihm deswegen in Verbindung setzen, aber es müsste nach meiner Ansicht sofort geschehen. (In Frage käme auch Polgar) Hier war einer der Herren des Mondadori-verlages, der uns mitteilte, dass er die 100 Tage nicht bringen kann, da Lavinia Mazzuchetti das Buch in einer billigen Serie bei Sperling & Kupfer herausgeben möchte. Ich bin davon nicht sehr begeistert, aber bitte schreiben Sie mir, ob Frau Mazuchetti an Sie herangetreten ist und ich mich an sie wenden kann da sie mit uns einen Vertrag schliessen müsste.

Geld wird man unter den augenblicklichen Umständen kaum aus Italien bekommen.

Das Pariser Tageblatt müsste Ihnen mindestens hfl.300.- bis hfl.400.- zahlen.

Antworten Sie mir bitte sofort, insbesondere wegen des Tagebuchs.

mit herzlichen Grüßen

Ihr

W. Lange

# ALLERT DE LANGE

DEUTSCHE VERLAGSABTEILUNG

Fernsprecher 40292-41292  
Postgiro No. 4110  
Giro Amsterdam L 606  
Bank-Konto: Amsterdamsche Bank  
Damrak-Amsterdam

AMSTERDAM-C, den 31. Oktober 1935  
DAMRAK 62

Herrn Joseph Roth,  
Hotel Foyot,  
33, Rue de Tournon,  
Paris. Vle

Mein lieber Roth,

Ein Teil der Rezensionsexemplare, insbesondere an die von Ihnen angegebenen Privatadressen, ist erst vor einigen Tagen versandt worden. In diesen Tagen müssen alle im Besitz von Exemplaren sein. Ich sende Ihnen noch weitere 15 Exemplare.

Das Buch liegt ja nur in Holland schon seit einiger Zeit vor, aber in anderen Ländern dürfte es erst in diesen Tagen angekommen sein, sodass ein Verkaufserfolg noch nicht zu beurteilen ist.

Ich bitte Sie sehr herzlich einen Abdruck des Stammgastes keinesfalls vor Februar im Pariser Tageblatt erscheinen zu lassen. Ich halte es nicht für gut, dass gerade beim Erscheinen der 100 Tage schon ein neuer Roman im Tageblatt läuft.

Die hundert Tage werden in einer holländischen Uebersetzung in HET VADERLAND erscheinen, der angesehensten Zeitung des Haag.

Man will dort für Ihren Roman eine grosszügige Propaganda machen. Könnte Sie zu diesem Zweck mir 1 bis 2 Schreibmaschinenseiten Autobiographisches zusenden? Ich kann mich erinnern, dass Sie in früheren Jahren so etwas parat haben, vielleicht lässt es sich finden. Ich müsste es aber sofort haben.

Ich weiss nicht, wieviel Sie die Hilfe von Stefan Zweig beanspruchen dürfen. Gut wäre es, wenn er Ihr Buch auch in Skandinavischen Ländern seinen Verlegern empfehlen würde.

Grasset habe ich versprochen, falls er sich schnell entscheidet, vorher mit niemandem abzuschliessen. Die hundert Tage liegen, wie ich Ihnen schon schrieb, ebenfalls bei der Nouvelle Revue.

Bitte schreiben Sie mir, ob und wann der Stammgast fertig ist.

Kann man noch etwas wegen der Kritiken tun? Wichtig sind in erster Linie die grossen Schweiz. Zeitungen, aber auch die grossen Wiener Zeitungen und schliesslich müsste doch bald im Tagebuch etwas erscheinen.

mit herzlichen Grüssen

Ihre  
*Alert de Lange*



Zwischen Herrn Joseph Roth, Paris (im folgenden Autor genannt) und dem Verlag Albert de Lange, Amsterdam (im folgenden Verlag genannt) ist folgender Vertrag abgeschlossen worden:

1) Herr Joseph Roth überlässt dem Verlag Albert de Lange die alleinigen deutsch-holländischen Buchrechte seines ursprünglich bei dem Kiepenhauer-Verlag, Berlin, erschienenen Romans

"Hilob"

In seinem Brief vom 30. Juli 1933 an den Verlag Albert de Lange erklärt der Autor, dass er frei über die deutschen Buchrechte dieses Romans verfügen kann, da die bis jetzt von diesem Roman gedruckten 20.000 Exemplare ausverkauft sind und der Kiepenhauer-Verlag seine Anforderung einen Nachdruck dieses Buches innerhalb der gesetzlichen Frist zu bringen abgelehnt hat, womit alle Rechte wieder an den Autor zurückgefallen sind. Der Verlag Albert de Lange verpflichtet sich von diesem Roman eine Volksausgabe zu bringen.

2) Als Honorar erhält der Autor für jedes verkaufte und bezahlte Exemplar eine Tantieme von 15 Pfennig.

3) A conto dieses Honorars erhält der Autor einen Vorschuss von Mk. 1000 (eintausend Reichsmark), zahlbar nach Zeichnung des Verlags.

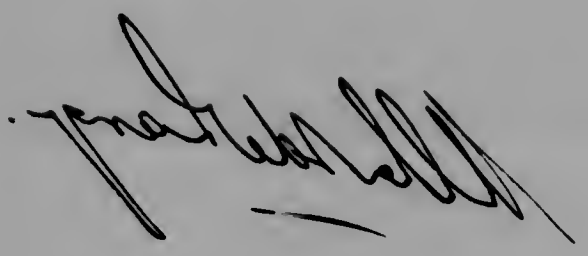
4) Der Autor erhält insgesamt 20 (zwanzig) Freixemplare.

5) Der Verlag übernimmt den Vertrieb der noch nicht verkauften fremdsprachlichen Übersetzungs- und anderen Nebenrechte. Von den dafür eingehenden Honoraren erhält der Verlag 20 % während der verbleibende Rest an den Autor fällt.

6) Die Abrechnung über die verkauften und bezahlten Exemplare findet zweimal im Jahre und zwar am 30. Juni und 31. Dezember statt.

7) Eventuelle Streitigkeiten aus diesem Vertrage, welche die kontrahierenden Parteien nicht miteinander schlichten können, werden entschieden durch einen beiden Parteien günstig bekannten, fachmännischen Arbitrer.

Amsterdam, den 1. August 1933  
Ausgefertigt in duplo  
Drillingslaan Amsterdam



V E R T R A G

Zwischen Herrn Joseph Hoff, Paris (im folgenden Autor genannt) und dem Verlag Albert de Lange, Amsterdam (im folgenden Verlag genannt) ist folgender Vertrag abgeschlossen worden:

1) Herr Joseph Hoff überlässt dem Verlag Albert de Lange die alleinigen deutsch-holländischen Buchrechte seines ursprünglich bei dem Kiepenheuer-Verlag, Berlin, erschienenen Romans

"Hicp".

In seinem Brief vom 30. Juli 1933 an den Verlag Albert de Lange erklärt der Autor, dass er frei über die deutschen Buchrechte dieses Romans verfügen kann, da die bis jetzt von diesem Roman gedruckten 20.000 Exemplare ausverkauft sind und der Kiepenheuer-Verlag seine Anforderung einen Neu-Druck dieses Buches innerhalb der gesetzlichen Frist zu bringen, abgelehnt hat, womit alle Rechte wieder an den Autor zurückgefallen sind. Der Verlag Albert de Lange verpflichtet sich von diesem Roman eine Volksausgabe zu bringen.

2) Als Honorar erhält der Autor für jedes verkaufte und bezahlte Expl. eine Fünftel von 15 Pfennig.

3) A conto dieses Honorars erhält der Autor einen Vorschuss von Mk. 1000.- (eintausend Reichsmark), zahlbar nach Zeichnung des Verlags.

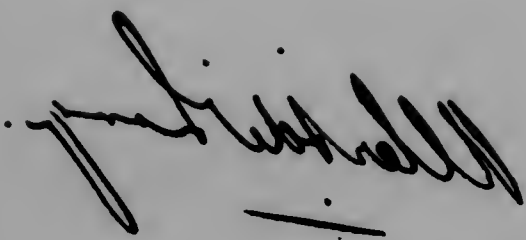
4) Der Autor erhält insgesamt 20 (zwanzig) Freie Exemplare.

5) Der Verlag übernimmt den Vertrieb der noch nicht verkauften fremdsprachlichen Übersetzungen- und anderen Nebenrechte. Von den dafür eingehenden Honoraren erhält der Verlag 20 % während der verbleibende Rest an den Autor fällt.

6) Die Abrechnung über die verkauften und bezahlten Exemplare findet zweimal im Jahre und zwar am 30. Juni und 31. Dezember statt.

7) Eventuelle Streitigkeiten aus diesem Vertrage, welche die kontrahierenden Parteien nicht miteinander schlichten können, werden entschieden durch einen beiden Parteien günstig bekannten, fachmännischen Arbitrer.

Erfüllungsort Amsterdam  
Ausgefertigt in duplo  
Paris, den 2. August 1933





# R. LÖWIT

BUCHHANDLUNG · ANTIQUARIAT · VERLAG

ZENTRALBÜRO: WIEN, I. FLEISCHMARKT 1 · FERNSPR. R 21-4-25

SORTIMENT: WIEN, I. WOLLZEILE 6 · FERNSPR. R 25-4-53

AUSLIEFERUNG: LEIPZIG, TALSTR. 2-3 · FERNSPR. 23-9-26

POSTSCHECK-KONTI: Wien 2963, Leipzig 69.889, Berlin 22.050,  
Prag 500.316, Zürich VIII-11135, Warschau 190.161, Budapest 38.134, Zagreb 40.185

Betrifft

Diktat Dr. P/P

Wien, am 12. April 1937

Herrn

Joseph Roth,

dzt. Wien

Sehr geehrter Herr Roth!

Ich bestätige die heute mit Ihnen getroffene Vereinbarung wie folgt:

1.) Sie übergeben mir das ausschliessliche Verlagsrecht für das von Ihnen verfasste Werk:

"Juden auf der Wanderschaft"

für die deutsche Sprache.

2.) Die Ablieferung des druckfertigen Manuskriptes wird so erfolgen, dass ich bis spätestens 1. Juli 1937 im Besitz des gesamten Manuskriptes sein kann. Sie verpflichten sich, <sup>indem jene Stelle zu</sup> ~~das~~ Werk vollkommen <sup>verändern, die nicht mehr zeitgemäß sind</sup> ~~zeitgemäss zu gestalten~~ und zu dem seinerzeit im Verlag "Die Schmiede", Berlin, unter dem gleichen Titel erschienenen Buch eine Ergänzung von <sup>etwa</sup> ~~mindestens~~ 100 Druckseiten zu liefern.

3.) Ich verpflichte mich, dieses Werk innerhalb von 3 Monaten nach Empfang des druckfertigen Manuskriptes dem Buchhandel zu übergeben.

4.) Der Ladenpreis wird zunächst mit S 2.- für das kartonier- te Exemplar festgesetzt. Ich habe das Recht, den Ladenpreis zu erhöhen, falls der Gesamtumfang des Werkes so gross wird, dass der vorgesehene Ladenpreis von S 2.- nicht gehalten werden kann.

5.) Als Honorar erhalten Sie 15% vom Ladenpreis des karto- nierten Exemplars, d.i. also zunächst S -.30 pro Exemplar.

6.) Als Vorschuss erhalten Sie den Betrag von S 300.-, der bei Unterschrift dieses Vertrages fällig ist. Mit diesem Betrag soll

./.

das Honorar für 1000 Exemplare vorausbezahlt sein. Einen weiteren Betrag von S 150.-, mit dem weitere 500 Exemplare voraus bezahlt werden, lasse ich Ihnen nach Empfang des Manuskriptes an die von Ihnen aufzugebende Adresse zugehen.

7.) Ich bin verpflichtet, Ihnen über den Absatz des Buches vierteljährlich Abrechnung zu legen, das erste Mal am 1. Jänner 1938.

8.) Als erste Auflage werden 3000 Exemplare gedruckt. An Freiexemplaren stehen Ihnen von dieser Auflage 30 Exemplare unentgeltlich zur Verfügung. Weitere Exemplare für Ihren Bedarf können Sie mit einem Rabatt von 50% jederzeit beziehen.

9.) Ich habe das Recht, <sup>von jeder Auflage</sup> jeweils 10% der von mir gedruckten Auflagen als Frei-, Rezensions- und Autorenexemplare honorarfrei zu verwenden.

10.) Unter den gleichen Bedingungen steht mir das Recht zu jederzeit weitere Auflagen des Werkes zu drucken, doch bin ich verpflichtet, Ihnen vorher die Höhe dieser weiteren Auflagen anzuzeigen. Sollte eine Auflage vergriffen sein und ich nicht spätestens innerhalb von 3 Monaten eine ~~Neuaufgabe~~ Neuauflage herausgebracht haben, so fällt das Verlagsrecht wieder an Sie zurück und Sie können unbeschränkt über das Werk verfügen.

11.) An den aus der Vergebung von Uebersetzungen resp. von Vorabdrucken und Nachdrucken eingehenden Honoraren bin ich mit 50% <sup>Beteiligung</sup> falls diese Uebersetzungen resp. Nachdrucke durch mich vermittelt werden. Falls diese Uebersetzungen durch Sie vermittelt werden, so erhalte ich nur eine Beteiligung von 25%.

12.) Die in diesem Vertrag fixierten Rechte und Verbindlichkeiten bleiben auch für die Rechtsnachfolger beider Teile bindend.

13.) Erfüllungs- und Gerichtsort dieser Vereinbarung ist Wien.

Hochachtungsvoll

Träger

Quoten? in Absatz 2 wird 9 raus gelassen werden  
Hörner



# ALLERT DE LANGE

DEUTSCHE VERLAGSABTEILUNG

Fernsprecher 40292-41292  
Postgiro No. 4110  
Giro Amsterdam L 606  
Bank-Konto: Amsterdamsche Bank  
Damrak-Amsterdam

AMSTERDAM-C, den 20. September 1935  
DAMRAK 62

beantw.  
23./9. 35

Herrn Joseph Roth,  
33, Rue de Tournon,  
Hotel Foyot,  
Paris. 6

Lieber Roth,

1./ Wir zahlen bereits seit Juni auf Ihren ausdrücklichen Wunsch nichts mehr nach Wien, sondern alles an Sie. Infolgedessen kann ich Ihre dortigen Verrechnungen nicht beurteilen. Sie erhalten morgen eine genaue Abrechnung des Antichristes mit (den Auslandseinnahmen aus dem Antichrist) und der Hiob. Wir haben ungefähr 2000 Vorausbestellungen für die hundert Tage. Der gebundene Ladenpreis beträgt f. 3.50, kart. f. 2.75

Mit Huebsch haben Sie bereits im vorigen Jahre die Bedingungen für die hundert Tage festgelegt.

Wir haben uns damals bereit erklärt, dass Ihnen Ihr Anteil vorausgezahlt wird. Wir bekommen unseren Anteil erst 6 Monate nach Erscheinen des Buches.

Ich führe mit allen Ländern Verhandlungen. Ich wollte aber erst die Druckbogen versenden, falls es 2-3 Tage möglich ist.

Mit dem französischen Verlegern habe ich bis jetzt noch keine Verhandlungen angefangen, da ich nicht wusste, ob Sie durch Ihre Uebersetzerin verhandeln wollen.

Da ich aber von Ihnen keine Antwort erhielt, werde ich es also Plon anbieten.

Das Buch das also bis Montag ausgedruckt ist, wird innerhalb 14 Tagen hier vorlegen.

mit herzlichen Grüßen

i

POSTZEGELS - RECHTS  
BOVEN IN DEN HOEK!  
VLUGGER VERZENDING



mon sieur

Joseph Roth

23

Paris

hotel Foyot  
rue de Tourvion



PENSION v. KEULEN  
BRAHMSSTR. 2  
AMSTERDAM-(Z)

